

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 1.

Düsseldorf, 3. Januar

1915.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

107a



Profit Neujahr! Zeichnung von G. Bachmann.

Ein deutscher und ein österreichischer Landwehrmann stoßen auf ein siegreiches Jahr 1915 an.

Die rechte Hand.

Neujahrsgeschichte von G. Drossel.

Mutti, was haben wir für Pech!" sagte Finchen Schade, als sie in die Stube trat. Auf ihrem Ruff und in dem hellen Gelod, das unterm Rand des Mützchens hervorquoll, zerpertelten ein paar Schneeflocken. Sie war nicht schön, das Finchen, vielleicht nicht einmal hübsch. Dazu war ihre Gestalt zu klein und rundlich, der Mund zu groß, die Züge zu grob. Aber wie sie so da stand, die Wangen gerötet von der Winterluft, die Augen dunkelblau, die Perletröpfchen des zerschmelzenden Schnees im flimmernden Haar, war sie in ihrer Jugendfrische und Gesundheit hübscher als manche Schöne im Ballstaat. Mutter Schade ließ den grauen Soldatenstrumpf, an dem sie stridte, in den Schoß sinken und sah über die Brille hinweg auf ihre Tochter.

"Pech? Wie so?" fragte sie gebehnt.

"Alles umsonst! Der feine Punsch! Der teure Salat! Die schönen Kuchen!" schmollte Finchen, indem sie die Tasse auszog. "Der Fritz kommt nicht wie sonst zum Neujahrspunsch. Er hat tausendmal um Entschuldigung gebeten, und ich habe versprochen müssen, ihm nicht böse zu sein, aber ärgeren tut's mich doch. Er sagt, er müsse den Neujahrabend mit ein paar genesenen Regimentskameraden verbringen. Er hätte bis zum letzten Augenblick noch gehofft wie immer bei uns sein zu können. Man quäle ihn aber berart, nicht zu fehlen, daß er es den lieben Kameraden, mit denen er Freud und Leid geteilt, nicht abschlagen könne."

"Ja," sagte Mutter Schade und setzte die Stricknadeln wieder in Bewegung. "Das ist ja recht dumm, aber übelnehmen kann man es dem Fritz nicht. Diesmal kommen seine Freunde eher als wir. Ist ja selbstverständlich, daß die, die zusammen dem Tod ins Auge gesehen, hier gemeinsam das neue Jahr begrüßen wollen. Nur schade um all die schönen Sachen! Für uns allein hätten wir doch das nicht aufgebaut." Ihr Blick wanderte zu dem mit weißem Tuch bedeckten runden Tisch, der aufs zierlichste und netteste gedeckt zum Neujahrabendessen war. Finchen sah nachdenklich und verstimmt in das matte Goldlicht der brennenden Lampe. Das ging ihr doch mächtig gegen den Strich, den alten Jugendfreund und ehemaligen Spielkameraden an diesem bedeutungsvollen Neujahrabend nicht am Tisch zu haben. Scheußlich war es, so einen Neujahrabend nun allein, ohne einen Besuch verbringen zu müssen.

Dann aber gab sie sich innerlich einen Ruck. Was sollte man dagegen machen? Unnützes Kopfhängenlassen war nicht Sache ihrer

resoluten Natur. "Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist," sang sie leise, nahm Hut und Jade und ging in ihr Zimmer, sich eine frische weiße Schürze über ihr mattblaues Sonntagskleid zu binden. Da ging die Glode an der Flurtür. Finchen lauschte verwundert. Wer läutete denn jetzt am Neujahrabend? Vielleicht ein Bettler oder ein Hilfsbedürftiger?

Sie huschte rasch über den Flur und öffnete. Frau Marie Gerhard, ihre Flurnachbarin, sah sie verlegen lächelnd an.

"Ich bitte vielmals, vielmals um Entschuldigung, daß ich jetzt noch störe, Fräulein Schade," sagte sie. "Aber ich bin so sehr in Verlegenheit. Während mein Sohn und ich seit dem Vormittag in Vorstel waren bei meiner verwitweten Schwägerin, deren Sohn als Freiwilliger bei Lüttich gefallen, ist mir derweil mein Ofen ausgegangen. Wir wollten meine Schwägerin am heutigen Abend nicht allein lassen. Aber sie sagte, wir hätten ihr nun schon den Mittag und Nachmittag geopfert und sollten nur gehen, den Neujahrabend in unsern eigenen vier Wänden zu verleben. Wäre ich früher zurückgekommen, hätte ich noch einen Töpfer holen können. Aber wer kommt jetzt so spät am Neujahrabend zu mir? Ernst und ich haben uns nun vergeblich mit dem alten Ofen abgemüht. Ich weiß nicht, was auf einmal in ihn gefahren ist. Es ist nichts mit ihm anzustellen. Ich dachte nun, weil Fräulein Schade Hauswirtschaftslehrerin ist, wüßte sie vielleicht einen Rat." Finchen lachte.

"Aber gewiß, Frau Gerhard, warum haben Sie mich denn nicht gleich geholt! Es ist gewiß eiskalt bei Ihnen. Mutter, ich komme gleich wieder," rief sie zur Stubentür herein, "will mal eben zu Frau Gerhard mit hinübergehen und den widerspenstigen Ofen in Ordnung bringen."

Bei Gerhards war es wirklich eiskalt. Am Tische saß, als Finchen eintrat, leidend und fröstelnd in den Uniformmantel gehüllt der junge Krieger. Er war in Flandern verwundet worden, lag mehrere Wochen im Lazarett einer fremden Stadt und war erst kurz vor Weihnachten wieder nach Hause gekommen. Jetzt war er zwar wieder gesund, aber noch abgemagert und blaß. Der rechte Arm hing schlaff herab. Der blick fleiß, und niemals würde die rechte Hand die frühere Beweglichkeit zurückgewinnen. Finchen sah gerührt auf den jungen Mann, der sich bei ihrem Eintritt höflich und ihr freundlich zulächelnd erhob. Eine warme Welle des Mitgefühls und der Güte durchflutete



Das Personal des deutschen Kriegslazaretts von Mons in Belgien. Das Personal setzt sich fast ausschließlich aus Barmern, Düsseldorfern und Elberfeldern zusammen.

Phot. Halgapfel.

ihr Herz. Dieser Liebe, Tapferer, in der Blüte seiner Jugend nun zum Krüppel gemacht, hatte er nicht auch für sie das Opfer gebracht?

„Eigenbleiben, o sitzenbleiben,“ sagte sie herzlich und griff mit warmem Druck nach seiner gefundenen Linken. „Hier daheim wird Sie die Frau Mutter rasch wieder zu Kräften pflegen, Herr Gerhard. Nun will ich aber mal erst nach dem Ofen sehn, damit Sie wenigstens am Neujahrsabend in der Heimat ein gemütliches Zimmer haben.“

Aber der Ofen hatte keine Tüde. Finchen hatte eine blaue Schürze von Frau Gerhard über ihre weiße gebunden und kniete mit Streichhölzern, Papier, Holz, Kohlen und Feuerschürer am Boden und probiert einen Kniff nach dem andern aus. Selbst Mutter Schade war herübergekommen und gab ihren Rat, der auch nichts nützte. So standen sie zu vieren um das schwarze Ungetüm, das zwar wie der Koloß die dargebrachten

Finchen sah, wie ein leichtes Rot die blassen Wangen Ernst Gerhards zu bededen begann. Er schien sich bei ihnen heimisch zu fühlen, das merkte sie. Aber die wirkliche Gewalt der Gefühle des Mannes, der wochenlang draußen in Kälte und Dunkelheit Schreden und Grauen des Krieges durchlebt und nun hier saß an dem weißen, geschmückten Tisch in der lichterglänzenden Stube, in der es so friedlich war, neben sich die beiden lieben alten Frauen, gegenüber das blondhaarige Finchen, frisch wie eine junge Rose, die mit reizender Hausfräulichkeit und Geschäftigkeit die Gäste bediente, konnte sie doch nicht ermessen.

Es war ihm, als träume er den wunderschönsten Traum. Wie wohl war ihm zumute. Zage kleine Hoffnungen zogen durch sein Herz. Dann seufzte er auf. Er war ein Narr. Jetzt durfte er nicht mehr daran denken. Aber wenn er gesund gewesen wäre wie früher, dann wüßte er, was er tun würde. Heute, an diesem Neujahrsabend, wurde es ihm klar. Die Muntere, Frische, Süße da ihm gegenüber, die wäre sein Geschmac gewesen, die hätte er sich nicht entgehen



Ein lustiger Wintertag im Feld: Deutsche Soldaten bauen einen Schneemann auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Der. Fotobüros, Amsterdam.

Opfer Holz, Kohlen, Pappdedel und Zunder in sich straß, aber nicht zu dauerndem Brennen und Glähen zu bringen war.

„Ja,“ sagte Finchen endlich, stand auf, strich sich das Haar aus dem heißen Gesicht und band die Schürze ab, „Herrschaften, da nützt alles nichts. Da bleibt Ihnen schon nichts anderes übrig als die paar Neujahrsstunden drüben in unserm warmen Zimmer zu verbringen.“

Mutter Schade nickte und fridte im Stehen weiter an ihrem Soldatenstrumpf, den sie nicht aus den Händen gelassen hatte.

„Da gibt's gar keinen andern Ausweg, liebe Nachbarin,“ sagte sie, als Frau Gerhard eine abwehrende Bewegung machte. „Sie wollen Ihren Zungen, der im Schützengraben genug gefroren hat, doch hier nicht am Neujahrsabend in der Kälte sitzen lassen? Wir haben sowieso auf Besuch gerechnet, der uns im letzten Augenblick im Stich gelassen hat. Nun helfen Sie uns, Salat und Neujahrs-punsch vertilgen.“

Etwas verlegen zwar, aber doch wohlthuend berührt durch die wirklich herzliche und munter hervorgebrachte Einladung der beiden Damen, folgten Ernst und die Mutter der voranschreitenden Frau Schade in das Wohnzimmer. Ja, da war's warm und gemütlich.

lassen. Finchen merkte es gar nicht, daß sie inzwischen ganz den treulosen Freund vergessen hatte. Wäre nicht der Gedanke an die harte Zeit gewesen, in der man lebte, der Gedanke an die, die in dieser Neujahrsnacht fern von der Heimat im Feindesland waren, sie hätte vor Übermut nicht aus noch ein gewußt. Der junge Mann ihr gegenüber gefiel ihr immer besser. Komisch, daß sie erst jetzt so recht vertraut mit ihm wurde! Kam es vielleicht daher, weil sie ihn heute seines kranken Armes wegen mütterlich umsitzen konnte, ihm alles reichte, ihm jedes Brötchen belegte und zurechtschnitt?

Sie betrachtete ihn aufmerksam. Wie edel die Form seines Kopfes war, wie schön die Zeichnung seiner dunklen Brauen über den hellen Augen, wie besetzt seine weiße Hand. Sie hörte ihm gerne zu, wenn er sprach. Er hatte Interesse für alle Dinge, kannte Kunst und Leben. Er sprach lebhaft und fesselnd. Dazwischen hatte er immer ein kleines liebes Wort für die Mutter. Man fühlte, die beiden waren zwei gute Freunde, hingen aneinander mit ganzer Seele. Finchen fiel die Gabel aus der Hand. Sie bückte sich und hob sie empor. Ihre Wangen waren bedeckt mit Blut. Alle dachten, sie hätte beim Niederbeugen den roten Kopf bekommen. Aber das war es nicht. Ihr war

plötzlich ein Satz eingefallen, den ihr Vater immer zu sagen pflegte. Der hieß: Ein guter Sohn wird ein guter Ehemann. Da ertöte sie tief und wußte nicht warum.

Nach dem Abendbrot holte Frau Gerhard auch ihren Stridstrumpf herüber. Da saßen die beiden alten Damen nun plaudernd und stridend beim Lampenlicht. Ernst und Finchen aber saßen im Nebenzimmer, das Glodenläuten der Neujahrsnacht erwartend.

Sie hatten kein Licht gemacht. Nur der silberne Schein des Rondes gab eine matte Helle. Sie sprachen von ihrem frühern Leben. Sie wußten es selber nicht, wie es kam; sie hatten ein so tiefes Vertrauen zueinander. Wie nahe doch so eine stille Abendstunde zwei Seelen bringen kann! Ernst sprach sogar von seiner lahmen Hand, von der er nicht einmal zu der Mutter hatte sprechen können. „Ach,“ sagte Finchen, „nicht traurig sein deswegen! Die Hauptsache ist, daß wir Sie alle gesund wieder hier haben. Was man liebt, liebt man wie es auch ist. An dem, den man liebt, bemerkt man gar nicht, was unvollkommen oder gebrechlich ist.“ Ihm schossen die Tränen in die Augen. Er konnte nicht anders. Er zog im Dunkeln mit seiner linken Hand ihre kleine, warme, feste rechte Hand an die Lippen

und küßte sie. Da zitterte sie so, daß sie sich an ihn lehnen und er sie stützen mußte. — Draußen aber klangen die Gloden über die verschneiten Dächer. Die Fenster öffneten sich, die Menschen lauschten. Feierlich wie nie klangen die ehernen alten Gloden. So aus frommen, demütigen, erschütterten Herzen heraus begrüßt wie dieses aus den Flammen und Gluten des Weltbrandes emporsteigende Jahr stieg noch nie ein junges Jahr empor. Wie groß und herrlich und erhaben war diese Stunde. Wer mußte nicht die Hände falten zum Gebet in dieser Neujahrsnacht? —

Als Mutter und Sohn wieder in ihrer Wohnung waren und Frau Gerhard Ernst gute Nacht wünschte und das Zimmer verlassen wollte, rief er sie zurück.

„Mutter, wie denkst du dir meine Frau, wenn ich einmal heiraten sollte? Wie müßte sie aussehen und wie müßte sie sein?“

„Junge,“ stammelte die Mutter. „Glaubst du nun doch, daß auch dir noch Liebe und Ehe werden kann? Ach wie sie aussieht ist ja ganz gleich! Aber gut und tüchtig müßte sie sein — in jedem Sinne für dich die rechte Hand.“

Da lächelte er und schwieg. Die rechte Hand, die hatte er gefunden.

Sibylles Kreuz.

Von Rudolf Heym.

Im Schlachtfeld schiefen sie. So wie die Nacht sie überrascht hatte, blieben sie in ihren Stellungen, und todmüde sanken die Schützen in den Gräben nieder, legten sich die Kanoniere auf die Erde, ruhten die Reiter neben den gefalteten Pferden. Denn es war ein mörderischer Tag gewesen, und morgen würde die Schlacht weitergehen, das wußten sie alle.

Unser Karl, der Kanonier, lag nun neben seinem Geschütz und träumte.

Weit fort trug die Nacht seine Gedanken, in das kleine elsässische Dörfchen mit den Weiden am murmelnden Bach, diesen Weiden, die des Abends wie böse Feen in der Dämmerung standen und ihre dürren Arme in die Luft streckten.

Seit langen Wochen hatte Karl nicht mehr an François gedacht. Aber im Traum jagte er sich mit ihm zwischen den Weisbaldheden umher, bis plötzlich ein ernstes Bild mit den sonnigen Tagen der Kindheit wechselte.

Sie wohnten beide ganz dicht an der Grenze: Karl, der Sohn des Wärtlers, und François, der Gärtner.

Früher einmal waren die beiden Familien befreundet gewesen, aber seit des Großvaters Zeiten lief die Grenze zwischen den kleinen benachbarten Gütern und schied sie in „elsässisch“ und „französisch“ Land.

Karl war ein Schwabe und François war Franzose. Wenn sie sich trafen, drückten sie sich manchmal noch die Hand. Allmählich aber erkaltete die Jugendfreundschaft. François schimpfte auf den Deutschen, und Karl nannte den Gärtner einen Franzosenknecht.

Und dann stand zwischen beiden Sibylle. Sie hatte einen deutschen Vater und eine französische Mutter. Seit der Vater, der

Hoffschmied gewesen, gestorben war, liebäugelte die Mutter mit dem Franzosen und hatte es gern, wenn François mit einem Strauß roter Nelken kam. Er machte Sibylle den Hof, wo es nur anging. Karl aber liebte sie aus ganzem Herzen, und wenn er mal mit ein paar Feldblumen zum Zaune des Gütchens kam, das nach dem Tode des Hoffschmiedes mehr und mehr verfiel, so konnte er sicher sein, Sibylle dort zu finden, die ihn lieblich anlächelte und sich die blauen Kornblumen ins helle Haar steckte.

Wenn aber François ihr Nelken schenkte, dann ließ sie es gleichgültig geschehen, daß die Mutter sie in das Zimmer auf den Tisch stellte.

Da kam der Krieg. Und da kamen beide unglückseligerweise zu derselben Stunde zu Sibylle und wollten ihr Antwort haben. Denn, so meinten sie, es diente sich leichter für das Vaterland, wenn man die Liebe mit ins Feld nehme.

Sibylle schwankte. Sie sah furchtsam auf die Mutter und sehnsüchtig auf den von ihr bevorzugten Karl. Die Mutter wagte nicht, Karl ohne weiteres fortzuschicken, und wünschte doch, daß Sibylle den jungen Franzosen nähme.

Da sie wußte, daß François der Reichere von den beiden war, entschied sie: „Sibylle hat sich schon immer ein schönes Kreuzlein gewünscht, das sie um den Hals tragen könnte. Gölben soll es sein, daß sie ihre Freude daran habe. Wer von

euch ein solches Kreuzlein bringt, der soll sie heimführen.“

So zogen sie beide fort, François siegesicher, denn das Kreuzlein konnte er leicht kaufen. In Berlin würde er es erwerben, und wahrlich, es sollte nicht viel kosten. Waren die Franzosen erst mal in der

Wir grüßen dich, neues Jahr!
Heißen willkommen dich,
Daß du jugendlich
Herrlich vollendest
Uns siegstrohe Tat, —
Daß du wendest
Der Völker Sinn
Wieder zur Eintracht hin
Und zu lichterem Pfad, —
Daß sich die Finsternis,
Die uns den Tag entriß,
Strahlend erhellet,
Daß vor deines Morgens Siege
Unser Feinde Nacht erliege,
Und die letzte Schranke fällt —
Daß auf neu erkämpften Bahnen
Wir durch deine Tage gehn
Und des Friedens heitre Fahnen
Bald im deutschen Lande wehn!

Neujahr 1915.

Von J. Curt Stephan.

Wir grüßen dich, neues Jahr!
Heißen willkommen dich,
Daß du jugendlich
Herrlich vollendest
Uns siegstrohe Tat, —
Daß du wendest
Der Völker Sinn
Wieder zur Eintracht hin
Und zu lichterem Pfad, —
Daß sich die Finsternis,
Die uns den Tag entriß,
Strahlend erhellet,
Daß vor deines Morgens Siege
Unser Feinde Nacht erliege,
Und die letzte Schranke fällt —
Daß auf neu erkämpften Bahnen
Wir durch deine Tage gehn
Und des Friedens heitre Fahnen
Bald im deutschen Lande wehn!

deutschen Hauptstadt, dann würde man mit den Preußen durch den Gewehrkolben verkehren. Da würde man nur in einen Goldwarenladen eintreten, mit dem Fuß aufstampfen und den Juwelier anrufen: „Mille tonnerres, geben Sie mir sofort ein goldenes Kreuz für meine Braut, aber das beste, das Sie haben.“ Dann würde er ihm ein paar Franken dafür hinlegen, denn geschenkt wollte man nichts haben, nein, beileibe nichts geschenkt von den verdammten Preußen. Und mit dem Kreuz würde man sich Sibylle gewinnen. Na, der Deutsche sollte das Nachsehen haben.

einen deutschen Vater, hat blaue Augen und blondes Haar und ihr Herz gehört doch mir, dem deutschen Soldaten. Ich muß ihr ein Kreuz mitbringen aus dem Krieg, gehe es wie es will, ein goldenes Kreuz mit glänzender Kette. Aber wie, wie soll ich armer Teufel es bekommen?

„Wie soll ich...“ murmelte er im Traum, da wurde er aufgeschreckt — Trompeten bliesen, Trommeln wirbelten.

Die feindliche Artillerie sandte den Morgengruß. Da aber riß es die deutschen Kanoniere herum — Ordnungen — Befehle hin



Italienische Journalisten auf ihrer Informationsreise durch Deutschland: Besuch der Schächtanlagen der Thyssenschen Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ in Hamborn.

(Von links nach rechts.) Obere Reihe: Direktor Kleemann; Carrara, Bologna; Delbello, Rom; Generaldirektor Jacob; Betriebsführer Zellerhoff.
Untere Reihe: Dr. Späing; Chierici, Genua; Secagno, Mailand; La Fratta, Rom; Dolmetscher Segnano, Neapel; Direktor Rabes; Bauinspektor Kern; Julius Thyssen.

Karl sah noch einmal Sibylle an, und Sibylle blickte ihn an — und beiden war so traurig ums Herz, daß man es nicht beschreiben könnte. Denn Sibylle wußte nun nicht, ob sie ihn je wieder sah, und Karl sagte sich: Wie soll ich armer Kerl zu einem goldenen Kreuzlein kommen? Ein goldenes Kreuz, wie es die reichen Bauernmädchen an den hohen Feiertagen auf der Brust tragen an seiner glänzenden Kette, kostet mehr als ich in einem Jahr ersparen kann. Aber der Franzose soll sie nicht haben, sie ist doch ein deutsches Blut, hat

und her — Rufe, Kommandos, dazwischen Hossweihern und dann das Pfeifen der Granaten und das Zischen der Schrapnells.

Karl kam nicht mehr zum Denken. Es wurde eine mörderische Schlacht, eine Schlacht, in der das Grauen wie ein feuriges Schwert durch die Reihen der Soldaten ging, eine Schlacht, in der der Tod kommandierte, und erst schien es, als sollte die Übermacht der Franzosen den Sieg über die deutschen Truppen davontragen. Doch es sollte anders kommen.



Unterricht in der russischen Sprache und Schrift für deutsche Feldzugteilnehmer im Orientalischen Seminar in Berlin. An dem täglich stattfindenden Unterricht nehmen auch Soldaten teil, die bereits im Feld gestanden und Verwundungen erlitten haben. Phot. An. Paul Kamm.



Eine Kahnladung Transportschlitten auf der Fahrt nach dem östlichen Kriegsschauplatz.

S. Gerlach

Die deutsche Infanterie mußte vor dem wütenden, heiseren Kredd! Kredd! der französischen Maschinen- gewehre zurück — nur eine Stunde — aber die Stunde genügte, um zwei Geschütze, die bisher die vorderen Sturmkolonnen gebedt hatten, in Gefahr zu bringen.

Und schon waren sie heran, die Franzosen — und nun ging es auf Tod und Leben, Mann gegen Mann!

Nein, das Geschütz sollten sie nicht haben, das sollten sie nicht kriegen, und die Bedeckungsmannschaft und die Kanoniere wehrten sich bis zum letzten Atemzuge.

Und da stürmte einer an, der dachte: Für die Eroberung des deutschen Geschützes schenkt mir der General wohl hundert Franken — das gibt ein güldenes Kreuzlein. Und er taunte im Sturmschritt drauf los.

Einer, den eine Kugel niedergestreckt, sprang noch einmal auf, ergriff mit Niesenträften eine eiserne Stange und der Hieb trachte nieder auf den Franzosen und schlug ihn in Grund und Boden.

Und der, der den Hieb geführt, stand da wie weiland der Schmied von Kochel; da schallte es kräftig herüber: „Hurra!“ und „Sieg!“ — Und die tapfere deutsche Infanterie ging zum Sturme vor.

— Da sank der brave Kanonier mit einem müden Köpfchen zur Erde nieder. Und dann gingen viele Tage hin, ohne daß er etwas von sich wußte.

Und dann kam ein heller, lichter Tag, da fand er sich auf einmal in



Ein deutscher Soldat teilt sein Frühstück mit einem russischen Knaben.

seinem großen Saal mit weißen Betten, und vor ihm lag ein Kreuzlein.

Mit zitternden Händen griff er danach. Der Oberarzt sagte: „Das hat dir dein Kaiser gekhenkt, Kamerad! Du hast's verdient!“

So führte er das Kreuz mit bebenden Fingern an die Lippen. Und in dem kleinen Orte an der Grenze schrieb bald darauf die Zeitung:

„Einer, der uns alle Ehre gemacht, auf den wir stolz sind, wird demnächst wund und krank zur Genesung hier eintreffen. Er bringt ein Kreuz mit, das Eiserne Kreuz.“ —

Wie das Sibylle las, ging sie hin zur Mutter und sagte:

„Er bringt ein Kreuz, das ist mehr wert als alle güldenen zusammen. Ist es recht, Mutter, wenn ich am Bahnhofe bin?“

Da sagte die Mutter trotz ihres französischen Herzens: „Ja!“

Dem schließlich hatte sie auch einmal im Leben geliebt, und das war ein Deutscher gewesen, der Anno siebzig in Paris eingezogen war.

Wie Karl die Geliebte am Bahnhof sah, da saßte er das Kreuz, hielt es hoch und sagte: „'s ist ein eisernes, Sibylle!“

Sie schlang die Arme um ihn und sagte unter Lachen und Weinen:

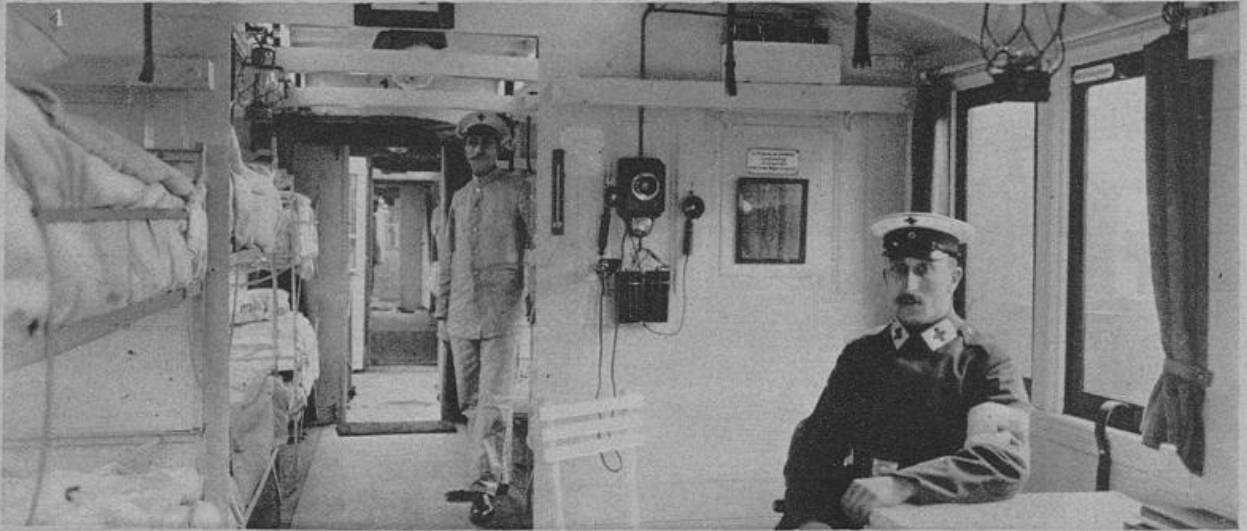
„Du sollst es tragen, wenn wir zur Kirche gehen, und ich will mir mein Lebtag kein anderes wünschen, denn wo das hängt, da schlägt ein tapferes, treues Herz, das gilt doch mehr als alle güldenen Kettlein und alle güldenen Kreuzlein!“



Kriegsgefangene Russen aus der Niesenschlacht bei Lodz rasten auf ihrem Marsch ins deutsche Gefangenenerlager.

Links sitzen Kosaken mit hohen Mützen, Soldaten vom Leibregiment des Zaren.

Phot. H. Grohs.



Der Vereinslazarettzug V2 der Vereine vom Roten Kreuz Essen—Dortmund. Phot. Meinhof.

1. Durchblick durch die Krankenwagen des Lazarettzuges.
2. Das Personal des Lazarettzuges.
3. Speiseraum für die Ärzte, die Schwestern und die verwundeten Offiziere im Lazarettzug.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. J. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 2.

Düsseldorf, 10. Januar

1915.



Eine Patrouille freiwilliger ist auf den Feind gestossen. Die Offiziere beobachten seine Bewegungen durch das Fernglas.

Cop. Det. Sojaburo. Amsterdam.

Die Liebesgabe.

Von G. Vertmann.

1.
Wie Eva ihre Schuhhaube fertiggestrickt hatte, packte sie dieselbe fein säuberlich in eine kleine Pappschachtel, legte noch einige Wollfäden bei, Lebkuchen, Rauchtabak und eine kurze Pfeife, band um die Sachen eine blaue Schleife und legte ein Briefchen obenauf. Das lautete:

„Lieber Soldat! Wenn Du diese Liebesgabe erhältst, dann denke an ein junges Mädchen in der deutschen Heimat, deren einziger Bruder bei Dignuiden im Felde steht, und die jeden Abend für ihn und für alle die Unbekannten betet, die Deutschland gegen den übermächtigen Feind verteidigen.“

Eva von Stetten,
Berlin, Potsdamer Straße 111.

Befriedigt überlas sie ihr Briefchen und gab dann ihr versiegeltes Paket in der großen Sammelhalle der Zeitung ab, die schon zwei Tage später ein Auto mit einem großen Liebesgabentransport ins Feld nach Belgien schickte.

2.
Fast zwei Wochen vergingen, da erhielt Eva von Stetten eine Karte aus dem Felde:

„Hochverehrtes, gnädiges Fräulein! Ich dachte schon, es sei Weihnachten, als mir Ihre reizende und dabei so praktische Gabe überreicht wurde. Vielen, vielen herzlichen Dank! Und nun lassen Sie sich melden: Ihr Herr Bruder, Hans von Stetten, ist mein Leutnant, und ich bin sein Vizefeldwebel. Wir kämpfen seit drei Wochen Seite an Seite. Trifft sich das nicht herrlich? Ohne mehr verbleibe ich
Ihr ganz ergebenster
Heinrich Leuß, Vizefeldwebel.“

NB. Nachschrift: Darf ich so unbescheiden sein, nochmals als Bittender zu kommen? Wenn Sie ein gutes Buch hätten — ich wäre glücklich!“

3.
Eva von Stetten in Berlin an den Vizefeldwebel Heinrich Leuß, im Felde:

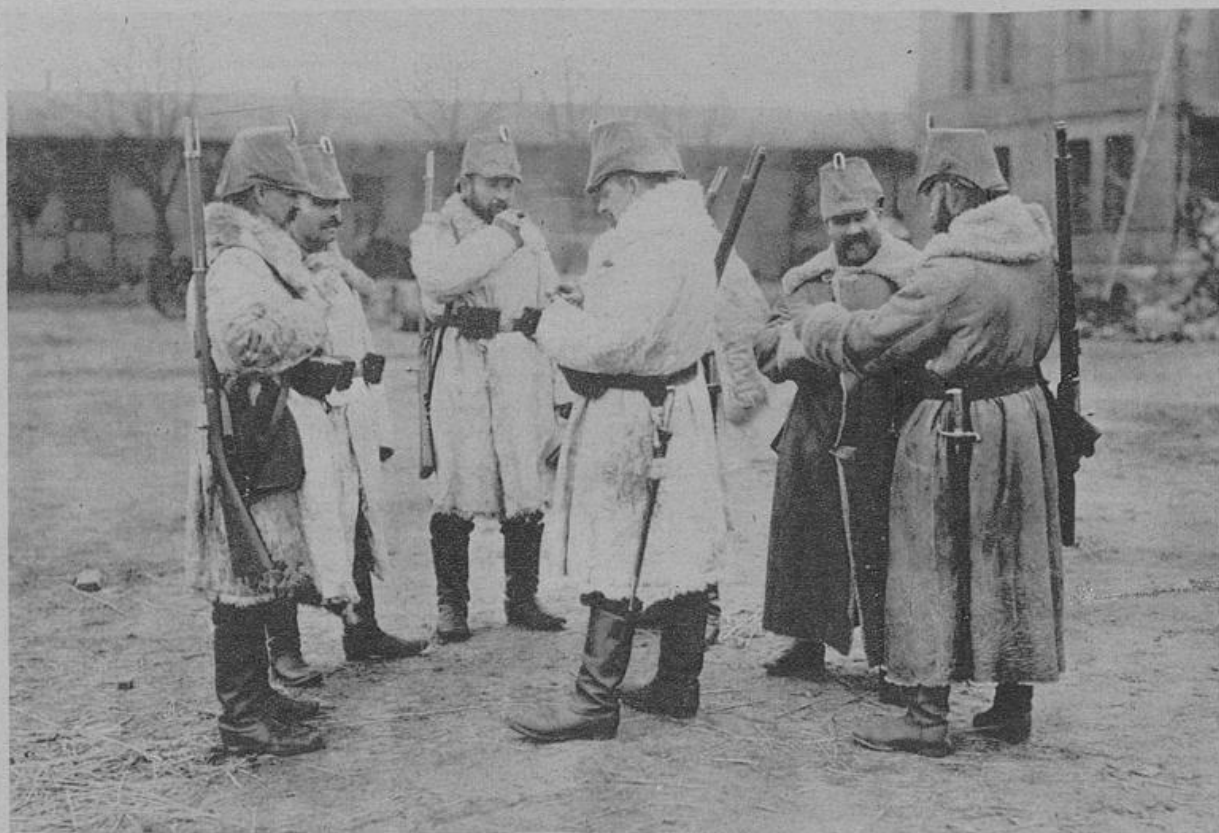
„Lieber Herr Feldwebel!“

So muß und darf ich Sie schon nennen, nachdem Sie meinem Bruder so nahe sind. Also ich habe ein Paket für Sie zurechtgemacht und hoffe das Richtige getroffen zu haben. Es war so schwer für mich — Bücher! Mein Gott, was für Bücher liest ein Vizefeldwebel? Ich habe Ihnen den Robinson Crusoe eingepackt, dann einen historischen Roman und ein paar humoristische Bücher. Seien Sie mir nicht böse, wenn ich es nicht erraten habe. Und nun bitte ich Sie recht, recht herzlich, liebster Herr Vizefeldwebel, weichen Sie keinen Augenblick von meinem lieben Bruder. Wir sind Waisen, wir haben niemand mehr als uns allein, ach, wenn er siele, wäre das Leben für mich dunkel und trostlos. Ich bin sicher, daß Sie sehr tapfer sind, und ich weiß, daß sich mein Bruder das Eiserne Kreuz holen will, um jeden Preis — schützen Sie ihn!

Ihre ergebene Eva von Stetten.

NB. Nachschrift: Ich habe aus Versehen ein lateinisches Buch mit eingepackt: Caesar, de bello gallico. Ich lerne nämlich Lateinisch und lese Caesar gerade jetzt so gerne. Sie werden das nicht verstehen. Senden Sie mir das Buch wieder, ich habe das Paket schon fortgeschickt.“

4.
Heinrich Leuß, Vizefeldwebel, z. Z. im Felde, an Fräulein Eva von Stetten in Berlin.



Deutsche Soldaten im Osten zum Schutze gegen die Wintertälte in dicke Schafpelze gehüllt.

Photostyl.

„Hochgeehrtes, gnädiges Fräulein!

Vielen, vielen herzlichen Dank für Ihre wohlgemeinte Sendung. Ihr Herr Bruder und ich sind gute Kameraden geworden, wir kämpfen Schulter an Schulter gegen unsere Feinde für Deutschlands Ehr' und Sein. Er ist ein schneidiger Draufgänger, aber ich wache über ihn, und ehe ihn ein feindliches Bajonett erreicht, muß es erst durch meinen Körper. Freilich, die Schrapnells und Kugeln habe ich nicht in meiner Gewalt. Aber die Hauptgefahr liegt jetzt in den Sturmangriffen, die wir fast täglich durchführen, denn der Feind ist hartnäckig, wehrt sich tapfer und hat eine fast uneinnehmbare Stellung inne. Seien Sie ruhig, unser aller Leben ist in Gottes Hand. Er wird mit dem Bruder einer so liebenswerten jungen Dame sein, die ja niemanden auf der Welt sonst hat als diesen Bruder. Das halte ich mir jeden Tag vor Augen.

Herzlich ergeben Ihr Heinrich Leuß.

NB. Nachschrift: Seien Sie mir nicht böie, wenn ich den Caesar behalte. Ich habe die andern Bücher ausgeliehen. Aber

NB. Nachschrift: Sage mal, lieber Bruder, was hast Du für einen merkwürdigen Viszefeldwebel? Der heißt Lateinisch! Ich habe solche Furcht bekommen, daß ich mich nicht mehr an ihn zu schreiben getraue.“

6.

Hans von Stetten an Eva von Stetten in Berlin.

„Schwesterchen! Hurra! — Dirnmuiden haben wir im Sturm genommen. Du wirst es ja wohl schon gelesen haben. Kindchen, was war dies für ein heißer, blutiger, schrecklich schöner Tag! Ich bekam mit meinem Zuge Befehl, gegen ein feindliches Maschinengewehr zu stürmen. Wir, das heißt, mehrere Regimenter, wurden für den Feind ganz unerwartet, plötzlich zum Sturm angeführt, nachdem die Gegner furchtbar unter unserer Artillerie gelitten hatten, trotzdem wehrten sie sich verzweifelt. Es kam zu erbitterten Nahkämpfen, Mann gegen Mann, mit dem Bajonett. Ich spränge meinen Leuten voraus gegen das Maschinengewehr. Sie feuern noch — Tod und Verderben spritzt in unsere Reihen, unsere Zungen



Gefangene Russen innerhalb der Mauern der österreichischen Festung Przemyśl.

den Caesar lese ich, so oft ich Zeit finde, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für den guten Einfall, gerade ihn aus Versehen mit eingepackt zu haben.“

5.

Eva von Stetten an den Herrn Leutnant Hans von Stetten zur Zeit im Feld.

„Liebster Bruder!

Täglich stürzen wir uns hier auf die Zeitungen, ob Ihr noch immer nicht weitergekommen seid — und immer noch müßt Ihr in diesem überschwemmten Gebiet aushalten. Ach, wann wird Euch der Sieg zufallen? Der Feind ist zu stark, aber Gott ist mit uns und mit Euch, und so werden und so müssen wir siegen. Ich bitte Dich, gib mir baldigst Nachricht, wie es Dir geht, ich komme um vor Angst und Sorge! Viel tausend Küsse und Grüße

Deine treue Schwester Eva.

fallen wie die Fliegen, aber keiner weicht, keiner bleibt zurück. In die Lücken springen andere — ich voran, neben mir mein braver Viszefeldwebel. Jetzt sind wir ran — da werfen sie sich zähneknirschend, rasend vor Wut mit dem Bajonett gegen uns. Engländer und Franzosen, zwischen ihnen Gurkhas mit blitzenden Messern.

Ich schieße den, der mir zunächst ist, nieder, einen zweiten trifft mein Säbel, aber drei der indischen Teufel fassen mich — einer unterläuft mich — ich stolpere — da ist mein Viszefeldwebel neben mir — Himmel, das hättest Du sehen sollen, Evaschwester, wie der dazwischenfuhr! Die Köpfe stieß ihnen der Hüfte gegen einander, daß es krachte, haut mich heraus, reißt mich mit sich, ran an das Maschinengewehr, und die braven Zungen um uns räumten mit den Feinden auf.

Hurra und Vittoria schreie ich, da richtet sich ein Verwundeter

auf und zielt — mein Feldweibel mit einem Satz vor mir — und durch die Brust geschossen sinkt er nieder. Die Kugel hatte mich getroffen. Ach Schwesterchen, ich habe geweint wie alles vorüber war. Nun liegt er hinten im Lazarett, einen Säbelschiff hatte er auch abbetonnen, das hat sich jetzt erst herausgestellt. Ob er wieder hergestellt werden wird? Schreibe ihm, Euchen, Du mußt ihm für mich danken!

In Liebe Dein Bruder Hans."

7.

Eva von Stetten an den Vizefeldweibel Heinrich Leuß in Nachen, Reservelazarett.

„Mein lieber Herr Vizefeldweibel!

Eben bekomme ich von dem Oberkommando Ihre Adresse und schreibe Ihnen sofort. Ach, Herr Vizefeldweibel, lieber Herr Vizefeldweibel, wie kann ich Ihnen jemals danken! Sie haben mir den Bruder erhalten und liegen nun selber schwer verletzt auf dem Schmerzenslager. Wenn ich nur nach Nachen dürfte! Ich habe Ihnen ein Paket gesandt, Bücher und alles mögliche, diesmal mehrere lateinische Bücher und ein Wert von Carlyle. Das wird Sie kaum interessieren, es ist ein philosophisches Buch, bitte geben Sie es in das Offizierslazarett weiter. Wenn ich Sie mal sehe, mein Herr Vizefeldweibel, dann werde ich Ihnen selber danken, inzwischen bitte ich Sie recht herzlich, mir zu schreiben, so oft Sie können, ich werde auch immer gleich antworten.

Herzlich grüßend
Ihre
Eva von Stetten."

8.

Vizefeldweibel Heinrich Leuß an Eva von Stetten, Berlin.

„Sehr geehrtes, gnädiges Fraulein!

Ich kann nicht viel schreiben. Seien Sie vielmals bedankt für Ihre Aufmerksamkeit, die ich gar nicht verdiene. Das Buch von Carline habe ich behalten. Aber ich habe es in englischer Sprache gelesen und finde, es ist nicht gut übersetzt. Übrigens habe ich jetzt Fichte vor: Reden an die deutsche Nation — da vergesse ich alles andere. Ohne mehr.

Herzlich ergeben, Ihr Heinrich Leuß."

9.

Eva von Stetten hielt den Brief in Händen und jagte vor sich hin: Carlyle — Englisch — Fichte — da brachte ihr der Hilfsbesuchsbote ein Telegramm:

„Vizefeldweibel Leuß nach Berlin ins Lazarett überführt. Besuche ihn. Küsse, Bruder Hans."

10.

Nächsten Tag machte sie sich auf den Weg. Am Potsdamer Platz kaufte sie Blumen. Was der Winter jetzt hergab: Dann nahm sie einen Wagen und fuhr nach dem Lazarett.



Deutsche Maschinengewehr-Abteilung in Feuerstellung in einem Schützengraben auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Hofphot. Kählerwindt.

Sie fand in den weißen Kissen einen schönen, germanischen Männerkopf: hochgeichrungene Augenbrauen, ein freies Blick, ein energischer Mund, eine edle Nase und ein blonder Bart um Stirn und Wangen.

Vor ihm lag auf der Bettdecke funkelnd eine schmale goldene Brille.

Sie hielt seine Hand und stammelte verwirrt:

„Sie — Sie — sind — der Vizefeldweibel?“

Er lächelte fein. „Zawohl. Vizefeldweibel der Reserve Dr. Heinrich Leuß, Professor der Philosophie in Jena.“

Da sah sie drohlich unbeholfen und ganz verzweifelt aus. O da hatte sie sich ja unsterblich blamiert. Professor der Philosophie, und sie hatte ihm noch nicht einmal Latein zugetraut!

Er merkte, daß sie am liebsten geweint hätte vor Überraschung, er zog sie daher näher und streichelte immer und immer wieder ihre Hände und sagte ihr so viel Liebes und Schönes, daß sie ihre Scheu schnell überwunden hatte.

Als sie endlich lachend und voll Glück von ihm schied, da versprach sie, recht, recht bald wiederzukommen.

Und schon am nächsten Tag war sie wieder da.

Und das Ende vom Liede?

Die Zeitung hat's gebracht:

Eva von Stetten
Professor Dr. Heinrich Leuß
Vizefeldweibel der Reserve
empfehlen sich als
Verlobte.

Der Düsseldorfener Landsturm im Feld.



Radfahrer-Patrouille des Landsturm-Bataillons Düsseldorf in einem Walde auf dem Kriegsschauplatz.



Die Musikkapelle des Landsturm-Bataillons Düsseldorf mit ihrem Dirigenten Herrn Nehl und den von der Stadt Düsseldorf gestifteten Instrumenten.



Luxemburger Allerlei: Rotes Kreuz, Feldpost, Stabsordonnanzen, Sanitäter usw. Die Landsturmleute stammen größtenteils aus Neuz, Siegburg, Köln und Erfurt.

Ein gelungener Streich.

Eine Kriegsstizze von H. Wierzbiep.

Auf Schloß Dombrieze in Ostpreußen waren die Russen eingezogen. Sengend, mordend und plündernd hatten sie den Weg dorthin gezeichnet, Scharen von Flüchtlingen waren vor ihnen hergeeilt, auf Karren und Wagen mit sich schleppend, was sie von ihrer Habe hatten retten können. Tränen in den Augen und Mut und Haß und unermesslich Leid in ihren Blicken, denn sie wußten, daß, wenn sie jemals auf ihre Scholle zurückkehrten, sie ihr Eigentum nur als Trümmerhaufen wiederfinden würden. Die Rauchsäulen, die sie hatten aufsteigen sehen, bevor die Russen bis an ihre Dörfer herangekommen waren, hatten eine zu deutliche Sprache geredet.

Auch Schloß Dombrieze hatten die Russen erreicht, jenen altadligen Herrensit. Der Besitzer, ein ehemaliger höherer Offizier, war gestorben, und seine drei Söhne standen im Felde und verteidigten weiter südlich die Grenze gegen die halbasiatischen Horden. Am Spätnachmittag waren die Russen angekommen, 10 Offiziere, darunter ein General, und 40 oder 50 Mann. Die Dienerschaft, die im Schlosse zurückgeblieben war, hatte herbeischaffen müssen, was Küche und Keller Gutes boten. Zähneknirschend hatte sie sich gefügt. Denn was sollte sie sich nutzlos gegen die Gewalt auflehnen?

Draußen im Flur standen die sechs treuen Diener und unterhielten sich flüsternd, indes von drunten und nebenan aus den Zimmern das Lärmen der Feinde drang, bei denen der schon reichlich genossene Schnaps und Wein zu wirken begannen.

„O könnten wir doch den verd... Galunken eins auswischen!“ rief Karl Hobrecht, ein Westdeutscher, ein kluger, geweckter Burche, mit listigen Augen, hervor.

Da plötzlich kam ihm ein Gedanke, und seine Augen blitzten heller auf. Er winkte seine Kollegen zu sich heran und sprach im Flüster-tone eifrig auf sie ein: die nickten zu seinen Worten, lächelten verschmigt und rieben sich die Hände.

„So kann's gehen,“ meinte einer, „die Deutschen können schon morgen hier eintreffen.“

„Aber kaltblütig bleiben und um Gottes willen nichts verraten,“ mahnte Hobrecht, „zunächst gebt ihnen an Wein und Schnaps, was sie zu trinken vermögen. Je trunkener sie sind, desto besser.“

Neuen Schnaps und Wein trugen sie zu den Zechenden hinein, soviel die Tische zu tragen vermochten. Und die Russen tranken und tranken, so viel sie in sich aufnehmen konnten.

„Du bist ein braver Kerl,“ lobte der General, der Deutsch sprach, Hobrecht, als er neue Flaschen auf den Tisch stellte, „schade, daß du kein Russe bist. Morgen wollen wir dir zum Dank ein Feuer machen, wie du noch keins gesehen hast.“

Karl Hobrecht nahm das Lob hin, ohne eine Miene zu verziehen. Und als die Russen mehr Vorräte hatten, als sie in den ersten Stunden verzehren konnten, verschwanden die Diener.

Hoch ging es her drunten bei den Soldaten und oben bei den Offizieren. Der Wein floß in Strömen, leere und ausgelaufene Flaschen, die in der Trunkenheit umgestoßen waren, lagen auf Tisch und Parkett umher, Wein lief über den Fußboden. Die Trunkenheit nahm ständig zu, dazu steigerte sich der Lärm und erfüllte das ganze Haus. —

„Guten Abend, meine Herren!“ rief da plötzlich eine Stimme in das Lärmen hinein, und in der Türe standen, wie aus der Erde gewachsen, deutsche Offiziere, und Revolverläufe richteten sich drohend auf die russischen Offiziere.

Die waren starr vor Schreden und brachten kein Wort hervor.

„Sie sind unsere Gefangenen, ich bitte, sich einzeln hierher zu bemühen. Widerstand ist Ihr Schaden. Das Schloß ist von starken Kräften umstellt. Beim geringsten Versuch, sich zu widersetzen, fallen Sie von unsern Augen.“

Leichenblässe überzog die weingeröteten Gesichter. Einige Offiziere, die den Degen nicht abgeschlankt hatten, wie die meisten, machten Miene, die Waffen zu ziehen und sich auf die Preußen zu stürzen. Aber das Knaden der Fahne hielt sie von ihrem Vorhaben ab.

„Bitte, Herr General, hierher,“ ließ sich die Stimme des vordersten Offiziers wieder vernehmen. „Ich zähle bis drei. Sind Sie dann nicht hier, ist's Ihr Tod.“

Die Augen des Sprechers verrieten, daß es Ernst war. Einen Fluch herbortretend torstellte der General auf die Deutschen zu. Im Nu waren seine Hände von dem bereitgehaltenen Strick umschnürt.

„Nun die andern Herren. Ich bitte — einzeln. Kein Widerstand — ich warne Sie. Ein Schuß — und die Unsrigen im Hofe nehmen das Schloß. Ich haste dann nicht für Ihr Leben.“

Man wagte keinen Widerstand. Einzeln wurden sie gefesselt.

„So, die hätten wir,“ sagte der erste Offizier, der bisher das Wort geführt hatte, und prüfte die Fesseln, ob sie gut wären. „Nun hinter zu den andern. Doch zuvor wollen wir den Herren die Waffen abnehmen. Man kann nicht wissen, wofür es gut ist.“

Nachdem auch diese Vorsichtsmaßregel getroffen war, nahmen vier der Offiziere den General zwischen sich und stiegen die Treppe hinab. Die andern blieben zur Bewachung der Gefangenen zurück.

Der Lärm der betrunkenen russischen Soldaten legte sich schnell, als sie die Deutschen mit dem gebundenen General eintreten sahen.

„Befehlen Sie den Leuten, die Waffen abzulegen und sich dort an der Wand aufzustellen,“ gebot der erste Offizier; „bei wem noch eine Waffe gefunden wird, wird auf der Stelle niedergeschossen.“

Der General zögerte, dann aber fühlte er den kalten Lauf des Revolvers an seiner Schläfe, und er gab die entsprechenden Befehle.

„Sagen Sie den Leuten,“ fuhr der Deutsche fort, „daß Sie und alle andern erschossen werden, wenn sich einer widersetzt, daß die Unsrigen das Schloß umstellt haben, bereit, jeden Augenblick zu stürmen.“

Der Russe zögerte nicht, den Befehl auszuführen. Das wirkte auch bei den Soldaten. Der Offizier trat mit dem General, dessen Kopf stets dicht vor der Mündung des Revolvers war, beiseit und gab seinen Kameraden den Auftrag, die Russen zu fesseln. Man hatte sich hierzu gut vorbereitet; Stricke waren zur Hand, und so weit sie nicht ausreichten, standen feste Schnüre jeder Art zur Verfügung. An Händen und Füßen gefesselt lagen die Russen in einem Zeitraum von einer halben Stunde an den Wänden entlang nebeneinander, und

die treuen Diener, denn diese steckten in den Offiziersuniformen, drückten sich freudestrahlend die Hände.

„Ein Glück, daß die Kerls uns nicht erkannt haben,“ meinte einer von ihnen auf dem Flur. „Wie doch solch ein angeklebter Schnurrbart Wunder wirkt.“

„Wir dürfen uns auch jetzt noch nicht verraten,“ mahnte Hobrecht. „Hoffentlich kommt nicht noch mehr Einquartierung. Und nun hinein und das Rad scharf bewacht. Wer einen Versuch macht, sich zu befreien, wird erschossen.“

Sie warteten die ganze Nacht hindurch und noch ein gut Stück des nächsten Tages. Gegen Mittag entdeckte Hobrecht die heranrückenden Deutschen und rief sie aufs Schloß.

Die waren erstaunt, deutsche Offiziere anzutreffen, doch Hobrecht führte die Offiziere zum Schloß und übergab ihnen die gefangenen Russen. Nachdem sich die verblüfften Offiziere von ihrem Staunen erholt und sich an den wenig geistreichen Gesichtern der Russen geweidet hatten, sorgten sie für den Begtransport der Gefangenen.

Dann verlangten sie stürmisch Aufklärung.

„Nichts war einfacher als das,“ nahm Hobrecht, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte, das Wort. „Es war klar für uns, daß wir nicht dulden durften, daß das schöne Schloß ein Raub der Flammen wurde. Das durften wir unserer guten Herrschaft nicht antun. Da fiel uns ein, daß droben noch Uniformen hingen, die der alte gnädige Herr und die Herren Söhne früher getragen hatten. Auch Degen waren noch vorhanden, wie Sie sehen, ebenso Revolver. Nur an Munition mangelte es. Mehr als zwei Patronen für jeden konnten wir nicht austreiben und wenn's zum Schießen gekommen wäre, hätten wir ellig in der Tinte gefessen. Aber — es ging gut. Es hat aber eine Menge Schnaps und Wein gekostet, bis die Kerle so betrunken waren, wie wir sie haben wollten. Aber das ist ja wohl Nebensache.“

Die Offiziere lachten herzlich und drückten ihren Pseudo-Kameraden warm die Hand. — Sie verabschiedeten sich freundlich von den Wadern, und die braven Diener sowohl wie das Militär freuten sich noch lange über den wohl gelungenen Streich. . . .



Zum Grenzschutz der Schweiz: Herstellung eines Schützengrabens mit Unterstand durch schweizerische Soldaten an der Grenze



Gefangstunde unserer Feldgrauen hinter der Front in Feindesland.

Cap. Dr. Knobloch, 31. Inf. Bann.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 17. Januar

1915.



Ungarische Cuirassierpatrouille durchquert einen galizischen Ort.

Nach einer photographischen Originalaufnahme.



Zwei Tropfen Gift.

Novelle von Hans Storm.



Gleich am ersten Tage der Mobilmachung war Oberleutnant Reichenstein mit nach Belgien gezogen. Er hatte die Eroberung von Lüttich mitgemacht: vor Namur traf ihn eine Kugel. Die Verletzung war schmerzhaft, aber nicht schwer, und so kam er alsbald nach Berlin zur völligen Genesung.

Hilbe holte ihn ab. In ihrem lieblichen Antlitz konnte er deutlicher, als es ihre Worte auszudrücken vermochten, die Sorgen und die Ungewißheit lesen, in der sie um ihn gelebt. Aber wogen die herrlichen Stunden des Wiedersehens nicht alle die Tage des Harrens und Bangens auf? Wie sie mit ihm durch die Straßen ging und alle Augenblicke zu ihm auf sah mit dem stillen, heimlichen Lächeln des höchsten Glücks — und wie der Stolz aus ihren Augen leuchtete, wenn sich die Leute nach dem großen, schlanken Oberleutnant umdrehten, der den rechten Arm in weißer Binde trug und auf dessen Brust das beim Sturm auf Lüttich eroberte Eiserne Kreuz hing — ach, dies Erlebnis hätte sie für nichts in der Welt eingetauscht! Nun hatte sie ihn wieder, und sie wollte ihn schon pflegen und mit der heilenden Liebe umgeben, nach der er sich da draußen im Felde so sehr gesehnt hatte! Sein erster Gang galt dem Elternhause. Der alte Geheimrat, zu alt, um noch selbst ins Feld zu ziehen zu Deutschlands Schutz und Schirm, legte die Hände um den Kopf seines einzigen und sah ihm tief und lange ins Gesicht, in die Augen, auf den festgeformten Mund, dann küßte er ihn auf die Wangen und sagte nur: „Du bist mein Stolz!“ Die Mutter sagte gar nichts. Sie hielt nur seine Hand und schaute zu dem empor, der ihre heißen Gebete erhört hatte.

Dann ging Hans Reichenstein zu Hilbes Eltern. Auf dem Wege berichtete sie: „Ernst ist nicht mehr zu halten und zu zügeln. Er hat deine Briefe verschlungen, und nun will er um jeden Preis als Freiwilliger mit — er ist doch erst siebenzehn Jahre. Hans, rede du doch mit ihm — er ist zu jung! Ist es nicht genug, dich im Felde zu wissen, soll ich auch noch die Angst um den Bruder mit mir herumtragen?“

Hans antwortete nicht. Nach der ersten Begrüßung in dem freundlichen Hause in der Bülowstraße, über dessen Räumen die Behaglichkeit des Wohlstandes und inneren Friedens gebreitet lag,

nahm er Ernst vor. Das war ein hochaufgeschossener Junge mit hellen Augen und einem starken Lächeln um die trotzigen Lippen. Hans stellte ihm alles vor:

„Ich habe gehört, du willst Freiwilliger werden. Ich habe kein Recht, dich zurückzuhalten. Aber ich habe die Pflicht, dich auf alles aufmerksam zu machen, was dir vielleicht in einem andern Lichte erscheint, als es in Wahrheit ist. Du bist noch sehr jung. Eine Million junger Männer, reifer als du und auch kräftiger, ist dem Rufe des Kaisers und des Vaterlandes gefolgt. Alles Freiwillige. So viele, daß man einen Teil zurückstellen mußte. Noch also bist du nicht nötig. Für deine Mutter aber bist du die Stütze des Alters. Für deine Schwester der Sonnenschein und, wenn ich fallen sollte, der einzige Schutz. Denn dein Vater ist krank und lebt vielleicht nicht mehr lange. Das alles sollst du wohl überlegen, Ernst, ehe —“

Aber der Junge unterbrach ihn:

„Ich habe dich angehört, Schwager. Und ich antworte dir: Ich habe das alles überlegt. Mutter hat nur mich und Hilbe. Ja — aber mußten in diesen Tagen nicht Hunderttausende von Müttern den Einzigsten ziehen lassen, ohne den Trost einer Tochter zu haben? Und mußten nicht Hunderttausende von Schwestern dem Bruder ein — vielleicht letztes — Lebewohl zurufen? Und treten nicht jetzt, wo von Ost und West der Feind dräut, Mütter und Bräute und Schwestern hinter das große Ideal zurück, das Vaterland heißt? Mich hält es hier nicht länger, Schwager Hans, und darum bitte ich dich, mir heute noch behilflich zu sein, daß ich ein Regiment finde, wo man mich brauchen kann. Ich will hinausziehen, sobald du selber wieder ins Feld gehst, und will dem Land, das mir die ersten Ideale geschenkt, die große Liebe gegeben, die mir mein junges Leben schön gemacht, die Dankeschuld abtragen: Ich will für meinen Boden kämpfen wie alle andern.“ Da sah der Oberleutnant, daß Ernst Hillebrand doch die Reife besaß, dem Vaterlande zu dienen, und daß er ihn nicht länger zurückhalten durfte. Er sagte das Hilbe. Und schließlich kam man überein, zu versuchen, Ernst wenigstens in das Regiment zu bringen, in dem Hans Reichenstein stand.



Weihnachtsfest für deutsche Soldaten im Warteraum eines Bahnhofes in Antwerpen.

Der feldgeistliche (X) hat gerade eine Ansprache an die versammelten Mannschaften beendet. Cop. Ver. Fotobüros, Amsterdam.

Es gelang. Ernst wurde als Freiwilliger eingestellt und eingeeilt. Als seine Zeit um war, da war auch Hans Reichensteins Wunde geheilt. Und er nahm zum zweitenmal Abschied, um wieder zur Front zu gehen. Diesmal kam er nach Osten zu Hindenburg. Ehe er ging, nahm ihn der alte Geheimrat ins Arbeitszimmer:

„Mein Junge, du gehst schweren Tagen entgegen. Und doch schönen, herrlichen Tagen. Ich sehe dich mit Schmerz und Freude zugleich ziehen. Nur eine Sorge bedrückt mich. Es könnte sein, daß du nach einer großen Schlacht liegen bleiben würdest, schwer verwundet, tödlich verletzt vielleicht — man muß alle Möglichkeiten erwägen. Es könnte sein, daß russische Marodeure das Schlachtfeld absuchten, daß sie dich martern und peinigen würden. Es könnte sein, daß die letzte Stunde deines Lebens in Qual und Grauen dahingehen würde. Das soll nicht sein. Ich habe dir einen Ring anfertigen lassen, in dessen Kapselzwei Tropfen Gift enthalten sind. Du wirst selbst in schlimmer Lage Zeit finden, diese Kapsel zu öffnen. Der Inhalt ist tödlich, die Wirkung auf zwei Minuten berechnet. Dir, den eine so ausgezeichnete Mutter großgezogen hat, brauche ich nicht zu sagen: Mache nur dann Gebrauch, wenn du alle Hoffnung haßt aufgeben müssen. Wenn nichts mehr dich retten kann. Nur dann in diesem Falle darfst du es, und es soll mein letzter Trost sein, daß du in deiner schwersten Stunde in meiner Hand gewesen bist. Das andere möge Gott nach seinem Ratsschluf lenken.“

Vater und Sohn umarmten sich still. Die Mutter sprach von frohem Wiedersehen und frischem Kampfgetöse. — Hilde stand neben ihm am Bahnhof. Ernst war schon fort, Hans sollte ihn erst in Allenstein wiedersehen.

„Eins noch, mein Geliebter! Wie sehr ich dich liebe, das brauche ich dir nicht zu wiederholen, und daß jeder Schlag meines Herzens dir gehört, das weißt du. Doch meiner alten, guten Mutter Stolz und all ihr Glück ist Ernst. Hans, laß ihn nie im Stich! Hans, sei ihm bei in aller Not und Gefahr. — Du bist der Stärkere, der Klügere, der Erfahrener. Hans, denke, es sei dein Fleisch und Blut, es sei dein Bruder!“ Da nahm er Hildes Hand und drückte sie an sein Eisernes Kreuz: „Bei dem Symbol deutscher Treue und Kraft, Mädel, ich werde über ihn wachen, als sei er mein eigen Fleisch und Blut!“

Dann pffiff der Zug, und Nebel, Dampf und Tränen legten sich wie ein undurchsichtiger Schleier zwischen Gegenwart und Zukunft zwischen Hoffnung und Bestimmung.

Hans Reichenstein hatte die Genehmigung, Ernst in seine Kompanie zu bekommen. Die vierte Kompanie führte er, und der schlanke junge Freiwillige stand im zweiten Zug.

Dem Vizefeldwebel Marx legte er die Sorge um diesen einen noch ganz besonders ans Herz. Und so hatte er alles getan, was in seiner Macht stand. Bald marschierten sie aus. Und dann kam der Tag von Soldau. Die erste Schlacht für Ernst Hildebrand.

Sie hatten sich ganz vorne in einen Schützengraben eingebuddelt und wurden den ganzen Tag von den feindlichen Schrapnellens überschüttet.

Die Deutschen lagen ruhig, ohne sich durch die zahlreichen Verluste erschüttern zu lassen, und feuerten mit der Sicherheit und Kaltblütigkeit alter Soldaten. Und doch waren es fast durchweg Ersatstruppen, denn gerade dieses Regiment hatte seit Tannenberg schon sehr schwere Verluste erlitten.

Allmählich nun steigerte sich das Feuer. Ununterbrochen knatterten die Salven der Schützen in dem Graben. Von Zeit zu Zeit, wenn der Feind eine Bewegung vor oder zurück machte, hörte man die helle klare Stimme des Oberleutnants, der nun neues Visier kommandierte.

Von Zeit zu Zeit auch horchte er mit dem geübten Ohre des Soldaten, der selbst im fürchterlichsten Granatfeuer noch Geräusche anderer Art unterscheidet, ob sich die deutsche Artillerie noch nicht bemerkbar machte.

Der Feind schien den Augenblick für gekommen zu halten, in dem der Gegner durch die eigene Artillerie hinreichend müde für den Sturm war. Plötzlich stiegen aus den Erdlöchern Hunderte von dunkeln Gestalten, lange Hüge von Schatten, die Sprung! Sprung! — Hinlegen — Sprung! Sprung! — daherhasteten. — Nun galt es.

Hans Reichenstein streifte den Freiwilligen Hildebrand mit einem Blick. Der horchte auf das Kommando und feuerte und sah sich nicht um, als drei Schritte von ihm entfernt einer auffschreitend nach dem Helm griff und wie ein Sack niederfiel. —

Kred! Kred! Kred! — Knad! Knad! machte es plötzlich in bellender Wut — deutsche Maschinengewehre griffen ein.



Weihnachten bei den Landstürmern im Laufgraben auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Ein Offizier verteilt ein Kästchen hochfeiner Weihnachtszigarren.

Cap. Dr. Korbmann, Nürnberg

Hingemäst, hingeschlagen wie vom Hagelwetter lagen die feindlichen Linien auf der Erde. Was lebte, war wie angelebt in Todesangst, was tot war, das schien eingekämpft zu sein in den lebigen Boden. Und dann: Krach! Krach! Bum! Bum!

Die deutsche Artillerie!

Und jetzt war für die Schützen im Graben der rechte Augenblick gekommen:

„Seitengewehr pflanzt auf! Zum Sturm! Marsch! Marsch!“

Wie im Fluge kamen sie aus dem Graben und im Lauffschritt ran an den verbugten Feind, der den eigenen Schützengräben zufluch und dessen Artilleriefeuer schon schwächer wurde.

Drüben ein kurzes Handgemenge — Mann gegen Mann. —

Oberleutnant Reizenstein blieb dem jungen Freiwilligen an der Seite. Und so sehr achtete er auf seinen Schützling, daß dieser selber ihm das Leben mußte. Ernst kannte einen Russen, der das Gewehr auf den Offizier angelegt hatte, mit dem Bajonett nieder. Ernst Hillebrands Augen waren groß und weit angefaßt des Entsetzlichen,

An ihnen vorbei tobte die Schlacht — sie wußten es nicht. Sie lagen Stunden, bis beide fast zur selben Zeit mitten in der Nacht erwachten.

Der Oberleutnant hörte den Jungen neben sich wimmern. Er fuhr hoch, fiel aber sogleich wieder zurück. Doch der Augenblick hatte genügt, ihn die furchtbare Lage erkennen zu lassen, in der sie sich beide befanden:

Rings um sie lagen Tote. Die Deutschen waren offenbar weiter zurückgegangen.

Neben dem schwer verwundeten Ernst Hillebrand hockte ein Russe mit einem Schuß im Bein. Er hatte dieses notdürftig mit einem schmutzigen Hemd umwickelt. Und nun saß er da, halbnaht, mit bärtigem, vertiertem Gesicht, und starrte den unglücklichen, hilflosen jungen Soldaten neben sich an. Eben stieß er wieder nach ihm mit dem Seitengewehr, das er neben sich hatte.

Oberleutnant Reizenstein griff nach dem Revolver, hob ihn mit vieler Anstrengung und feuerte.



Sechshundert gefangene Franzosen unter deutscher Bewachung in einem französischen Städtchen. Joh. Driesch, Meiderich

Wunderbaren, Höllichen und Gigantischen, des Unfaßbaren, was sich da abspielte und in dem er selber einer der Handelnden war. Aber plötzlich, als der Feind schon floh und Hunderte von Gefangenen rückwärts geschickt würden, plötzlich bekamen die Russen Verhärtungen. Reihen rühten vor, ein gewaltiger Trud wurde auf die schwachen deutschen Linien ausgeübt, die Artillerie mußte zurück — und wie so manchmal in diesen Kämpfen der Taktik mit der Übermacht, des Genies mit der Zahl, des Geistes mit dem Instinkt, mußten die Deutschen ihre schon gewonnenen Stellungen wieder räumen, um sie unter günstigeren Verhältnissen von neuem zu nehmen.

Der Oberleutnant schwenkte den Säbel, da fühlte er einen stechenden Schmerz in der Brust und einen Stoß, der ihn niederwarf. Der junge Freiwillige, den er mit seinem eigenen Leibe deckte, blieb stehen und beugte sich über ihn. Er versuchte, ihn fortzuschleppen, aber schon kamen die Russen tollenerweise angefaßt — und da fiel der junge Soldat plötzlich wie ein Sack über den Vorgeleiteten, denn ein Granatplitter hatte ihm Arm und Bein zerrissen.

Aber er konnte den Russen nicht treffen. Der duckte sich geschwind. Und Reizenstein konnte sich nicht bewegen. Die Kugel ging ins Leere. Der Russe lachte und stieß dem neben ihm liegenden unglücklichen Soldaten wieder mit der Waffe in die Seite. Und wieder schrie Ernst Hillebrand auf. —

Vor den Augen des Oberleutnants tanzten rote Funken. Die Hand krampfte sich um den Revolvergriff. Er litt unsäglich Schmerzen, er litt unsagbaren Durst, aber das alles trat zurück vor dem furchterlichen Bild:

Neben sich den hilflosen Jungen und dieses Tier, dieses Vieh von Russen, und nicht helfen können — hilflos liegen müssen. —

Hilflos! —

Wieder schrie der Junge auf — der Oberleutnant versuchte, sich mit übermenschlicher Anstrengung aufzurichten — aber es ging nicht — es ging nicht! Der Russe troch etwas näher heran, sah ihn mit fixierten Augen an und grinste.

Der Junge wimmerte: „Ich habe Durst — Durst!“



Weihnachtsfreuden in einer tannengeschmückten Ruhestation eines deutschen Militär Lazarets auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Der Vorsteher und die Beamten des Kaiserlich Deutschen Fernsprechamtes Brüssel.
Die meisten der Herren sind aus Rheinland und Westfalen.

Bilder vom Maulwurfskrieg in den Argonnen.



Eingänge zu den Erdwohnungen unserer Feldgrauen im Argonner Wald.

H. Menzendorf.



Blick in einen Laufgraben in den Argonnen, der die Verbindung zwischen zwei Schützengräben herstellt.

H. Menzendorf.

Das Blut floß von ihm. Und da ging es blitzschnell durch das Hirn des Verwundeten:

Durst — Wasser — Gift — der Kusse — und mit letzter Kraft neigte er die Feldflasche los und öffnete den Ring, ließ das Gift in das Wasser laufen.

Ein Blick zum Himmel —

„Herr, verzeihe mir — ich muß ihm helfen — ich muß seine schwerste Stunde in meines Vaters Hand legen — es ist das Letzte, was ich für ihn — was ich für Hilbe — tun kann.“

Er gab dem Jungen die Flasche, schob sie ihm hin mit zitternden Fingern.

„Trink!“

Der Junge aber erwiderte: „Trink du selber!“

„Schleide keinen Durst.“

„Doch. Du leidest wohl Durst. Ich fühle, daß du leidest.“

Der Kusse grinste und stieß wieder und immer wieder nach dem Jungen mit dem Seitengewehr. Die Unschuld in dem Gesicht, die Jugend, die hellen Augen — das alles reizte seinen tierischen Haß. Zu Tode quälen wollte er den Knaben.

Das Bewußtsein des Oberleutnants drohte zu schwinden. Er drängte mit sich überstürzender Beredsamkeit: Ernst sollte doch trinken. Er leide keinen Durst. Nie mehr wollte er ein gutes Wort an ihn richten, nie mehr im Leben (das doch für beide nur mehr ein Schemen war), wenn er nicht gehorchte und trank. Er mußte trinken — er mußte — und so stark waren seine Worte, daß der Junge, ganz überwältigt von ihrer suggestiven Kraft, mit dem gesunden Arm die gefüllte Feldflasche an sich heranschob und ganz zaghaft erwiderte:

„Ich trinke!“

Da stieß der Oberleutnant einen tiefen Seufzer aus und verlor dann das Bewußtsein.

Tage vergingen.

Dann erwachte Hans Reizenstein im deutschen Lazarett. Schwestern waren um ihn — Ärzte, Verwundete, weiße Betten. Er sann nach, die Augen zur Decke gerichtet — und plötzlich kam die Erinnerung, die furchtbare Erinnerung — schnitt ihm in die Seele und bohrt sich in sein Hirn.

„Schwester — Schwester — der Junge — ich habe — nein doch — es ist — sagen Sie mir —“

Dann umschattete ihn wieder Bewußtlosigkeit. Und im Fieber hrie er von Wasser und Gift, dem Jungen und der russischen Bestie.

Als er nun zum zweitenmal erwachte — Wochen nachher — da lag an seinem Bett ein Jüngling, den Arm, das Bein in weißen Binden.

„Ernst!“

Es war der erste Schrei des erwachenden Bewußtseins, der letzte Schrei des fliehenden Fiebers.

„Hans!“

„Du bist — du bist nicht tot?“

„Lebendiger denn je — auf dem Wege zur Heilung — liegen Sie still, Herr Oberleutnant, keine Aufregung. Ich bin nur zu Besuch hier — ich liege im Mannschaftszimmer — wenn man Sie hört, muß ich gleich wieder fort. — Keine Aufregung, Herr Oberleutnant!“

„Ach was — du! — sag du — und sag, daß du es wirklich bist — ach, es ist ja nur das Fieber! Du bist es nicht, du kannst es nicht sein — es ist das Fieber, das mir deine Gestalt vorkaukelt — nur das Fieber!“

Da trat der Arzt ein. Dem gelang es, den Verwundeten von der Wahrheit und dem Tatbestand der Umgebung zu überzeugen in knappen, klaren Worten.

Aber noch zögerte Hans Reizenstein.

„Es ist — doch nicht — möglich? — Ernst — hast du das Wasser getrunken, das ich dir — das ich dir — als letzte — Liebesgabe — reichte?“

„Nein, Hans — ich — wollte — aber der Kusse — der Kusse riß mir die Flasche vom Mund weg und trank sie sofort in einem Zuge leer.“

Die Augen des Kranken weiteten sich unnatürlich.

„Und — dann?“

„Dann — nun ich weiß nicht, wie es kam — dann wurde es ruhig nachher. Er starb.“

Da stieg aus den Augen des Schwerverwundeten ein heißer Glanz zur Decke empor.

Niemand wußte um den letzten Dienst der Treue.

Niemand sollte je darum erfahren.

Nur einmal vielleicht — später — in Jahren — wenn je Zweifel oder Häßliches Eingang finden sollten in die Ehe des Hans Reizenstein und der Hilbe Hillebrand — dann — dann würde er des abends, wenn die Sterne am Himmel standen — erzählen — von dieser Stunde, in

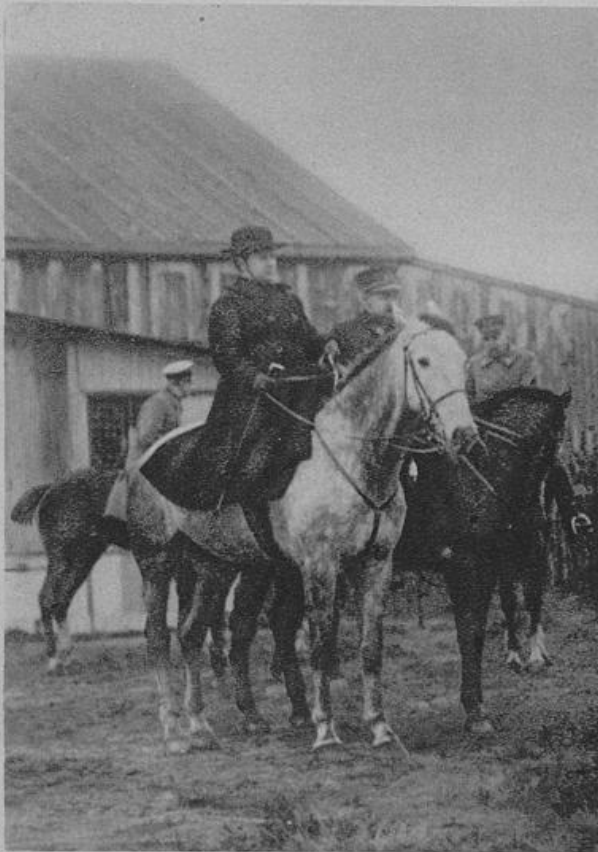
der sein Haar ergraut war — von dieser Stunde am Schlachtfeld, von dem Höhenlied der Treue und der Gnade einer ausgleichenden, gerechten Macht jenseits dieser Welt — und dann würde Schweigen sein zwischen Hilbe und ihm — Schweigen, Treue, Glaube und Liebe.

Vielleicht aber würde er auch niemals davon sprechen. Niemals. Nur — wenn der Vater ihn nach seiner Heimkehr fragen wird, wenn der Vater sagen sollte:

„Mein Sohn — wo sind die zwei Tropfen Gift?“

Dann wird er antworten:

„Du hast sie mir nicht umsonst gegeben, mein Vater. Mein Leben lag in deiner Hand, doch die hat Gott nach seinem Rat-schluß gelenkt.“



Wilhelmina, Königin der Niederlande, zu Pferde.

Cop. Ver. fotobüros, Amsterdam.

Neueste photographische Aufnahme.



Österreichischer Brüdentrain in Galizien. Pioniere beim Abladen eines Kahnes am Dunajec.



Große Reinigung am Brunnen eines belgischen Kasernenhofes nach der Ablösung aus dem Schützengraben. Cop. Des. Jotobüros, Amsterdam.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 4.

Düsseldorf, 24. Januar

1915.



Ruhepause in einem Schützengraben mit Unterstand auf dem westlichen Kriegsschauplatz. U. Grob.

Frieden im Krieg.

Von Ignaz Bauer.

Dskar Senden hatte ein wenig befangen, der Einladung Frau von Talbergs folgend, Platz genommen, und diese setzte sich nun ihm gegenüber. Eine dumpfe Beklemmung lastete schwer auf ihm wie eine bange Ahnung, daß nun ein verderblicher Gewittersturm das sonnige Traumland, in das er in naher Zukunft einzuziehen hoffte, vernichten werde. Auch die schöne vierzigjährige Frau vor ihm bekundete gleiches Empfinden, die nervös hastenden Bewegungen wurden durch die Mühe, sie zu unterdrücken, nur auffälliger.

Und dann begann sie, jedes Wort aus der Tiefe eines verängstigten Herzens holend: „Sie und Klara lieben sich. Daß das sein würde, wußte ich, da ich Ihr erstes Zusammentreffen beobachtete. Hätte ich Bedenken gegen Eure Verbindung gehabt, wäre ich der aufkeimenden Neigung entgegengetreten.“

Der dankende Blick eines Verurteilten, dem vor dem Todesstrich eine Erleichterung gewährt wird, traf die Sprecherin.

„Nun haben Sie um meiner Tochter Hand gebeten und wollen mit ihr getraut werden, ehe Sie in den Krieg ziehen. Ich habe, wie gesagt, nichts dagegen, es ist nur der Augenblick, in dem ich sprechen muß, früher eingetreten, das ist alles.“

Dskar hielt das Haupt gesenkt. Mit einem tiefen Atemzug überwand Frau von Talberg die eingetretene kleine Pause, um dann fortzufahren: „Ich bin nicht Witwe, wie Sie wahrscheinlich annehmen, sondern lebe von meinem Mann getrennt. Verurteilen Sie mich deshalb nicht, ehe Sie mich gehört haben! Meine vertrauteste Freundin — sie hieß Emma wie ich — hatte ein ernstes Liebesverhältnis, das aber von ihren Eltern nicht gebilligt wurde. Das „Warum“ war mir unbegreiflich, denn Paul — ein junger Mann, der auch in unserm Haus verkehrte — war ein Ehrenmann durch und durch. Die Korrespondenz beider ging durch meine Hand, und Emma ließ die Briefe

ihres Geliebten in meiner Verwahrung. Ein Billett, in dem Paul in glühenden Liebesworten um ein Stelldichein bat, kam meinem Gatten, der ja von der Sache keine Ahnung hatte, in die Hände. Die Folgen waren entsetzlich. Beruhte unsere Verbindung auch auf gegenseitiger inniger Liebe, so war ich doch stets besorgt wegen des leidenschaftlichen Zähorns meines Gatten, wohl im Vorgefühl einer sich einst daraus ergebenden Katastrophe. Und sie war nun gekommen! In seinen Augen war ich die Schuldige, ich war die geliebte Emma, an die das Billett gerichtet war, und nichts in der Welt wäre imstande gewesen, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Eine öffentliche Beleidigung, die er Paul zufügte, führte zu einem Zweikampf mit tödlichem Ausgang für den Beleidigten. Meine Freundin Emma erkrankte schwer, mein Gatte verließ mich, ohne mich noch einmal gesehen zu haben, und ich überfiedelte mit meiner Tochter hierher. — Damit wissen Sie alles!“

Und Dskar empfand es bestreitend. War es doch kein, wie er befürchtet hatte, unüberwindliches Hindernis seiner Verbindung mit Klara. Die Nottrauung wurde vollzogen, und ein kleines Mahl, das zugleich dem Abschied galt, vereinigte die intimsten Freunde des Hauses. Und dann kam der Moment der Trennung.

„Endlich allein!“ Sonja von bangender Wonne durchschauerte, auf strahlendem Gipfel irdischer Glückseligkeit verlockende Minuten waren sie jetzt durchpeint von herbster Qual, um so tiefer, als sich die beiden, die sich da so innig umschlungen hielten, tapfer mühten, ihr blutendes Leid, so gut es ging, eins vorm andern zu bergen. Dskar hatte dieses sonnige blonde Glück, das er so fest in seine Arme preßte, in heißem Liebesmühen errungen, und nun, da er es besaß, mußte er es verlassen — vielleicht für immer! — Wenn er aber, der eisernen auf Einzelgeschide keine Rücksicht nehmenden Notwendigkeit Folge



Deutsche Einquartierung mit ihren reichbeschenkten Schülern, armen französischen Kindern, an Weihnachten unter dem Christbaum in einem kleinen französischen Ort.

H. Hoffmann.

gebend, nun hinauszog in den Kampf, dann sollte ihn ihr Bild geleiten und anfeuern zu Taten des Ruhms. — „Gott schütze dich, Ostar!“

„Und dich, mein Lieb!“ —

Im Feuerchein lohnte die Weite. — Dampfdröhnendes Brüllen, prasselndes Knallen, klatschendes Knattern durchschütterte die Luft, verderbenföndend fern in die Lande. Und dann — als es dann allgemach stiller wurde, da deckten zerrissene Leiber, Reihe an Reihe, das blutdampfende Gelände. Qualermürbte Körper winden sich verschmachtend, verächnend. Sie werden nun geborgen, gelabt, gepflegt und so manche zu Krüppeln zersägt, einem elenden Dasein wiedergegeben.

Im Spital liegt verwundet der eben eingebrachte Oberleutnant Ostar Senden. Neben seinem Lager stöhnt ein schwerverletzter Oberst, zuckend

in tiefer Bewußtlosigkeit. Senden starrt auf ihn hin mit der stumpfen Teilnahmslosigkeit eines Kindes, und wie bei einem solchen wird seine Aufmerksamkeit plötzlich durch ein blinkendes Wispeln gefesselt. Sein Auge bekommt Leben, das sich in einem langen Blick konzentriert, der an diesem Leuchten haftet. Der Blick hat sich vergebens müde

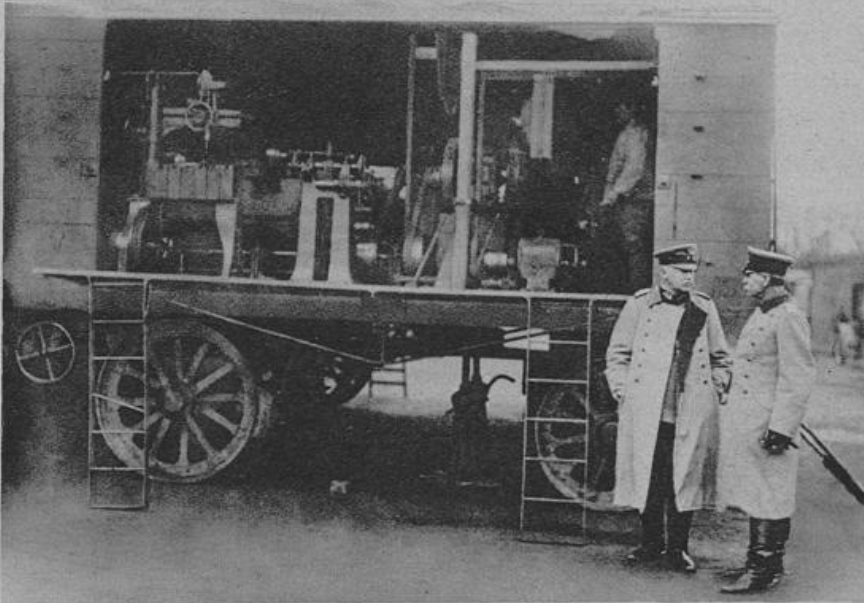
gesucht, den Gegenstand zu erkennen, da schleicht etwas wie ein Gedanke durch sein widerstrebendes Gehirn. — Ein Medaillon. — Nun kommt etwas näher, schwebend — geräuschlos — die Pflegerin. — Sie beugt sich sorglich beobachtend über den Leidenden, lange — dann tastet sie nach dem Medaillon, dann sieht Senden den Körper dieser

Frau sich schütteln wie im Fieber, und dann ist es aus. — Die Eindrücke von außen flattern chaotisch ineinander, trübe, immer, immer trüber.

Senden sah nun nach einigen Wochen der guten Pflege, da er das erstemal das Bett verlassen konnte, am Lager des Obersten. Der war zum Krüppel geworden und duselte nun so dahin — halb Schlummer, halb Betäubung. Da schwebte es in Sendens Geist empor — ein Nebel, der sich ballte, formte, der Oberst, das Medaillon, die Pflegerin

— ein Traum? — Nein — dort blinkte es wieder an der Brust des Leidenden — Gold — ein Kettchen. — Leise zerrte Senden daran, das Medaillon kam zum Vorschein — klaras Bild!

Der Oberst schlug die Augen auf, irgend etwas mußte ihn erweckt haben, klares Erkennen lag in seinem Blick. Dennoch zeigte er keine



Von deutschen Soldaten erbeutetes englisches Schmiedeauto wird von höheren deutschen Offizieren besichtigt.

A. Grohs.



Durchmarsch deutscher Truppen durch ein französisches Städtchen.

Erich Vermingboven.

Überraschung über das Tun des Kameraden, nur wie müdes Heimverlangen schattete es über sein Antlitz. Da flüsterte er: „Meine Frau!“ Dann kam's nochmals kräftiger von seinen Lippen: „Oberst Talberg!“ Und der andere salutierte: „Oberleutnant Senden!“ Aus seiner Stimme zitterte die Überraschung, die ihn von da ab an das Schmerzenslager Talbergs bannte, den Augenblick sehnüchlich ersehend, der eine Aussprache ermöglichen sollte. Und endlich, als der Schwerverwundete der Genußung entgegenging, kam die Stunde. Im Garten war's, der Oberst im Koffstuhl und auf dem Bänkchen ihm zur Seite, den stütenden Stod in der Hand, Oberleutnant Senden. Zagend hatte dieser gesprochen von seiner Liebe zu Klara, von ihrem engelhaften Weien, von seiner Heirat, ehe er in den Krieg zog.

Der Mutter erwählte er nicht — wohl mit Absicht.

Schweigend hatte der Oberst zugehört, seine drängende Bewegung mühevoll bergend. Dann reichte er Senden die Hand: „Sei mir willkommen, mein Sohn! Hab' wohl das Recht, dich so zu nennen, trotz allem!“ Und er zog ihn an sich, und weich und innig klang's von seinen Lippen: „Mach sie glücklich, die Kleine, hast ja das Zeug dazu!“ Tief blinnte er ihm in die Augen:

„Ich weiß, du wirst es, mach sie so glücklich, wie ihre Mutter mich unglücklich gemacht!“ — Trotz allen Wehrens war es doch ein stöhnendes Aufschluchzen, mit dem die letzten Worte hervorgestoßen wurden. Der rauhe Krieger schämte sich der Träne nicht, die in seinem Auge blinkte. Sendens fragender Blick traunte in seiner Seele, er suchte abzuwehren, ergab sich aber dann doch und begann zu erzählen. Es war die Geschichte, die Senden kannte, erweitert durch die Schilderung dessen, was Talberg gelitten. Wie hatte er im Anfang seines Alleinseins gerungen und wie schwer war es ihm geworden, die wiederholt an ihn gelangten Briefe seiner Gattin ungelesen zu vernichten!

Was auch hätten sie enthalten können? Dieselbe oft genug gehörte Lüge —

„Wie konnte sie es wagen, die klarliegende Tatsache in so plumper Weise abzuleugnen? Sie mag nun lügen, was sie will, Paul Stein war ihr Geliebter!“

„Das war er nicht, Herr von Talberg!“ — Ruhig, aber entschieden hatte es die herantretende Pflegerin gesagt, die, von beiden unbemerkt, in die Nähe gekommen war und die letzten lauter gesprochenen Worte

des Obersten vernommen hatte. Mit einem jähen Ruck, dem ein schmerzliches Zurückjücken folgte, wollte sich der Oberst erheben, der atze Zähzorn rötete sein Gesicht, und der flammende Blick lohrte sich in das Auge der Frau, die da hoch aufgerichtet und so erst vor ihm stand.

Und dann kam's — das Erkennen. — Hier, im hellen Sonnenlicht, waren die grauen Schleier von dem gesunden Mann geschwunden, die sonst im düsteren Krankenzimmer um den Leidenden webten, und Emma — Emma Southheim!“ zitterte der Name von seinen Lippen.

„Ja, Emma Southheim, die Freundin Ihrer Frau, die Geliebte Paul Steins, die dem von Ihrer Hand Gefallenen die geschworene

Treue bis heute stets gehalten hat.“ —

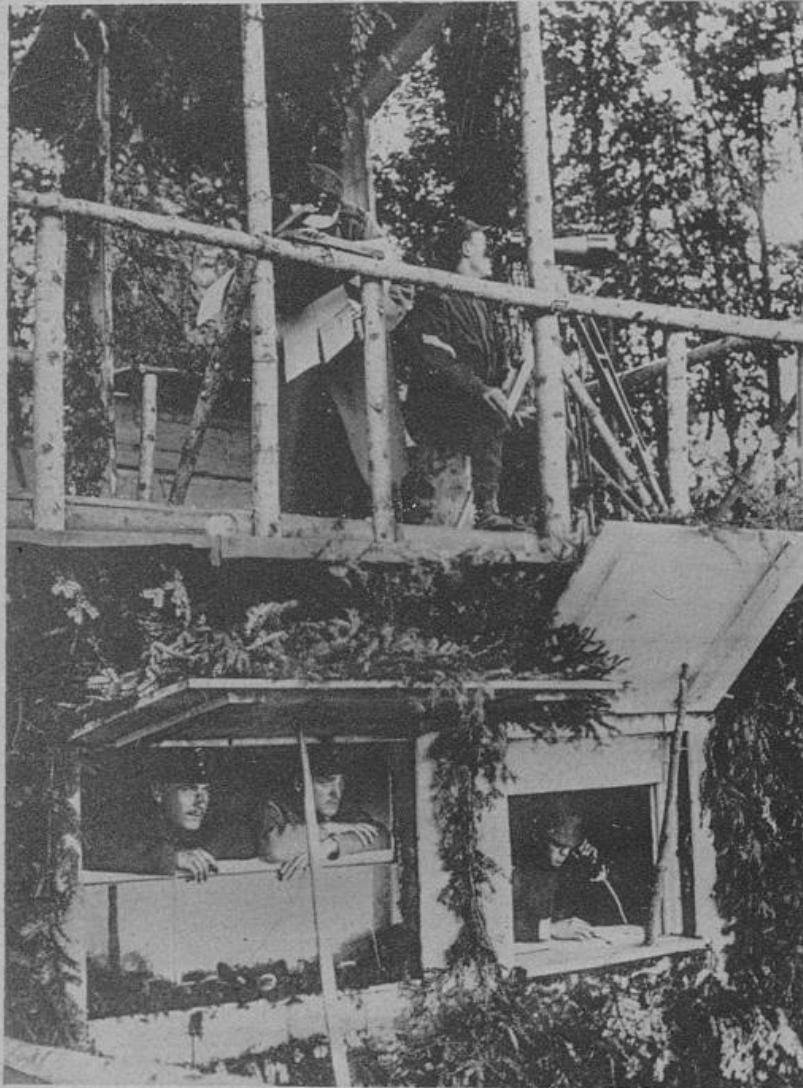
Beide Hände streckte er mit flehender Gebärde gegen die aus, der er so herbes Leid getan. Sie sprachen beide nicht, ihre Hände aber griffen ineinander, bittend, vergebend, und Veröhnung mit dem harten Schicksal strahlte aus ihren Blicken. —

Vor dem Haus der Frau von Talberg hielt ein Wagen. Ein Oberleutnant stieg aus, um dann einem Oberst, dessen künstliches Bein ihm jede Bewegung erschwerte, aus dem Fond zu helfen. Die beiden gingen dem Tor zu, aus dem eben ein Diener getreten war, den das Geräusch des Anfahrens angelockt hatte. Kaum hatte dieser den Oberleutnant erblickt, als er zurückeilte, die Türen zu öffnen und die Hausbewohner zu benachrichtigen.

Klara hielt ihren aus den Fährnissen des Krieges heimgekehrten Gatten fest umschlungen, ohne seines Begleiters zu achten, der zitternd vor innerer Erregung, die junge Frau mit

Blicken flammender Zärtlichkeit betrachtend, daneben stand. — Da flog die Tür auf, Frau von Talberg kam, den Ankömmling zu begrüßen. Doch — mit einem jähen Halt stand sie gebannt, ein Zittern vibrierte durch den schlanken Körper, bleich, mit zuckenden Lippen wandte ihr der Oberst entgegen: „Emma!“ Nichts als nur dieses eine Wort, aber eine Welt von Gefühlen lag darin.

Jetzt erst sah Klara auf, ihr Blick haftete auf dem Paar, das sich veröhnnt und neu vereint, aneinanderschmiegte — ein jauchzendes Erkennen — und mit dem Jubelruf: „Mein Vater!“ — stürzte sie in seine Arme.



Vorzüglich maskierter Beobachtungsposten mit Fernsprecherbindung. Berl. Ill.-Ges.

Drei Paar wollene Socken.

Von Hermann Wagner.

Der Schnellzug Leipzig—Dresden steht in der Halle des Leipziger Hauptbahnhofs, stößt fauchend den Atem aus seinen Lungen und will abfahren. Da drängt sich im letzten Augenblick noch eine Dame durch die Sperre, atemlos, aufgeregt und rot. Hinter ihr ein Gepäckträger mit vier Taschen.

„Nach Dresden, bitte,“ sagt die Dame.

„Dritte?“ fragt der Schaffner.

„Zweite!“ antwortet die Dame empört.

Der Schaffner öffnet das Abteil, die Dame rafft die seidenen Röde und erklimmt die Stufen, der Gepäckträger verstaut die vier Taschen im Korb. „Hier!“ sagt die Dame.

Beglückt von dem reichen Trinkgeld, greift der Gepäckträger

vor sich aus, die zur Pflege der Fingernägel dienen. Dazwischen gähnt sie.

„Gott, wo sind wir? Ach erst in Würzen! Welch eine langweilige Fahrt!“ Aber da kommt ihr ein Gedanke — kann sie nicht striden? Der Kriegsstrumpf! Wie erlöst greift sie nach der Tasche, die den Knäuel grauer Wolle und die fünf Nadeln mit dem schon fast bis zur Ferse gebieghenen Strumpf enthält.

„Es ist das achtzehnte Paar,“ denkt sie, „daß ich nun stride. Wer wird sie wohl tragen?“ — Und während die Nadeln flint und geräuschlos ihre Arbeit tun, fällt sie in jene leis melancholische Träumerei, die, wie sie herausgefunden hat, bei keiner Beschäftigung so gut gedeiht, wie gerade beim Striden. —



Hochwasser des Mains bei Frankfurt. Die schwer beschädigte Baustelle an der alten Brücke. Phot. P. Beutler.

an die Mühe und verschwindet. Der Diensthabende gibt ein Zeichen. Der Zug zieht an.

Die Dame legt ihren fabelhaften Hut und ihren nicht minder erklaffigen Reisemantel ab und sinkt mit einem tiefen Seufzer in die Polster.

„Gottlob allein!“ sagt sie. —

Nachdem sich ihre Erschöpfung einigermaßen gelegt hatte, fragte sie sich: „Was soll ich tun? Soll ich lesen?“

Leider hatte sie auf dem Bahnhof keine Zeit mehr, sich mit Blättern zu versorgen. Und Romane liest sie in dieser Zeit keine mehr. Unter gar keinen Umständen aber französische Romane, obwohl sie noch ein reichliches Lager davon zu Hause hat.

Ob sie Pralinés knabbert? Aber sie hat keinen Appetit.

„Nein, ich will mich schön machen,“ entschließt sie sich.

Und nervös holt sie aus ihrem Täschchen einen kleinen Spiegel hervor, betrachtet sich eingehend, ordnet ihr Haar, fährt mit kölnischem Wasser über ihre Augen und breitet schließlich alle jene Instrumente

Als der Zug in Eschaf hält, gibt es eine Überraschung: ein Soldat schiebt die Tür des Abteils zurück, grüßt höflich und nimmt Platz. Die Dame ist leicht rot geworden und hat sogar den Gruß freundlich erwidert.

Das hätte sie wohl kaum so freundlich getan, wenn der Eindringling nicht ein Feldgrauer gewesen wäre, und zwar einer, der offenbar schon an der Front gewesen ist, denn sein rechter Arm, den er steif hält, deutet auf eine erhaltene Verwundung hin.

„Eigentlich ein recht prächtiger Mensch,“ stellt die Dame in Gedanken bei sich fest, indem sie den Soldaten insgeheim mustert und dabei fleißig weiterstrickt. „Jung, frisch, gut gewachsen und dabei anscheinend nicht unintelligent. Nur in seinem Äußeren etwas mitgenommen. Ob der sich nicht in der Klasse geirrt hat? Er hat keine Charge, er ist nur ein Gemeiner. Auch reichlich abgemagert sieht er aus. Sicher ein ganz armer Junge.“

An diese Armut, die die Phantasie ins Märchenhafte hebt, klammern sich die Gedanken der Dame.

„Ach,“ grübelt sie weiter, der Bedauernswerte trägt bei dieser Kälte nicht einmal einen Mantel. Ob er warme Wäsche hat? Warme Soden?“ Als ihre Vorstellung bei den Soden angelangt ist, durchzuckt es sie, denn sie erinnert sich, daß sich in ihrer Tasche drei Paar fertige selbstgestrickte wollene Soden befinden. Ist das nicht geradezu eine Fügung des Schicksals? Bisher hatte sie nie gewußt, wer die Soden, an denen sie so fleißig strickte, tragen würde.

Wie, wenn sie die Gelegenheit wahrnähme und dem armen Jungen hier die drei Paar Soden einfach zum Geschenk machte?

Sie hielt im Striden inne und musterte unschlüssig den stummen Krieger. Ob sie es wagt? —

Sie entschließt sich, es zu wagen.

Diese Entschließung gibt sie kund, indem sie ihre Arbeit beiseite legt, verlegen hustet und den Feldgrauen ansieht.

Dieser ist durch diese Musterteilung nicht weniger verlegen, streicht mit der Hand über seine Hosentaschen und senkt die Augen.

„Hm,“ nimmt die Dame einen Anlauf, kann aber plötzlich nicht weiter. Der Feldgrau blickt wieder auf.

Er ist endlich besiegt und streckt die Hand nach den Strümpfen aus. „Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit tue, gnädige — Frau —“

Sie ist entzückt von ihm, da er so pudig „gnädige Frau“ gesagt hat. Solche Feinheit des Benehmens hätte sie ihm gar nicht zugetraut.

Und sie ist plötzlich wie umgewandelt und tut eine Menge von Fragen, die er sehr nett, wenn auch scheinbar sehr befangen, beantwortet. Die Zeit vergeht damit wie im Fluge.

Sie erfährt, daß er Kriegsfreiwilliger und noch sehr jung ist, erst 20 Jahre alt. Er hat bei Reims gekämpft und ist durch eine Kugel am rechten Arm verwundet worden. Jetzt ist er fast wiederhergestellt. Heute hat er sich in Ohsch seiner militärischen Behörde vorgestellt, und nun wird er bald wieder zu seinem Regiment abgehen. In Dresden-Neustadt erwartet ihn auf dem Bahnsteig sein Vater.

Schon werden die Häuser der ersten Dresdener Vorstädte sichtbar.

„So,“ sagt die Dame mit großer Leutseligkeit und fingert an ihrem Gepäck, „da wären wir ja am Ziele. — Viel Glück also! Und bleiben Sie gesund!“

Der Feldgrau erhebt sich und verbeugt sich sehr artig. „Und



Deutsche Feldwache vor ihrem Unterstand und vor Tannenreishütten auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Karl Herr.

Da lächelt die Dame ihn an, zert an der Tasche neben sich, öffnet sie, entnimmt ihr die drei Paar Soden und hält sie ihm mit einer Geste hin, als handle es sich um drei erlegte Hasen.

„Drei Paar Soden,“ stottert sie, „aus bester Wolle, von mir selbst gestrickt.“ —

Er ist rot geworden, bezieht sich die Dinger und nickt: „So?“

„Ja,“ fährt sie mit trampfhafter Tapferkeit fort, „wollen Sie sie haben?“

Aufs höchste erstaunt, drückt er die Hand gegen die Brust. „Ich?“

„Gewiß,“ lächelt sie. „Vielleicht können Sie sie brauchen?“

Da es ihm schwer wird, ihren Blick auszuhalten, wendet er den Kopf ein wenig zur Seite. „Aber —“ sagt er.

Sie ist endlich über die erste Befangenheit hinweg. Es ist ja nur ein armer Teufel, mit dem sie da redet. „O, Sie müssen sich nicht schämen,“ äußert sie voller Wohlwollen, „ich gebe sie Ihnen gern. — Hier, nehmen Sie nur!“

„Aber —“

„Nein, Sie tun mir einen Gefallen!“

nochmals meinen Dank, gnädige Frau,“ sagt er, verbindlich lächelnd.

„Bitte,“ sagt sie huldvoll und hat das Gefühl einer enormen Befriedigung, als der Soldat, während der Zug in die Halle von Dresden-Neustadt einfährt, mit den drei Paar Soden unterm Arm sich draußen zum Abteilausgang begibt. —

Der Zug steht. Die Dame, die erst in Dresden Hauptbahnhof aussteigt, kann sich nicht enthalten, an das Fenster zu treten, um sich den Vater des feldgrauen Jungen anzusehen. — Da! —

Die Dame tritt hastig und aufs höchste erschreckt vom Fenster zurück, denn dieser Vater, den sie gesucht hat, hat sie vom Bahnsteig aus mit lustiger Miene gegrüßt.

Er trägt Uniform, dieser Vater, und ist ein aktiver Oberst. Sein Sohn, der feldgrau Junge, zeigt ihm neben die erhaltenen Soden. Und sie nicken beide noch einmal lachend nach dem Fenster hin.

Die Dame betupft sich mit ihrem Taschentüchlein die Stirn.

„Das habe ich ja gut gemacht!“ denkt sie.

Aber im Innersten ist sie es doch sehr zufrieden, daß sie nun weiß, wer ihre Soden tragen wird!



Seldgottesdienst für die Jugendkompagnien auf dem Herzbergplatz in Neufölln-Berlin nach ihrer Besichtigung durch den General der Infanterie Exzellenz v. Wachs (×). M. Wroble



Blick in einen Raum des Kriegerheims für Verwundete in Wilmersdorf.

Das Heim unterstützt den Damen des nationalen Frauendienstes, die aufs beste für Bewirtung und Unterhaltung aller verwundeten Soldaten sorgen, die es in ihrer freien Zeit aufsuchen.



Deutsche Soldaten — Berufschornsteinfeger — auf dem Dache des Quartiers eines Truppenführers in ihrem Gewerbe tätig.
Hofphot. G. Berger.



Deutsche Soldaten beim Bau einer befestigten Stellung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Er. Benninghoven.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 31. Januar

1915.



Freundschaftliches Verhältnis einer deutschen Bahnwache zu französischen Kindern.

Einer der Landsturmeute erklärt den Kindern die Bilder eines deutschen illustrierten Blattes.

H. Grohs.



Kameraden.

Kriegsskizze von Friedrich Rod.



Tief hängen grauschwere Wolken über feuchter Herbstlandschaft. So tief hängen die graudunkeln Massen, daß es fast so aussieht, als sänten sie langsam auf die in Todesahnen erschauernde Erde, um alles letzte Sterben einzuhüllen in einen mild umfangenden Mantel der Unsichtbarkeit — für alles, was noch atmet, noch lebt. Kein Laut. — Starr wuchet das Schweigen auf Feld und Wald, Weg und Aderscholle. Da, horch! Kurze, klappernd dumpfe Laute vom Waldrand her. War das ein Specht oder eine Täuschung der vom Horchen überspannten Sinne?

Schreies. Ein Laut! Quielendes Knirschen, als ob Räder durch weiche, saße Erde ziehen. Dort! Wo sich zwischen Wiese und schwarzbraunem Acker ein Weg hinzieht, der von Hecken eingesäumt ist, sausen zwei Schatten heran; Grau in Grau ver schwimmt zu einem undeutlichen Etwas. Lauter hört man das Knirschen, näher sausen die Schatten. Jetzt durchschneiden zwei Stahlräder eine dünne Nebelwolke, und auf ihnen in vornüberliegender Haltung zwei Gestalten. Zwei deutsche Soldaten auf einer Erkundungsfahrt.

Jetzt schallt eine Stimme: „Hei! Hugo, ist das eine Fahrt!“ Wie es herausklingt. Als wollte der Ruf die drückenden Wolken zerreißen. Doch wie eine auflodernde Flamme durch ein schweres Tuch wird der Ruf von der dicken Nebelluft erstickt. Der andere faßt den Ruf erschreckend am Arm: „Fritz! Wie leichtsinnig du bist!“ Ein Lachen und Augenblitzen unter buschigen blonden Brauen hervor ist die Antwort. Nochmals klingt es: „Hei!“ Doch leiser, gedämpfter. Dann, eine letzte Anstrengung, und die beiden haben die kleine Weghöhe erreicht und springen von den Sätteln. Der Nebel hat sich geteilt und gewährt ihnen Ausblick auf ein Dorf.

Schnatzt! Die Kugel raschelt hinter den beiden durch die Heide.

„Auf! Auf! Los!“ Zwei Räder fliegen herum, zwei Körper springen, und einen Augenblick hört man noch das rasende Saufen

der Räder, das Knirschen des Sattellebers, das Achzen der Pedale. Dort! Ein Käppi taucht an der Wegbiegung auf! Ein Pferd kopf. Es flattert und weht. Sechs bis acht Reiter. Feindliche Kavallerie, die die beiden Streifer abfangen will. In gestrecktem Galopp mit verhängten Zügeln sausen sie den Berg hinunter, in den Bügeln stehend mit erhobenen Reiterpistolen, aus denen Schuß auf Schuß hinter den beiden herkracht. Die dünnen Nebelstreifen erschweren das Zielen. Bis auf zweihundert Meter sind sie schon an die Radfahrer heran. Da stürzt der eine! Das Rad fliegt zur Seite, und der Mann fliegt in den Graben. Gleich darauf der andere. Unter Freudenschreien kommen die Reiter herangejagt. Vier sind den andern ein großes Stück voraus. Jetzt haben sie die Stelle erreicht. Da krachen zweimal hintereinander zwei Schüsse aus der Heide hervor. Zwei, drei, vier Reiter wanken. Vier Leiber sinken zuckend von den Pferden. Noch einige Schüsse. Wild! Hart! Pferdeleiber bäumen sich auf und rufen zurück und bringen auf dem schmalen Wege die andern heransprengenden Reiter in Verwirrung.

„Heia! Hoh! Nun reiten wir!“

Blitzschnell springen die beiden aus dem Graben hervor, und schon sitzen sie oben, und von kräftigem Schenkeldruck angefeuert, jagen die Pferde vorwärts. Zwei, drei feindliche Reiter haben sie nur noch hinter sich, die wie toll hinter ihnen herfeuern. Ein Ritt auf Leben und Tod! Die zwei da vorn wissen, es gilt nicht nur ihr Leben, sondern auch das Leben Hunderter von Kameraden. Was sie beide vorhin, als der erste Schuß fiel, gesehen haben, ist überaus wichtig für den Angriff auf das Dorf. Sie müssen zum Regiment zurückkommen — wenigstens einer. „Huh! Schießt der Kerl schlecht, ich glaube ein Stück vom Ohrappen.“

Die Kugeln pfeifen ein zischend Reiterlied. Dicht angeschmiegt liegen die beiden Reiter an den Halsen der Pferde und schreien den



Trümmer eines französischen Eisenbahnzuges, der von deutschen Pionieren zum Entgleisen gebracht wurde.

Um den Bau eines Bahnlaufes durch deutsche Pioniere zu verhindern, ließen die Franzosen sechs Lokomotiven und mit Sand beladene Güterwagen gegen das Arbeitsfeld der Pioniere los. Diese brachten die „wilden Züge“, die Deutschherzern keinen Schaden anrichteten, zum Entgleisen und führten ihren für deutsche Truppentransporte bestimmten Bau glücklich zu Ende.

Phot. A. Grohs.

Tieren in die Ohren: „Heioh! Heioh! Ho!“ Das Krachen und Rufen feuert die Tiere zu rasenderem Dahinfliegen an.

Kurze Worte wechseln die beiden. Jede Sekunde kann die letzte sein. „Einer muß hin —!“ „Einer...“ Sie bliden sich einen Moment an, fest! Harte Augen haben sie in diesen Minuten. „Wenn einer fällt, weiterreiten! — Einer muß zurückkommen!“ — „Aber wenn möglich, den holen, der verwundet; verbluten ist schrecklich —“

Riß! Das Pferd scheint getroffen zu sein. Es wiehert schmerzlich auf. Aber es hält noch Tempo.

„Bring Käthe einen letzten Gruß und den Eltern und allen — die mir lieb sind. — Fritz, besonders Käthe, wie würde sie... Fritz!“ Ein unterdrückter Schmerzensruf, die Gestalt schwant — die Zügel entgleiten den Händen. Schwer sinkt er hinten über.

„Denk an meine — liebe...“

Das Pferd bäumt unter einem Schuß auf, und Mann und Kopf wälzen sich überstürzend einen kleinen Abhang hinunter.

Einen Augenblick scheint es, als wollte der andere Reiter halten. Pflicht und Freundschaftsgefühl ringen miteinander. Soll er wenden? Es mit den drei Feinden aufnehmen? Um vielleicht den Kameraden, den Freund zu retten? Vielleicht. — Er kann auch bei dem ungleichen Kampfe fallen. Schnelle Gedanken. Schnelles Handeln. Die Pflicht ist das höchste Gebot des Soldaten. Weiter! Einer muß hin zum Regiment!

Bange Minuten des rasenden Dahinsprengens. Immer noch pfeift eine Kugel nach der andern an ihm vorbei. Da! Gewehrfeuer! Vom Walbrand her links. Wilt es ihm? Oder sind es die Kameraden? Er sieht hinüber. Sieht zurück. Ein Jubelruf entfährt seinen Lippen. Die drei Verfolger sind nur als ein zudendes Knäuel auf dem Wege

liegend zu erkennen. Über das Feld stürmt seine Kompanie! Seine letzte Kompanie! Gerettet! Boran sein Hauptmann der gleich mit großen Sprüngen auf ihn zu eilt.

„Brave Arbeit! Wo liegt Gefreiter Koll? Beobachtete Sie beide durchs Glas. Einfach tollkühne Arbeit. Toll! Toll! Doch davon später. Was haben Sie für Meldung?“

„Der Hügel vor dem Dorf stark besetzt. Auf dem Dach des Fabrikgebäudes, das mit einer massiven Mauer umgeben ist, sah ich allem Anschein nach Maschinengewehre. Kavallerie scheint im Dorf zu sein.“

„Verb...“ entfährt es dem Hauptmann. Dann klopf er dem Soldaten freundlich auf die Schulter. „Melden Sie sofort dem Re-

gimentskommandeur.“ Sagen Sie, daß ich weitere Befehle abwarte. Wenn Sie zurückkommen, und wir kommen nachher in die Nähe, wo Ihr Kamerad liegt, bringen Sie ihn heraus nach dem Verbandsplatz.“

Kaum ist der Reiter über das Feld gejagt, als es sich dort hinten über die Felder hinauschiebt. Eine langgestreckte dunkle Masse. Mattschimmernd in dem dunklen Graulich des späten Tages. Noch ist die Masse dort drüben nur als dunkle Streifen zu erkennen, die langsam heranziehen. Der Boden zittert kaum vernehmbar. Feindliche Kavallerie stürmt an, eine Uerrumpelung!

Die Kompagnien liegen in Deckung. Kommandos schallen durch die Luft. Nur ein Regiment und eine Batterie stehen zum Angriff, zum Aufhalten des Feindes gefechtsbereit. Bumm! Bumm! Dumpf

dröhnt ein Grollen durch die schwere Luft. Hinter dem schwarz anrückenden Streifen wallen Dampfswollen auf. Nicht neben der Bede schlägt eine Granate ein. Und jetzt geht es Schuß auf Schuß. Ein lang nachrollendes Grollen und Heulen erfüllt die Luft. Immer näher pressen die funkelnden flatternden Massen. Ein Schnauben und Stampfen rast daher, in das sich nun plötzlich Gewehrfeuer und das harte, kurze Klapp! Klapp! der Maschinengewehre mischt. Die Maschinengewehre! Die könnten Rettung sein!

Wie es knallt und schallt! Hunderte liegen auf dem feuchten Ackerboden, starren nach vorn auf die Reitermassen. „Feuer!“ „Feuer!“ — Gellend klingen die Rufe! Salve auf Salve kracht. — Tide... tid... tid... Jetzt greift auch die Batterie ein. Granaten prasseln in die Schwadronen. Der Streifen stößt. — Menschenleiber, blutend, zerstampft, zerrissen, von fliegenden Hufen zerseht, bilden mit aufbäumenden, im Todeszuden schlagenden, wälzenden Tieren ein wüßtes Knäuel.



Vater und Sohn im selben Regiment auf dem Kriegsschauplatz. U. Grohs.

Der Vater mußte sich als Landsturmmann stellen, der Sohn trat als Kriegsfreiwilliger ein. Der Sohn liest seinem Vater einen Brief aus der Heimat vor.

Aber neue Reiter jagen von hinten heran, stürzen und fallen über die blutende, schreiende, heulende Mauer der Leiber, und über alles hinweg immer wieder andere. So stürzen, fallen und jagen sie heran. Nur noch einige hundert Meter. Tide... tid... und das Bamm! Bamm! der Gewehre, das Bumm der Batterie. Hundert tödliche Kugeln zischen in die Reihen der Reiter. Jetzt schlagen sogar Schrapnells und Granaten der feindlichen Artillerie in die eigenen Massen der Kavallerie! Sie schießt zu kurz. Schrecklich ist die Verwirrung. Jetzt wenden sie. Und in das Wenden, Halten, Stürzen und Herantafeln der noch im Galopp befindlichen Reiter prasselt Salve auf Salve, plagt und kracht Granate und Schrapnell.

Das ganze weite Feld ist eine Mauer von blutgetränkten, kriechenden, zuckenden Leibern, über die schmerzwiehernd, wild die durchgehenden reitertlosen Tiere dahinstampfen. Nur wenige Reiter entflüpfen dem Gewehr- und Maschinenfeuer durch rasende Flucht zurück. „Sprung auf! Marsch marsch!“ Die Kompagnien rücken vor. Reiten zischen auf durch das Dämmergrau. Die Luft scheint von den Geschützen zerrissen; an einigen Stellen sieht man das dunkle Graublau des Himmels und ein paar mattflimmernde Sterne. Zwei Regimenter sind schon nachgerückt und greifen mit ein. Es gilt, den Hügel, das Dorf zu nehmen.

Reiten flammen hoch im Bogen nach vorn, um die feindlichen Stellungen zu beleuchten. Jetzt rattert dumpfer Trommelwirbel wuchtig in die feuerprasselnde Musik. Trompeten schmettern! Sturm! Vorwärts! Den Hügel, das Dorf nehmen!

Neben dem Hügel knattert Maschinengewehrfeuer in die Reihen der stürmenden Infanterie. Dorthin! Von dort kommt der Tod.

herumfliegen. Zweihundert Meter neben ihm ziehen die Kameraden stürmend und Deckung suchend vorwärts. Er ruft, so laut er kann, den Namen des Freundes. Aber so bröhnend laut hallt und großt das Tosen der Schlacht, daß er kaum selbst seine Stimme hört.

Neben dem Hügel, wie aus der schwarzen Luft schwebend, blüht es auf, rasch hintereinander. Das sind die Maschinengewehre auf dem Fabrikgebäude. Hunderte todesmutiger Menschen liegen schon blutend, mit zerschossenen, zerfetzten Leibern in den Gräben, auf dem Feld, auf nassem, klebrigem Aderboden. Hier und da taumelt eine Gestalt hoch. Arme fliegen in die Luft, und viele, die sich noch wieder aufraffen, um sich zur Seite zu schleppen, sinken, von einer zweiten Kugel oder einem Granatplitter getroffen, wieder zusammen.

Der verwundete Reiter hat sich mühsam etwas erhoben und starrt in das feuerblühende Dunkel. Da! Acht Pferde jagen in Dampf und Schweiß heran. Eine Batterie. Hinter dem Wiesenberg, der eine gute Deckung bildet, wird das Geschütz aufgestellt.



Deutsche Sanitätsoldaten verbinden einen schwerverwundeten Senegalneger in einem Lazarett nahe der Front. Cop. Ver. Photo-Bur

Von dem Hügel hinter gut verschanzten Stellungen sausen Granaten herunter, zischen Schrapnells. Vorwärts! Nur nicht links noch rechts sehen, wo die Kameraden aufschreiend zusammensinken. Dort vor dem Hügel aus den Gräben heraus sausen die tödlichen Kugeln, dort stehen sie. Ziel drauf! Krach! Was ist ein Leben, ein Herz, wo Hunderte von Seelen gegen die Verzweiflung des Todes kämpfen!

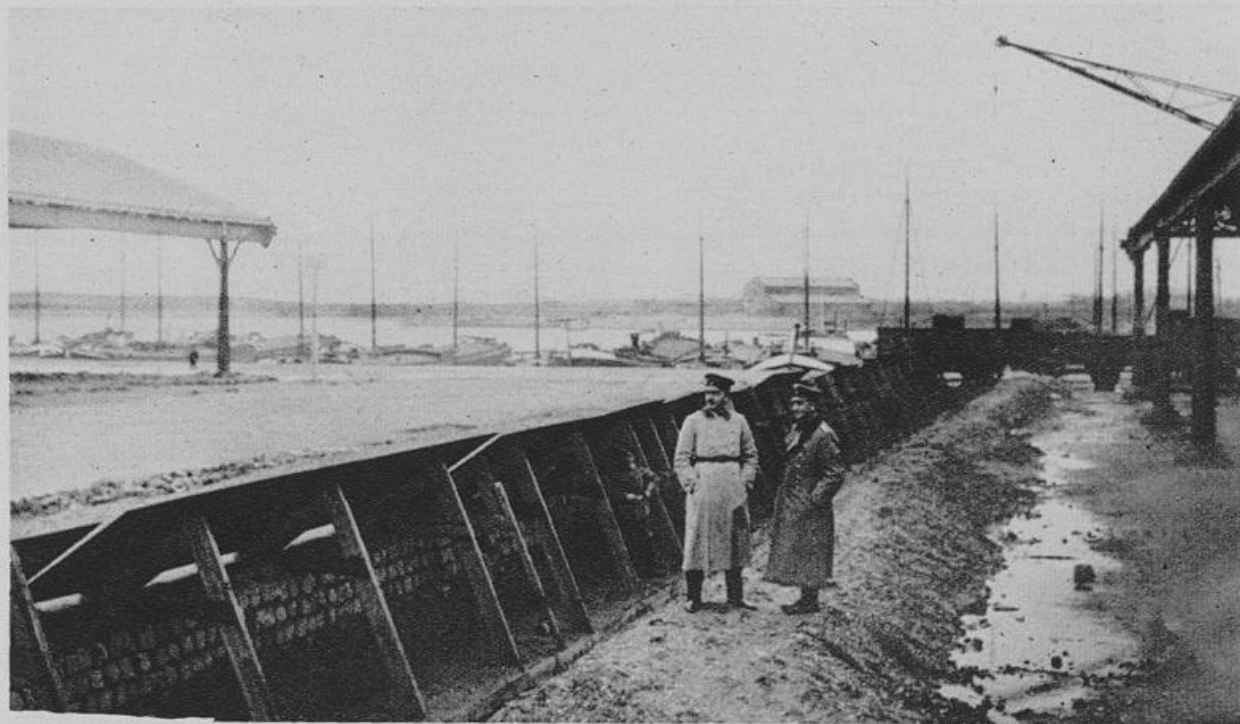
Oben liegt einer auf feuchter Wiese. Schuß in den Rücken. Mit dem Pferde gestürzt. Fast unfähig. Unfähig, weiterzukriechen. Wahnsinnige Schmerzen in Fuß und Arm. Er hat sich die Uniform vom Leib gerissen und liegt mit der Wunde fest auf dem Knäuel Zeug. „Den, der verwundet, holen. Verbluten ist schrecklich...“ Er denkt an den tollen Ritt und an den Kameraden. Wo ist er? Er muß ja bald kommen, sonst ist es zu spät. — Die Stirne brennt, und die Schläfen sind naß vom Fieberschweiß. Dicht unter dem Gebüsch, wo er liegt, schlägt eine Granate in einen Baum, daß Holzstücke, Splitter und Erde

Von hier aus ist es möglich, den Hügel da vorn zu bestreichen. Der Sturm der Infanterie ist mißglückt. Unter stetem Feuern gehen die Kompagnien zurück. Es ist keine Flucht. Nur ein die Abertmacht erkennendes, berechnendes Zurückgehen. Mit wehen Gefühlen ziehen sich die Truppen zurück. Jetzt gleiten einige Strahlen huschend, suchend über die Felber, vom Hügel herunter wie lange, gelbweiße Hände. Da! Jetzt stehen die Hände an der Stelle, wo die Batterie eingeschaut wird. Taghell ist es auf dem Fleck. Einer aus den zurückflutenden Stürmern sieht auf das Geschütz und den hell erleuchteten Wiesenberg. Seine Augen blitzen auf. Er hat die Gestalt erkannt, die dort an der Fede halb aufgerichtet wie suchend in das Dunkel lauscht.

„Fris!“ Er schreit es laut, freudig! Hundert Meter trennen ihn von seinem Kameraden, und dazwischen die immer noch feuernde, fallende, leuchtenden Truppe der Kompagnie. Er versucht sich



Zusammenkunft der Rheinschiffahrtsdirektoren in Antwerpen. Der Hafenskommandant von Antwerpen, Konter-Admiral Couran (x). Konter-Admiral Couran ist 1865 zu Düsseldorf geboren und fungiert als Kommandant des Hafens und der Scheldebefestigungen von Antwerpen. B. Wieje.



Blick in einen belgischen Schützengraben im Hafen von Antwerpen.

B. Wieje.

durchzuarbeiten. Neue Kommandos! Von hinten schallen Signale. Trompeten schmettern! Trommeln wirbeln! Sturm! Die Verstärkungen sind angekommen. Vorwärts! Ein Herz zuckt vor Schmerz. Dort drüben liegt einer in seinem Blute. Ein Freund! Er denkt an die letzten Worte des Kameraden, als er aus dem Sattel stürzte: „Denk an meine liebe Frida!“

Zwei graubraune Augen tauchen in seinen Gedanken auf, tief-lare Augen unter feingeschmungenen Brauen und stolzer Stirn, ein ovales Gesicht von blondbraunem Kraushaar umrahmt. Die Augen schimmern in Abschiedstraurigkeit, sehen ihn flehend an: „Steh ihm bei, wenn er in Not und Tod Hilfe gebraucht, ich habe ihn ja so lieb.“

Neben der Batterie schlägt es Schlag auf Schlag ein. Wieder steht der gelbweiße Strahl des Scheinwerfers darauf, und man erkennt die rauchgeschwärtzten Gesichter der ladenden, richtenden Kanoniere. Da prasselt Maschinengewehrfeuer über und gegen die Bepfanzung. Bumm! Ploft eine Granate in die Bepfanzung und reißt eine

unter prasselndem Knattern vom Himmel heruntergebrannt werden. In dem flammenden Blutrot des steil aufschießenden Feuers sieht man dunkle Flecken mit hochfliegen: Mauerteile, Geräte und zerlegte Leiber. Die Fabrik ist in Brand geschossen. Die Maschinengewehre auf ihrem Dach zum Schweigen gebracht. Hochschlagende Feuerwolken übergießen die Felder, die stürmenden Regimenter mit blutigerem Licht. Der Todesmutige am freien Geschütz war der Gefreite Koll. Wie er sah, daß ein Kanonier nach dem andern zusammen sank, schleppte er sich mit letzter Kraft ans Geschütz und brachte es zum Abfeuern. Dann verließen ihn die Kräfte, und wie er zusammensinkt, sieht er seinen Kameraden Strauß auf das Geschütz zustürmen.

Ungeachtet der Kugeln, die das Geschütz umfanden, versucht er mit zwei sich blutend aufrassenden Kanonieren die Batterie noch einmal zu laden, zu richten, da sinken die beiden wieder zusammen, und wie eben der Schuß dort drüben auf dem Hügel eine feindliche Batterie zum Schweigen gebracht hat und er den Kameraden aus



Mittagsrast an der Gulaschkanoone.

A. Semede.

Lücke, daß das Geschütz fast frei steht. Bumm! Noch eine! Große Klumpen zäher Erde fliegen hoch. Ein Granatplitter reißt die Schutzwand vom Geschütz. Maschinengewehrfeuer rattert in die freie Öffnung. Tada, tada, tada! Die Kanoniere sinken zu Boden. Das Geschütz steht frei da. Ohne Bedienung.

Wieder steht der weiße Strahl auf dem Geschütz. Nur noch Maschinengewehrfeuer prasselt auf die Batterie. Einer und der andere von den zuckenden Kanonieren taumelt wieder hoch. Doch wie fortgeweht fliegen die Körper zurück von den anpfeisenden Kugeln.

Von der Seite her kriecht eine Gestalt die kleine Anhöhe hinauf über die aufgerissene Erde hin zum Geschütz. Das Gesicht todweiß, Blut an den Händen, die Uniform zerrissen, ohne Helm. Tastend kriecht die Gestalt vorwärts, durch die am Boden liegenden toten und sterbenden Kanoniere. Jetzt richtet sie sich halb auf. Zwei Arme erheben sich, und gleich darauf kracht ein Schuß. Bumm! Das Geschütz war gut gerichtet.

Donnerähnlich schießt eine mächtige Feuergarbe neben dem Hügel hoch aufflammend, sprühend empor, als sollten die Sterne

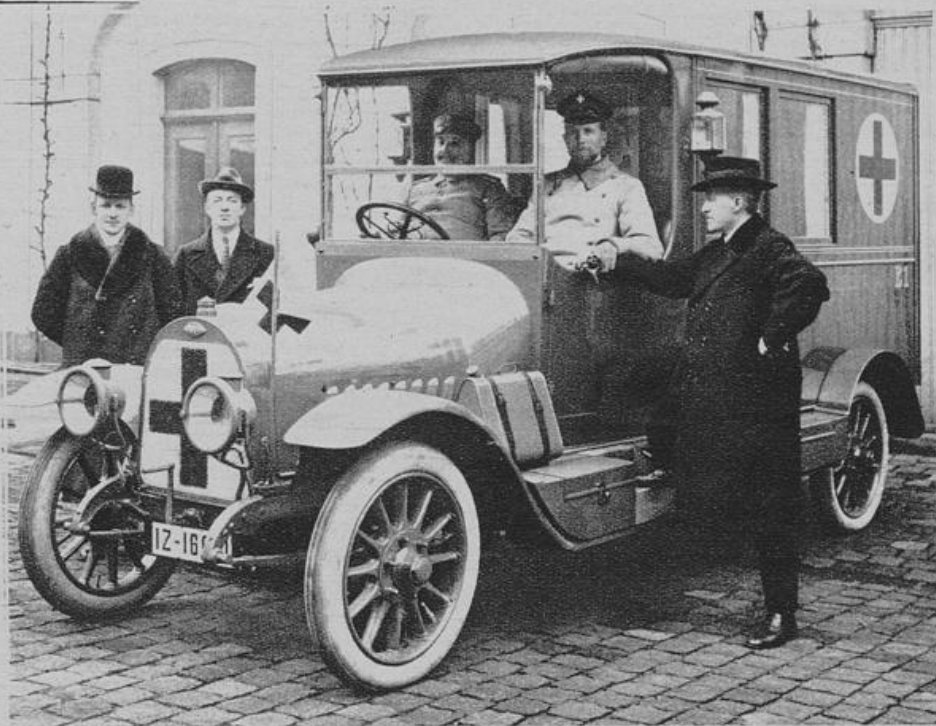
dem Feuer ziehen will, trifft auch ihn eine Kugel, und aufschreiend bricht er zusammen. —

Der Schlachtdonner ist verstummt. Nur in der Ferne hört man ein dumpfes, langes Grollen wie ein verziehendes Gewitter. Der Hügel ist erstürmt. Das Dorf genommen. Nach dem Brandschuß auf die Fabrik war auch der Hügel nicht mehr zu halten gewesen. Bis durch das Dorf und weiter wurde der Feind getrieben. Der Hauptmann der sechsten Kompagnie hat dafür gesorgt, daß die beiden Tapfersten des heutigen Tages zuerst mit dem ersten Transport ins nächste Lazarett kamen.

Ein Auto rast durch die Nacht. Weiß flattert die Fahne mit dem roten Kreuz in der Mitte hinterher. Zwei tapfere verwundete Helden mit blassen Gesichtern in weißen Kissen. Sie sehen nicht mehr, wie der schwer erkämpfte Hügel neu besetzt wird, deutsche Batterien eingeschaut werden, um morgen früh das dritte Fort der stolzen Scheldefestung in Angriff zu nehmen. Sie hören nicht mehr den Nachhall der Schlacht, die siegubelnden Worte und Lieber der Kameraden. Aber in der Luft klingt es von Kampfeslust und Sieg.

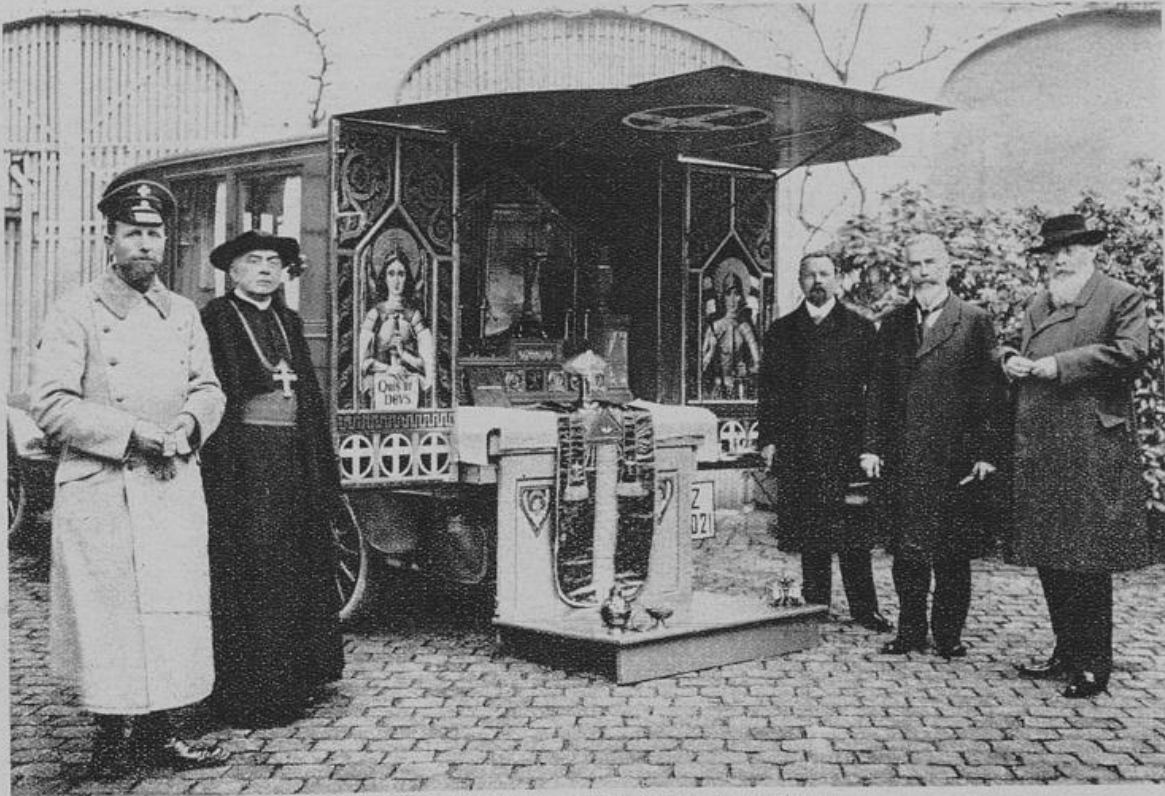
Ein Feldkapellen-Automobil.

Von den vielfachen Verwendungszwecken, die das Automobil in diesem Kriege gefunden hat, verdient seine Verwendung zu kirchlichem Zweck besonderer Erwähnung. Die Mittel zur Beschaffung des hier abgebildeten Autos wurden durch Sammlungen aufgebracht. Es ist nunmehr den Geistlichen möglich, unfern Cruppen auch an solchen Orten eine stimmungsvolle Erbauung zuteil werden zu lassen, wo sich keine Kirche befindet; zu diesem Zweck ist der hintere Teil des Autos mit einem Altar versehen. Öffnet man die beiden Türen der Rückwand, so ist der Altar mit den beiden Flügeln bereits fertig. Ein klappbares Dach schützt den Geistlichen vor schlechter Witterung. Elektrisches Licht, vom Automobilmotor selbst erzeugt, und Zentralheizung, die von dessen Auspuffgasen gespeist wird, erhöhen die Wohnlichkeit des Wagens. Große rote Kreuze befinden sich auf allen Seiten und dem Dache.



Das Kapellen-Auto von der Seite aus gesehen. Auf dem Kutschersitz rechts der Geistliche in Felduniform.

G. Janina Köln.



Rückansicht des Kapellen-Autos bei geöffnetem Altar.

Links neben dem Kapellen-Automobil Se. Em. der Kardinal-Erzbischof von Köln, Dr. von Hartmann.



Der König von Italien (X) unter den Ruinen von Avezzano, wo er die Hilfsaktion leitete.

Phot. Argus.



Die obdachlosen Bewohner von Avezzano kampieren im Freien und unter Bretterverschlägen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 6.

Düsseldorf, 7. Februar

1915.



Hussarenpatrouille im Gebiet der Aisne ist auf feindliche Vorposten gestoßen und sucht sich möglichst zu decken.

Cop. Ver. Fotobureau.

Wladislaw.

Ein Kriegsbild aus Rußland von Herm. Wagner.

Wer Wladislaw war? Ein schwächlicher Pole, fünfunddreißigjährig, eher schwächlich als kräftig, von der ausgemergelten Art aller jener Leute, die ihr halbes Leben in dumpfen Fabriksälen verbracht haben.

Er hatte weder Eltern noch Geschwister, weder eine Frau noch eine Braut — das einzige Lebewesen, das um ihn trauerte, seit er als LandsturmSoldat ersten Aufgebots zu seinem Infanterieregiment eingetücht war, war sein Hund, ein Tier, das an Armseligkeit des Außern durchaus mit seinem Herrn harmonierte.

Aber einen so armseligen Eindruck Wladislaw auch äußerlich machen mochte, so vortrefflich, treu und anhänglich war er in seinem Innern, und der Rechtsanwalt Dr Severin Eger, Leutnant in Evidenz, hatte alle Ursache, sich zu beglückwünschen, daß er ihm als Vursche zugeteilt worden war.

Denn dieses sei hier gleich zu Anfang betont: wenn es zweifellos viele gab, die als Soldaten tauglicher und besser waren als Wladislaw, so gab es sicherlich niemand, der jene Eigenschaften, die einem Offiziersburschen nottun, vollkommener in sich vereinigt hätte.

In allen jenen Dingen, in denen der Herr Leutnant hilflos wie ein Kind war, bewährte sich Wladislaw als Meister: er nähte, er wusch, lockte, bucht, leimte, lötete — kurz, er verstand alles. Und es war keineswegs eine Phrase, als er der Frau Rechtsanwalt kurz vor dem Ausmarsch aus der Garnison auf ihre Mahnung, er möge recht sehr auf den Herrn Leutnant achten, mit treuherzigen Kopfniden zur Antwort gab: „Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau, ich passe schon auf!“

Das Bataillon, dem der Leutnant Severin Eger angehörte, ging nach Rußland ab mit der Bestimmung, Stappendienst zu tun.

Bis hart an die russische Grenze machte sich alles sehr gut, man hatte die Bahn zur Verfügung. Dann aber marschierte man in Russisch-Polen ein. Und damit nahmen jene Annehmlichkeiten ihren Anfang, die nur der ermesen kann, der seinen Fuß schon einmal in diese gesegneten Gefilde gesetzt hat.

Es ging teils durch mehrere Fuß hohen Sand, teils durch Morast, man kam durch ausgepowerte Dörfer, man nächtigte in halbverfallenen Scheunen auf Stroh, lernte Flöhe, Läuse, Mäuse und Schwaben kennen, knabberte an feinhartem Kommißbrot, litt Mangel an gutem Trinkwasser und war mangels jeder Feldpostverbindung von der Außenwelt zeitweise wie abgeschnitten.

In diesen recht trübseligen Tagen bewährte sich Wladislaw für den Herrn Leutnant als ein Juwel. Was er tat, entbehrte freilich jedes heldenmäßigen Zuges, war aber doch so nützlich, daß sein Herr es ihm niemals vergaß.

Wladislaw war immer zur Stelle, wenn man ihn brauchte. Er verstand es, aus den armseligsten Strohkreften ein erträgliches Lager herzurichten, er brachte es durch Geld, gute Worte und Drohungen fertig, von den eingeschüchterten Bauern eine Henne, ein Kaninchen, ja sogar eine Gans zu erwerben und diese herrlichen Dinge kunst- und mundgerecht herzurichten, er wusch Wäsche und besserte die Uniform aus.

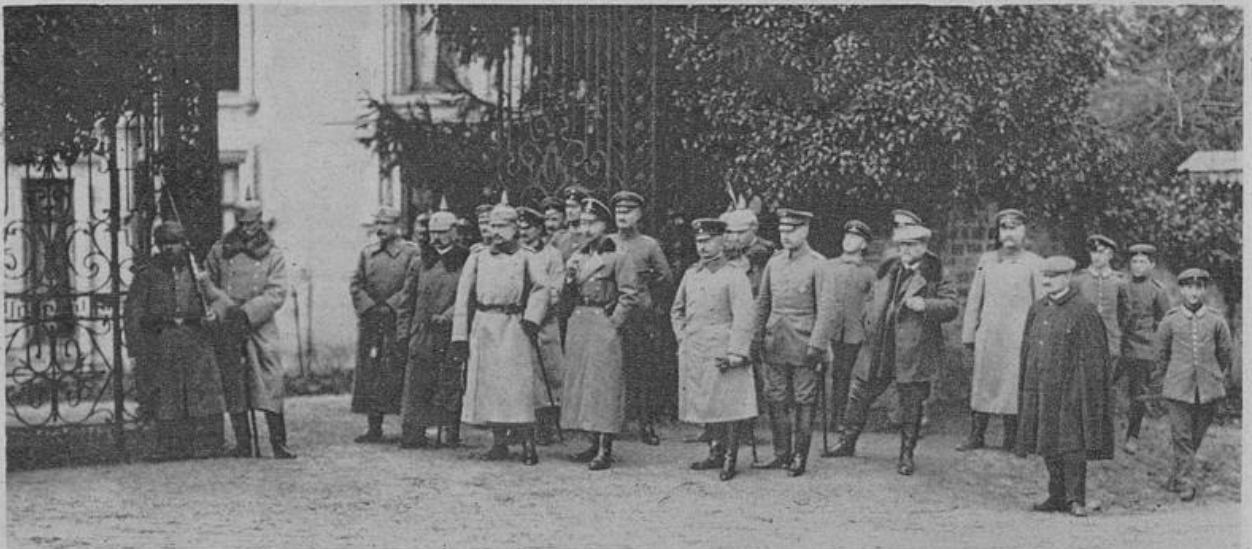
Dabei war er, trotzdem ihn die anstrengenden Märsche stark mitnahmen, immer lustig und guter Dinge und zeigte, wenn man ihn etwa fragte, ob er sich vor den Russen fürchte, nur ein überlegenes Grinsen. Nein — Wladislaw fürchtet sich nicht.

Dies bewies er an dem Abend, als das Bataillon ganz unerwartet mit einer mehrfach überlegenen Abteilung russischer Infanterie, die aus einem Wald herausfeuerete, in Kampf geriet.

Der Kampf dauerte nicht lange, denn um Deckung zu erlangen, mußten sich die um vieles schwächeren Österreicher bald in ein nahes Dorf zurückziehen. Aber er war doch von jener Art, die man sich für den Rest seines Lebens merkt. Wie groß der Feind sein mußte und wie trefflich er gedeckt war, erkannte man erst, als die Zahl derer, die fielen, immer größer wurde. Es fehlten nicht weniger als 120 Mann. Unter diesen auch Wladislaw und sein Leutnant.

Wladislaw war durchaus nicht gefallen, ja nicht einmal verwundet. Die Sache mit ihm verhielt sich vielmehr so:

Aber ihn waren, als die ersten Schüsse fielen, die Schrednisse eines Menschen gekommen, der bis dahin friedlich gelebt hat und sich nun mit einem Male einer tödlichen Vergewaltigung ausgesetzt sieht. Eine der Fragen, die blüßschnell sein Gehirn kreuzten war die: „Was habe ich getan, daß man auf mich schießt?“ Sie wurde aber sofort von jener stillen Ergebung abgelöst, mit der weiche Menschen seiner Art sich jedem Gewaltakt fügen. „Sei's drum,“ dachte er, „was kann ich tun?“ Und sich der Gewohnheit seiner Jugend erinnernd, schiedte er ein Gebet zu seinem Schutzheiligen, bittend, er möge ihn beschützen. Damit gab er auch jeden eigenen Willen auf und tat, was seine Pflicht war: er schoß auf den Feind.



Der Kaiser im Gespräch mit dem Kronprinzen während seines jüngsten Besuches bei der Kronprinzlichen Armee. M. Grolig

Hatte er Furcht? Es wäre töricht gewesen zu sagen, daß er keine hatte. Er zitterte ja, seine Lippen bebten, und seine Augen hatten jenen Ausdruck gequälter und schuldiger Menschen, den man nie vergißt. Aber dieser Zustand dauerte nur bis zu einem gewissen Punkt an, bis zu dem Augenblick, da bald ein Ereignis eintrat. Ein Ereignis, das in dem Wladislaw eine sehr große Veränderung hervorrief, das ihn schließlich zu einem Helden machte.

Dieses Ereignis war für Wladislaw die Wahrnehmung, daß sein Leutnant zu Boden gefallen war.

Es geschah dies gerade in dem Moment, als die Kugeln am heftigsten pfeiften, als ein Maschinengewehr heftig zu knattern anfing, und als es schien, als habe die Hölle ihre Teufel ausgespien.

„Zurück!“ ertönte das Kommando.

In diesem Moment, als sich alles notgedrungen wendete, ging Wladislaw, ohne nun länger zu zittern, vorwärts nach jener Stelle, wo in dem Leutnant lag, beugte sich über den Bewußtlosen nieder und wuschte das Blut von seiner blaffen Stirn.

Auf welche Weise der schwächliche Wladislaw nun mit seinem be-

wußtlosen Leutnant in das Dorf gelangt war? Niemand konnte das sagen, am allerwenigsten er selbst.

Als es ihm gelungen war, seinen Herrn der Obhut anderer zu übergeben, fühlte er erst, wie schwach und elend ihm war, so daß er sich, um nicht umzufallen, auf die Erde niedersehen mußte.

„Und du, Wladislaw, — was ist dir? — du blutest ja!“ sagte ein Kamerad.

„Ich?“

„Ja — hier — am Arm!“

Man riß ihm den Waffenrock herunter und sah, daß eine feindliche Kugel durch das Fleisch seines linken Oberarmes gedrungen war.

„Ich — ich — ich wußte es doch nicht,“ stotterte Wladislaw, und hatte das unklare Gefühl, als müsse er sich schämen.

„Komm,“ rief man, „lasse dich verbinden!“

Er lächelte und ging von dannen.

Und er hatte, während man sich um ihn bemühte, nur einen Gedanken: den an die freundliche und schöne Frau, die ihm aufgegeben hatte, auf den Herrn Leutnant aufzupassen!

Und nur eine Empfindung: die der Genugtuung, daß es ihm gelungen war, sein Versprechen zu halten.



Einrücken ins Quartier nach dem Verlassen des Schützengrabens. Phot. A. Senned.

Die Siegesfeier zu Bumsville.

Von Heinrich Kühn.

Der der Gemischtwarenhandlung des Krämers Morel in Bumsville, einer kleinen Stadt im Süden Frankreichs, stand der Fuhrknecht Jaques, der mit seinem Wagen Waren aus der nahen Departements-Hauptstadt gebracht hatte, und überlegte, auf welche Weise es ihm gelingen könnte, umsonst zu einem Glase Schnaps zu kommen.

Schwerfälligen Schrittes trat er in den Laden und bestellte: „Vater Morel, einen Bittern!“

„Hier,“ sagte der Krämer. „Wißt Ihr nichts Neues?“

„Wie denn nicht,“ erwiderte Jaques mit gut gemachtem Erstaunen, „oder sollte es euch noch unbekannt sein?“

„Was?“ fragte dumm der Krämer und behielt den Mund offen.

Jaques stürzte den Schnaps hinunter und sagte dann: „Mit diesem Bittern ist die Neuigkeit, die ich Euch gebe, schlecht bezahlt. Hört! Die Franzosen haben bei Verdun einen glänzenden Sieg errungen. Die feindliche Front ist durchbrochen. Die Deutschen haben ungeheure Verluste. Sie ziehen sich in wilder Flucht auf Metz zurück.“

Der Krämer war rot, dann blaß, dann wieder rot geworden.

Er leuchtete: „Wie?“

„Es ist so,“ nickte gleichmütig Jaques, „ich habe es aus der Stadt.“

Und damit verließ er schleppenden Schrittes den Laden. — Gleich darauf erschien die Frau des Notars im Laden, um für zwanzig Sous Preßhefe zu kaufen.

In seiner Aufregung wog ihr der Krämer für zwei Sous zuviel ab.

„Madame,“ leuchtete er, „wissen Sie schon?“

„Was?“

„Das Neueste! Das Neueste aus der Stadt!“

„Nein,“ sagte reserviert Madame und hob hochmütig die Nase.

Der Krämer quoll gleichsam über wie ein Topf, der kocht.

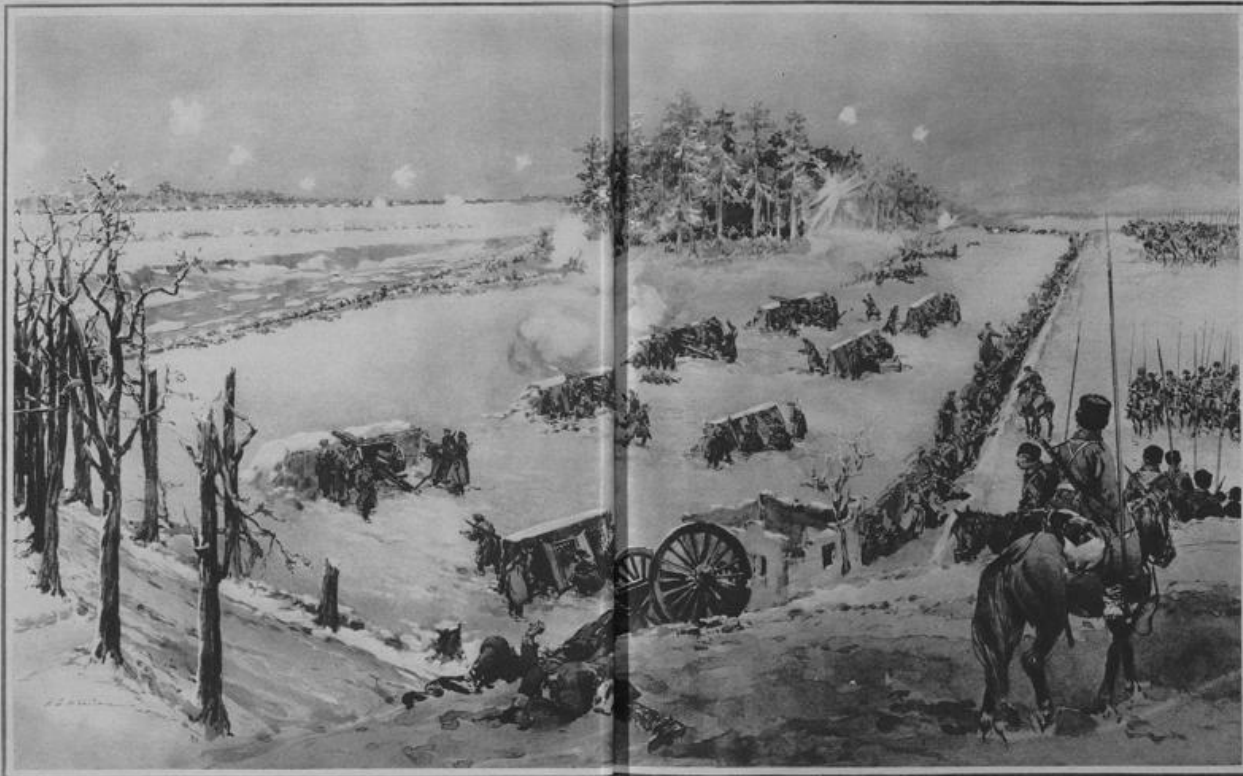
Hastig sprudelte er hervor: „Ein ungeheurer Sieg der Franzosen, Madame. Bei Verdun! Drei deutsche Armeen total geschlagen. Die ganze feindliche Front ist in Auflösung begriffen. Die Deutschen jagen in wilder Flucht nach Metz.“

Madame ließ vor Schreck die Nase fallen.

„Was sagt Ihr da, Morel?“

Der Krämer legte betauernd die Hand aufs Herz.

„Es ist so, Madame, so wahr ich Morel heiße. Ein vorübergehendes Automobil, in dem Amtspersonen saßen, brachte die Nachricht aus der Stadt.“



Aus den Kämpfen in Ruffisch-Polen: Verteidigungsstellung der Russen gegenüber den deutschen Angriffslinien an der Bzura.

Nach einer Darstellung eines russischen Zeitgenossen.

Nach oben im Hintergrund ist die Stadt Sedziszewo sichtbar, die der Mittelpunkt der an der Bzura lebenden Ruffen geworden ist. Nicht weit von hier, die mit Infanterieausposten, Artillerie und Kanoniere besetzt, aber gegenüber der Macht des deutschen Sturm nicht zu halten. In der unmittelbaren Nähe der Bzura-Warthan zu halten. In diesem Zweck sollen ihnen auch die Uferlinie gegen die Deutschen immer vorzuziehen wird die Kasz bei den Ufern der Bzura. In zwei weit ausgedehnten Angriffslinien drängen die Deutschen gegen die russische Verteidigungsstellung. Die russische Stellung mußte immer weiter zurück gegen Warthan hin weichen. Die Russen machten fortgesetzt gewaltige Anstrengungen, um die Deutschen zu halten. Allein alle diese Veruche waren von den deutschen Truppen unter schweren Verlusten für die Russen abgelehnt, und die Uferlinie lebendigen russischen Bzura.

„Wie? Wirklich?“

„Wirklich!“ schwor der Krämer.

Madame machte mit einer schnellen Wendung lehrte, ließ die Hefe auf der Erde liegen und schrie: „Ich eile, das meinem Mann zu sagen!“

Und schon jagte ihre spitze Nase um die Ecke.

Dem Notar fiel, als er seiner Frau ansichtig wurde, vor Schreck der Klemmer von der Nase.

„Innozenz,“ schrie sie, indem sie ihre mageren Arme ausbreitete, „komm, laß dich umarmen!“

Der Notar aber machte eine Geiße der Abwehr.

„Amelie, warum denn?“

„Ein Sieg,“ jauchzte Amelie, „ein ungeheurerer, noch nie dagewesener Sieg. Die deutsche Armee ist bei Verdun vollständig geschlagen! Abertausende gefangen genommen. Der Rest hat sich nach Metz hinein getretet, von den Unfern verfolgt.“

Der Notar aber glaubte zu träumen.

„Bist du verrückt, Amelie?“

Madame ließ sich aufatmend auf das Sofa niedergleiten und trocknete mit dem Taschentuch ihre Stirn.

„Verrückt?“ sagte sie empört. „Frage den Präfekten, ob er verrückt ist.“

„Wieso denn den Präfekten? Wie kommst du an den Präfekten?“ frug er forschend.

„Ja, der hoben vor wenigen Minuten mit seinem Automobil durch unsern Ort gefahren ist und mir die Nachricht eiligst persönlich mitgeteilt hat.“

Der Notar sprang auf und riß Mund, Augen und Ohren auf.

— „Und das ist wahr?“

„Ja,“ erwiderte Madame in Ekstase.

Der Notar glühte wie ein Eisen.

„Bei Gott,“ rief er, nach der Tür stürzend, aus, „das muß ich sogleich an den Boten von Bumsville telephonieren!“

Und fort war er.

Der Notar drehte wild die Kurbel am Telephon, fluchte und stampfte vor Ungebuld mit seinen kurzen Beinen.

Endlich hatte er den Anschluß.

„Hier Notar Jaquinet! Ist dort der Bote aus Bumsville?“

„Ja,“ antwortete der Bote.

„Reißen Sie die Ohren auf, hören Sie und schreiben Sie nieder! Der Präfekt war soeben bei mir. In seinem Automobil war er eigens zu mir gekommen, um mir eine höchst wichtige Nachricht zu überbringen.“

Diese Nachricht lautet: Bei Verdun ist eine ungeheure deutsche Heeresmacht von den Franzosen vollständig vernichtet worden. Die Zahl der Toten und der Gefangenen läßt sich zurzeit noch nicht übersehen, doch spricht man von hundertfünfzigtausend. Der Rest der Deutschen rettete sich nach Metz. Die Unfern folgten und haben mit der Einschließung der

Festung schon begonnen... Haben Sie geschrieben?“

„Wie?“ kam es hohl, wie entgeistert vom „Boten“.

Der Notar rieb sich vor Aufregung seine Ohren.

„Was ich Ihnen sage, ist richtig. Ich, der Notar, verbürge für die Wahrheit voll und ganz. Haben Sie also geschrieben?“

„Ja,“ antwortete jetzt ächzend der „Bote“.

„Was werden Sie tun?“

„Sofort Extrablätter drucken!“

„Tun Sie das! Aber schnell! Und veranlassen Sie, daß alle Glocken geläutet werden... Schluß!“

Und der Notar sank erschöpft in einen Stuhl.

Eine Stunde später begannen die zwei Glocken der Kirche im Orte zu läuten.

Die Einwohner von Bumsville stürzten aufgeregt aus ihren Wohnungen, um festzustellen, was es gebe.

Sie sahen, wie zahlreiche Jungen die

Straßen hinauf und hinab liefen, Blätter in ihren Händen schwingend und rufend: „Extrablatt! Großer Sieg der Franzosen! Hâuf Sous!“

Und alles rannte ihnen entgegen und bemächtigte sich der Blätter, die folgende Meldung enthielten:

Entscheidender Sieg über die Deutschen bei Verdun! Mehr als 200 000 Deutsche gefangen und vernichtet! Mehr von unsern Truppen zerniert!

Wie uns soeben amtlich durch die Präfektur mitgeteilt wird, sind fünf Armeen der Deutschen bei Verdun vollständig aufgerieben



Kirchgang deutscher Truppen in Neufchâtel an der Aisne am Sonntag nach den Kämpfen bei Soissons.

Phot. A. Semmde

worden. Ihre Verluste waren in ihrer ganzen Größe bisher noch nicht festzustellen, doch werden sie auf weit mehr als 200 000 Mann geschätzt. Eine riesige Anzahl von feindlichen Geschützen und viele Maschinengewehre und unübersehbare Mengen von Munition und Proviant fielen in unsere Hände. Klägliche Reste der deutschen Armee haben sich in wilder Flucht nach Metz zurückgezogen. Die Einschließung dieser Festung durch die siegreichen Franzosen ist nahezu vollendet, ihre Beschießung hat nunmehr begonnen.

Man riß sich die Blätter gegenseitig aus der Hand, schrie, sang, pfeif, weinte, lachte, umarmte einander — kurz ein ungeheurer Taumel bemächtigte sich der Bevölkerung von Bumsville, die in geschlossenen Reihen vor das Bürgermeisteramt zog.

Dort machte man halt, entblöhte die Köpfe und sang die Marseillaise.

Bis endlich der Bürgermeister auf dem Balkon seines Hauses erschien und an die Menge eine zündende Ansprache hielt, die von tosenden begeisterten Zurufen der jubelnden Volks-



Feldmarschall Graf Haeseler, Erz., an seinem 79. Geburtstag vor seinem festlich geschmückten Quartier.

Phot. H. Meyendorff.

menge immer wieder unterbrochen wurde.

Der Enthusiasmus hielt genau einen Tag und eine Nacht an, dem alsbald die große Enttäuschung folgte, denn der Schwindel wurde bald entdeckt.

Am andern Morgen nämlich ließ der „Vote von Bumsville“ ein zweites Extrablatt verbreiten, das folgenden Inhalt hatte:

„Wir sind, wie wir leider feststellen müssen, gestern das Opfer einer (wir wissen nicht ob böswilligen oder nur leichtfertigen) Rufstiftung geworden. Der von uns gemeldete Sieg der Franzosen über die Deutschen bei Verdun bestätigt sich nämlich nicht. Wir haben die nötigen Schritte unternommen, um die Urheber dieser falschen Nachricht ihrer verdienten Bestrafung zuzuführen. Wir sind aber trotzdem davon überzeugt, daß unser großer Sieg nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.“

Am gleichen Tage trat der Notar mit seiner Gattin eine längere Meile an.



Ruhepause im Unterstand und Schützengraben.

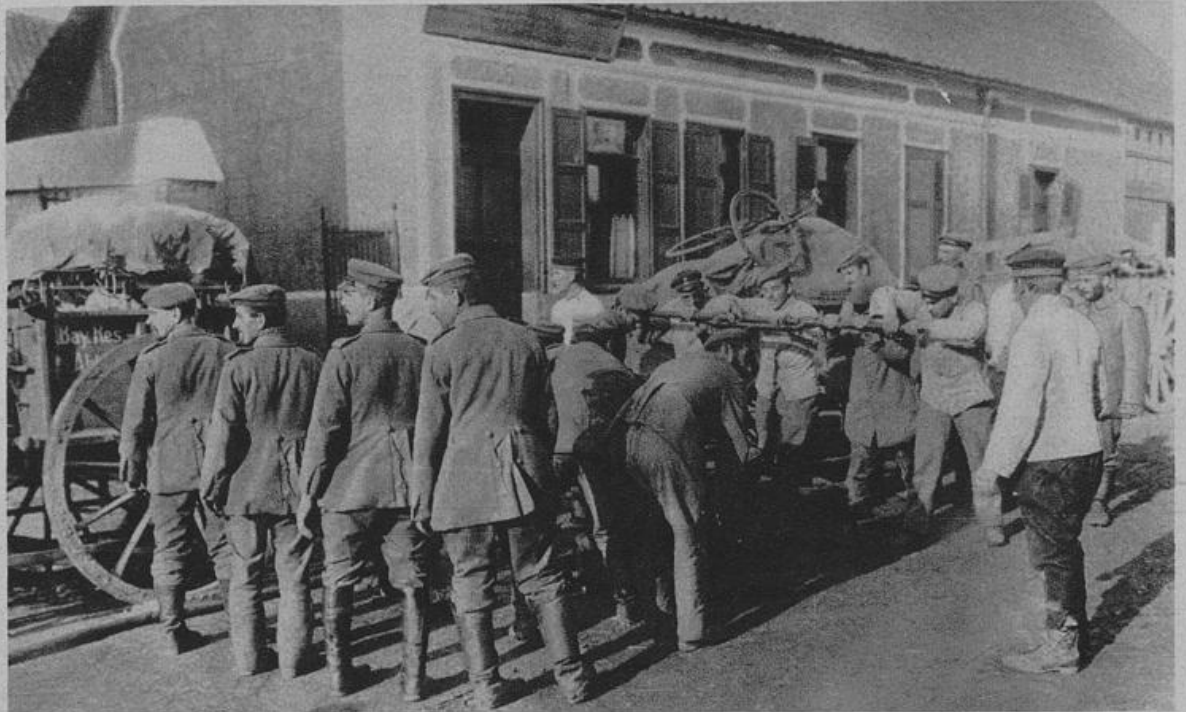
Leipz. Presse-Büro.

Hilfeleistungen deutscher Soldaten in Feindesland.

Unsere wackeren Feldgrauen verstehen nicht nur das Kriegshandwerk trefflich zu üben und Sieg an ihre Fahnen zu heften; sie lassen es sich auch angelegen sein, ohne dazu erst von ihren Vorgesetzten angehalten zu werden, überall, wo es not tut und am Platze ist, in Feindesland Werke des Friedens zu üben, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten und die Sicherheit der Zivilbevölkerung in den eroberten Gebieten zu überwachen. Zu diesem Zwecke haben sie in den Ortsgemeinden vielfach auch das Amt der Feuerwehrl übernommen, da alle die, denen eigentlich die Ausübung dieses Berufes zukäme, meist unter den feindlichen Fahnen stehen. Die Disziplin und die Vielseitigkeit unserer Soldaten tragen dazu bei, daß sie sich in dies Amt gar bald hineinfinden und es trefflich ausüben, wie dies auch die hier wiedergegebenen Bilder zeigen. Ohne die Mühen und Anstrengungen zu scheuen, ohne Anspruch auf Dank, sorgen unsere Soldaten so für die Erhaltung des Eigentums einer ihnen oft feindselig gesinnten Bevölkerung, die dann freilich durch derartige Proben menschenfreundlicher Gesinnung seitens des siegreichen Feindes doch allmählich von der Haltlosigkeit der Behauptungen ihrer Presse über rüchhaltlose Grausamkeit der „Prussians“ überzeugt werden. Welch große Verdienste sich überhaupt unsere Soldaten um das Wohlergehen der Zivilbevölkerung in Feindesland erwerben, beweisen bereits zahlreiche Dokumente aller Art. Oft genug haben sie schon Frauen und Kinder aus brennenden und beschossenen Häusern unter eigener Lebensgefahr gerettet oder sie vor dem Tode des Ertrinkens bewahrt. Und ebenso ist es häufig vorgekommen, daß unsre Braven ihren letzten Bissen Brot mit armen Leuten in den besetzten Gebieten teilten.



Deutsche Soldaten geben aus einer Schlauchleitung Wasser auf das Dach eines vom Feuer bedrohten Hauses in einem französischen Ort.



Deutsche Soldaten als freiwillige Feuerwehrl in einem französischen Ort mit französischen Löschgeräten. Die Mannschaft beim Wasserpumpen.

Phot. J. Braemer.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 7.

Düsseldorf, 14. Februar

1915.



Straße in Dixmuiden.

Nach dem Gemälde von Professor Eugen Kampf, Düsseldorf.

Der Sprung über die große Pfütze.

Eine lustige Erzählung aus der ersten Kriegszeit von Richard Nieß.

Zwei Monate waren es, daß Otto Schmidt, William Smiths einziger Sproßling, den Sprung über die große Pfütze gemacht hatte und in das väterliche Geschäft in New York eingetreten war, als jäh die Nachricht von dem europäischen Riesentriege in das friedliche Kontor blühte und alles, was dort deutsch empfand, in heilloser Aufregung versetzte.

„Sofort packe ich meine sieben Zwetschgen zusammen,“ sagte Otto begeistert. „Ich muß zu meinem Regiment! Gib mir deinen p. p. Segen und fünfhundert Dollar.“

Der Alte wurde ein wenig stußig, aber er konnte natürlich nicht nein sagen. Im stillen empfand er sogar eine leise Befriedigung. Gut so. Jetzt wird vielleicht etwas abgetragen von der alten Schuld. Und während Otto den Panama auf den Scheitel drückte und den List aus dem einundzwanzigsten Stockwerk in das vierzehnte hinabbeordnete, flogen die Gedanken des Vaters, von den plötzlich aufgeschwungenen Erinnerungen geleitet, in die süddeutsche Residenzstadt, in der vor einundzwanzig Jahren ein Herr Wilhelm Schmidt, der Proturist eines großen Exportgeschäfts war und... aber das waren ja alte, längst vergessene Dinge! Die alte Schuld...

Otto rüßte zur Abreise. Der Vater, in allen Dingen der Praxis erfahren, hegte zwar manchen Zweifel an der Möglichkeit einer erfolgreichen Heimkehr; „die feindlichen Kreuzer würden schon dafür sorgen, daß Kaiser Wilhelms Sergeanten, die das Schicksal gerade in Amerika hielt, nicht wieder in die alte Heimat zurückkämen...“ Aber Otto war nicht umsonst zwei Monate in New York gewesen. Der schlauke, hübsche junge Mann, der selber lustig und an jeden Einfall reich war, hatte in seiner Freude an abenteuerlichen Dingen gern die Bekanntschaft jener Kreise gesucht, in denen sich Detektivgeschichten abzuspielden pflegen. So kannte er auch die Hinterstube James Willys, des Zigarrenhändlers. Die war nun das Ziel seines ersten Begehens. Er fand den alten Gauner allein hinter dem Ladentisch und sagte, nachdem er zur Begrüßung einen Mundvoll Tabakstaub über den Kleinen hinweggesprüht hatte: „Billy, alter Verbrecher, willst du dir zwanzig Dollar verdienen?“ — „Wenn es auf ehrliche Weise geschehen kann, so soll mich meine Urgroßmutter im Grabe verfluchen, wenn ich's nicht tät!“ — Es war eine ehrliche Sache. Und als Otto Schmidt eine Stunde später zu seinem Vater zurückkehrte, hatte er außer einem Passagierschein des holländischen Schnelldampfers „Rosendaal“ den ausführ-

lichen Reisepaß eines Herrn Anton Bennli, Fabrikantenjohns aus St. Gallen, in der Tasche. Der Vater meinte: „Wenn nur man alles gutgeht“, und gab ihm Segen, Abschiedsfluß und fünf Hundert-Dollar-Noten. All die Papiere aber, die den Reisenden als Herrn Otto Schmidt, Kaufmann und Unteroffizier der Reserve auswiesen, wurden zu einem artigen Bündlein verschürzt, das man verriegelte und in die Weste des neugebadenen Fabrikantenjohns einnähte.

Andern Tags stach die „Rosendaal“ in See, mit dem Ziele: Amsterdam!

Es war ein herrlicher Augusttag, als sich Otto Schmidt zum ersten Male zu einem kleinen Spaziergange über das Promenadenbänkchen des Dampfers entschloß. Mit sich selbst zufrieden, blickte er in das Wasser hinab, über das die Sonne unzählige Glitzerchen, winzigen Elfen gleich, tanzen ließ. An den beiden ersten Tagen der Reise hatte sich sein Leben zwischen Speiseaal, Rauchzimmer und seiner kleinen Kabine abgepielt, wo er einer eigenartigen Beschäftigung nachgegangen war: vor sich den Reisepaß Anton Bennlis, bedeckte er ein großes Blatt Papier mit Buchstaben: Anton Bennli... Anton Bennli... Er verglich. Nein, was für raffinierte Schnörkel und

Schlingen dieser Anton Bennli in seiner Handschrift hatte. Unermüdlich wurde weitergeübt. Bald brachte er das A ganz gut heraus. Er setzte eine Kolonne von A nebeneinander; dann das große B.... Nach mehrtägigen Mühen lag ihm die Unterschrift Anton Bennlis geläufig in der Hand. Nun sollte einer kommen und sagen, er sei der Unteroffizier Schmidt von den Stuttgarter Grenadiere! Hei, welche Sicherheit fühlte er nun in sich! Der ganze große Feldzug schien ihm plötzlich ein Kinderspiel. Wenn er nur doch schon dabei wäre!

Der Detektiv besaß eine Begabung ihm: „Wann werden wir in Amsterdam sein?“ fragte er auf englisch.

„Wer weiß?“ gab der andere zurück. „Da nun auch England mit im Kriege ist, kann man nichts versprechen. Wenn uns ein Engländer zu Gesicht bekommt, werden wir unfehlbar einer peinlichen Untersuchung unterzogen. Und die Herrschaften sind scharf hinter den Dampfern her seit dem Kriege. Die Deutschen wollen alle zurück, um sich fürs Vater-



Der
Feldbäder.

Nach einer
Original-
zeichnung.



Rasieren im Felde. Nach einer Originalzeichnung.

land erschießen zu lassen, und das neben ihnen eben ihre Herren Feinde.“ — „Ich danke. Guten Morgen.“

Otto Schmidt ging weiter. Er fühlte sich sehr behaglich. Die ganze Situation befriedigte ihn; die Spannung dieser Tage tat seiner Abenteuerfreude wohl. Es tat ihm jetzt sogar fast leid, daß er sich zur Erhöhung des Reizes nicht den Paß des Ritters Archibald O'Brien gekauft hatte. Er sprach fließend Englisch. Miß Dawson hatte ihn heute erst beim Lunch gefragt, ob er nicht ein Engländer sei.

Richtig, Miß Dawson! Wäre es nicht gut, den Umgang mit ihr ein wenig zu forcieren? Schmidt Vennli lächelte: die alte Schartele! Spindelbär — und — br! Ineifertrogend! Dieses knochige, fallige Gesicht mit den glanzlosen Augen! Komisch, daß ihr anderer Nachbar so darauf aus war, mit ihr zu flirten! Sonst sind doch die Spanier, wie es heißt, nur regeren Temperamenten gewogen.

Jedenfalls war Otto Schmidt sehr zuvorkommend, als er der trefflichen Miß Dawson beim Diner begegnete. Ihn lodte der Wettbewerb mit dem eifrigen Spanier, und dann: wenn es wirklich zu einem peinlichen Verhör vor einem englischen Inquisitor käme — der Vertraute einer Miß Dawson hat bessere Aussicht, seinen Schwindel durchzusehen, als ein Eigenbrötler, der schon als solcher Verdacht erregt. Er zog also Miß Dawson eifrig in die Unterhaltung. Und auch sie war sehr liebenswürdig. Denn sie war erneut von der Fertigkeit entzückt, mit der er das Englische sprach. Die unbeholfene Ausdrucksweise des Spaniers beleidigte sie geradezu. Denn sie fand es unfein und ungebildet, daß jemand nicht fließend Englisch sprache.

„Wenn man Sie sprechen hört uniere Sprach, glaubt man, Sie sind ein Englishman. Certainly...“

Otto verbeugte sich. Die Unterhaltung ging natürlich auch vom Kriege.

„England wird gewinnen,“ sagte die Miß. „Und es ist gut. Denn ich habe nur englische Papiere... 1000 Pfund Sterling,“ fügte sie mit vielstimmigem Lächeln hinzu. „Sie werden gewinnen an Prozenten viel, viel. Denn wir werden nehmen den Deutschen das ganze Geschäft. Oh, es wird ein schöner und nützlicher Krieg!“

Der Spanier wollte etwas entgegenen. Aber er vertriess es sich, als er sah, daß Otto der Miß beistimmte, und brumnte nur etwas in

seinen schwarzen Bart, der ihm martialisch um die Lippen baumelte. Dann trank er, was er recht häufig tat.

Als man nach Tisch gemeinsam auf Deck spazierenging, ward es offenbar, daß der Spanier seines Reichens ein Zirkuskünstler sei, und so unterhielt er denn die kleine Gesellschaft mit Kunststücken mancher Art. Er konnte die Beine zu einer geraden Linie spreizen und die Arme verdrehen, daß sie die Bewegung einer Spirale vortäuschten. Als er schließlich dazu überging, seinen Augapfel in der Augenhöhle verschwinden zu lassen, fand sich Miß Dawson in angenehmer Weise angegruselt und sagte lachend, er möge sich nicht so anstrengen. Der Spanier aber versicherte ihr, in seinem Vaterlande wisse man eine schöne Frau zu schätzen und wäre für sie zu allem fähig.

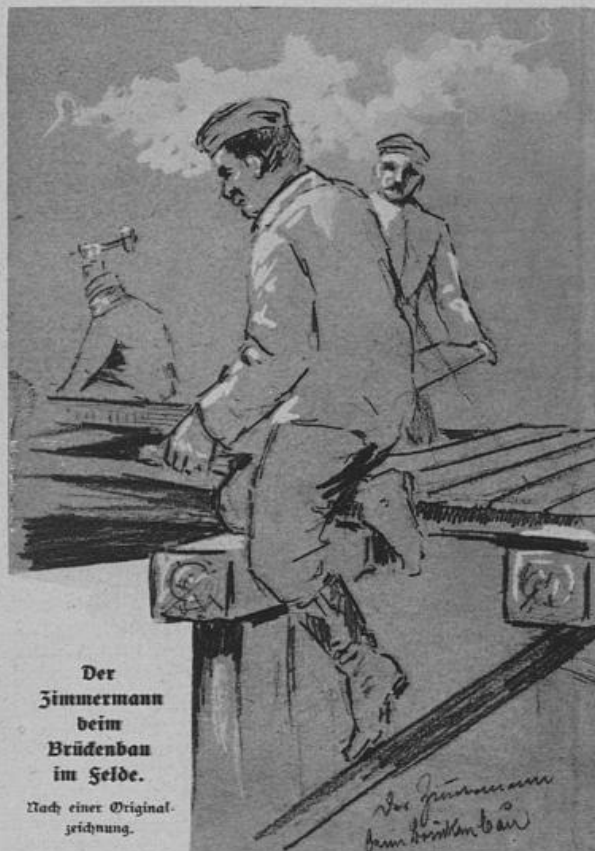
Wenn dem wirklich so sei, meinte die Miß, dann möchte er doch mit nach England kommen und ihr zuliebe ins britische Heer eintreten. „Wir sind kein Kriegsvoll“, sagte sie, „und lassen andere für uns kämpfen. Aber wir zahlen gut.“

Der Spanier meinte, er habe dringende Geschäfte in Holland, aber er werde vielleicht auf Miß Dawsons Angebot zurückkommen. Man merkte, daß ihn die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, unbehaglich stimmte. Er suchte auch bald einen Vorwand, um sich zu empfehlen.

Die beiden andern ergingen sich noch ein wenig auf Deck. Die Miß schwärmte von der wunderbaren Meeresnacht und fragte dann feufzend, ob auch Otto alles für sie tun würde. Er solle mitkommen, sie habe die besten Beziehungen, und es werde ihm sehr wohl behagen in der britischen Armee. Otto lächelte und sagte: „Mich treibt ein wichtiger und bedeutamer Auftrag nach Hause. Aber ich schwöre Ihnen, schönste Miß, daß ich nach England hinüberkommen werde, sobald es mir irgend möglich ist. Nach nichts andern sehne ich mich. Und viele, viele meiner Landsleute auch.“

Die Miß war begeistert: „Sie sind ein edles Mensch! Aber was ist das für ein Auftrag, der Sie von ein so schönes Ziel abhält? Vertrauen Sie sich mich an...!“

Otto fühlte das versiegelte Päckchen heiß unter der Weste. Da kam ihm ein trefflicher Einfall:



Der Zimmermann beim Brückenbau im Felde.

Nach einer Originalzeichnung.

„Es ist eine wichtige diplomatische Mission,“ sagte er flüsternd, „aber... eine Sache von feinsten Diskretion.“

„Sie Glücklich! Durch solch Zutrauen zu werden beehrt!“
 „Benedicen Sie mich nicht, schönste Miß! Sehen Sie: Hier in der Weste muß ich die Schriftstücke meines Auftrages tragen! Stellen Sie sich vor, in welcher Unruhe ich lebe! Aber meine Abreise mußte so überhastet vor sich gehen, daß ich absolut keine Sicherheitsmaßnahmen treffen konnte. Mein Kabinenkoffer ist mir kein genügender Schutz...!“

„Oh, mein Freund, ich bin glücklich, Ihnen helfen zu können. Ich habe Yale-Schloß an mein Koffer. Ich bewahr auf Ihre wichtige Papiere... bis Holland. Ich reise nämlich nach Antwerpen zu meine Sister.“

Andern Tags übergab Otto der freundlichen Miß das Päckchen mit den gefährlichen Papieren. Und es war vielleicht gut für ihn. Denn kurze Zeit nach dem Lunch begab es sich in der Tat, daß ein

englisches Kriegsschiff den Holländer zum Beidrehen auf-forderte, worauf ein paar eng-lische Offiziere auf die „Rosen-daal“ kamen und einen Einblick in die Passagier-listen verlangten.

Die kleine Anzahl der deut-schen Männer mußte sich be-queimen, die Reise auf dem feind-lichen Schiffe fortzusetzen... einer ungewissen Gefangenschaft entgegen. Es war eine ernste Stunde. Auch Ottos Paß war geprüft worden. Der Offizier ver-glich die Unter-schrift, die der Schweizer nieder-schrieb, mit dem Namenszug der Legitimation und dankte überzeugt. Dann verließen die englischen Gäste das Schiff, und man durfte seinen Kurs wieder aufnehmen.

Sinnend stand Otto am Geländer des Promenadendecks und blickte dem Engländer nach, der langsam am Horizont entwand.

Seine Lustigkeit war schal geworden, als er gesehen hatte, wie deutsche Frauen von ihren Männern Abschied nehmen mußten. Er freilich war nun in Sicherheit. „Nicht weich werden... jezt!“ Es galt Höheres.

Er erzwang wieder eine muntere Gleichgültigkeit und beteiligte sich an dem Gespräche über die Vernichtung Deutschlands, die Miß Dawson prophezeite.

So kam auch bald die Stunde, da es Abschied zu nehmen galt. Nach herzlichen Versicherungen der gegenseitigen Hochachtung erledigten Otto und Miß Dawson ihre geheimen Verbindlichkeiten. Als Schmidt wieder im Besitz seiner Papiere war, wurde seine Freundlichkeit zu der Tochter Britanniens erheblich frostiger. Nur: daß er bald nach England kommen werde, das versicherte er ihr... aufrichtig und froh...

Mit dem Spanier schritt Otto Schmidt bald darauf durch die Straßen der Hafenstadt. Gemeinsam ging man

in ein Hotel, wo Otto jubelnd die Kunde von den herrlichen Taten des deutschen Heeres erfuhr. Daß Lüttich gefallen sei! Aber er las auch von der Gesinnungslosigkeit unserer Feinde und den Lügenmärchen, mit denen sie in den neutralen Ländern gegen Deutschland Stimmung zu machen suchten. Und, gleich die gute Gelegenheit beim Schopfe greifend, sprach zu dem Spanier von der Größe Deutschlands. Und er ließ nun auch die Maske fallen und gestand, daß er ein Deutscher sei, ein Bayer aus der Rättn-berger Gegend.

Da lachte der Spanier und trat näher auf seinen Nachbarn zu, und ehe es sich der versah, fühlte er sich von dem fröhlichen Genossen umarmt, der unter wiederndem Gelächter pustete:

„Herrgottsjakrament! Da san mir ja Landsknecht. Und ich Kindvieh hob g'meint, du bist a Preuß!“



Düsseldorfer Jungen im Bosphorus

als Matrosen des ehemaligen deutschen Kreuzers „Goeben“, des nunmehrigen türkischen Kriegsschiffes „Sultan Jawuz Selim“. Nach einer phot. Originalaufnahme.

Die Hundert-Lire-Note.

Skizze von Karl Escher.

Ercole Broglio war sehr gut gelaunt. Er hatte vier Stunden lang an einem kleinen Tischchen in seiner Lieblingskneipe „Antico fattore“ gegessen und die herrlichsten Dinge von der Welt verpeißt, Tunfisch in Öl, Makkaroni mit Hühnerlebern, Hühnerbraten, Eis und Strachinolasé und viele Früchte, ein Wätermahl, ganz wie es die vornehmen Herren lieben. Dazu hatte er ein halbes Liter Chianti getrunken und viel mit dem Kellner geschwätzt. Kein Wunder, daß er jezt der glücklichste Mensch in Florenz war! Mit einer Zigarette im linken Mundwinkel, den zerbeulten Strohhut schief auf das Ohr gerückt, schlenderte er den wundervollen Gang zwischen den Offizien entlang, ging dann quer über die Signoria, den berühmtesten

Platz Italiens, und die belebte Via Calzajoli entlang. Am Glockenturm stieg er auf den Vorderperron der Straßenbahn und fuhr nach Hause, das will sagen: nach der Villa Visconti, in der Ercole die wichtige Stellung eines Hausdieners innehatte.

Kaum war er in das Haus eingetreten, als ihn schon sein Herr, Signor Visconti, ein alter, sehr eleganter Hagestolz, in sein Zimmer rufen ließ.

Ercole überhörte das Rufen seines Herrn, er ahnte nichts Gutes, aber der Signor brüllte so lange und so laut Ercoles Namen, bis er schließlich höchst widerwillig in das Zimmer trat. — Signor Visconti sprang auf, als sein Diener eintrat.

Kaisersgeburtstagsfeier auf dem Kriegsschauplatz.



Generaloberst Grz. v. Heeringen (×) bringt zum Geburtstag des Kaisers inmitten seines Offizierkorps das Kaiserhoch aus. A. Grohs.



Kaiserparade in Lille: Rückkehr der deutschen Truppen von der Parade durch die Straßen der Stadt. W. Braemer.

„Ercole,“ rief er ihn an, „alter Spießbube, was fällt dir denn ein? Du hast hier von meinem Schreibtisch einen Hundert-Lire-Schein gestohlen, du Schuft!“

Ercole rüdte seine Achseln.

„Ich nicht, Herr,“ sagte er bestimmt.

Da schlug Signor Visconti mit der flachen Hand gegen Ercoles linke Hosentasche und siehe da, es erklang ein lustiges Geklimper von allerhand Münzen.

„Lüge nicht, alter Esel,“ sagte Signor Visconti ganz ruhig, „du wirst schon bestraft werden. Der Schein war nicht echt, er hatte keine zwei Centesimi Wert. Der deutsche Herr, der mich heute früh besucht hat, hatte ihn bekommen. Sicher wird der Kneipier, bei dem du ihn in Zahlung gegeben hast, mit der Note angehalten werden, er wird genau wissen, daß er dir die hundert Lire gewechselt hat, und dir dann die Polizei auf den Hals schicken. Dann wirst du keine drei, vier Monate eingesperrt, und das geschieht dir ganz



Ein wetterfestes Ausguckhäuschen in einer Baumkrone auf dem Kriegsschauplatz.

Illust. Photo-Verlag.

recht, du Esel.“ Ercole war über diese Mitteilung völlig zerknirscht. Anstatt sich zu entschuldigen, rannte er fassungslos im Zimmer umher.

„Pazza io, asino io, idioto io!“ rief er aus, und erfand immer neue Schmähworte für sich.

Signor Visconti sah ihn lachend an.

„Also, was willst du tun?“ fragte er.

„Ja, was soll ich tun, Herr?“

„Eigentlich sollte ich dich ja für deine Dieberei vor die Tür setzen, mein Lieber,“ sagte Signor Visconti, „weil du aber solch ein dummer Teufel bist, will ich dir noch einmal helfen. Mach, daß du in die Stadt kommst, und sieh, daß du den Schein wiederkriegst, ehe er weitergegeben wird. Wahrscheinlich hast du bereits eine gute Zede gemacht, die mußt du nun aus deiner Tasche bezahlen. Geh, mach, daß du fortkommst.“

Und ohne ein Wort zu sagen, rannte Ercole aus dem Zimmer.

Signor Visconti rieb sich vergnügt die Hände. Das war ihm aber ganz



Deutsche Soldaten beim Fischfang im Überschwemmungsgebiet der Aisne in selbstgezimmerter Kähnen.

Als Ruder dienen Äste und Pfähle. Die feldgrauen Fischer bringen ihren Kameraden im Schützengraben willkommene Abwechslung in den Küchenzeitel.

Krieg. Presse-Büro.

famos gelungen, er hatte die hundert Lire bereits verloren gegeben, die Note war natürlich ganz echt, nun würde sie Ercole wieder zurückbringen — dann wollte er ihn jagen, in welche Falle er gelaufen war — und ihn hinauswerfen. Signor Visconti war ein reicher Mann, aber befehlen lassen wollte er sich doch nicht.

Er stellte sich schon jetzt Ercoles verdutztes Gesicht vor, wenn er ihm den Schein als echt erklären würde, und freute sich nicht wenig, mit dieser schlaun Geschichte vor seinen Freunden prahlen zu können.

Aber Ercole, der dünne Teufel, verdaß ihm gründlich diesen Spaß. Abends um halb neun kam er strahlend wie ein junger Gott wieder in Signor Viscontis Zimmer.

„Nun,“ fragte sein Herr, „hast du ihn wieder?“ Ercole nickte.

„Ja, das war eine verdammt schwierige Geschichte. Der Wirt vom 'Antico fattore' hatte ihn einem Landmann gegeben, von dem er Hühner und Fleisch kauft, und dieser Landmann, Giorgio heißt er,

„Damit Sie aber zufrieden sind, Herr, und mich nicht mehr einen Dieb nennen können, habe ich schon einen andern falschen Hundert-Lire-Schein besorgt. Hier ist er. Auf der einen Seite sieht er genau wie ein richtiger aus, und auf der Rückseite steht, daß man im Warenhaus auf der Via Santa Croce alle Gebrauchsgegenstände für achtundvierzig Centesimi kaufen kann.“

Lächelnd händigte Ercole seinem Herrn die schlecht gedruckte „Blüte“ ein. „Sind Sie mit mir zufrieden, Herr?“ fragte er.

Signor Visconti tobte. Aber er konnte nichts machen, er hatte selbst sein gutes Geld für falsch ausgegeben.

„Und wem gehört das Geld, das du in der Tasche hast, du Schuft? Das Geld, das du auf den gefälschten Schein herausbekommen hast?“

„Doch wohl mir: Sie haben ja gesagt, daß er keine zwei Centesimi wert war.“ Wegen diese Logik konnte Signor Visconti nichts machen, ohne sich erheblich zu blamieren.



Parade der Jugendwehren des Kreises Reddinghausen auf dem Flugplatz Wanne-Herten vor dem stellvertretenden General des 7. Armeekorps, Freiherrn von Gayl Cz. (X), und dem Oberpräsidenten von Westfalen, Prinzen von Ratibor und Corvey (XX)
An der Veranstaltung nahmen 29 Jugendwehr-Kompagnien mit rund 4000 Mannschaften teil.

aus Fusina, der saß am Domplatz im Café La Rosa, da traf ich ihn.“

„Und was hast du zu ihm gesagt?“

„Ich? Ja, ob er vielleicht eine falsche Hundert-Lire-Note bei sich habe.“

„Und er?“

„Er war erst wütend, dann habe ich ihm die Geschichte erzählt, und dann hat er mir seine Hundert-Lire-Note gezeigt. Und alle Gäste und alle Vorübergehenden haben sie angesehen und haben gesagt, sie wäre echt.“

„Teufel, Teufel,“ brummte Signor Visconti.

„Ja,“ fuhr Ercole fort und grinste, „mir konnte das ja nur recht sein, was geht es mich an, wenn der Wirt mein Geld —“

„Dein Geld, du Schuft!“

„Na, also Ihr falsches Geld dem Giorgio gibt, und auf einmal ist es echt, per baccho!“ Signor Visconti schlug auf den Tisch.

„Scher dich zum Teufel,“ schrie er ganz rot im Gesicht, „zum Teufel, ich will keinen Dieb im Hause haben!“

„Aber Signore,“ rief Ercole aus, ganz einer getränkten Unschuld gleichend, „ich habe Ihnen doch ehrlich alles zurückgegeben, was ich Ihnen genommen hatte.“

„Scher dich zum —“

Ercole hörte ihn nicht mehr: fröhlich war er in seine Kammer gegangen und zählte den Inhalt seiner Taschen. Es waren zweiundneunzig Lire und fünfzehn Centesimi. Der Lohn seiner Ehrlichkeit! Und pfeifend machte er sich an seine Arbeit.

Signor Visconti hütete sich wohl, auch nur mit einer Silbe die Geschichte von dem falschen Hundert-Lire-Schein zu erwähnen. Die „Blüte“, die auf einer Seite wie ein echter Schein aussah, auf der andern die Warenhausreklame trug, zerriß er in kleine Fetzen.

Sie hatte ihn hundert Lire und einen guten Spaß gelöst.



Deutsche Truppen vor einer Desinfektionsanstalt, die in einem russischen Bauerngehöft eingerichtet ist.

U. Grohs.



Österreichische Kriegsberichterstatter auf der Fahrt nach der Front.

Phot. Gebt. Haedel, Berlin.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 8.

Düsseldorf, 21. Februar

1915.



Bei den letzten Kämpfen an den masurenischen Seen verwundete und gefangene Russen auf dem Wege nach einem deutschen Lazarett.

Phot. H. Grohs.

Gestern und heute.

Eine Erzählung aus dem Leben von Anni Häudiges.

Das war ja ein prächtiger Frühlingsstag heute! Ich weilte zu Besuch lieber Verwandter in Brüssel. Sie bewohnten eins dieser allerliebsten belgischen Einfamilienhäuser, sogar ein Gärtchen hatten sie.

Hier saß ich nun allein, im allerfrühesten Nichtstun und ließ die Herrlichkeit ringsumher so recht auf mich einwirken. Ganz in der Ferne schlug wild das Herz der großen Stadt, aber im stillen St. Gilles, hier im Gärtchen war wonnensame Ruhe. Ich lagerte faul in Tantschens Korbsessel, und meine Füße ruhten vergnügt ausgestreckt auf dem gegenüberstehenden Stuhl.

Tantschen war rührend gut. Sie wußte mir soviel zu zeigen. Den Justizpalast, das so herrliche Rathaus, die mittelalterlichen Zunfthäuser oder den Palast des Königs. Alles hatte ich schon gesehen. Wie sehr gefielen mir die wunderbaren Kirchen und die prächtigen Kunstschätze, dieses brausende Leben auf den Boulevards, die gleißende Pracht der Schaufenster! All das Fremde und Neue machte großen Eindruck auf mich. So hatten meine Gedanken jetzt eine große Menge zu tun.

Onkel hatte Mittwochs Börse, und Tantschen war mit der „Perle“ Jaenne zum nahen Markt.

Das war ein Vogelgezwitscher, ein Dufsten, gerade wie daheim in Deutschland. Jetzt mußte ich unbedingt wieder mal ein bißchen „petit four“ naschen. Wirklich Tante Henny verstand sich auf so etwas. Ich hatte es doch grenzenlos gut eben!

So recht träge blinzelte ich in die Sonne. Wie fein sie eben durch die Magnolienblüten schimmerte und nun über die weißen Lieswege dahinkief. — Wie schön war doch die weite Welt. Mit einem recht tiefen Wonneaufseufzer erhob ich mich aus meiner behaglichen Lage, es konnte gehen wie es wollte, ich mußte mal einen kleinen Schrei ausstoßen, so einen ganz kleinen fröhlichen Schrei.

So, hier hoch ein paar von den rosigen Mandelblüten, die machen sich fein in dem dunklen Eßzimmer. Auf der Veranda gab's etwas Leben. Fiffi, der Kanarienvogel, tanzte vergnügt in seinem Käfig, vielleicht tat es auch der Sonnenschein! Fiffi war ein riesig gescheites Tier, auf jedes „bonjour Fiffi“ machte er: „viep — viep“. Pia, der faule Boxer lag zu Füßen des Messingkäfigs. Nichts brachte den Faulpelz aus seiner Ruhe, nicht einmal die liebenswürdigen kleinen Fußtritte meinerseits.

Durch das breite Salonsfenster konnte ich die Straße überblicken. Ich wanderte seelenvergnügt durch die kleine Zimmerflucht, abwechselnd mit „bonjour Fiffi“ und den nedenden Fußtritten für Pia. Dann wandelte ich wieder an das Fenster.

Da, ein durchdringender Ton, die Hausglocke.

Aha, Tantschen und die Jaenne.

Ein vergnügtes Liedchen trällernd ging ich gemächlich zur Türe und öffnete recht sorglos.

Ein fremder Herr, ein schöner, eleganter Mann in tadellosem Aberrod und Lackshuhen! Da konnte ich ja mal wieder meine französischen Kenntnisse austreten. „Madame,“ diese Anrede ließ meinen Kopf um eine Idee höher schnellen. Aha, er hielt mich für die Hausfrau!

„Madame,“ sagte er, und dabei bligten mich seine schwarzen Augen an, „kann ich den Monsieur sprechen?“

In demselben Augenblick fiel mir ein, daß ich ja ganz allein war, und hundert unheimliche Raub- und Mordanfälle jagten durch mein Hirn. So kam es, daß ich sagte: „Es tut mir leid, aber der Herr hat Besuch, da darf ich ihn nicht stören. Soll ich ihm etwas ausrichten?“

„Nein,“ sagte der Fremde in feinem Pariser Französisch. „Nein, Madame, ich mußte ihn jetzt sprechen!“

Und dabei loderte ein fast wilder Blick aus dem gelblich fahlen Rassegesicht. Man sah es genau, ein heißer Kampf tobte im Innern des Mannes.

Ich war fast beunruhigt vor Angst, und diese wilden Blicke brachten mich vollends in Entsetzen.

„Gehen Sie,“ stotterte ich, „gehen Sie und kommen Sie nachher wieder!“

Und wieder dieses Bliden der schwarzen Augen. Jetzt würde er ein Mordinstrument hervorziehen und über meine Leiche hinweg ins Haus bringen. Nahe Angst ließ meine Knie zittern. O es kam ja so sehr oft in diesen großen Städten vor, daß bei lichtem Tag Frauen überfallen wurden.

Doch es geschah nicht.

„Madame,“ klang jetzt wieder die fremde Stimme, und der Mann kam näher. „Madame,“ leuchtete er und ergriff meine Hand. Ich konnte

mich in meiner halben Ohnmacht nicht regen. „Haben Sie Abfälle von Brot?“

„Abfälle von Brot?“ Ich strengte mein geängstigtes Gehirn an, den Wortlaut zu verstehen, und starrte den Fremden an.

„Brot — Brot — Brot?“ Ich meinte mich verhöhrt zu haben. Mit einem zitternden Seufzer blickte der Mann mich an und die hungrigen schwarzen Augen schrien um Hilfe.

„Madame, j'ai faim, fort faim, Madame, et c'a fait mal!“ (Ich habe Hunger, Madame, großen Hunger, und der tut weh!“)

Mich überließ ein eisiger Schauer, und voller Entsetzen blickte ich auf den Fremden.

Wie konnte einen Menschen hungern? Und einen so eleganten Mann? Aber schon wieder klagte der Mann heiser und leise: „Und der tut weh!“

Wie gejagt flog ich in die Küche, um mit zitternden Händen Fleisch und Brot zusammenzuraffen. Und mit abgewandten Augen reichte ich das Päckchen dem armen, vornehmen Franzosen.

Ich sah eine Träne in den schwarzen Augen und: „Tausend, tausend Dank, Gott wird's Ihnen segnen!“ flüsternten die Lippen des Fremden.

Der Kriegsmann.

Von Paul Blüß.

Herr Kriegsmann mit dem blanken Schwert,
Sag an, was ist das Leben wert?

Das Leben ist ein nichtig Ding,
Nicht wert, daß man es noch besing', —
Ein guter Trunk ist lieber mir,
Ein Trunk von schäumend echtem Bier.

Herr Kriegsmann auf dem stolzen Pferd,
Sag an, was ist die Liebe wert?

Die Liebe ist ein flücht'ger Gast,
Der schon verschwand, eh' man ihn faßt, —
Ein gutes Pferd ist lieber mir,
Ein echtes stolzes Vollbluttier!

Herr Kriegsmann in der Rüstung schwer,
Was gilt die Treue hoch und hehr?

Die Treue, ja, das ist ein Wort,
Das ist ein fester, sich'rer Hort; —
Ein feischer Trunk, ein gutes Pferd
Und Treue macht das Leben wert!

Er wandte zurück, so daß ich die Türe zu schließen vermochte. Voller Schmerz und Aufregung warf ich mich auf einen Stuhl und weinte bitterlich. Langsam dämmerte meinem Sinn, wieviel Elend und Herzeleid das Leben bringt. Ungeachtet der leuchtenden Sonne und des Frühlings ringsumher. —

Wie anders heute die Welt aussieht, und doch sind nur wenige Wochen seit jenen sonnigen Frühlingstagen in Brüssel verflossen. Das schöne belgische Land ist der Schauplatz unendlicher Schreden, feind uns, dem friedliebenden Nachbar. Heimtückisch hat man unsern Frieden gestört. Aber der gute Michel war wach, die Kriegsfahel lobert über dem westlichen Himmel.

Die Morgen Sonne kriecht über den blutgetränkten Boden, sie fürchtet sich fast, mit ihrem Goldleuchten die furchtbaren Schreden der Nacht zu zeigen. Dumpfes Grollen läßt die Erde erbeben und läuft zitternd weiter. Erschrocken sehen die lahlen Überreste der Häuser,

wir die ganze grauenvolle Nacht tätig gewesen, in dem gebrechlichen Schulhause ein Lazarett aufzuschlagen. Immerzu brachten die Sanitätsmannschaften ihren traurigen Fund herbei. Wie hart machen die Schrecknisse des Krieges. Fast ohne Zittern konnte ich meine traurige Pflicht erfüllen. Ich hätte hundert Hände haben mögen, unsern lieben Jungen zu helfen, ihre Qualen lindern zu können. Aber auch manchen Feind barg unser schützendes Banner mit dem großen roten Kreuz, jetzt waren sie nur hilfsbedürftige, arme Menschen. Es war ein geschäftiges Hin und Her, Hand in Hand arbeiteten Ärzte und Schwestern in ordnungsmäßiger Tätigkeit. Und immer neue Bahren wurden hereingetragen und mancher wirre Fieberruf klang aus den bleichen Reihen umher. — Draußen ist das Rollen der durchziehenden Bagagen verstummt, und ferner brummen die rollenden Kriegsbanner. Wohin sind nur Ruhe und Frieden gesüchelt bei diesem rauhen Handwerk Krieg? Emsig und umsichtig walteten unsere Ärzte,



March in Westphalen. Originalzeichnung von R. v. Flemming.

was übrig blieb in einer Nacht. Und raschelnd segt der Herbstwind in die tausend wellen Blätter, daß sie angstvoll hinwegstoben über Aschen- und glimmende Schuttberge.

Entsetzlich hatte der Kampf in der Nacht getobt, und aus dem lachenden Dörfchen war ein Trümmerhaufen geworden. Die Einwohner waren gesüchelt, und nur vereinzelt taumelten sie durch die Wüste mit angstentstellten Gesichtern. Alles zerstampft, vernichtet. Gurgelnd suchte der Dorfbach seinen Weg. Überall lodern die Angst, nur die Sonne lächelte milde und kletterte über die Bergwände, hinter denen dumpfes Grollen wütete.

Wie hatten unsere lieben deutschen Jungen gerungen und mit Löwenmut gekämpft seit dem gestrigen Abend, um dann endlich den Feind in die Flucht zu drängen. Sie ließen nicht nach, unsere Tapferen, und weiter gegen A. zog sich der Kampf hin. In langsamem Marsche folgten die Bagagen nimmermüde den kämpfenden nach, ihnen ihre Lasten nachzutragen in stummer Treue. Mit fieberhafter Eile waren

auch wir Schwestern schafften unermüdet. Der eiserne Schritt der wenigen Wachtmannschaften klang über die Dorfstraße fest und selbstbewußt.

Doch horch! Was ist das? Brüllendes Gejöhle wie von Ange-trunkenen drang plötzlich von der Straße herauf. Schüsse wurden laut und dumpfes Krachen, sie weckten unheimlichen Widerhall in dem ausgebrannten Dorf. Unsere Verwundeten zuckten unruhig auf und unser guter alter Doktor eilte voll Eifer umher, zu Ruhe und Ordnung mahnend. Auf mich übte seine kaltblütige Ruhe immer wohlthuenden Einfluß. In den ganzen acht Wochen meiner Tätigkeit als Rote-Kreuz-Schwester waren wir immer von ernstern Gefahren verschont geblieben, aber heute schien uns doch Böses zu drohen. Ein Blick durchs Fenster genügte, um mich zu belehren. Eine steinerne Gelassenheit ging durch meinen Körper und kaltblütig wollte ich dem Kommenden ins Gesicht blicken. Ein Trupp versprengter Feinde war's, ich sah geschwärmte, tierische Gesichter aufleuchten, unverständliche Laute brüllend, die

wenigen unserer Leute und die Sanitätsmannschaften warfen sich den Ankommenden entgegen. Was mochte werden mit unserm Schmerzensheim! Nicht einmal das war ihnen heilig. Im Hausflur tobte ein tolles Lärmen. Unsere Kranken waren kaum in den Betten zu halten. Jetzt warf sich etwas mit gewaltigem Krachen gegen die Türe, die vermochte nicht standzuhalten, und die wilde Bande raste herein, mit gierigen, von Hunger und Worgier ausgemergelten Gesichtern diese Friedensstätte überblidend. Mit ausgebreiteten Armen stand unser guter alter Doktor in der Türe, als könnte er so diese wilden Tiere zurückhalten. Schlapp fiel sein rechter Arm, und ich sah Blut über seinen weißen Operationskittel rinnen. Fast betäubt war ich von dem rasenden Lärm. Ich eilte hier und dort hin und wußte doch nicht, was ich zuerst tun sollte. Einige dieser Ungeheuer waren in den großen Raum eingedrungen und wollten die umherliegenden Vorräte mit ihren schmutzigen Fäusten durchwühlen. Ich flog hinzu, um unsere so notwendigen Schätze zu hüten. Schon fühlte ich eine brutale Faust

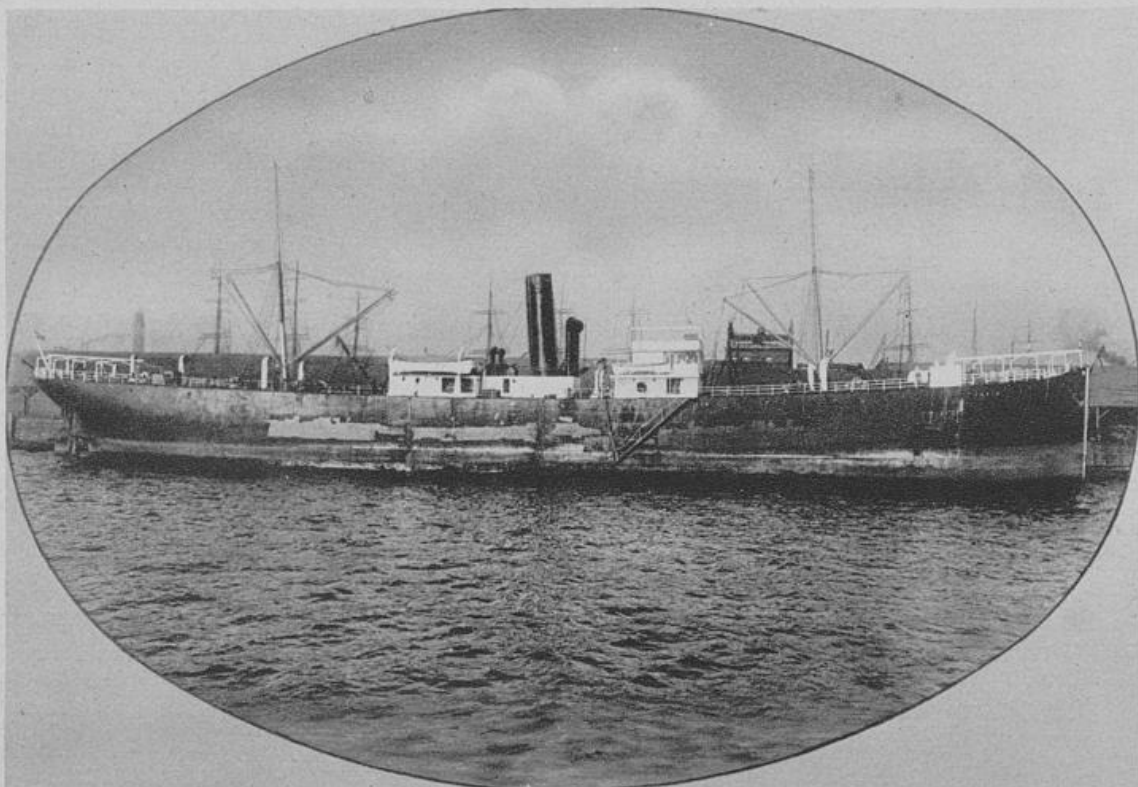
„Kommen Sie mal her, Mensch,“ herrschte ihn der Doktor herb an, seine notdürftig unwickelte Hand nicht achtend, „lassen Sie mal sehen, und geben Sie das Schreien dran! Gefangen seid Ihr doch, wir wissen schon mit euch Halunken umzugehen.“

„Mein Schützengel, meine Netterin!“ schrie der Unteroffizier und machte sich von den Händen des Doktors los. „Meine gütige Netterin!“ rief er, als wäre ihm eine große Freude widerfahren.

„Schwester Gertrud,“ wütend rief's der Doktor, „was hat denn der verrückte Kerl? Wischen Sie ihm mal das Blut vom Gesicht!“ Ich folgte seinem Befehle. Glücklich guckten mich zwei schwarze Augen an und der Gefangene küßte den Rand meiner weißen Schürze.

Diese Augen und dieses Gesicht, wo sah ich die schon mal?

„Da hört denn doch die Weltgeschichte auf! Ist Ihr Gehirn vielleicht defekt?“ donnerte der Arzt den Verwundeten an. Der deutete auf mich, fast heulend rief er immerzu: „Mein Schützengel, hat mir das Leben gerettet, heute ich ihr. Mein Schützengel!“ Da



Der in jüngster Zeit vielgenannte Dampfer „Dacia“, der von einer amerikanischen Firma angekauft und mit Fracht nach Europa bestimmt ist.

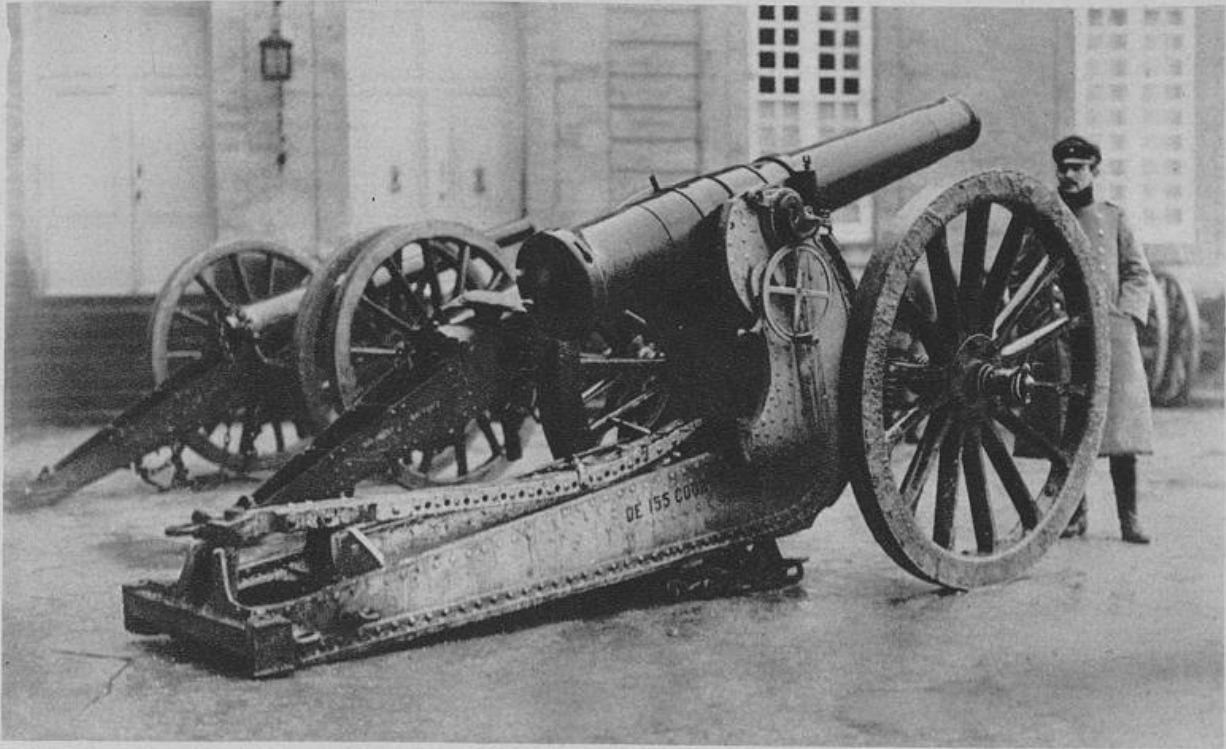
Berl. Ill.-Zei.

an meinem Halse. Da wurde der feindliche Räuber zurückgestoßen. Aus dem Tumult löste sich die Gestalt eines feindlichen Unteroffiziers. Das Köppi rollte durch die Stube, brüllend schrie er mir unverständliche Laute, aus denen ich unklar Befehle hörte, entgegen, und wie rasend warf er sich gegen seine eigenen Mannschaften und drängte sie zurück, immer wieder mit überschlagender Stimme brüllende Befehle in die Bande schleudernd. Es mußten viele sein, viel mehr, als unsere wenigen Nachtmannschaften ausmachten. Halb besinnungslos hörte ich das wüste Schreien der vor Hunger fast Besessenen, das aber nun von Hurrarufen überdönt wurde. Der französische Unteroffizier gebärdete sich wie toll und riß immer wieder an meinen Händen, er redete, wie mir schien, wirres Zeug. Über seine Stirne lief Blut und rann über sein Gesicht, aus dem seine Augen wie im Fieber flackerten. Doktor Böhm fürzte herbei, und wie flatternde Tauben umringten uns die andern Pflegerinnen. Ich starre noch auf den sich wie toll gebärdenden Unteroffizier, immer noch ahnungslos.

schloß auch durch mein Hirn ein Erkennen, und wie in weiter Ferne hörte ich die fremden Laute: „J'ai faim, fort faim, et c'a fait mal!“ Der vornehme Bettler in Brüssel war's. Er hatte mein Leben gerettet — vielleicht das Leben meiner treuen Genossen und Verwundeten hier. Doktor Böhm guckte mich über seine Brille hinweg an, immer noch sprachlos. Der französische Unteroffizier war ohnmächtig hingefunken, und eilig verbanden wir ihn.

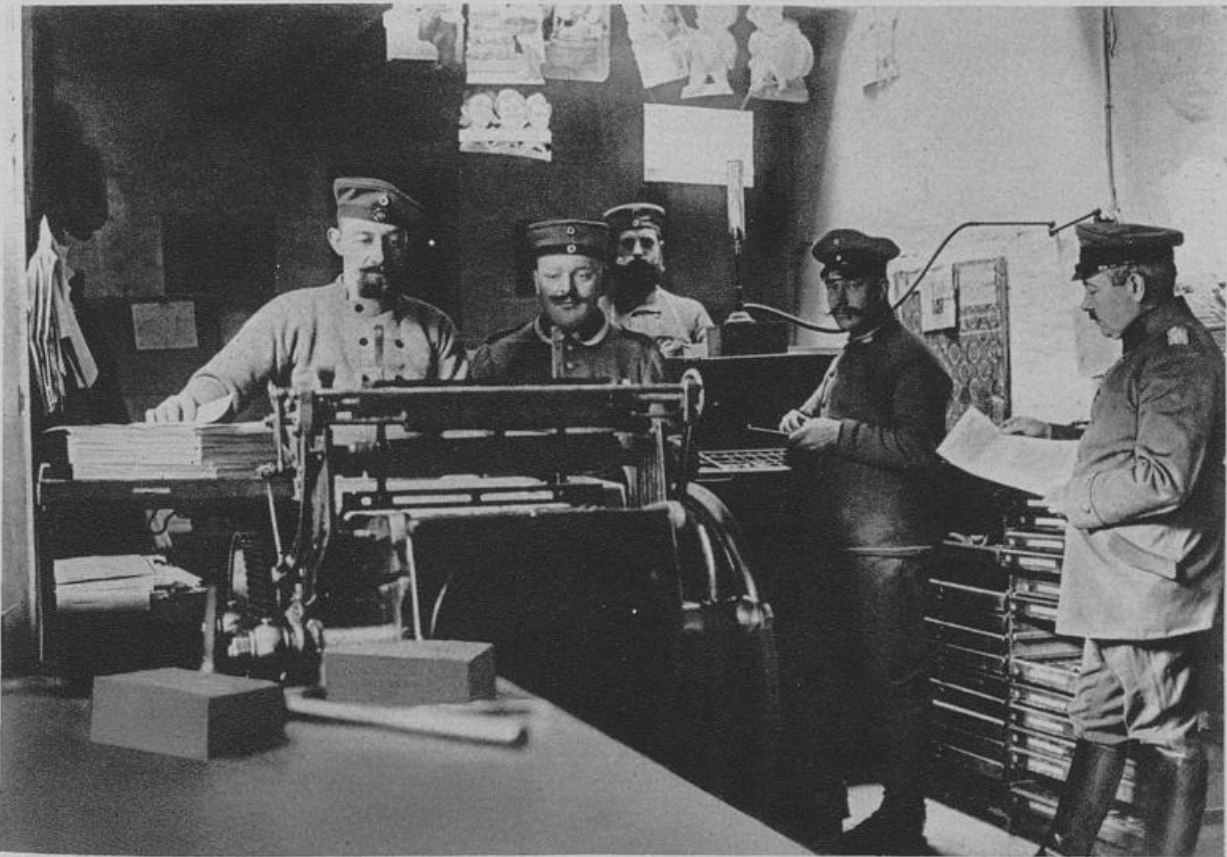
In fliegender Hast rannen mir die Worte über die Lippen, und in knappen Sätzen erzählte ich dem Doktor von meinem damaligen Erlebnis in Brüssel.

Da drückte er mir in seiner so lieben väterlichen Weise beide Hände: „Dann haben wir Ihnen ja diese Rettung zu verdanken, denn ohne Fehl hätte diese vor Hunger und Wut halb tolle Bande unser Häuflein Bedeckungsmannschaften überwunden, und übel wär's uns und den Armen hier ergangen, Schwester Gertrud. Aber nun wieder an die Arbeit, es gibt viel zu tun für uns!“



Schweres französisches Festungsgeschütz, das in den Kämpfen bei Soissons erobert wurde.

M. Grohs, Berlin.



Einblick in eine deutsche Felddruckerei auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

In der Druckerei werden sämtlichen militärischen Bekanntmachungen gedruckt, und es gelangt hier auch ein militärisches Wochenblatt zur Herstellung und Herausgabe.

M. Grohs, Berlin.

Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz.



Blick in eine Offiziershütte, die — eine Seltenheit — mit mancherlei Bequemlichkeiten ausgestattet ist.
Eosphot. Berger, Berlin.



Konzert einer württembergischen Regimentskapelle in einem französischen Walde.

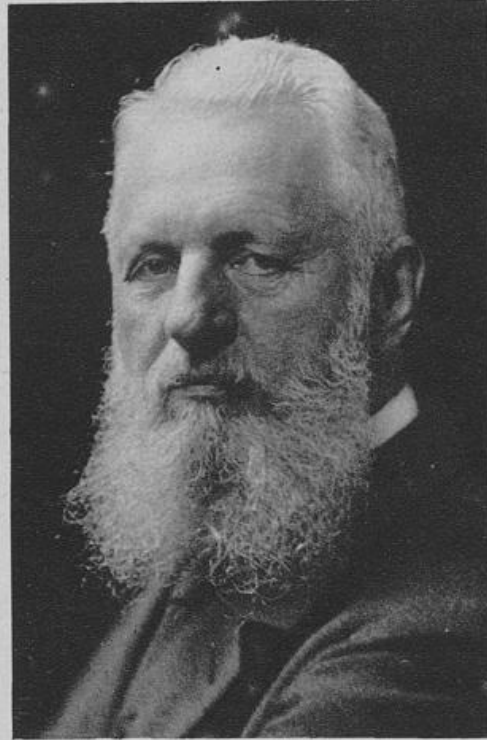
H. Grohs.



König Ludwig III. von Bayern auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Begrüßung des Königs in Dieuze. Phot. Ed. Jäger.

Zum Ableben Franz Adikes.

Dr. jur. und med. h. c. Franz Adikes, am 19. Februar 1846 in Harfeld bei Stade geboren, studierte in Heidelberg, München und Göttingen die Rechte und trat dann in den Staatsjustizdienst ein. Der Krieg von 1870/71 rief auch ihn unter die Fahnen. 1873 wurde er Beigeordneter in Dortmund, 1877 zweiter und sechs Jahre später erster Bürgermeister der Stadt Altona. Von 1891 bis 1912 bekleidete er dann das Amt eines Oberbürgermeisters der Stadt Frankfurt a. M. und hat sich namentlich in dieser Stellung Verdienste erworben, die ihn als einen der bedeutendsten deutschen Kommunalpolitiker erscheinen lassen und ihm die volle Gunst des Kaisers eintrugen. Eine Reihe wichtiger frankfurter Bauten, wie die Hafenanlagen, verdanken seinem Unternehmungsgeist ihre Entstehung, eine Reihe sozialer Maßnahmen, wie städtischer Arbeitsnachweis, Fortbildungsschulwesen usw., fand durch ihn gewissenhafte Förderung. Vor allem ist die Gründung der Universität Frankfurt für immer mit dem Namen Franz Adikes verknüpft, der sich mit



Wirklicher Geh. Rat Dr. Franz Adikes, 63.,
der frühere Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. †

unermüdlichem Eifer der Verwirklichung seiner Lieblingsidee widmete, als Kurator der Universität eine große Arbeitslast bewältigte und noch bis in die letzte Zeit seines Lebens hinein für die Universität tätig war. Auch auf dem Gebiete der allgemeinen Gesetzgebung ist Frz. Adikes in hervorragender Weise tätig gewesen. Nach ihm ist die „Lex Adikes“ benannt, eine für die Kommunalpolitik sehr wichtige, die Enteignungsfrage betreffende Maßnahme.

Bei der Bürgerschaft und vor allem bei seinem kaiserlichen Herrn erfreute er sich großen Ansehens; dieser bedachte ihn mit mannigfachen Ehrungen und gab seiner besonderen Wertschätzung noch im Beileidstelegramm an die Hinterbliebenen Ausdruck.

Das Begräbnis von Frz. Adikes gestaltete sich zu einer imposanten Ehrung für den früheren Leiter der Stadt. Vor dem Sarge, der in der Geschlechterstube der historischen Römerhallen aufgebahrt war, fand eine schlichte, aber ergreifende Leichenfeier statt. Wundervolle Kranzspenden des Kaisers, des Kronprinzen, der Stadt, zahlreicher Institute und Gesellschaften schmückten den Sarg, der unter dreimaligem Ehrensalut der Kriegskameraden zur letzten Ruhe gebettet wurde.



Überführung der Leiche von Frz. Adikes aus dem Römer in Frankfurt a. M. Phot. Paul Beutler, Frankfurt a. M.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 9.

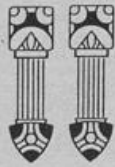
Düsseldorf, 28. Februar

1915.



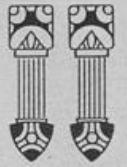
Pioniere beim Herstellen eines wohnlichen und gemütlichen Unterstandes für unsere Truppen in Russisch-Polen.

A. Grohs, Berlin.



Wie Peter Zöllner den Obersten Meschnikoff züchtigte.

Eine lustige Geschichte aus Ostpreußen von Hermann Wagner.



In der Zeit, da die feindlichen Massen der Russen Ostpreußen überschwemmten, floh, unter Zurücklassung alles dessen, was entbehrlich war, auch der größte Teil der Einwohner des Ortes K., und unter den wenigen, die blieben, war es nur der riesenhafte Peter Zöllner, der Wirt des Gasthauses zur Kugel, der seine unerschütterliche Ruhe und seinen guten Humor nicht verlor und der sagte:

„Fürchtet euch nicht, Kinder, und wartet ab! Geduld! Wer weiß, ob sich der Wind nicht sehr bald wieder dreht!“

Das Dorf wurde mit einer Abteilung russischer Infanterie beglückt, mit Leuten, die in den verlassenen Häusern wie Wilde hausten und die unter dem Kommando eines Obersten namens Meschnikoff standen.

Dieser Oberst, ein Mann von untersefter Figur, mehr fett als kräftig, mit einem Gesicht, in dem sich die Liebe zum Alkohol und die Abneigung gegen Seife sehr deutlich ausdrückten, schlug sein Quartier in der „Blauen Kugel“ auf und beschied kurz nach seinem Einzug Peter Zöllner, den Wirt, zu sich, worauf sich zwischen den beiden folgende Unterredung entspann:

„Höre,“ sagte der Oberst, „höre, du Sohn einer Hündin — weißt du auch, vor wem du stehst?“

Peter Zöllner machte eine sehr tiefe Verbeugung.

„Nach allem, was ich sehe und höre, Excellenz,“ erwiderte er, „vermute ich, daß Ihr ein General seid!“

„Noch nicht,“ sagte der Oberst geschmeichelt, „aber bald werde ich es sein! Und weißt du auch, wer du bist?“

„Euer Diener, Excellenz!“

„Sehr richtig! Und zwar der letzte meiner Diener, du Hund! Du wirst also in allem, was ich dir befehle, gehorchen! Wirst du das?“

„Blindlings, Excellenz!“

„Dein Glück, du Hund! Wohlan denn, tritt näher! Hierher! Faß an und zieh mir meine Stiefel aus! — Langsam! Nicht so druden! Willst du mir das Bein brechen, Kanaille? — So! Und nun sperre deine Ohren auf, damit du vernimmst, was ich dir befehle!“

„Ich bin ganz Ohr, Excellenz!“

Der Oberst rülpfte, spuckte aus und warf sich auf das Sofa, daß es krachte: „Vor allem, was hast du an Getränken?“

„Bier, Wein und Schnaps, Excellenz!“

„Bier? Das ist nichts! Wein? Nun, ich will ihn versuchen! — Aber Schnaps! Welche Sorten von Schnaps hast du da?“

„Alle erdenklichen, Excellenz! Süße und bittere, rote, grüne und gelbe! Auch weißen Brantwain, Excellenz!“



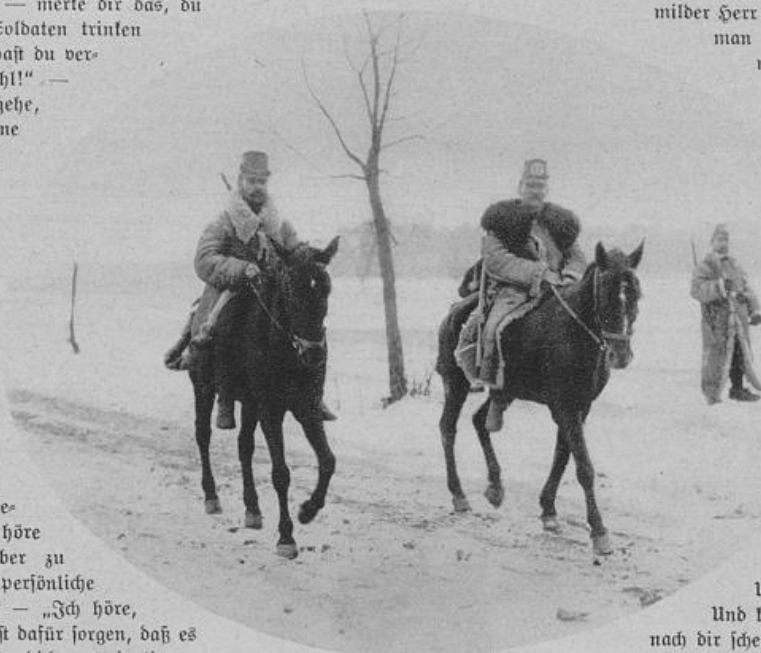
Aus den jüngsten Kämpfen in den Karpathen: Österreichische Proviantkolonne vor einem verschneiten Gebirgsdorf. Phot. Ed. Frankl

„Bortrefflich! — Also präge dir jetzt ein, was ich dir sage! Nämlich, ich verbiete es dir auf das strengste, meinen Soldaten Schnaps zu verabreichen! Kein Glas, verstehest du, nicht einmal ein Gläschen! Denn — merke dir das, du Hund! — Russische Soldaten trinken keinen Schnaps! — Hast du verstanden?“ — „Jawohl!“ —

„Und damit ich sicher gehe, befehle ich dir, alle deine Vorräte an Schnaps, die süßen und die bitteren, die roten, die grünen und die gelben, in mein Zimmer heraufzubringen! Auch den Branntwein! Und du bürgst mir dafür, daß nichts weglommt! — Hast du begriffen?“ — „Vollständig, Erzzellenz!“ — „Schön. Ich fange an, mit dir zufrieden zu sein! — Nun höre noch, was ich darüber zu sagen habe, was meine persönliche Verpflegung betrifft!“ — „Ich höre, Erzzellenz!“ — „Du wirst dafür sorgen, daß es mir an nichts fehlt! Um dich zu orientieren, sage ich dir, daß ich es liebe, gut zu essen und weich zu schlafen! — Hast du Leute, die imstande

sind, gut zu kochen?“ — „Ich hoffe, daß Erzzellenz zufrieden sein werden!“ — „Wünsche es dir, du Hund, denn in meinem Zorn kann ich fürchterlich werden! Ebenso wie ich ein milder Herr sein kann, wenn ich sehe, daß man tut, was mir behagt! Ein milder und freigebiger Herr!

Denn alles, was du mir lieferst, wird dir natürlich bezahlt werden! Und zwar mit Scheinen, die eingelöst werden, sobald unser Heer in Berlin ist!“ — „Ich zweifle nicht, Erzzellenz.“ — „Woran nicht? Daß wir nach Berlin kommen werden?“ — „Ja. Daran zweifle ich ebensowenig wie an dem, daß Eure Erzzellenz mich auf Heller und Pfennig bezahlen werden.“ — „Gut! Und so scher' dich jetzt zum Teufel! Und komme dann wieder, wenn ich nach dir schelle!“ — Der Oberst hatte vierzehn Tage Gelegenheit, gut zu essen, weich zu schlafen und die Vorräte an rotem, grünem, gelbem und weißem Schnaps im Zimmer



Donn Kriegsschauplatz in Majuren: Deutsche Landsturm-Patrouille im Pelz zu Pferd; rechts ein Wachtposten ebenfalls in Winterausrüstung.

Photostat.



Warschau: Blick auf die Stadt vom Ufer der Weichsel aus.

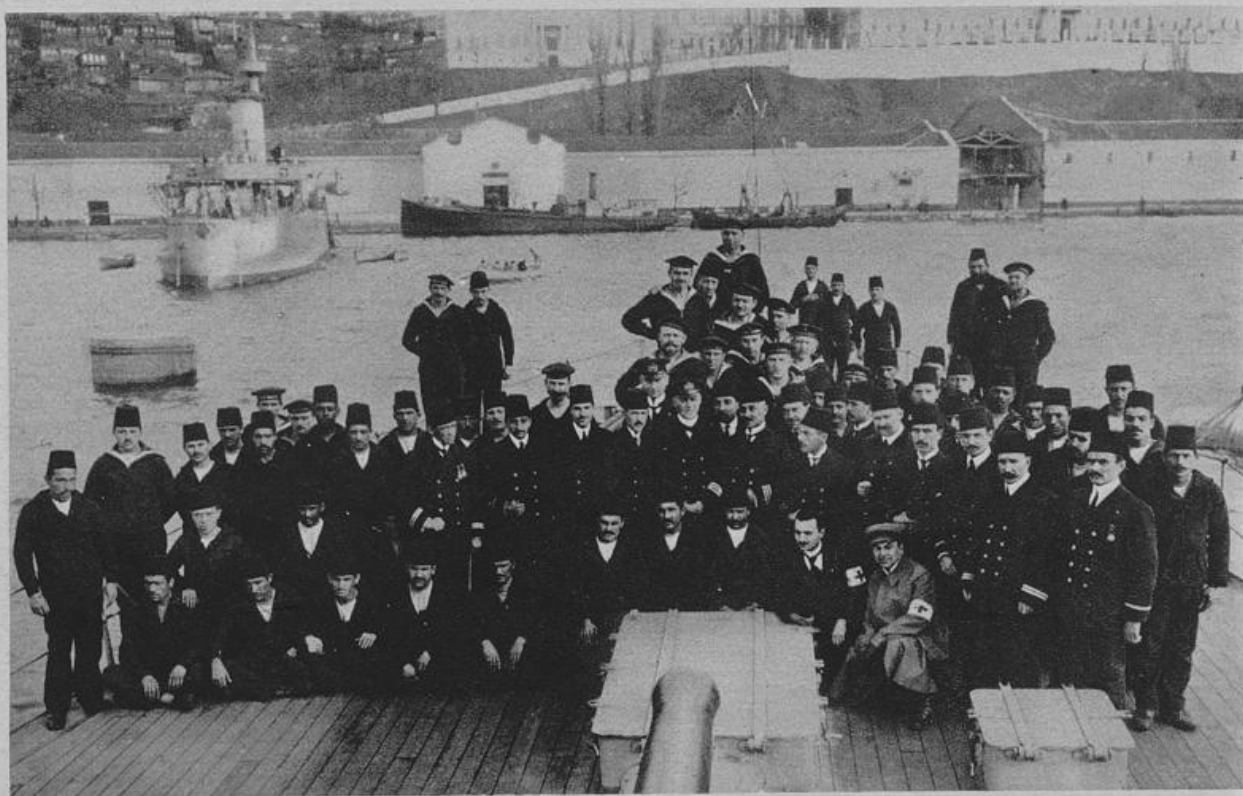
Phot. Dr. Franz Stordmer.

zu überwachen. Er gab sich die'r Tätigkeit mit solcher Liebe und mit solchem Eifer hin, daß es für ihn, damit er wieder zu Kräften kam, nötig wurde, ausgiebig zu schlafen. In diesem Schlafe aber, diesen Befehl hatte er gegeben, durfte er unter keinen Umständen gefort werden. Und so kam es denn, daß er an dem Tage, da die Deutschen ganz unerwartet das Dorf angriffen und die Russen daraus vertrieben, absolut nicht zu wachen war.

Erst als die Russen aus dem Dorfe schon heraus und auch die Deutschen hinter ihnen wieder her waren, gelang es Peter Zöllner, dem Wirt, den Obersten dadurch zu wachen, daß er ihn aus dem weichen Bette zog, ihn auf die harte Erde warf und einen Kübel eiskalten Wassers über ihn ausgo.

Auf das hin rief sich der Oberst verwundert die Augen, sah den Wirt erst sprachlos an und öffnete dann endlich, indem ihm die Zornes- aber auf der Stirn mächtig anschwoh, den Mund zu einem halben Sae: „Du Hund,“ schrie er, „soll ich dich —“ Den Rest auszu-

Du aber sitzest hier in der Falle! Ja, ich habe dich, Kerl! Und ich lasse dich nicht früher los, bevor du nicht all den Schmutz, den du mit den Deinen hier im Hause gemacht hast, hübsch brav und hübsch eighandig abgewaschen hast! — Willst du nicht, he? Ich werde dir schon Beine machen, mein Burichchen! Hier, sieh diesen Knüttel! Den lasse ich so lange auf deinem faulen Rücken herumtanzen, bis du, Kerl, windelweich bist! — Und dann wirfst du alles das, um was du mich bestohlen hast, hübsch bezahlen! Aber nicht in Scheinen, sondern in gutem Gold! Und dann, Junge, wenn du alles bei Heller und Pfennig bezahlt haben wirfst, dann, hörst du, dann nehme ich dich, gebe dir ein paar wohlverdiente Futritte und werfe dich die Stiege hinunter! Unten aber wird schon jemand warten, der dich in Empfang nimmt! — So! — und jetzt: dalli! — auf, Junge! — oder — siehst du? — ich lasse den Knüttel — so! immer schrei nur! — recht gründlich auf deinem Rücken herumtanzen!“



Die deutschen Offiziere und Mannschaften des früheren Kreuzers „Barbarossa“ — jetzt „Hamidijeh“ — in Gemeinschaft mit der türkischen Besatzung des Schiffes vor Konstantinopel. Phot. A. Grohs.

Zu den Erfolgen der Türken im Schwarzen Meer gegen die russische Flotte und bei der Verteidigung der Dardanellen gegen französische und englische Schiffe haben die ehemaligen deutschen Kreuzer „Barbarossa“, „Goeben“ und „Breslau“ wesentlich beigetragen. Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft, hat noch jüngst in der begeistertsten Aufnahme des Restes der „Emden“-Mannschaft in Hodeida im Südwesten Arabiens besonderen Ausdruck gefunden.

sprechen war ihm nicht möglich, denn er erhielt von Peter Zöllner eine überaus kräftige Maulschelle. Die Unterredung, die sie dann miteinander hatten, hatte ungefähr folgenden Wortlaut:

„Höre,“ schrie Peter Zöllner, „höre, du ungebildeter, betrunkenener Kübel — weist du auch, vor wem du hier stehst?“

Dem Obersten wollten schier die Augen aus den Höhlen quellen.

„Ich,“ stammelte er, „ich —“

„Ruhe,“ herrschte ihn der Wirt an, indem er die Arme seines Hemdes aufwickelte, so daß seine ungeheuern Muskeln sichtbar wurden, „Ruhe — ich will es dir sagen!“ Und er packte den Obersten, hob ihn auf und setzte ihn mit großer Gewalt auf einen Stuhl nieder.

„Du befindest dich hier vor einem Deutschen, Kerl, der sich deine Unverschamtheiten eine Zeitlang gedulbig gefallen lassen hat, weil er wußte, daß sie bald ein Ende nehmen würden! Dieses Ende, verstehst du, ist da! Ja, horche nur, du Feigling! Man schießt! Und es sind nicht deine Russen, die schießen, sondern es sind die Deutschen!

Schon wenige Tage später war ganz Ostpreußen von den Russen geaubert, und die, die geflohen waren, sangen an, allmählich in ihre Heimat zuruzukehren.

Peter Zöllner, dem Wirt, aber machte es großen Spaß, seinen Gästen zu erzählen, auf welche Weise es ihm gelungen war, den Obersten Reschnikoff so zahm zu machen, daß er ihm geradezu aus der Hand strafte.

Er sagte:

„Um mit dieser Sorte von Menschen fertig zu werden, darf man sich nur nicht scheuen, seine Zuflucht gegebenenfalls zu einer tüchtigen Tracht Prügel zu nehmen! Sie, die es gewohnt sind, zu prügeln, variieren nur, wenn man sie wiederprugelt! Und diesem Obersten, auf dessen Gehei unser Dorf verwüstet wurde, habe ich es gründlich besorgt!“

Und ein jeder, der Peter Zöllners stämmige Gestalt sah, glaubte ihm das auch aufs Wort.



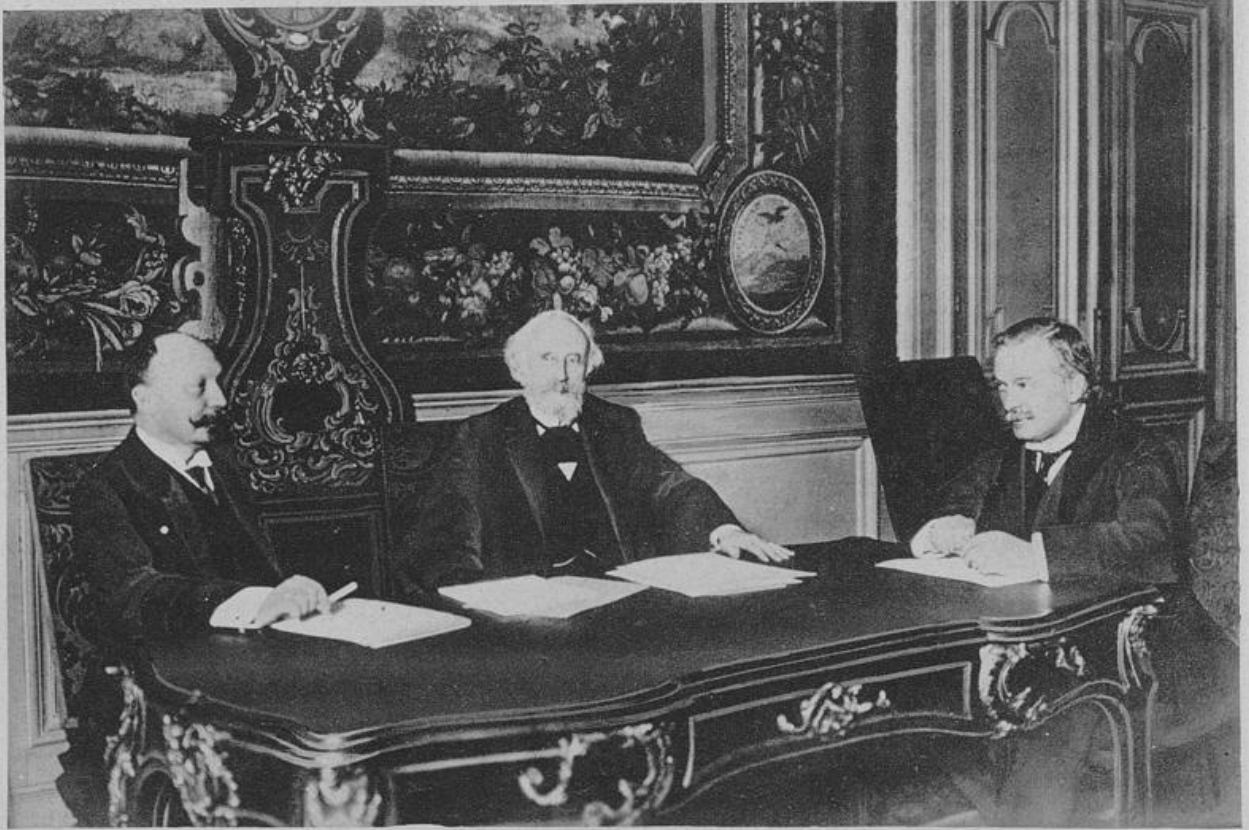
Dem deutschen Hinterseebootkrieg gegen England: Deutsches Hinterseeboot hält einen Ozeantiefen an.
Originalzeichnung von Schmitz-Schulien, Düsseldorf.



Es war acht Minuten nach fünf Uhr gewesen, als der Leutnant die Meldung „Klar zum Tauchen!“ erstattet hatte. Schon nach wenigen Sekunden, während sich die Ballasttanks mit Wasser füllten, sank das Boot langsam unter die Oberfläche. Die Elektromotoren begannen zu schnurren. Die runden Fenster des Turmes schienen grünlich anzulaufen, als die steigenden Wellen sie umschlossen. Dann steuerte „U. 258“ in sicherem Kurs, wenige Meter unter dem Wasserspiegel, dem Feind entgegen. Kapitän Did stand am Periscope und las aus dem Spiegelbild mit einem einzigen Blick die Situation ab. Langsam tauchte aus dem Rebel des Horizontes die vielteilige Silhouette des feindlichen Geschwaders auf, seltsame zackige Türme, zwischen denen dicke Rauchwolken aufquollen. Eine gute Weile ging es in einer Geschwindigkeit von zehn Seemeilen voran. Keines der Untertöne da draußen schien die



Fürst Bernhard v. Bülow, der Vertreter Deutschlands bei der italienischen Regierung, in seinem Arbeitszimmer in der Villa „Malta“ zu Rom. Neueste photographische Aufnahme. Verl. Junfermann.



Die Besprechung der Finanzminister des Dreiverbandes zu Paris für Aufnahme neuer Anleihen um jeden Preis. Links: Lloyd George (England); in der Mitte: Ribot (Frankreich); rechts: Barf (Rußland).

Cop. Argus

heranstiebende Gefahr zu ahnen. Sie lagen als faule, schwere Eisenmassen im Wasser. Da — um ein Geringes vor sich erkennt Did eine andere Periskopnase. Kein Zweifel, daß ihnen ein feindliches Spähboot entgegenkommt.

Im Augenblick gibt er nach der Torpedolancierabteilung das Kommando: „Weidrehen!“ Es vergeht eine kleine, aber endlos erscheinende bängliche Weile, während das stählerne Boot von der Steuerung herumgerissen wird. Auf der Signaltafel leuchtet das neue Kommando auf: „Fertig!“ Und nach zwei, drei Sekunden: „Los!“

Der Matrose zieht den Hebel herum, mit einem scharfen Zischen faßt der Torpedo aus dem Rohr. Wie aufatmend schwanzt das Boot ein paarmal auf und nieder. Aber noch ehe es sich im Schwerpunkt wieder beruhigt hat, erschüttert ein heftiger, von außen kommender, schürfender, knarrender Stoß den schaukelnden Körper, scharrt und scheuert noch einige Sekunden lang daran hin. Achtern ein paar schrille, wehe Schreie. Das Schurren der Motoren verstummt.

Mit einem kurzen, trüben Zucken erlöschen die elektrischen Birnen. Der Matrose hat die Hand am Abzugshebel, als der Stoß erfolgt. Die gewaltige Erschütterung wirft ihn quer durch den Raum, irgendwohin in eine Ecke, daß er halb betäubt, gelähmt und blutend von Schürfungen und Verletzungen liegen bleibt. Ein paar Sekunden lang ist Totenruhe. Dann werden glucksende Laute wie von einbringendem Wasser hörbar. Also, es hat irgendwo gesehnen.



Dom heiligen Krieg in Nordafrika: Nächtllicher Kriegsrat von Beduinen-Scheichs in einem der Stammeszelte in der Wüste. Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Das Boot ist kollidiert oder von einem Torpedo getroffen oder planmäßig gerammt, gleichviel: es ist verwundet, es leidet und saugt sich voll Wasser, unter Tag — unter Tag —

Wieder vergehen ein paar Augenblicke. Der Matrose versucht die wirren Gedanken zu sammeln, sie auf etwas Bestimmtes zu richten. Er ruft — er hat Blut im Munde —, aber er kann doch noch rufen, Namen, drei, vier, von Kameraden, die wie er im Lancerraum waren. Endlich hört er, ja, das muß ganz in der Nähe sein, ein Atmen, ein mattes, laun vernünftiges Röcheln. Er ruft noch einmal. Da gibt es aus irgendeiner Ecke Antwort, mit lallend erwachender Stimme. Aber der Maat erkennt sofort, das ist John!

„Hallo, John! Was ist? Was hast du? Kannst du Licht machen?“

„Verdammt!“ quarrt da eine andere Stimme dazwischen. „Hol mich der Teufel, wenn wir jetzt nicht das Tauchen lernen!“

„Licht!“ ruft der Maat jetzt lauter.

„Unter dem Signalkasten liegen die Taschenbatterien,“ meint John.

Der Maat tastet nach rechts, tastet nach links. Ja, jetzt weiß er, das sind die Schotten. Und rasch, fast mechanisch gleiten seine schmerzenden Hände an der Verschalung entlang. Gottlob, sie halten dicht. „Dicht!“ Er schreit es im Triumph. Die Schotten sind unverletzt. Und er tastet am Boden hin. Die Bohlen und Planen sind trocken. „Trocken!“ schreit er wieder. Und dann kriecht er weiter. Da ist der Rahmen des großen Rohres. Jawohl, jetzt weiß er Bescheid. Links drüben wird der Signalkasten sein. Er greift weiter an dem Gestänge entlang. Wichtig. Er drückt den Knopf des kleinen Kastens auf und findet die Taschenlampen. Im Augenblick zuckt eine gelbgoldene Helle auf und wirft große, bizarre Schatten hinter die Mechanik.

Langsam richten sich die einzelnen Männer auf, schauen mit großen, geblendeten Augen um sich, als seien sie verwundert über die seltsame Umgebung. Dem Maat scheint mit dem Licht alle Überlegung wiedergekehrt zu sein. Sogleich gibt er Befehl, ordnet die Verteilung der Sauerstofftabletten an, läßt nach Mundvorrat und

Kautabal suchen — bis ihm die Telephonboje einfällt.

„Jungens!“ Er wendet sich um.

„Wenn wir schon gerammt sind oder sonst was, zu ersaufen brauchen wir schließlich auch nicht. Ich lasse die Telephonboje steigen. Der Feind, der sie findet, wird uns nicht auf freisen.“

Dann zog er den Griff. Und nun hörte man im Innern, wie sich die Boje allmählich vom Deck löste, wie sich die Leine abspulte. Also das Signal stieg.

Freilich, Stunden konnten so vergehen, bis man die Boje fand. Wenn man sie überhaupt fand! Der Kampf konnte sich aus dem seichten Gewässer in die offene See hinaus verschoben haben. Er konnte in die Nacht hinein dauern. Und wenn der Feind das Feld behauptete, wer weiß, ob man nach dem verlorenen Boot sahndete. Aber der Maat, der das alles überlegte, sprach seine düsteren Gedanken nicht aus. „Warten!“ jagte er nur ganz kurz. Und als die anderen sahen, daß er sich mit einiger Gemütsruhe in die Hängematte warf, lachten sie über ihn und taten das selbe.

Aber plötzlich sprang der Maat noch einmal auf. Was wohl die anderen tun? Daß man die anderen ganz vergessen hatte, die im Turm, die im Achterraum. Wie gedankenlos egoistisch man war. „He, John was wohl die anderen machen?“

„Ist schon alles eins!“ brüllte John aus seiner Matte. „Wenn wir die Schotten öffnen, haben wir nur ein Spundloch, und das Wasser trieft uns in die Bude!“ Er hatte recht. Aber man

brauchte Nahrung. „Naut euern Priem und schlaf!“ Er hatte noch einmal recht. Es war nichts zu machen.

Der Maat legte sich wieder in die Hängematte. Die kleine Taschenslampe erlosch. So lag er und dachte, dachte an Gott weiß was, an schöne Sommertage, Vogel, lustige Menschen, an unmögliche Vergnügen und an einen heißen Grog, Donnerwetter ja, dachte er. Aber bald waren seine Gedanken Träume, schöne, göckelnde Träume — Plötzlich fuhr er auf. Er rieb sich die Augen: jawohl doch, irgendeine Weckeruhr hatte wohl gescharrt, oder sonst eine Glocke — jawohl jawohl — da fiel ihm die ganze Geschichte wieder ein — jawohl, jawohl —, also mußte es die Telephonglocke sein. Er knipste die Batterie an und ging nach dem Mikrophon hinüber. Ringsum lagen die Matrosen, schwer und wie unter einer furchtbaren Last schlafend. Da merkte er selbst, wie drückend die Luft für den Atem war. Er riß den Hörer an das Ohr. — „Hallo! Hier U. 258 — Wie —“ Gott sei Dank, man hatte sie entbedt. Die Boje war gefunden worden, das suchende Boot hatte den elektrischen Kontakt hergestellt, sie konnten sich verständigen — „Hallo — Hallo!“ — „Wo seid ihr getroffen?“ fragte es. — „Vermutlich achtern,“ antwortete der Maat. „Wir halten im Bugraum aus. Aber es kann nicht sehr lange mehr sein. Die Luft wird stückig und schwer.“ — „Ihr müßt warten, es kann noch eine gute Zeit dauern, bis das Hebedock heran kann.“ — „Zu Befehl!“

Und sie warten, weil sie gewohnt sind, die Befehle als etwas Unabänderliches hinzunehmen. Der Maat weckt die Leute. Nur mühselig sind sie zum Aufwachen zu bringen. Die Luft drückt auf ihre Lungen. Er gibt ihnen Sauerstofftabletten und mahnt sie zur Sparsamkeit. Es dauert eine endlose Zeit. Ein paar-mal ist der Maat versucht, hinaufzurufen, zu drängen, zu flehen, zu bitten. Aber resigniert läßt er die schon zum Mikrophon erhobene Hand wieder sinken. Sie tun das ihre, er weiß es.

Gleichgültig sitzen die Leute um ihn herum, meistens zu ebener Erde. Sie haben kaum ein Interesse mehr für das nahe Rettungswerk. Noch einmal verteilt der Maat Tabletten, aber es sind die letzten, und wenn nun nicht endlich —

Da schnarrt die Telephonglocke — „Die Taucher —“

Es ist also gelungen, das Hebedock in die Nähe des gesunkenen Bootes zu führen. Die Taucher — — ja, jetzt hört es auch der Maat,

und er stößt die Herumsitzenden an. „Hört ihr es?“ An den Außenwänden ist ein Schrappen und Tosten wie von zarten Händen. Und der Maat folgt in Gedanken dem Weg der beiden Taucher, die an der Außenwand entlang nach den Haken suchen. Endlich ertönt das Klopfzeichen. Der Maat gibt den Spruch nach oben weiter: „Auf!“

Und nun ist es wie das allmähliche Anfahren eines Aufzuges, eines Flugapparates. Ein langsames Gehobenwerden. Draußen tauschen die Wasser. Der Boden des engen Raumes schüttelt, die Leute taumeln, aber instinktiv, mechanisch halten sie sich krampfhaft am Torpedorohr, am Gefänge, an den Planken, irgendwo, wo es Schutz gibt, an — auf! — Und es ist allen, als ob sie erwachten, als ob die Sonne über ihren Häuptern leuchte. Zwar die Luft ist schwer, es schmerzt, zu atmen, — aber da oben kommt ja die Rettung, — kommt, sie wissen es ganz genau und warten —

Die Taucher haben die Trossen in die Hfen gehakt. Das Dock hat die Winde angezogen. Ein Scheuern und Schleifen; straff hängt das verwundete Boot in der Kettenumarmung. Jetzt fühlt der Maat, wie das Boot heftiger, aber auch freier schwankt. Schon muß es über dem Wasser schweben. Dann zittert eine kurze Erschütterung durch den stählernen Rumpf. Und gleich darauf klingt das Telephon.

„Öffnen Sie das Torpedorohr!“

Der Maat schüttelt die Matrosen aus dem Schloß von neuem auf. Aber sie verstehen nicht, was sie sollen. Die Gefahr des Ersticken fällt mit Krampf und Mattigkeit über sie her. Allein kann er die Klappe nicht lösen.

„John, hallo, John!“

Aber John wälzt sich faul und blöde auf die andere Seite. Der Maat versucht, den langen Bob aufzurichten. Aber er hat selbst nicht genug Kräfte, und der ohnmächtige Mann rollt ihm schwer aus den Armen. Er weiß, daß es eine Tragödie ist,

was hier geschieht, was hart und unbarmherzig nach kurzer Rettungshoffnung über sie niederbricht. Er greift noch einmal nach dem Hörer. „Wir können nicht —“. Es ist nur mehr ein Flüstern, und dann noch einmal wie ein Echo: „— können nicht —“. Und er sinkt zu Boden.

Als man nach wenigen Minuten die Seitenwand gesprengt hatte und in den hohlen Leib des Bootes eingedrungen war, fand man die fünf Mann des Torpedoraumes noch schwach atmend vor. Erst der frische Tag, der über die Wellen leuchtete und mit leichten, freundlichen Lüften um ihre Stirnen säfelte, weckte die matten Geister.



Eine Abteilung vom deutschen Roten Kreuz in der Maria-Theresien-Strasse zu Innsbruck.

Phot. v. Sennede.

Verwundete deutsche Soldaten sind von den Mitgliedern des Roten Kreuzes zur Kur in die Berge gebracht worden.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 10.

Düsseldorf, 7. März

1915.



Von der Winterschlacht in Masuren: Der Kaiser studiert das Kartenmaterial beim Generalkommando seiner siegreichen Truppen vor Lyck.

Neue Phot. Ver.

Das Sanitätsauto.

Feldskizze von Ferdinand Madfinger.

Landsturmtuppen haben es im allgemeinen nicht an sich, übermäßig argwöhnisch zu sein. Auch in Feindesland nicht. Es liegt ihnen nichts ferner als Hitzigkeit und rekrutenhafter Ubereifer. Sie bleiben kaltblütig bei der Sache, was auch kommen mag. Darum behelligten sie auch das Auto nicht, das ein paarmal zur Nachtzeit durch das französische Dorf nach der deutschen Grenze fuhr. War denn etwas Besonderes daran? Es wurde von einem deutschen Soldaten gesteuert. Es trug die Aufschrift eines deutschen Warenhauses, dem es vor dem Krieg gehörte. Und vorn flatterten zwei kleine Genfer Flaggen.

Also ein deutsches Sanitätsauto, das vielleicht Verwundete zurückbrachte. Darum fuhr es auch so merkwürdig langsam über das holperige Pflaster. Jeder Vertiefung wich es sorgsam aus.

Erst als es vierzehn Tage hintereinander immer wiederkam, immer um dieselbe Nachtstunde und immer in der gleichen langsamen Fahrt, regte sich die Neugier des Postens vor der Mairie.

„Salt! Wer da?“ rief der Landsturmann und Juwelier Klobbieger mit rauher Stimme. Er war berechtigt dazu.

Das Auto hielt nicht. Der Führer machte bloß: „Pfi! Pfi!“ legte den Zeigefinger auf den Mund und winkte den herantretenden Posten zurück. Der blieb verdußt stehen und sah dem Wagen nach, wie er mit Gestank im Dunkel der warmen Augustnacht verschwand.

Die übrigen Landsturleute, die bei düsterem Laternenschein im Wachtzimmer der Mairie ihren Stat klopfen, dachten sich nichts bei der Geschichte, die Klobbieger ihnen erzählte. Die meisten hatten das Auto auch schon bemerkt, das so behutjam daherkam.

Und wenn sie es anhielten, war es ihnen ergangen wie dem Klobbieger heute. Der Führer, der übrigens die Unteroffizierstreffen trug, machte Pfi! Pfi! und fuhr weiter. Wahrscheinlich barg das Auto einen verwundeten höheren Offizier.

„Klobbieger, du gibst die Karten!“ Damit wurde allen weiteren Erörterungen der Fäden abgeschnitten.

Nur im Kopf des wachhabenden Unteroffiziers bohrte der Gedanke weiter. Das mit dem höheren Verwundeten konnte unmöglich stimmen. Schon deswegen nicht, weil das Auto auch auf dem Rückweg so langsam und vorsichtig fuhr.

Und daß es gar nie anhielt, selbst nicht auf Anruf, daß es keine Auskunft gab über Ziel und Zweck der Fahrt, das war doch eigentlich auffallend. Um nicht zu sagen verdächtig. Wer weiß, am Ende stimmte da etwas nicht mit dem geheimnisvollen Auto!

Die Angelegenheit begann den Unteroffizier zu beunruhigen. Wenn er einmal seine militärischen Machtmittel benötigte und das Auto gewaltsam anhielt? Aber warum sollte gerade er sich die Finger verbrennen?

Er hätte die Verantwortung gern los gehabt, und darum tat er schließlich das, was man in einem so kitzlichen Fall immer tut, er schob die Sache seinem Vorgesetzten zu.

Der Offiziersstellvertreter Peter Reudhardt, der diesen Abend die Ronde hatte, war nicht der Mann, die Meldung des Unteroffiziers Grieshaber leicht zu nehmen. Mit einem brennenden Ehrgeiz und mit Tatendrang bis zum Plagen geladen, sah er in der Sache weit mehr Möglichkeiten als seine Leute.



Jungmannschaft bei Herstellung eines Schützengrabens im Berliner Grunewald.

Obst. S. 2111

„Warum haben Sie mir das nicht schon lange gemeldet?“

„Ich hielt es für ganz bedeutungslos.“

„Was? Bedeutungslos?“ rief Neudhardt, und seine Augen funkelten. „Haben Sie denn noch nichts gehört von Mißbrauch des Roten Kreuzes durch die Franzosen zu Spionagezwecken?“

Neudhardt war ganz und gar aufgeregt. Er verließ die Stube und ging draußen in der Nachtluft auf und ab. Man sah ihm an, wie sein Geist arbeitete.

Ein Auto, das sehr leicht fährt, und zwar auch auf dem Rückweg leicht! Und das nicht anhält! Dessen Führer niemand herankommen läßt! Da soll mir einer weismachen, die Geschichte sei sauber! Kommen nicht französische Offiziere herein spüren, die unsere Stellungen



Verteidigung eines Schützengrabens durch Jungmannschaften im Berliner Grunewald.

III. Photoverlag.

Ergebnislosigkeit des Nachtkommandos in diesem faulen, so ganz und gar versteckten Winkel.

Er brannte darauf, sich einmal auszeichnen zu können. Zeit schien ihm das Glück zu blühen. Er hoffte, nun endlich seine breiten

ausländischen wollten? Die Tag für Tag unsere Truppenbewegungen feststellten? Oder Sappeure mit Dynamit, um unsere rückwärtigen Verbindungen zu sprengen?

Und diese Tölpel ließen den Wagen ungehindert durch! Welcher Führer deutsche Unteroffizieruniform trug! Als ob die schlauen Franzosen sich noch nie verkleidet hätten! Es war höchste Zeit, daß Neudhardt die Sache in die Hände bekam.

Er schimpfte ohnedies jeden Tag über die



Jungmannschaft beim Zusammenknüpfen von Zeltbahnen zur Herstellung von Zelten im Berliner Grunewald. III. Photoverlag.

Ähnlich wie in Berlin haben sich auch in zahlreichen anderen Städten, namentlich in Westdeutschland, Jugendkompagnien gebildet, die unter Leitung von Offizieren eine strenge militärische Ausbildung erfahren, um sich für den Dienst im Heere vorzubilden. Die Übungen werden durchweg mit großem Eifer ausgeführt und erregen bei den zahlreichen Zuschauern und Freunden unserer Jugend in Wehr und Waffen das lebhafteste Interesse.

betresten Achsellappen mit den Offizierschulstücken vertauschen zu dürfen. Das war vorerst sein heißester Wunsch.

„Unteroffizier Grieshaber, um wieviel Uhr kam das Auto gewöhnlich zurück?“

„Zwischen zwei und drei Uhr nachts.“

„Gut. Ich lasse sofort hier an der Mairie die Straße mit ein paar Leitewagen sperren. Sie legen sich mit vier Mann am Eingang des Dorfes auf der Lauer und verbarrikadieren den Weg dort ebenfalls, sobald das Auto herein ist. Sie sind mir verantwortlich, daß es mir nicht entwischt. Verstanden?“

„Zu Befehl!“

Die Landsturmmänner, meist wohlhabende Geschäftsleute, brummten natürlich über die unliebbare Unterbrechung ihres schönen Dauerkafes. Sie fanden überhaupt, daß ihr Zugführer zu viel ungesunden Bieres besaß. Aber man gehorchte. Es war ja immerhin denkbar, daß man einen unerwarteten Fang machte.

Neudhardt etwas sagen zu wollen. Nur konnte sich dieser nicht denken, was.

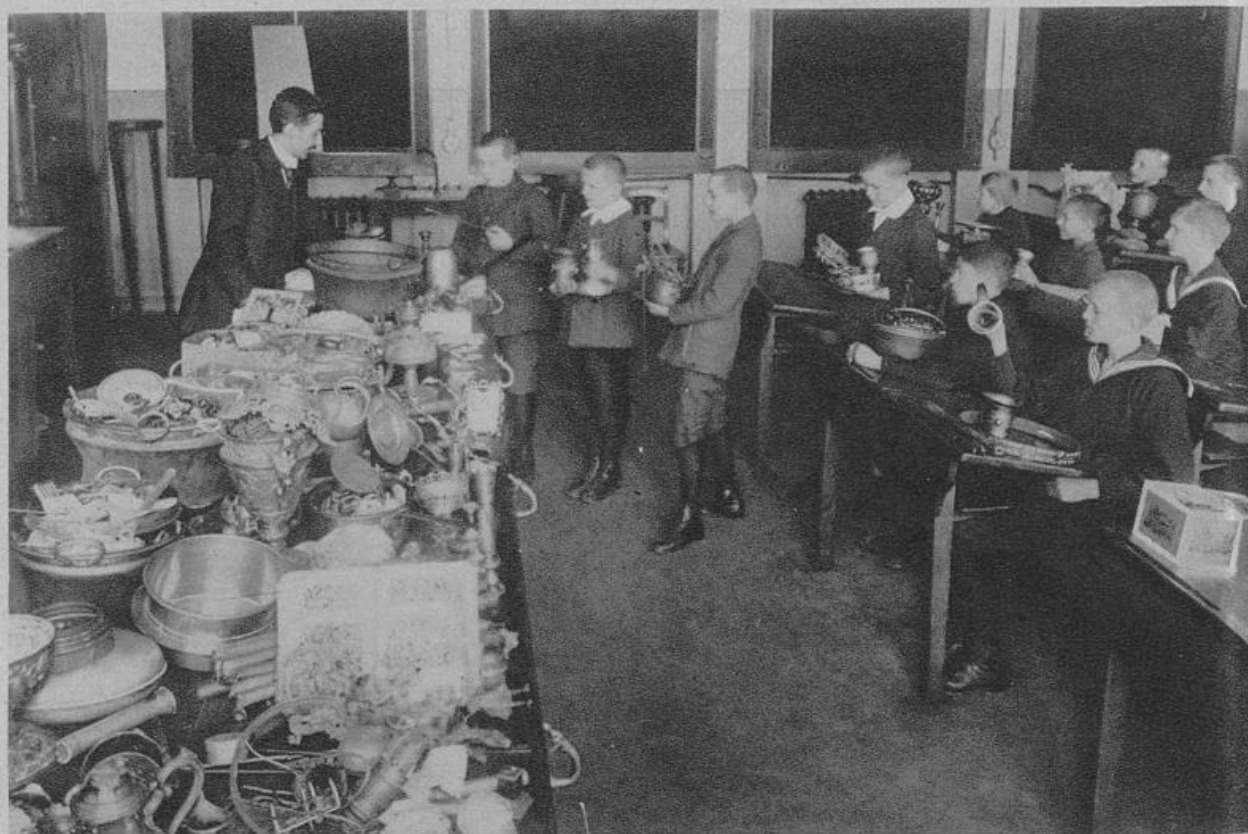
Zwei Uhr. Kein Auto! Wenn die Kerle bloß nicht Lunte gerochen haben! Aber dann sollte dem Unteroffizier Grieshaber ein heiliges Donnerwetter aufs Dach schlagen.

Halb drei. — — — Horch! — — — Ein Anattern in der Ferne! — Ein Summen! — — — Das Auto kommt!

Mit gedämpfter Stimme ruft der Posten in die Wachtstube: „Kaus!“ Die Leute flühen von den Pritschen und packen die Gewehre. Sie ducken sich in den schwarzen Schatten der Häuser, als die zwei Scheinwerfer aufblitzen, die sich langsam heranschieben.

Offizierstellvertreter Peter Neudhardt steht mitten auf der Straße mit gespreizten Beinen. Sein Säbel fliegt aus der Scheide — ritzh! „Halt!“ donnert er den Führer an. Der zögert.

„Arrêtez! Le passage est barré!“ fügt Neudhardt für alle Fälle hinzu. Es ist wegen der Konsequenzen nachher.



Sammlung von altem Metall — namentlich Kupfer-, Messing- und Aluminium-Gegenständen — zu Heereszwecken in der Schule.

„Dürfen die Leute rauchen auf Posten?“ fragte der Unteroffizier noch vor dem Abreiten.

Der Vorgesetzte überlegte.

„Ja, aber nur mit geschlossenen Pfeifen und innerhalb des Gehöftes.“

Ansicht tat not. Eine glimmende Zigarre konnte alles verraten.

An der Mairie stand Neudhardt voll elektrischer Spannung und wies die Leute an, wie sie mit Wagen und landwirtschaftlichen Geräten eine Barrikade kunstgerecht zu errichten hätten.

Die Halle war gefüllt. Neudhardt machte noch einen Rundgang, um seine Posten zu revidieren, dann kehrte er zurück und patrouillierte an der Mairie auf und ab. Jeder Nerv bebte an ihm. Alle zwei Minuten zückte er seine Kriegsuhr mit dem phosphoreszierenden Zifferblatt und ärgerte sich über den Schnedengang der Sekunden.

Der Mond stand hoch am Himmel. Bald verzog er sich hinter ein silbernes Wölkchen, bald lachte er klar herunter mit einem vollen Gesicht wie eine fettglänzende Dampfkochin am Bratherd. Er schien

Der Führer beugt sich rechts von seinem Sitz heraus.

„Pf pf-t!“

„Nichts da!“ schreit Neudhardt ergrimmt. „Diese Mädchen kennen wir schon! Halten oder ich lasse schießen!“ Er zittert vor Aufregung.

Neudhardts Mannen springen heran. Im Augenblick ist das Auto umstellt. Die Gewehrläufe und die Wachtstuchmützen funkeln unheimlich im blassen Mondschein. Es ist ein eminent kriegerisches Bild.

„A Himmihertgottskrament!“ sagt jetzt der Führer.

Er schien demnach doch kein verkleideter Franzose zu sein. Aber Neudhardt ist unerbittlich. Der Führer muß absteigen und den Wagen öffnen.

„Ah gehn's, sein's doch nit so ungmütlich,“ tönt eine Brummstimme aus dem Innern. „Was wolln's denn?“

Eine dunkle Figur räkelt sich aus einem Strohbündel und kriecht heraus. Es ist ein Bizetfeldwebel.

„Was enthält dieser Wagen?“
inquiriert Neudhardt streng.

„Was der Wagen enthält?
Dös sehgn's doch. Wid! — Ge-
statte mir, vorzustöllen, Herr
Kamerad: Rechtsanwalt Dr.
Dachgruber, wann Sie dös
durchaus wissen müassen.“

Neudhardts Ton wird um
eine Note freundlicher. Halb-
heiten kennt er nicht. Er will
die Waren sehen, die der Wagen
enthält. Der Führer nimmt
gelassen einen Scheinwerfer ab
und läßt den grellweißen Licht-
strahl hineinspreisen. Das ganze
Auto ist vom Boden bis zur
Decke mit Flaschenbier beladen.
Die Hälse mit den weißen Por-
zellanverschlüssen schauen lieb-
lich aus dem Stroh heraus.

„Do sehgn's, wos mer
hamm. A Bier hamma.“

Neudhardt faßt es nicht.
Man muß ihm noch verschiedene
Fragen beantworten. Und er
erhält keine Aufklärung: Die
Bayern haben in einem Städt-
chen ein Bierdepot aufgestöbert,
dem sie täglich ihren Bedarf ent-
nehmen. Kampf macht Durst.

„Warum mir so langsam fahren? Ja, wissen's, mei Liaba, wann
mir durch die Ortschaften schnell fahren, nacha gibt dös so a Geklier,
daß ma gleich merkt, was für a Fuhr daß mir hamm. Dann betteln's
uns an jedem Ort a paar Flaschen ab, un mir bringen nix mehr in die

Front. So is uns dös erschte Mol gangen. Do hamm's uns rein
ausg soffsen. Seit der Zeit hamma uns als Sanitätsauto aufstan.
Begreifen's jetz dös, Herr Kamerad?“

„Gewiß“, antwortet Neudhardt recht kleinlaut. Und er lenkt ein.

„Können Sie uns
nicht ein paar Flaschen
ablassen?“

„Dös geht durchaus
nit, Herr Kamerad. Die
san zöht. An anders
Mal gern. Wissen's, mir
Bayern brauchen unser
täglichs Quantum, a jeder
einzelne. Dös war schon
Anno 70 unfere Gewohn-
heit, und die hat sich
seitdem durch eine mehr
als dreißigjährige Übung
zu einem gewissen Recht
verdichtet. — Fahr zue,
Unteroffizier! — Servus,
Herr Kamerad!“

Als Peter Neudhardt
eine Viertelstunde später
in sein Quartier ging,
war er nicht in der
rosigsten Laune. Ein
Wid seiner Augen strich
mit einer gewissen Beh-
mut über seine Achsel-
klappen, deren Breite
ihm nachgerade Kummer
verursachte. Ein Seufzer
hob sich aus seiner Brust.

Der Mond lächelte
immer noch mit seinem
Schmalzgesicht. Aber jetz
glaubte Neudhardt zu
verfehlen, warum.



Vier Unteroffiziere, die sich bereits auf dem vierten Kriegsjahreslauf befinden,
zuerst in Belgien, dann in Frankreich, nachher in Polen und jetzt in den Karpathen. Sie tragen die neuen dicken
Winterpelze, mit denen die Heeresverwaltung die Kämpfer versorgt hat.



Ein Zahlmeister kauft in Mlawa bei einem russischen Juden Zigarren.

Photothet.

Die Konserven.

Eine russische Lieferungs-geschichte von Hermann Wagner.

Sergius Juliewitsch Panin, ein Händler, der mit allem handelte, was es nur gab, ein Mann, der, je nachdem, Geld gegen hohe oder auch ganz ohne Zinsen verlieh, der seine Geschäfte machte, nicht, weil er der billigste war, sondern weil er Verbindungen hatte, Verbindungen, von denen kein Mensch Kenntnis besaß, weil sie im Dunkeln geschlossen worden waren — Sergius Juliewitsch Panin saß behaglich in seinem Kontor und verdaute, als ganz schüchtern an seine Tür geklopft ward.

„Herein!“ Die Tür öffnete sich, und Sergius Juliewitsch sprang auf und ging dem Eintretenden, dem Leutnant in der Abteilung für Rechnungswesen und Verpflegung Wischanoff freudig entgegen, hielt ihm beide Hände hin und rief aus: „Siehe da, Wassili Antonitsch! Was verschafft mir das Vergnügen?“ Der Angelommene errötete leicht, nahm Platz und wechselte zunächst ein paar Phrasen über Wetter und Gesundheit. Der Händler hörte ihn wohlwollend an, erkundigte sich sehr höflich nach dem Befinden seiner Tante, machte ein paar Bemerkungen über die Geschäfte, die jetzt schlecht gingen, nahm dann eine Zigarre, bot auch dem Besuch eine an und fragte: „Nun — und Ihr Begehrt, Wassili Antonitsch?“

Der Leutnant hustete, sah zu Boden und deutete dann endlich an, weshalb er käme. „Sergius Juliewitsch,“ sagte er, „ich hätte Ihnen eine Mitteilung zu machen —“

Der Händler blinzelte listig mit den Augen. „Ein Geschäft?“ fragte er. Der Leutnant nickte. „Ein beträchtliches Geschäft!“

Der Händler wurde unruhig, sprang auf und rief sich die Hände. „Und wieviel würden Sie für die Mitteilung verlangen?“

„Dreihundert Rubel!“

„Schön. Sehr schön. Und — würde es sich für mich auch lohnen?“

Der Leutnant nickte sehr ernst. „Ja, das würde es — das würde es gewiß!“ Der Händler zögerte nicht länger, sondern trat an den Geldschrank, öffnete ihn und entnahm ihm das Geld.

„Hier, Wassili Antonitsch — hier sind dreihundert Rubel. Belieben Sie zu zählen! Es stimmt — nicht wahr?“

„Es stimmt.“ — „Und —?“

Der Leutnant steckte das Geld ein, erhob sich und trat dicht an den Händler heran. Er flüsterte ihm eine Mitteilung ins Ohr.

Und ebenso schnell und diskret wie er gekommen war, entfernte er sich wieder, von dem über das ganze Gesicht strahlenden Händler mit tiefen Büßlingen und Dankfugungen bis zur Tür geleitet, durch die er schnellen Schrittes auf die verkehrsreiche Straße trat.

Am Morgen des nächsten Tages ließ sich der Händler Sergius Juliewitsch Panin durch den Diener, dem er einen Rubel in die Hand drückte, bei seiner Exzellenz, dem General Porphyrt Porphyritsch Regula, dem obersten Chef der Abteilung für Rechnungswesen und Verpflegung, anmelden, indem er sagen ließ, er käme „in Geschäften“.

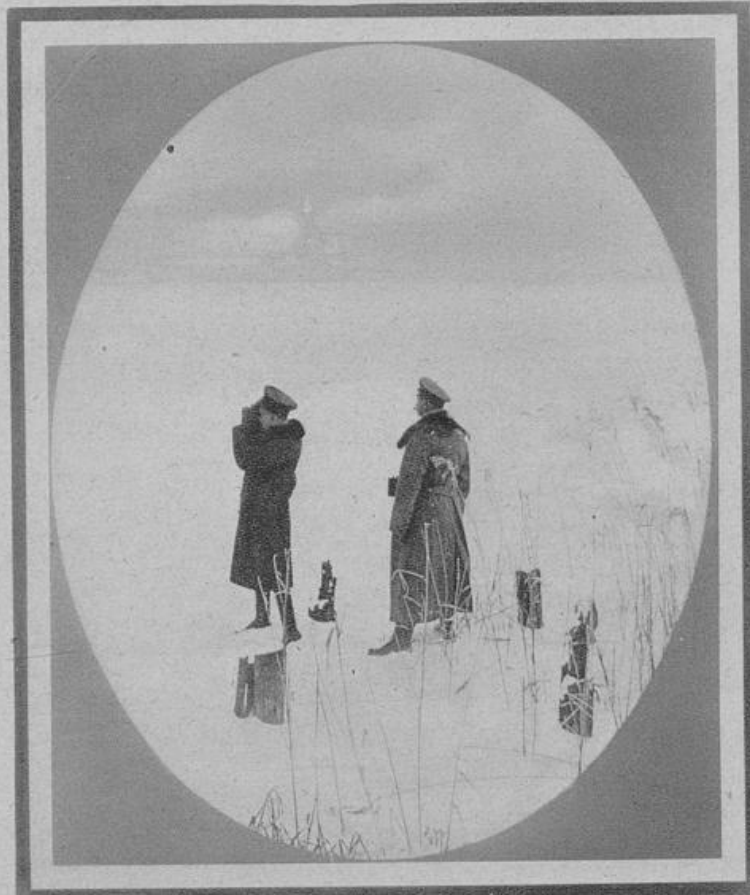
Seine Exzellenz, ein älterer Mann mit weinroter Nase und gierigen kleinen Augen, empfing ihn sehr gnädig, bot ihm einen Stuhl an und meinte: „Nun, Sergius Juliewitsch — lebst du auch noch?“ Der Händler verbeugte sich sehr tief, lehnte in übergroßer Bescheidenheit den Stuhl ab und zerfloß fast in Demut.

„Euer Hochwohlgeboren,“ sagte er, „wenn ich mir erlaube, Sie zu belästigen, so geschieht es nur, weil es mich drängt, meinem Vaterlande in dieser ernsten Zeit einen

kleinen Dienst zu erweisen!“ Seine Exzellenz nickte beifällig. „Rede, Sergius Juliewitsch!“ Der Händler zog eine funkelnagelneue saffianleberne Brieftasche aus seinem Rock und hielt sie dem General hin.

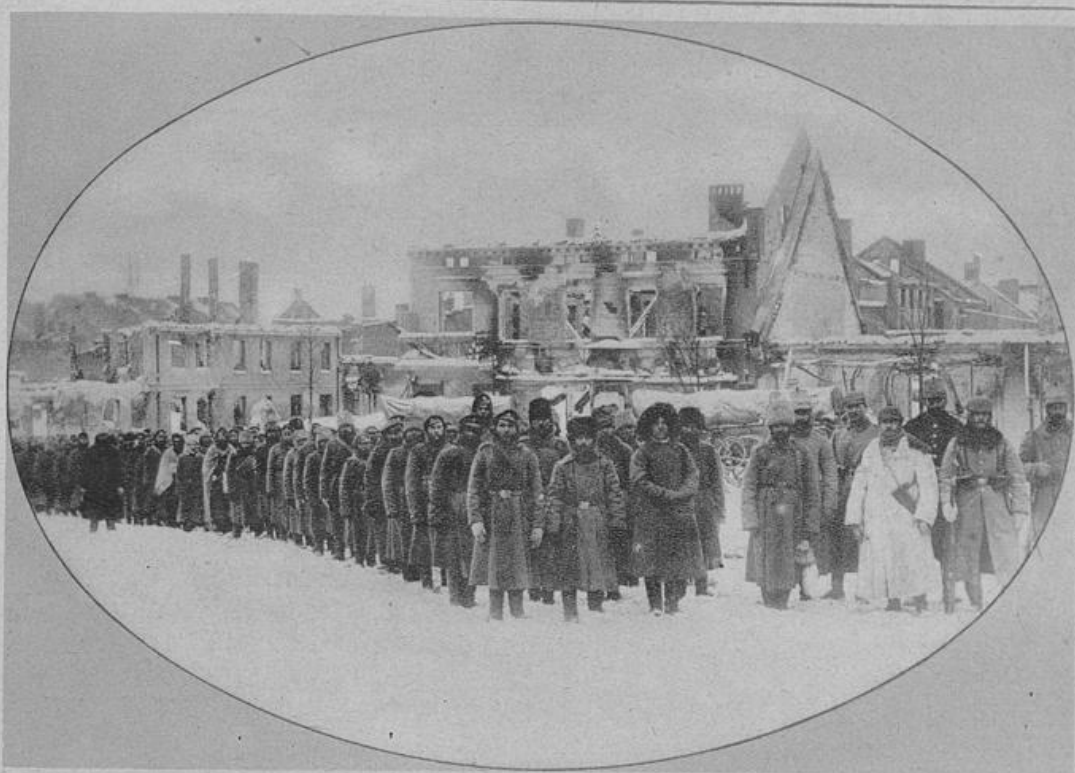
„Hier, Exzellenz, sind zehntausend Rubel. Ich habe sie für einen patriotischen Zweck bestimmt. Da ich aber selbst zu einseitig bin, um feststellen zu können, wo das Vaterland der Schuld drückt, unterbreite ich Euer Exzellenz die untertänige Bitte, das Geld höchstselbst in Empfang zu nehmen und damit ganz nach Belieben zu verfügen. Das Geld gehört Euer Exzellenz. Euer Hochwohlgeboren sollen damit tun, was Ihnen beliebt.“

Der General nahm die Brieftasche in die Hand, befühlte und besah sie, rief dann, öffnete sie, zählte das Geld durch, lächelte dann wohlgefällig und antwortete:



Offizierspatrouille im Schilf eines der masurenischen Seen beim Beobachten einer feindlichen Stellung.

Phot. A. Senncke.



Gefangene Russen aus der Winterchlacht in Masuren auf dem Transport in einer ostpreussischen Grenzstadt.
 Phot. Gebr. Hagedel.



Blick auf das von den Russen zerstörte Gerdauen.

Phot. Gebr. Hagedel.

„Bravo, Sergius Juliewitsch — du bist ein wadter Mann! Ein guter Patriot, ein echter Russe! Ich nehme das Geld, und ich danke dir! Im Namen von Mütterchen Rußland danke ich dir! Und ich fordere dich auf, mir eine Bitte vorzutragen! Sprich!“

Der Händler verneigte sich zum zweiten Male sehr tief und sagte: „Euer Excellenz, ich bin gerührt! Ich habe zu danken, nur ich! Und da Sie zu alledem so gnädig sind, mir eine Bitte zu befehlen, so will ich — so möchte ich — so möchte ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst anheimstellen, mir die zur Ausschreibung gelangende Lieferung auf zweihunderttausend Büchsen Konservenfleisch gütigst zu übertragen.“ — Der Händler hatte geendet und hielt nun bescheiden und demütig den Kopf gesenkt.

Der General überlegte eine Weile, klopfte ihm auf die Schulter und verabschiedete ihn: „Geh, Sergius Juliewitsch, jezt nach Hause! Deine Sache steht gut! Du wirst die Lieferung erhalten!“ —

„Vortrefflich! Nun sage mir aber auch, wie teuer sich die Konserven stellen würden, wenn von den zweihunderttausend Büchsen etwa nur hunderttausend mit Fleisch mangelhafter Qualität, der Rest aber mit etwas anderem — vielleicht mit Sand, mit billigem Sand, gefüllt wäre?“ Alexei Pawlowitsch machte ein durchaus ernstes Gesicht und rechnete neuerdings, denn er fand nicht, daß das Geschäft ungewöhnlich sei. Dann nannte er den Preis.

„Und du würdest mich nicht betrügen, Alexei Pawlowitsch? Würdest du mich reell bedienen, wenn ich dir die Lieferung übertrage? Würde nicht mehr als die Hälfte der Büchsen mit Sand gefüllt sein?“

Der Befragte hob die Finger. „Ich schwöre!“

„Gut, dann will ich dir die Hälfte dessen geben, was du forderst!“

„Ich versichere dir ehrenwörtlich,“ protestierte der andere unter zornigem Erröten, „daß —“

„Richt? Schön. Lassen wir also das Geschäft.“ —



Der Ehrenfriedhof für Krieger im Stadtwald zu Kettwig.

Phot. J. Noblett

Und Sergius Juliewitsch Panin erhielt die Lieferung.

Noch in derselben Stunde aber, da er sie in der Tasche hatte, begab er sich zu seinem Freunde Alexei Pawlowitsch Kriloff, einem Kaufmann, der dort, wo Sergius Juliewitsch an Zinsen nur zwanzig Prozent nahm, sich durchaus nicht scheute, vierzig Prozent zu nehmen, und der auch sonst das war, was man einen geliebten Fuchs nennt.

Zu diesem sagte Sergius Juliewitsch: „Alexei Pawlowitsch — eine Frage! Zu welchem Preise würdest du mir zweihunderttausend Büchsen Konservenfleisch guter Qualität liefern?“ Alexei Pawlowitsch nahm ein Blatt Papier, rechnete und nannte den Preis.

„Schön,“ meinte der andere, „und nun sage mir, welchen Preis du berechnen würdest, wenn die Qualität mangelhaft sein dürfte?“ Alexei Pawlowitsch rechnete wieder und nannte abermals den Preis.

„Zwanzig Prozent, Bruder, will ich dir erlassen,“ sagte Alexei Pawlowitsch. Sergius Juliewitsch schüttelte kategorisch den Kopf.

„Dreißig Prozent! Basta! Kein Wort weiter! — Willst du? Ja? Nein?“ Der Überwundene schluckte einen Fluch herunter. „Ja,“ sagte er. Und dann schüttelten sich beide die Hände.

Wenige Wochen später wunderten sich die russischen Soldaten, die im Felde standen, darüber, daß unter den Konservenbüchsen, die sie öffneten, so viele waren, die anstatt Fleisches Sand enthielten. Das heißt, eigentlich wunderten sie sich nicht.

Aber sie waren doch empört und stuchten: „Daß auf drei Büchsen zwei mit Sand kommen — das ist unethört!“ Denn sie waren bisher gewöhnt, unter drei nur e i n e mit Sand zu finden!

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 11.

Düsseldorf, 14. März

1915.



Der Kronprinz nimmt den Vorbeimarsch seines Regiments ab, das kürzlich erfolgreiche Sturmangriffe ausgeführt hat.

Obot. H. Meierdorf.

Wie sich Pitter Ligges das Eisenerne Kreuz verdiente.

Nach überlieferten Mitteilungen von M. Hüttig.

Pitter Ligges betrieb in der Kurzen Straße zu Düsseldorf eine schwunghafte Hufschmiede. Als im Jahre 1870 Alldeutschland antrat zur „Wacht am Rhein“, da blieb auch er nicht zurück, warf das Schurzfell in den Winkel, schwang den Hammer und schwur, daß sein nächster Anstoß ein Franzosentücken sein solle. So schnell ging das aber doch nicht, wie er gehofft hatte.

Er wurde der ersten Armee eingereiht, die der „Löwe von Nahod“, der General Steinmeß, sammelte. Lange mußten die Truppen vor Metz liegen, und bei diesen war auch Pitter Ligges. Das waren schwere Tage für seine Ungeduld, denn die Quartiere reichten nicht aus, und die notdürftig hergestellten Baracken ließen Kälte und Regen fast ungehindert durch. „Das Zeug am Leib wird einem schon schwimmelig, und das ist fies!“ brummte Pitter Ligges. Als nun aber endlich der Befehl kam: „Auf nach Paris!“ da schrie er am lautesten „Hurra!“ Jetzt kamen die waderen Rheinländer schneller, als sie erwarteten, vor den Feind. Pitter sah manchen Kameraden rechts und links fallen; ihn aber verschonten die französischen Kugeln stets. Es waren heiße Tage, obgleich es Winter war.

Am 23. Dezember stellten sich bei dem Flüßchen Gallus den vereinten Rheinländern und Ostpreußen dreißigtausend Franzosen mit 82 Geschützen unter Faidherbe entgegen. Trotz der günstigen Stellung der Franzosen und ihrer Übermacht gelang es den Deutschen, über den Fluß zu dringen und mehrere Dörfer zu stürmen.

Am 24. setzte sich der Kampf fort. Die Kompagnie des Pitter Ligges wurde bestimmt, auszuschwärmen. Sie sahen eine Schar Rothosen auftauchen, immer näher kamen sie, immer dichter woggen sie heran. Pitter kam in einen Graben zu liegen und hatte gute Dedung. „Jetzt gilt's, Jungen!“ rief der Hauptmann seinen Leuten zu. „Die dort müssen wir so lange aufhalten, bis die Unseren hinter uns sind. Schießt, Kerls, der Teufel hol's!“

Pitter Ligges ließ sich das nicht zweimal sagen. Damit ihm die Patronen besser zur Hand sein sollten, schüttete er seinen ganzen Vorrat aus der Patronentasche rechts neben sich auf den troden gefrorenen Boden; so brauchte er nur immer zuzugreifen, um zu laden.

Der Schwarm der Franzosen vermehrte sich zusehends, und das Feuer der Deutschen wurde nicht schlecht erwidert. Aber Pitter Ligges kümmerte das wenig. Er lag ganz behaglich und schoß eine Patrone nach der andern ab, so daß jeder Schuß sah.

Da ließ der Oberst, dem die Dinge doch allmählich bedenklich wurden, zum Rückzug blasen. Pitter Ligges aber dachte bei sich: „Ach was, die Patronen da alle wieder einpacken, ist langweilig, und die schöne Gottesgabe hier in die Hände der Feinde fallen lassen — nee — Pitter, dat don wer nich! Da kann kommen, was will, erst wird hier aller Vorrat verschossen, ehe ich weiche!“

Und richtig, er bleibt ganz allein auf der Linie; vor ihm wimmelt es von Rothosen. „Dunckeriel“, denkt Pitter Ligges, „das ist unbehaglicher, als ich es mir gedacht habe!“

Wie er im besten Schießen ist, kommt der Adjutant hinter ihn geprengt: „Kerl, bist du toll? Zurück, zurück!“ Und fort ist er.

Pitter dreht sich nur halb um: „Laßt mich doch meine Handvoll Patronen verschießen!“ Der andre aber hörte das wohl nicht mehr. Und Pitter schießt weiter.

Endlich ist keine letzte Patrone aus dem Lauf. Die Franzosen stehen aber auch kaum zwanzig Schritte vor ihm.

Jetzt heißt es die Haken in die Hand nehmen. Hast du nicht gesehen, so siehst du, geht es hinter dem Regiment her. Die Franzosen nahmen ihn jetzt wütend aufs Korn. Aber Pitters lange Beine waren

schneller als die kurzen französischen. Die blauen Bohnen sausten ihm nur so um den Kopf, aber er war ein Glückspilz, keine traf ihn richtig, nur ein paar Schrammen nahm er mit zum Andenken an sein Abenteuer. — Als am Abend der Anschlag der Franzosen völlig zurückgeschlagen ist und Pitter sich eben sein Fleischn ansteden will, tritt der Oberst an ihn heran, und hinter diesem taucht das lachende Gesicht des Adjutanten auf.

„Aha“, denkt Pitter Ligges, „dem ist es an die Nieren gegangen, daß ich nicht Dreie variert habe. Na, bange machen gilt nicht.“

Der Oberst aber bequodt ihn nur von oben bis unten, packt ihn an der Schulter und schüttelt ihn: „Kerl, sind denn deine Knochen noch heil?“ fragt er.

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ erwidert Pitter Ligges, und der Herr Oberst sieht ihn noch einmal kopfschüttelnd an: „Junge, du kannst mehr als Brot essen!“

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ damit schien die Sache abgetan.

Am folgenden Tage hieß es auf einmal, der König wolle das Schlachtfeld von gestern besichtigen. War das eine Freude! Na — die rheinischen Jungen riefen nicht schlecht hurra, als der alte Herr an ihnen vorüberfuhr und alle so freundlich grüßte. Sie warteten nur noch auf den Befehl zum Auseinandertreten. Unsern Pitter kurrte schon gewaltig der Magen, und er freute sich nicht wenig auf das Mittagbrot, besonders, da es ihm und seinem Freunde Köbes Junkerath gelungen war, ein Gericht Kartoffeln auf die Seite zu bringen. Da tritt plötzlich der Adjutant an ihn heran. Er sah — man wußte nicht recht, ob ernst oder lustig aus. Pitter Ligges aber bekommt den Befehl, sofort vor Seine Majestät, den König, zu kommen, der ihn sprechen wolle.

Pitter, der vor einem ganzen Regiment Franzosen nicht gebebt hatte, wurde kreideweiß vor Schred und war nicht imstande, sich vom Platz zu rühren. Da konnte der Adjutant sein Lachen nicht mehr

Landsturmaufgebot.

Der Landsturm vor! So tönt es durch die Gassen,
Es hört's der Bürger, liest's der Handwerksmann;
Nun heißt es Weib und Kind und Haus verlassen —
„Gewehre in die Hände! Tretet an!“

Wohin zerfliehet das ganze bißchen Leben?
Wie lächerlich dünkt uns manch' Jugendstrauß!
Dem ward der Lohn für mühevoll's Streben,
Der sank ins Grab — „Richt' euch, gerade aus!“

Ein braunes Antlitz neben blassen Wangen:
Der ließ den Pflug, der seinen Federkiel;
Was nie sich kannte, bindet ein Verlangen —
„Bist' dreihundert — halblinks Feinde — Ziel!“

Die alte Brust durchglüht ein heilig Feuer,
Dem euern fremd, jungmüt'ger Heeresbann.
Ihr nennt nicht Feld- noch Menschenjaaten euer,
Sie leiden mehr — „Geladen — leget an!“

Geweiheter Tag, da in Alldeutschlands Herzen
Die Siegesfreude loht als hehrer Brand;
Kein neu Umarmen ohne Abschiedsschmerzen —
„Landsturm in Ruh — Gewehre an die Wand!“

Richard Eb.

zurückhalten, und er drehte an seinem Schnurrbart herum. „Na, Freund, du wirst jetzt was erleben! Also voran!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant. Aber ich han nix Böses gedon!“

Wir werden uns nachher noch wieder sprechen,“ sagt der Adjutant, und mit schlotternden Knien folgte ihm der unglückliche lange Pitter. Der wurde nun in einen Saal geführt, in dem eine lange Tafel gedeckt war, und es stiegen ihm angenehme Düfte in die Nase, daß er dachte, hier gäbe es sicher Schweinebraten und sauren Kapuz; darauf hätte er gerade mal nach so langer Zeit wieder Appetit.

Wie Pitter noch in diesen kulinarischen Erinnerungen versunken ist, wird er in das

Nebenzimmer befohlen. Da stand der König, und um ihn herum viele hohe Offiziere, sicher auch Prinzen und Fürsten, so daß dem

langen Pitter noch viel bänglicher zumute wurde. Als er aber in die gütigen Augen des Königs sah, die sich auf ihn richteten, da bekam er wieder Mut. Der hohe Herr aber fragte ihn so ermunternd und freundlich:

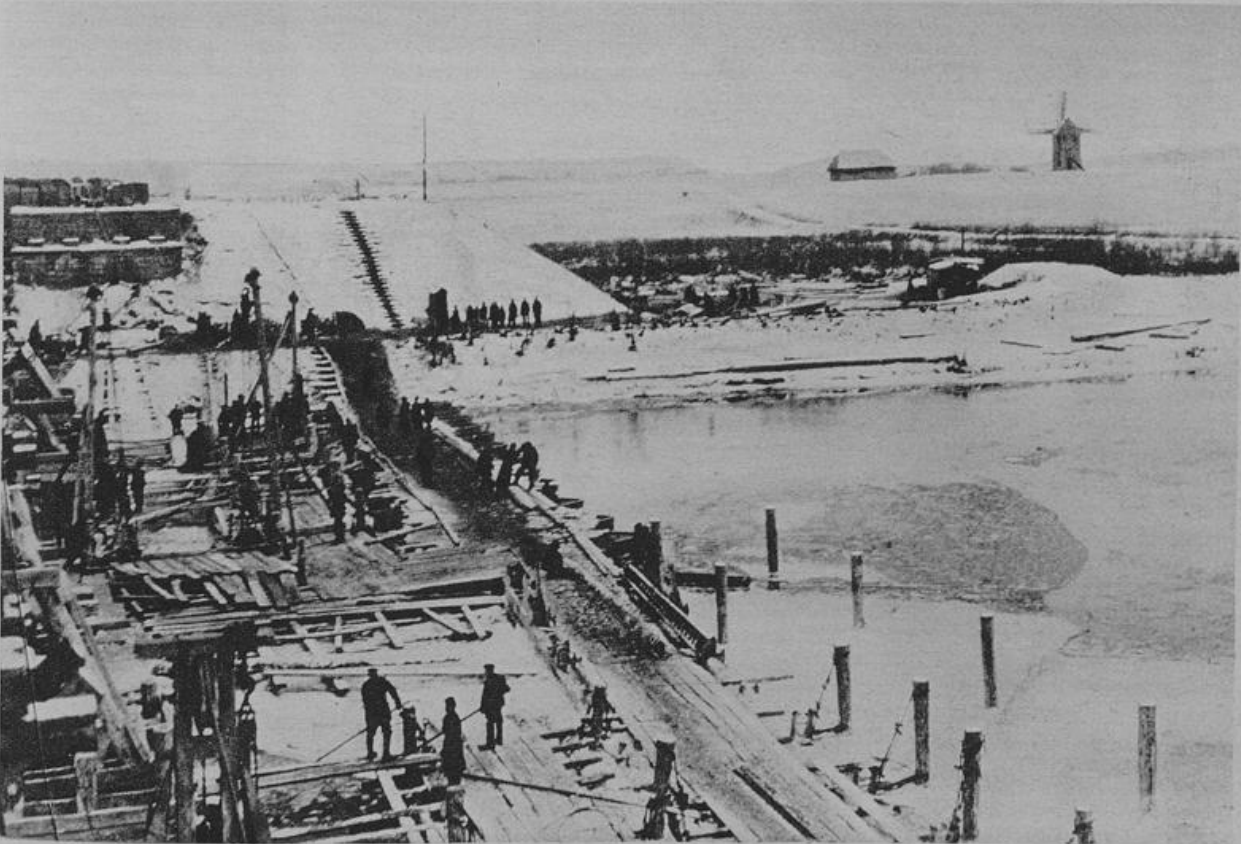
„Nun sage mir mal, mein Sohn, wie war denn die Geschichte mit deinen Patronen gestern?“ daß ihm der letzte Rest von Bangigkeit schwand, und er berichtete ganz genau von seiner Lage im Graben und seinen neben ihm liegenden Patronen und dem plötzlichen Signal zum Rückzug, dem er nicht Folge geleistet habe, trotz des ausdrücklichen Befehls des Adjutanten. „Majestät,“ sagte Pitter treuherzig, „ich konnte doch nicht die schönen Patronen liege lassen, damit die tolle

Franzose mich mit meine eijne Patronen erschossen hätten. Dat hätte Majestät sicher auch nich gewollt!“



Unsere Feldgrauen auf einer Straße in Mława bei Tauwetter.

Phot. H.



Pioniere beim Wiederaufbau einer von den Russen zerstörten Brücke über die Weichsel.

Phot. S. Senned.

Da klopfte ihm der König auf die Schulter: „Das hast du brav gemacht, mein Sohn!“

Freudestrahelnd über dieses Lob, machte Pitter Ligges „Rechts-umkehrt“, als ihn die Stimme des Königs wieder zurückrief.

„Hast du irgendeinen Wunsch?“ fragte er noch einmal freundlich.

Aber Pitters ehrliches Gesicht zog ein verlegenes Grinsen, aber er dachte: Wenn dich der König so freundlich fragt, kannst du auch offen antworten. Und nach einigem Zögern, mit dem Daumen über die Schulter nach dem Speiseaal deutend, meinte er: „Zu Befehl, Majestät, da dein, Majestät, da noch es gerade so, als wenn meine Mutter daheim Sonntags Schweinebraten und sauren Appes locht — und — nichts für ungut — Majestät — darauf hatt' ich grad' so rechten Appetit!“

Da lachte der König so herzlich, daß er sich die Seiten halten mußte, und er winkte einem der Herren zu sich heran und befahl ihm, sich nach dem Menu zu erkundigen; als sich nun herausstellte, daß

einem Leibjäger und ließ ihm den Teller noch einmal füllen. Endlich kam der ersehnte Schweinebraten. Der sah nicht schlecht aus, schien ein ganzer Schinken zu sein, und Pitter Ligges dachte, mit dem Verhungern hat es hier noch Weile. Einer der feinen Herren schnitt ein Stück nach dem andern davon ab, und ehe er sich noch recht befaß, reichte ihm einer den Teller voll fein geschnittener Scheiben hin. Ei, dachte Pitter, das hat der mir bequem gemacht! Und er griff mit beiden Händen nach der Platte und stellte sie vor sich hin. Was für nette Appetitshäppchen, da brauchte man nicht viel zu launen. „Danke schön,“ sagte Pitter Ligges und begab sich sofort ans Werk. Auch das Schüsselchen mit Sauerkraut und die Kartoffeln nahm Pitter dem freundlichen Feldjäger noch ab, und dann hieb er ordentlich ein. Alle am Tisch machten Gesichter, als ob sie im Stillen meinten, das zwingt der nimmer. Aber da kennt ihr Pitter Ligges schlecht: Was der einmal aufs Korn genommen, das wird auch ausgeführt! Jetzt setzte er seine Ehre drein, auch nicht ein Krümchen übrig zu lassen. Bloß der König



Eine Abteilung der deutschen Grenzschutzkompanie an der holländischen Grenze, betraut mit der Schiffskontrolle. × × Holländische Grenze.
Nach einer photographischen Originalaufnahme.

Pitters Nase richtig gerochen hatte, da lud ihn der König ein, an seiner Tafel zu speisen. „Zu Befehl, Majestät,“ sagte Pitter Ligges daraufhin, „der deutsche Durst ist auch nicht schlecht!“

Und wieder lachte der König. Dann wurde zur Tafel geschritten. Das kam unserm guten Pitter alles sehr umständlich und feierlich vor, und es dauerte nach seiner Meinung recht lange, ehe er einen Teller Suppe — aber nur halb gefüllt — vor sich stehen hatte; bei Muttern kriegte man doch bis an den Rand voll, daß man vorsichtig abessen mußte. Na, mit den paar Löffeln war Pitter Ligges bald fertig, eher als alle andern.

Der König rief ihm von dem andern Ende der Tafel zu: „Möchtest du noch ein wenig Suppe, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät,“ erwiderte Pitter aufspringend und stammend stehend, „wenn noch ein bißchen da ist!“

Und wieder freute sich der König augenscheinlich über die Antwort, und alle die andern Herrschaften mit ihm. Der König aber winkte

lachte, der kannte seine Rheinländer besser als die andern. „Brav, mein Sohn, lasse es dir gut schmecken,“ sagte er, „und vergiß auch das Trinken nicht!“

Da sprang Pitter Ligges auf, ergriff das Glas, und „Proßt, Euer Majestät!“ schallte es vernehmlich durch den Saal. Ja — Pitter Ligges verstand, was sich gehört. Und stehend leerte er das Glas mit einem Zuge.

„Proßt, mein Sohn!“ erwiderte der König. „Auf meine braven Rheinländer!“ Und alle tranken dem wackern Hufschmied lachend zu.

Dann aß Pitter weiter, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann; es war doch ein bißchen reichlich, was man so bei einem König bewältigen mußte.

Endlich aber hatte er den Teller und alle Schüsseln sauber abgeputzt und sah mit strahlenden Augen zu dem König hinüber.

„Möchtest du noch ein Stückchen Braten, mein Sohn?“ fragte dieser scherzend.



Russische Gefangene als Feldarbeiter in Duisburg.

Phot. W. Matthäus.

In weitblickender Weise läßt die Verwaltung der Stadt Duisburg große Strecken Brachlandes durch russische Gefangene urbar machen, um später Frühkartoffeln anpflanzen zu können. Die Gefangenen sind zum großen Teil kräftige Gestalten; es sind meist Sibiriaten.



Ehrenfriedhof für Krieger im Duisburger Walde.

Phot. W. Matthäus.

In schöner Lage des Duisburger Waldes, auf der Höhe des Kaiserberges, legte die Stadt Duisburg einen Ehrenfriedhof an für die in den Kasernen Duisburgs ihren Wunden erlegenen Soldaten. Bisher haben etwa 80 Krieger hier ihre letzte Ruhestätte gefunden.

„Zu Befehl, Euer Majestät, wenn noch ein bißchen da ist,“ sagte Pitter Ligges aus Höflichkeit. Und die ganze Tischgesellschaft plätschte laut heraus vor Lachen, und der König selbst lachte am herzlichsten. Pitter Ligges aber stimmte ein wenig verwundert, aber nicht im mindesten getränkt, mit ein.

Der König aber wehrte dann und sagte: „Nun lasse es nur für heute damit genug sein, jetzt kommt nur noch etwas zum Nachtsich für dich, mein Sohn.“ Damit winkte er einem der Herren. Dieser stand auf, kam auf Pitter Ligges zu und legte ihm etwas auf die Brust. Er staunt befühlte er den Schmutz und als er näher zusah, da war es das Eiserne Kreuz. Da wußte Pitter Ligges aber gar nicht, was

er sagen sollte, ging schließlich auf den König zu und reichte ihm verlegen die Hand: „Ich danke auch bestens für alles.“

Wie er zu seinem Regiment zurückgekommen war, das wußte er später gar nicht mehr. Das nur war ihm nicht entfallen, daß der Adjutant der erste gewesen war, der ihm zum Eisernen Kreuz gratuliert hatte und daß sie beide bis zum Schluß des Feldzuges die besten Freunde geblieben waren.

Noch in späteren Jahren, wenn Pitter Ligges am Stammtisch in der Volkerstraße in Düsseldorf erzählte, wie er das Eiserne Kreuz erworben, setzte er hinzu: „Leicht war's nicht, Rimmers, denn heiß genug ist es mir beim Einhauen auf die Schüsseln geworden.“

Der Loisl. Von Richard Rieß.

Sie kannten ihn alle in der Gegend; und immer, wenn er auf einer der Dorfstraßen sichtbar wurde, eilten die Buben des Ortes ihm entgegen und zogen lustig vor ihm einher, ganz so wie sie es taten, wenn die wandernde Menagerie dem Dorfe ihren alljährlichen Besuch abstattete. Und sie riefen: „Da Loisl kommt! Da Loisl kommt! Da Loisl is schunn da! ... Dat Zeiveehr üba!“

Und dann warfen sie immer reichere Lachsalven in den Morgen. Denn es freute sie, wenn sie sich hörten, wie sie den militärischen Befehl im Berliner Dialekt schnurrten. Das aber machten sie dem Loisl nach, der — mochte er immerhin Alois Hinterhoshuber heißen und niemals einen preußischen Grenzpfahl zu Gesicht bekommen haben — ein militärisches Kommando nie anders von sich gab als in der „preußischen Sprach“. Dadurch aber wollte er nämlich seiner Verehrung für den einzigen Preußen, den er liebte, Ausdruck geben, seiner Verehrung für „Wisan Friß“, jenen ruhmreichen deutschen Kronprinzen, unter dem der Loisl dereinst vor Metz gefochten hatte.

Denn Loisl hatte Anno Siebzig den großen Feldzug gegen die Franzosen mitgemacht. Das war die gewaltige Erinnerung seines Lebens und war auch seines Lebens Wendepunkt. Denn hatte der Hinterhoshuber Loisl vor dem Krieg als Knecht beim Sternbauern in Gmund sein Brot recht und schlecht verdient — als er im Dezember 1870 in die Heimat zurückkehrte, hinkend und statt der linken Hand einen Stumpf schwenkend, da war es vorbei mit der Arbeitsherrlichkeit, und außer von dem Invalidegeld, das er sich an jedem Monatsersten vom Gemeindevorsteher abholte, und den Groschen, die er sich durch allerlei Gefälligkeiten verdiente, lebte der Loisl nur von den Erinnerungen an die Metz Schlacht und an seine linke

Hand, die ihm ein ganz unwahrscheinlich kleiner Granatplitter zerschmettert hatte. Und diese Erinnerungen waren eigentlich viel ergiebiger für den Loisl als das Invalidegeld und die mageren Verdienstgroschen. In allen Wirtschaftshäusern der Umgegend waren die Loisl'schen Kriegserzählungen eine sehr beliebte Unterhaltung; zur Sommerzeit besonders, wenn die städtischen Gäste die Gebirgs-

dörfer bevölkerten. Und auch preußische Sommerfrischler kamen. Die hörten dem Loisl am allerliebsten zu, und sie schüttelten sich ordentlich vor Lachen, wenn der Alte auf die Preußen schimpfte und schließlich sagte: „Der oanzigste, der wo was taugat von bene Leut, des is unsa Friß!“

Da gab es denn manches Fehnerl, und manchmal verirrte sich sogar ein kleines Silberstück in die Hosentasche des Loisl. Doch die schien, so oft sie auch geflickt war, ein Loch zu haben. Niemals nämlich hielt sie sie lange bei sich, diese metallenen Taufsmittel für allerlei Spirituosen und gefüllte Maßkrüge. Dafür erglänzte, je älter der Loisl wurde, die Nase im Antlitz des zünftigen Kriegsmannes in umso kräftigerem Karmin. Und je eifriger der Loisl diesen seinen edelsten Körperteil in den Maßkrug versenkte, um so blutrünstiger wurden seine Erzählungen, und um so mehr erging er sich in den Einzelheiten der graufigen Geschehnisse.

„Also i ... und i hör nacha, daß mir den Mesleßiz-Sauferls mit bene Bajonetterl z'Loabi rüda joll'n ... i tea mei Gwand abi, und ... Ihr kennt's mi gern haben mit entere Bajonetterln; an Kolb'n nehm i und hau zua auf b' Schädln aufi. ... Glei war der erscht hi, und dann der zwoate und so furt. ... Bei loaner Kirchweih is' so zuaganga wie dazumal ... fimfabreißig hab i alloani der Schlag'n bei dera Kaufrei ...“ Da trank der Loisl einmal



Ein 67 Jahre alter Landsturmmann als Kriegsfreiwilliger im Felde. Der so hochbetagte Landsturmmann Heinrich Kengen aus Düsseldorf, der bereits den Krieg 1870/71 mitgemacht hat, im Gespräch mit seinem Hauptmann.

und bekräftigte dann seine Erzählung: „Fünf-adreißig! Auf Ehr und Sölligkeit!“

Hatten nun alle Gäste eines Dorfes dem Voisl ihren Tribut entrichtet, dann zog er weiter ... von Dorf zu Dorf ... solange es warm war, und auch im Herbst noch, der jenen Gegenden die reinste Schönheit zu geben pflegte. Im Winter aber, da drehte der Voisl in den Wirtschaftshäusern den Leierkasten zur Tanzmusik, und in den Bausen, nach einem lustigen Traber, kamen die Burschen zu ihm, in der Hand den gastlichen Maßtrug, und begehrten seine Ansicht zu hören und seinen Rat, ob die Lenzfurtner-Leni etwa keine saubere Dirn sei. Voisl wußte in allen Liebesfachen vortrefflich Bescheid. Und manchem Burschen erwies er sich

gefällig; er rief, bartkraulend, die Herzallerliebste zu sich heran und sang ihr dann ein Loblied auf den zu lange verschmähten Verehrer. Das tat der Voisl an den Sonntagen; werktags besuchte er die Bauern und fragte sie, ob nicht Wanzen in die Betten gekommen seien und ob das Vieh nicht von allerhand lästigem Ungeziefer gequält werde, denn dafür kannte er ein Pulver. Und die

Bauern ließen ihn stets gern in ihren Stall, denn sie wußten ja: „Der Voisl versteht von dene Sach mehra wie der Viehdokter.“ Hatte er aber bei den Stühen und Pferden seines Amtes gewaltet, da kamen die Weibslaut und drängten ihn, er möge ihnen die Karten schlagen. Denn auch darin kannte er sich aus. Und da er sich auch in den Weibsbildern auskannte, so konnte er ihnen die Karten oft richtig schlagen: So verschlagen war der Voisl.

Das ging nun alles so Jahr um Jahr. Und mit der Zeit wuchsen die Erinnerungen, die der Voisl vom großen Krieg aufbewahrt hatte, und schließlich waren es mehr als hundert Feinde, die er damals erschlagen hatte ... beim Kolbenangriff vor Rep.

Und im langsamen Dahingleiten der Zeit kam auch der Tag, der die Kunde brachte: Krieg sei wieder im Lande entbrannt, und wieder gelte es, die Franzosen zu dreschen, und diesmal auch die Russen; und auch die Engländer gelüste es nach deutschen Hieben.

Das brachte den Voisl außer Rand und Band. Er ging zu dem Gemeindevorsteher, der in diesen Tagen laumattmen konnte vor der Arbeitslast der Robilmachung.



Grainabteilung passiert eine Brücke über die Aisne beim Vorrücken an die Front. Phot. R. Semede.



Die fidele Kraftfahrer eines Generalkommandos auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Phot. R. Semede.

„Mit mag i, Herr Vorstand!“ rief der Voisl. „I meld mi sei freiwillig.“

„Wie alt bist denn du nacha, Voisl?“

„Danasiebagg, net mehtra. I kann gerad noch guat 's Gewehr halt'n, mei linkes Armerl pariert wie a g'lunds.“

„Geh heim, Voisl. Di kenn's net brauchen. Da nimm ein Geld. Du darfst dir eine Maß kaufen auf meine Rechnung.“

Die Hand, die schon gewohnheitsmäßig der Gabe entgegenzuckte, zog der Voisl hastig zurück: „Na, Herr Vorstand, heit mag i la Gold; mit mag i.“

„Geh, Voisl, sei stad. Du kannst ja auch daheim die Russen jagen. In allen Küchen im Dorf gibt's genug davon. Und jetzt mußt mich zufrieden lassen!“

Das war ein guter Rat. Und so ging denn der Voisl schnell in eine Kammer beim Oberwirt, nahm den alten Säbel, der über dem Bett hing, schnallte ihn um, tat auch die Soldatenmütze auf, die er

Lang schon ist der Voisl mein Freund. Auch mir hat er oft erzählt, wie tapfer er bei Mey gefochten. Und jetzt durfte ich hören, was er von dem „Englischmänn“ hielt und vom „Boaner Kere“, dem Präsidenden Frankreichs.

Oft bin ich in diesen Sommermonaten in der Tegernseer Gegend gewesen, und manch lustige Wanderung führte mich auch durch die Dörfer, die der Voisl zu besuchen pflegte. Dort traf ich ihn gerade an jenem Tag, an dem die Kunde kam, Baverus Kronprinz habe die Feinde geworfen, die Kunde von der Vogesen Schlacht.

„Das müssen wir begießen“, sagte ich zum Voisl.

Im Wirtshaus, da ward der hellste Jubel laut; doch Voisl blieb ernster als sonst. „Leut“, sagte er, „ihr derft's scho lacha, aba i, i... mir verschlagt's den Hamur. Denn i kenn solche Schlachterln. I woah, daß da mancher hisfallt und sticht nimmer auf. ... Sovul jung's Blut ... jung's ... und i alter Eiel muß dahoam bleibn ...“



Zum Kampf um Konstantinopel: Die Moschee des Sultans Ahmed; rechts daneben der Kaiser-Wilhelm-Brunnen (x) mit den schwarzen Säulen und Rundbogen.

sonst nur an Festtagen trug, füllte Insektenpulver in die Patronentasche und zog nun, gut ausgerüstet, von Haus zu Haus. Fragte: „Habts Ihr loa Ruß daheim?“

Die Bauern, die — bevor sie sich in die Stadt zu ihren Regimentern begaben — mancherlei zu ordnen hatten in Stube und Hof, erwiderten oft unwillig: „Niant is sei loa Zeit zum G'spaß!“ Doch Voisl meinte ernsthaft: „Is loa G'spaß! Laß mi nur sei emi ins Kucherl.“ Und er fand in der Tat alsdann oft hinter dem Herd oder zwischen den Holzbohlen der Fußböden ein paar armselige schwarze Käfer, die er mit der Säbelspitze aufspießte. Nachdem er dann auf die bedrohten Stellen des Hauses ein paar Finger voll Pulver gestreut hatte, trat er vor den Bauern, brachte ihm das erlegte Wild und meldete:

„Kinnst Ruß Bazis umbracht“, worauf er dann auch seinen wohlverdienten Lohn empfing.

„Na, na, Voisl“, sagte ich, „in deinem Alter.“

„Tut nixen, macht nix“, erwiderte er ärgerlich. „Des kennst a wissen, daß oans fürs Bätterland nimmer z'alt is!“

Und als dann ein Redner austrat im Gasthaus und auch der Toten gedachte in seiner Ansprache, der tapferen Helden, und schließlich den Hut herumgehen ließ, um für arme Hinterbliebene zu sammeln, da erwies es sich auch, daß Voiss's Tasche keineswegs ein Loch hatte.

Denn manch hartes Geldstück holte er daraus, eine ganze Handvoll warf er kimmernd in den bittenden Hut. Ja, das tat der Voisl, von dem man immer sagt, er sei ein Sprüchmacher und Spinnerer Tropf.

„Du bist ein braver Kerl, Voisl“, sagte ich getührt. „Heut darfst du dir auf meine Rechnung einen Rausch holen.“ Was er denn auch gründlich besorgte.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 12.

Düsseldorf, 21. März

1915.



Vom österreichisch-russischen Kriegsschauplatz in den Karpathen:
Richten einer schweren Hauwike.

Kilophot. Gef. m. b. H., Wien.

Fünftausend Mark oder das Eiserne Kreuz.

Einer wahren Begebenheit nachgezählt von Robert Heymann.

In den letzten Wochen waren die Schützengräben der kämpfenden Heere einander wieder nähergerückt. Manche Gräben waren keine fünfzig Meter mehr voneinander entfernt, und man konnte bei Freund und Feind gegenseitig sprechen hören. Daraus entwickelten sich manche interessante und meist auch humoristische Debatten. Gemeinsame Not unterbrach oft gegenseitig die Grausamkeit des Kampfes; die Kälte, welche eingesetzt hatte und durch die eisigen Winde von der See her noch gesteigert wurde, führte zu seltsamen, meist stillschweigend getroffenen Abkommen:

So stiegen manchmal die Deutschen sowohl als auch die Franzosen und Engländer aus ihren kunstgerecht gebauten Erdhöhlen und liefen vor den Schützengräben auf und ab, um das Blut wieder in Wallung zu bringen und die erstarrten Glieder in Bewegung zu setzen. Oder man dehnte den Waffenstillstand auch auf Austausch von Tabak aus, bis dann plötzlich wieder die eiserne Macht die Gewehre knattern ließ oder die Soldaten der Laufgräben mit klirrenden Bajonetten gegeneinander trieb zum blutigen, unerbittlichen Einzelkampf um einen Fußbreit Boden.

Denn mit nie gesehener Kraft, mit beispielloser Erbitterung werden die Kämpfe in dem überschwemmten Gebiet von Flandern ausgefochten, diese Kämpfe, welche den Zusammenbruch der französischen und englischen Armee herbeiführen und den Deutschen den Weg nach Paris, zum Siege und zum Frieden öffnen sollen.

Schauerlich dröhnen Tag und Nacht die Geschütze, manchmal pausierend, dann aber mit hundertfach verstärkter Gewalt einsetzend; und mancher Soldat ist taub geworden von dem fürchterlichen Donner, der die Erde erbeben macht und die Widerstandskraft des Feindes zermürben soll.

Eine deutsche Batterie bekam, obgleich vortrefflich eingegraben,

Schuß auf Schuß, so daß schon zweimal Mannschaften und Pferde abgeschossen worden waren. Zweifellos waren die Feinde durch einen tollkühnen Flieger, der tags zuvor über den deutschen Stellungen gekreist hatte, über die Lage der Artillerie gut unterrichtet. Aber das war nicht das Schlimmste. Was die deutschen Artillerieoffiziere zur Verzweiflung brachte, war die Tatsache, daß weder die deutschen Flieger noch die Beobachtungsposten imstande waren, die ausgezeichnet maskierte Stellung der feindlichen Batterie, die Tod und Vernichtung in die deutschen Reihen schleuderte, festzustellen. So konnte das deutsche Feuer nur ins Ungewisse gerichtet werden, ohne die gefährliche Batterie zu erreichen oder gar unschädlich zu machen.

Diesem ungewissen und auf die Dauer gefährlichen Zustand mußte ein Ende bereitet werden. Plötzlich kam vom Stab der Befehl: „Freiwillige Pioniere aufrufen!“

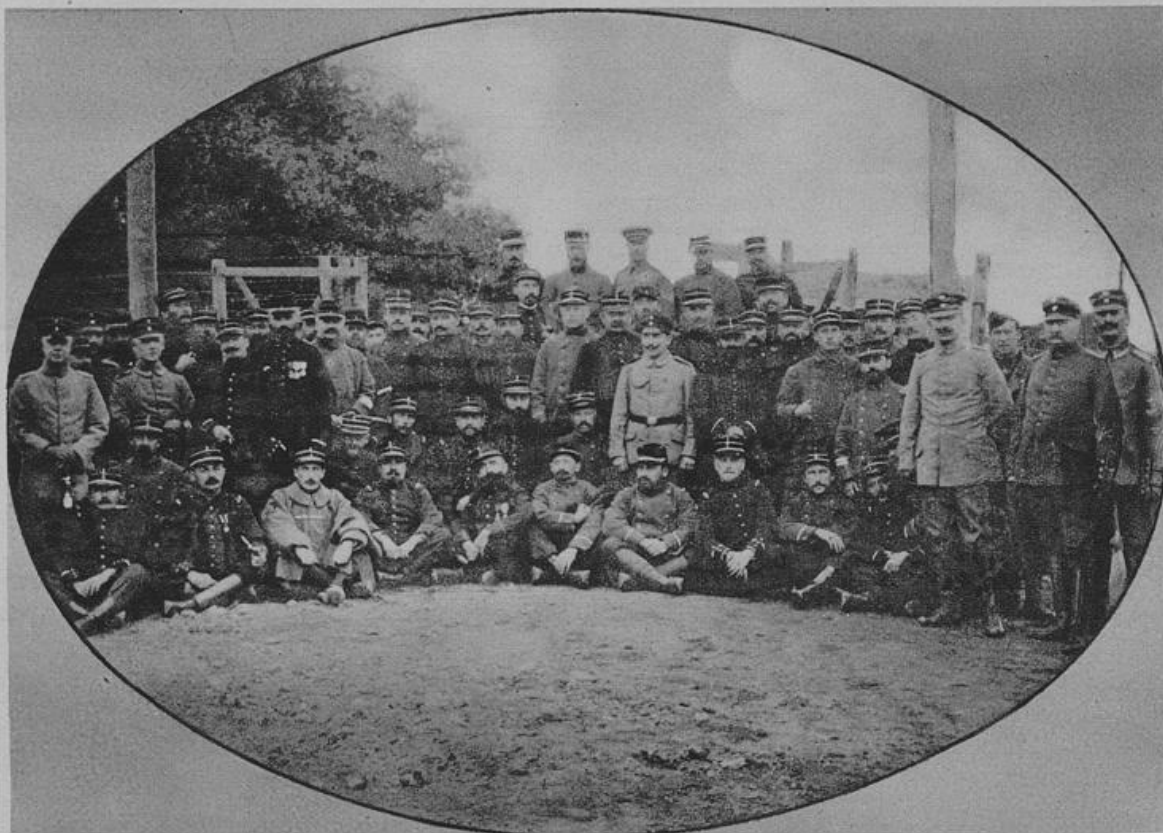
Wenn schon Freiwillige unter den Pionieren geholt wurden, mußte die Aufgabe bedenklich sein. Darüber waren sich die Braven, die unter allen Heeresteilen die verantwortungsvollste und schwerste Aufgabe haben, vollkommen klar. Trotzdem wurden von dem Oberleutnant etwa zwanzig Freiwillige vor den Major geführt.

Der geübte Blick des Stabsoffiziers überflog die Gesichter. Schnell griff er einen Mann heraus. Der hatte ein offenes Auge, eine intelligente Stirn, einen fest geschlossenen, energischen Mund, ein Kinn, das Nerven von Stahl verriet.

Ein Wink — der Mann trat vor. Der Major sagte:

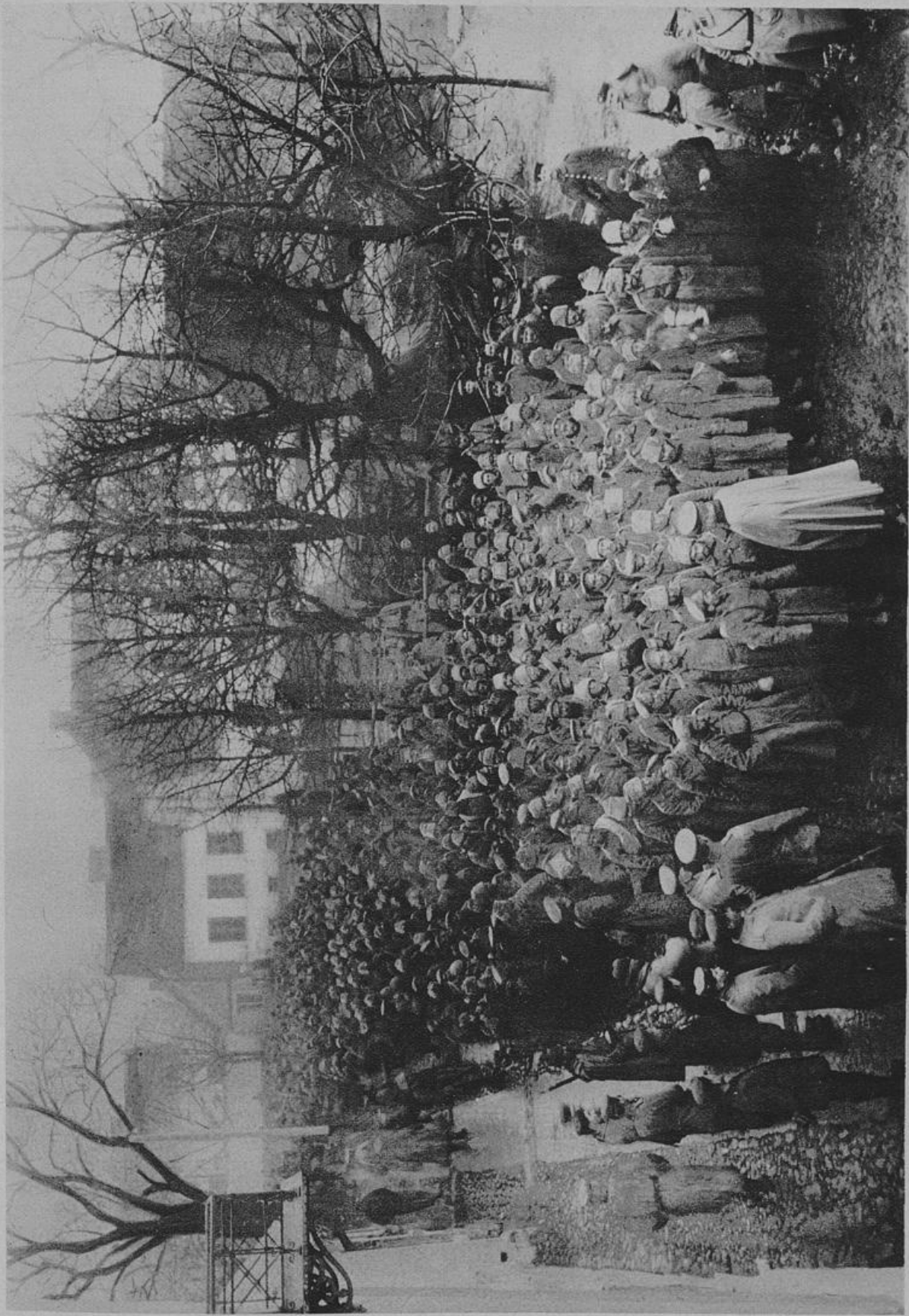
„Ich habe eine Aufgabe für Sie. Sie ist allerdings sehr, sehr gefährlich, aber darum nicht unausführbar. Getauen Sie sich, durch die feindlichen Posten durchzuschleichen und die Stellung einer Batterie festzustellen, die ich Ihnen noch genau bekanntgeben werde?“

„Zu Befehl, Herr Major!“



Gruppe gefangener belgischer und französischer Soldaten im Münsterlager bei Wesel.

Gebr. Haackel.



Abführung von 6000 Kriegsgefangenen Russen in Plonff unter Leitung eines höheren Stabsoffiziers.

21. Stroha.

Der Offizier beschrieb nun genau die Richtung, wo die feindliche Batterie gesucht werden mußte. Dann fuhr er fort:

„Sie müßten die Stellung der Geschütze irgendwie markieren, daß wir sie später finden können. Das werden Sie wohl fertig bringen?“

„Zweifellos, Herr Major!“

„Schön. Schwieriger ist die Frage: wie kommen Sie durch das feindliche Feuer und durch die Wachtposten?“

„Ich verlasse mich auf meinen Spürsinn, Herr Major, auf Kaltblütigkeit und Schnelligkeit.“

„Sie müssen alle Eigenschaften, die wir bei einem deutschen Soldaten voraussetzen, verbinden, wenn das Werk gelingen soll. Sie erhalten, wenn Sie zurückkommen und Ihre Aufgabe gelöst haben, das Eiserne Kreuz.“

Aber die ehernen Züge dieses Mannes, der in seinem Aufhern einem römischen Krieger glich, zuckte ein Schimmer. Aber nichts verriet sonst seine Bewegung. Der Offizier machte eine Pause und fuhr fort: „Es liegt uns außerordentlich viel daran, daß wir endlich wissen, wo die Batterie steht. Wenn Sie aber bei dem kühnen Unterfangen umkommen sollten, —“ hier zauderte der Major den Bruchteil

Posten mit dem ersten Dämmern, das sich schon nachmittags vom nahen Walde her zwischen die Gewehrläufe der in den Gräben liegenden Schützen stahl.

Auf dem Bauche liegend troch er über die festgestorene Ebene. Sie breitete sich mitten in der Feuerzone. Wenn ihn ein Auge erblickte, war er verloren. Aber die Dunkelheit, die ihre Schleier immer dichter über Feld und Wald senkte, schützte ihn. Aberdies benutzte er geschickt jede sich bietende Dedung, jeden Stein, jede Bodenwelle, um auszuruhen und zu lauern, doch nichts regte sich. Das Feuer der Deutschen und ihrer Gegner wurde schwächer. Stille und ein trügerischer Friede breiteten sich um die Erdhöhlen, in denen sich vielleicht eben die Kompagnien zu einem Ausfall mit dem Bajonett sammelten, um einen gestirnten an den Gegner verlorenen Graben, in dem das Blut des verfloßenen Tages zu kleinen Kristallen gefroren war, wiederzuerobern.

Der Pionier hatte den Wald erreicht. Nun mußte er mit doppelter Vorsicht weiter. Denn bei jedem Schritt konnte plötzlich eine Feldwache vor ihm auftauchen, und dann war alles verloren.

Bei diesem Gedanken blieb er stehen und versuchte, die Dunkel-



Düsseldorfer Verwundeten-Gesangchor am Kriegerdenkmal mit seinem Gründer und Leiter Direktor E. Welau.

Nach einer photographischen Originalaufnahme.

einer Sekunde, aber in dem römischen Antlitz veränderte sich kein Zug, „dann wollen wir für Ihre Familie sorgen. Sind Sie verheiratet?“

„Ja wohl, Herr Major.“

„Kinder?“

„Fünf, Herr Major.“

„Schön. Wenn Sie nicht wiederkommen, erhält Ihre Familie fünftausend Mark.“

Wieder der blitzschnelle Schimmer in dem ehernen Antlitz: „Ich danke gehorsamt, Herr Major!“

„Dann gehen Sie mit Gott!“

Die Haden flogen zusammen, dann machte der Pionier lehr und verschwand. Ein junger Leutnant sah ihm lange nach und dachte: Der kommt nicht wieder.

Der Pionier aber verlor keine Minute, nahm von ein paar lieben Kameraden Abschied, schrieb auf einen Zettel schnell ein paar Worte an seine Frau — für den Fall, daß — man konnte nicht wissen — er lächelte, als er den Brief dem Kameraden übergab, drückte ihm noch schnell die Hand und verließ den vorgeschobenen

heit zu durchdringen. Aber nichts Verdächtiges zeigte sich. Und er dachte unwillkürlich an die letzten Worte des Majors.

An den Tod dachte er nicht, aber an die fünftausend Mark — —

Vor seinem geistigen Auge tauchte ein armseliges Stübchen oben im Norden von Berlin auf. Fünf hungrige Mäuler gab es da zu stopfen jeden Tag, von der Frau nicht zu reden, die gern und redlich mithalf, die Sorgen zu tragen. Nun würde es ja manchmal arg knapp hergehen in der kleinen Wohnung, arg knapp. Denn der Ernährer stand im Felde, und die fünf kleinen Mäuler kümmerten sich nicht um den Krieg. Die wollten gesättigt sein wie im Frieden. Er dachte mit stiller Zärtlichkeit an seine Frau. Wie sie nun, wenn der Abend kam, am Fenster des Hinterhauses sitzen und zu den Sternen aufsehen würde!

Und dann dachte er weiter, was für ein Kapital fünftausend Mark wären. Fünftausend Mark! Da könnte seine Frau die kleine elektrische Waschanstalt kaufen, die schon lange ihr Traum war. Freilich, er kam dann nicht wieder. Nie mehr! Aber er konnte ja auch als Krüppel heimkommen, später, nach irgendeiner neuen mörderischen Schlacht, und dann hatten sie nichts, nichts mehr.

Er sah zum Himmel auf — und da stand wie eine Erscheinung in Silberglanz ein Kreuz, das Kreuz aus Eisen.

Das Kreuz der Ehre — und dann versank es im Nebel, und er sah die Kameraden hinsinken bei der bedrängten Batterie, sah die Erde sich mit ihrem Blute färben und hörte den Donner der Geschütze, die wieder in Tätigkeit traten hüben wie drüben.

Da setzte er seinen Weg fort, ohne noch einmal links oder rechts zu sehen, ohne an die Heimat zu denken und an Frau und Kind — nur die Pflicht vor Augen, die eiserne Pflicht.

Er kam durch die Posten, ohne bemerkt zu werden. An dem Dröhnen der Erde erkannte er die Richtung, die er nehmen mußte, um die feindliche Batterie zu erreichen.

Er trat vorsichtig aus dem Walde. Da tauchte der Fluß — und ohne sich zu besinnen, stürzte er sich in die eisalten Wogen und schwamm hinüber. Er durchquerte wieder ein Wäldchen und eilte dann eine Höhe empor — von da hatte er einen Rundblick. Das Herz klopfte ihm bis zum Halse herauf — ganz nahe dröhnte die gesuchte Batterie, ganz nahe. Die Erde bebte und zitterte, und es war, als wollte der Hügel jeden Augenblick in sich selber zusammenstürzen. Schwitzend und dann wieder vor Kälte und Nässe bebend, stand der Pionier oben und sah sich um. Da — in der Mulde — da stand die Batterie, das war sie. Jetzt bligte es wieder dort auf. Gedanken schnell kletterte der Pionier auf einen Baum und befestigte ganz oben sein Taschentuch, dann wieder herunter — und nun was die Beine tragen konnten, dem nahegelegenen Fluße zu.

Da — ein kurzer Ruf — ein Knall — er war entbedt!

Ein wildes Schießen begann; zum Glück für ihn feuerten die Feinde zu hoch. Er erreichte den Fluß, hinüber durch Eiseskälte und Todesgrauen und wieder weiter in den Wald; die nachsahenden Kugeln schlugen die Zweige der Bäume ab, er aber lief durch



Eine Lazarettküche in Maubeuge. (Düsseldorfer Damen.)

ein Sprung, und hinein in den vordersten Schützengraben. Verschnaufen und dann zurück.

Da stand er vor dem Major.

Der reichte ihm mit ruhigem Lächeln die Hand.

„Gefunden?“

„Gefunden, Herr Major, und markiert!“

In kurzen Worten erstattete der Pionier Bericht. Der Major diktirte einem Ordonnanzoffizier einige Notizen.

Sie können abtreten. Ich reiche Sie sofort für das Eiserne Kreuz ein. Und — ich danke Ihnen!“

Der Pionier lächelte, zum erstenmal an diesem Abend und in dieser Nacht.

Böllig erschöpft kam er in seiner Unterkunft an. Da liegt er wie tot. Aber in seinen Träumen sieht er eine kleine Stube im Hinterhaus, und fünf kleine Mäuler sind weit aufgerissen vor Staunen über das Kreuz aus Eisen. Und die kleine Stube strahlt davon wider.

Er erzählt seiner Frau sein Abenteuer. Da küßt sie wortlos das Ehrenzeichen, und ganz leise sagt sie dann, den Gatten umschlingend:

„Zwinstausend Mark — ohne dich — und ohne diese Tat — wein, Liebster, und wenn es eine Million gewesen wäre, ich habe dich ja doch viel, viel lieber als alles Geld der Erde, und daß ich es darf und daß ich es muß, erinnert mich nicht das ganze Leben hindurch das Kreuz an deiner Brust daran?“



Ein blinder Stuhlflechter lehrt seine Fertigkeit verwundeten Kriegern im Allgemeinen Krankenhaus zu Anrath (Vereinslazarett) bei Krefeld.

Phot. E. Wodewig.

Die Spionin.

Kriegsflitze von Walter Heise.

Sans Günther, Unterleutnant in der dritten Batterie von Staaten-Island, war ärgerlich. Den Teufel auch. „Drüben“ im alten Vaterlande kämpften jetzt Hunderttausende von tüchtigen Kerls gegen einen übermächtigen Feind, und er, Hans Günther, lag hier bei Neuport sozusagen auf der Bärenhaut. Und alles nur deshalb, weil sein verewigter Vater nach der Ehre des amerikanischen Bürgers gestrebt hatte. Nun war der Sohn ebenfalls Onkel Sams Bürger und Schüpling und konnte aus den Zeitungen lesen, wie sich andere Ruhm und Unsterblichkeit erwarben. Wenn nur der Übermut der britischen Kaperschiffe noch weiter wachsen möchte! Das war sein Wunsch. Dann würde es vielleicht Krieg geben. Aber damit schien es nach dem letzten Notenwechsel noch lange Weile zu haben. „Geschäft wie gewöhnlich,“ hatte Herr Churchill gesagt. Es waren eben doch zwei Krämernationen, während er — Herrgott im Himmel, entweder wäre man Soldat oder keiner.

Ein Klopfen an der Kasemattentür unterbrach seinen Gedankengang. Ein Sergeant der Marineartillerie trat ein und nahm dienstliche Haltung an. „Nun, was gibt's?“ fragte Günther.

„Habe stehen auf dem Außendeich eine Dame beim Photographieren überrascht und festgenommen. Bitte um weiteren Befehl, Leutnant.“

„Sofort mit samt ihrem Apparat hereinbringen!“

Der Sergeant machte kehrt und verließ das Zimmer.

„Da haben wir ja mal eine Gemütsaufregung,“ knurrte Günther vor sich hin.

„Vielleicht eine Spionin entlarven? Nicht übel. Schätze den Fall aber nicht sehr. Gibt nur Schreiberei und wenig Ehre. Wäre lieber in Flandern oder bei Soissons.“

Instinktiv hatte er sich plötzlich erhoben. Denn die stehen von dem Posten hereingeführte Aristantin sah aus wie eine Dame der besten Gesellschaft. Ein Vorett sah ted auf einer Fülle blonden Haares, und eine fast griechisch zu nennende, feingeschwungene Nase gab ihrem frischen, rosigen Gesicht einen aristokratischen Zug. Ihre plötzliche Festnahme schien ihr Tränen entlockt zu haben, denn vor ihre Augen hielt sie ihr Taschentuch. „Unterleutnant Günther,“ stellte er sich artig vor und lud mit einer Handbewegung zum Sitzen ein.

Sie verneigte sich etwas und sagte: „Mein Name ist Hildegard Wrangel. Sagen Sie mir, warum hat man mich festgenommen?“

„Wie der Posten sagt, hat man Sie beim Photographieren überrascht. Sie haben doch photographiert?“

„Ja — aber —“ versetzte sie zögernd.

„Schön, Sie geben es zu. Wissen Sie nicht, daß das Photographieren in der Nähe der Befestigungen verboten ist?“

„Nein!“ Klang es leise.

„Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, Fräulein,“ sagte er lächelnd. Ihre Antwort hatte doch zu naiv geklungen.

„Ihr Name klingt deutsch, mein Fräulein,“ fuhr er fort.

„Ich bin auch eine Deutsche, zu Besuch bei Verwandten in Neu-

port. Und nur der Kriegsausbruch hat mich verhindert, einem Lande den Rücken zu kehren, in dem man Damen ohne weiteres verhaftet,“ versetzte sie energisch.

„Oho, so sehr es mich aus gewissen Gründen freut, eine Deutsche vor mir zu sehen, so wenig kann ich es dulden, daß man den Vereinigten Staaten Böses nachsagt. Abri gens, es liegt ja in Ihrer Hand, sich von dem Verdacht der Spionage sofort zu befreien. Geben Sie mir mal die Kassette her!“

Sie war aufgesprungen und hielt ihre Hand wie schützend über den Apparat. „Nein, das geht nicht, Herr Leutnant. Die Kassette steckt noch im Apparat. Aber Sie dürfen Sie nicht sehen.“

Da wurde er doch wirklich zornig. Glaubte sie, ihn zum Narren halten zu können? Oder war die Unschuldsmiene Maske? Ja, ja, so schien es bei-

nahe. Natürlich, die Kassette war noch benutzt worden, als der Posten dazugekommen. „Mein Fräulein, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sich der Spionageverdacht gegen Sie verstärkt. Also bitte!“

„Nein, Herr Leutnant, ich bitte Sie.“ Krampfhaft hielt sie den Photographenkasten fest.

„Nun denn, Sie wollen es nicht anders!“ rief er, und schon hatte er ihr den Kasten mit samt der Kassette aus der Hand genommen.

„Sie sind unritterlich, mein Herr,“ sagte sie leise und setzte sich weinend auf ihren Stuhl. Er stieß die Tür auf. „Floster,“ rief er, „die Dame hat hier zu bleiben, und niemand darf zu ihr. In zehn Minuten bin ich wieder hier.“ Dann warf er die Tür ins Schloß.

„Dummes Zeug, Ritterlichkeit hin, Ritterlichkeit her!“ sagte er vor sich hin, als er in den Kartensaal trat. „Am ein paar Mädchen-



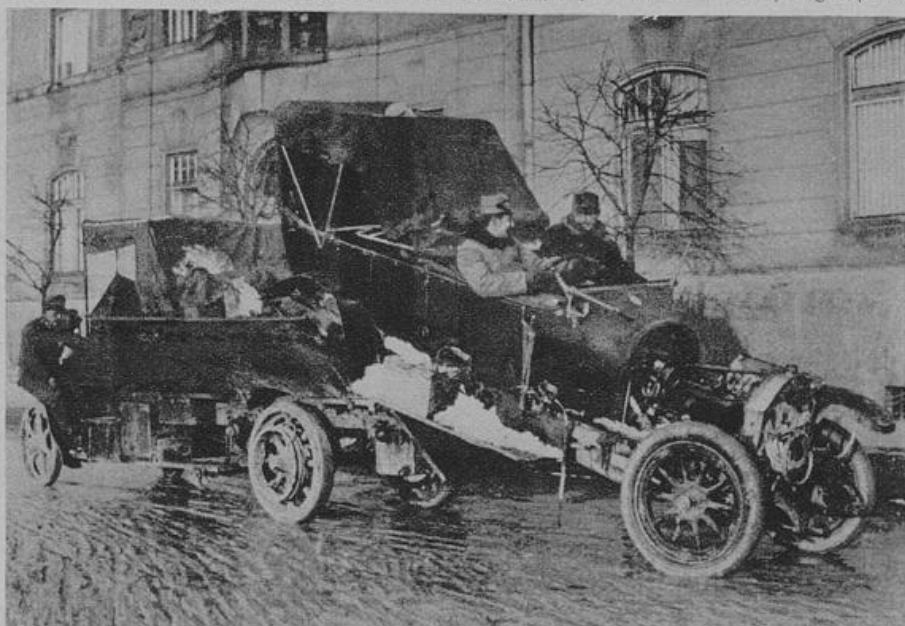
Gefechtsbereite Maschinengewehrabteilung in Russisch-Polen. Photograph.

augen riskiere ich meinen Kopf noch lange nicht. Wo nur der Zeichner die Laterne und den Kasten mit Chemikalien hat? Ach richtig, da in der Ecke.“ Er

öffnete einen Verschlag und fand die Utensilien, die allerdings schon seit Monaten unbenutzt ruhten. „So, der Wachsstumpf in der Laterne reicht wohl noch, eben falls der Entwickler und das Fixierbad.“ Er schloß die Tür der improvisierten „Dunkelkammer“. Sein Herz schlug hörbar. Was mochte ihm die Platte enthalten? Vorsichtig zog er den Schieber der Kassette auf, nahm die Platte heraus und legte sie in den Ent-

wickler. Nach einigen Minuten zeigten sich die Umrisse eines Segelbootes, dann traten die Wolkenpartien klar zutage. Er hielt die Platte

gegen die rote Flamme. Nein, darauf war wirklich nichts Staatsgefährliches zu entdecken. Und ohne Zweifel bezugten die hübsch



Not macht erfindertisch. Ein Auto auf dem österreichischen Kriegsschauplatz, das durch eine Granate beschädigt wurde, wird durch eine einfache Verbindung mit einem anderen Wagen gebrauchsfähig gemacht.

Gebr. Haedel.

Figur zu sein. Er ließ den Entwickler weiter wirken. Dann nahm er sie heraus und hielt sie, daß das Licht schräg darauf fiel und gewissermaßen

herausgetommenen Wolken schatten die künstlerische Begabung der Photographin für Landschaftsaufnahmen. „Da wären wir also hereingefallen,“ sagte er zu sich selber. Aber da fiel es ihm ein, daß er ja eine Doppellassette vor sich hatte. Wichtig, es war noch eine Platte zu entwickeln. Vorsichtig tat er auch die zweite Platte in die Flüssigkeit. Nach einigen Minuten nahm er sie heraus. Aber er konnte nicht klug daraus werden. Es schien eine



Der größte und stärkste Feldgraue: Auf dem westlichen Kriegsschauplatz werden einige Elefanten u. a. zum Wegschaffen schwerer Baumstämme benutzt.

H. Grobs.

ein Diapositiv entstand. Aber was war denn das? Ein Engel? Und die Gesichtszüge, die Nase? Kein Zweifel, das war ja — seine Gefangene. Noch einmal ließ er die Platte durch den Entwickler gehen. Und da sah er vor sich einen reizenden kleinen Amor mit Flügeln in duftigem Kleidchen. Und zwischen den Händen trug er einen Schild, auf dem deutlich die Buchstaben in entziffern waren: „Zweifle an der Sonne Klarheit, zweifle an der Sterne Licht. Zweifle, ob Lügen kann die Wahrheit, doch an meiner Liebe nicht.“

Er lachte laut auf. Das Corpus delicti war also ein kleines recht gut gelungenes Scherzbild. Wem mochten wohl die verheißungsvollen Worte aus Shakespeares Hamlet gelten? „Bist du eifersüchtig, mein Junge?“ fragte er sich selbst. Zum Teufel, ja, er war es. Und das Bild? Ja, das mußte weitergegeben werden, zum Kommandanten mit den Alten. Mußte es das? Wer wußte denn davon? Doch nur er, Hans Günther, und die „Spionin“. Nun, die beiden würden wohl nicht plaudern. Und sein Entschluß war gefaßt. Schnell barg er es

wir beschlagnahmen und mit den Alten weitergeben. Übrigens, es wird dunkel, Leutnant. Denke, daß Sie die Dame aus dem Festungsbereich geleiten.“ — „Sehr wohl, Kommandant.“ — „Guten Abend, mein Fräulein, guten Abend, Leutnant.“ Der „Eisenschmelzer“ erhob sich und ging lächelnd aus der Tür.

Die beiden standen sich einige Minuten schweigend gegenüber. Dann sagte der Leutnant: „Mein Fräulein, Sie hörten den Befehl des Kommandanten. Wenn es beliebt, gehen wir.“

Stumm schritten sie nebeneinander her. Von der See fächelte eine frische Brise. Plötzlich blieb sie stehen und sagte: „Ich möchte Ihnen noch von ganzem Herzen dafür danken, daß Sie die zweite Platte nicht abgeliefert haben.“ Dabei sah sie ihn mit ihren großen blauen Augen recht freundlich an. — „Keine Ursache, mein Fräulein. Einer Landsmännin war ich gern gefällig,“ antwortete er.

„Da habe ich vorher einen Landsmann unritterlich gescholten,“ sagte sie ängstlich. „O verzeihen Sie mir! Und damit Sie es wissen:



Holländische Musselkisten auf der Fahrt nach Antwerpen.

Phot. Wieje.

in der Brusttasche. Dann ging er eilends wieder in sein Zimmer. Als er die Tür öffnete, betam er einen Schreck. Neben der Arrestantin saß — der Kommandant, Joe Henderson.

„Ah sieh da, lieber Leutnant,“ lächelte der Kommandant. „Kam auf meinem Inspezierungswege hier vorüber, fand Sie nicht vor, dafür aber die weinende Lady. Und das andere sagte mir draußen der Sergeant. Wie steht's, muß das Kriegsgericht zusammentreten?“

„Nein, Kommandant. Ich habe die Platte entwickelt,“ jagte Günther energisch und betonte dabei das Wort „Die“. Dabei sah er, wie sich die Spionin zu ihm umwandte und ihn dankbar anschaute. „Schön. Und was für Festungswerke sind darauf?“

„Keine, Kommandant. Die Dame scheint eine Meisterin in Wollenaufnahmen zu sein. Denn diese sind auf dem Bild die Hauptsache. Die zwei Segler sind — man könnte beinahe sagen — aus Versehen auf die Platte gekommen.“

„So, so. Na, da könnten wir ja die Lady laufen lassen. Aber nicht wieder hier photographieren, mein Fräulein! Die Platte müssen

Das Bild habe ich vor einigen Tagen bei einer Freundin auf einem Kostümfest machen lassen. Und als man mich verhaftete, fiel mir ein, daß die Platte noch unentwickelt in der Kaffette steckte. O ich hätte es nicht ertragen, wenn wildfremde Personen das Bild beschneiffelt hätten. Daher mein unartiges Benehmen.“

„Besten Dank für die Beichte,“ lachte er, „aber sagen Sie mir nun auch: wer ist der Glückliche, dem das Zitat gilt?“

Er bemerkte, wie sie rot wurde, als sie antwortete: „Es war ein Scherz ohne tiefere Bedeutung.“ — „So, dann kenne ich jemand, der das Bild in diesem Sinne gern von Ihnen geschenkt erhielte,“ sagte er. „Er besitzt es ja schon.“ — „Darf er es behalten?“

„Ja,“ flüsterte sie, worauf seine Lippen die ihren berührten. „Hier ist die Empfangsbescheinigung. Aber alles Amtsgeheimnis, Spionin,“ lachte er, „sonst kommen wir beide doch vors Kriegsgericht.“

Plötzlich sagte sie: „Werden die Vereinigten Staaten in den Krieg verwickelt?“ — „Das ist wohl möglich, jedenfalls werde ich die Spionin für alle Fälle wiederholen und — wenn sie will — für immer festhalten.“

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 13.

Düsseldorf, 28. März

1915.



Zum 100. Geburtstag des Fürsten Bismarck.

Die Bismarck-Statue des Hamburger Denkmals von Prof. Hugo Lederer.

Obot. Franz Knecht.

Eine Tragödie in Polen.

Von Rudolf Fischer.

1.

In das kleine russisch-polnische Städtchen kam Leben. Nachdem man den ganzen Tag über Geschützdonner gehört hatte, füllten sich plötzlich die elenden Straßen und Gassen mit russischer Infanterie und Kavallerie, die im Eilmarsch dahinstrebten — zur andern Seite des Städtchens wieder hinaus und auf der Warschauer Straße weiter — mit stumpfen Gesichtern, zerfetzten Uniformen, verhungert, die Not eines vergangenen schweren Kampfes in den hohlen, trüben Augen.

Dann kam der Train, endlos, Bagagewagen aller Art und Gattung. Die Einwohner waren zusammengelaufen und sahen voll Mitleid und Besorgnis die erbärmlichen, halb verhungerten Säule, die sich mühselig und matt durch den Morast der engen, schmutzigen Gassen dahinschleppten, während die Reitlichen unbarmerzig ihre edigen, hochigen, abgemagerten Körper bearbeiteten.

Mitten in der Stadt brachen mehrere Tiere vor Entkräftigung und Müdigkeit zusammen — man spannte sie aus, brachte Reserveresperte herbei — und weiter ging es ohne Aufenthalt, während die Tiere auf der Straße langsam verendeten.

Jwan Bassilief von den russischen Reitern schwenkte einen Augenblick ab, als sie durch die Stadt kamen, und hielt vor einem niederen Häuschen.

„Maria!“ rief er vom Pferde herab.

Und „Heilige Mutter Gottes von Czestochau!“ kam es zurück, als die Frau die wohlbekannte Stimme hörte. Sie faßte ihr Kind am Arm und flog hinaus.

„Jwan!“

„Maria!“

Er beugte sich vom Pferde herab und zog die schlante Frau mit dem vergrämten, doch noch immer schönen Antlitz halb zu sich in den

Sattel. Ihre Lippen fanden sich. Die Kleine umklammerte den Steigbügel und jauchzte zu dem Vater hinauf.

„Maria — wenn die Deutschen kommen — sie sind Barbaren — unfer Oberst hat uns vorgelesen, was sie wieder für Greuel begangen

haben — wenn sie kommen, die Hunde — gib das Kind — und laß dich nicht sehen — es dauert nicht lang — wir leisten hier Widerstand, ich weiß es. — Wir kommen wieder — laß dich nicht sehen — laß vor allem das Kind nicht heraus, das Kleine, Süße — sie spießen es auf die Lanzen — ja, liebe Maria, sie sind ja doch nur Barbaren!“

Der Rittmeister rief. Noch ein schneller Kuß — und Jwan Bassilief gab seinem Gaul die Sporen in die Weichen.

Maria winkte — aber dann kam der Nebel und ließ ihn untertauchen im Grau — ihn, den Gatten, und die Brüder.

Sie floh mit der Kleinen in das Haus zurück. Kaum war sie drinnen und wollte die Tür verschließen, da meldeten sich Männer aus der nahe gelegenen Stadt.

„Dein Haus liegt an der Straße,“ jagten sie. „Wir werden hier die Deutschen am leichtesten fassen. Wir schießen sie nieder, verfehlt du? Wir machen Leichen aus ihnen.“

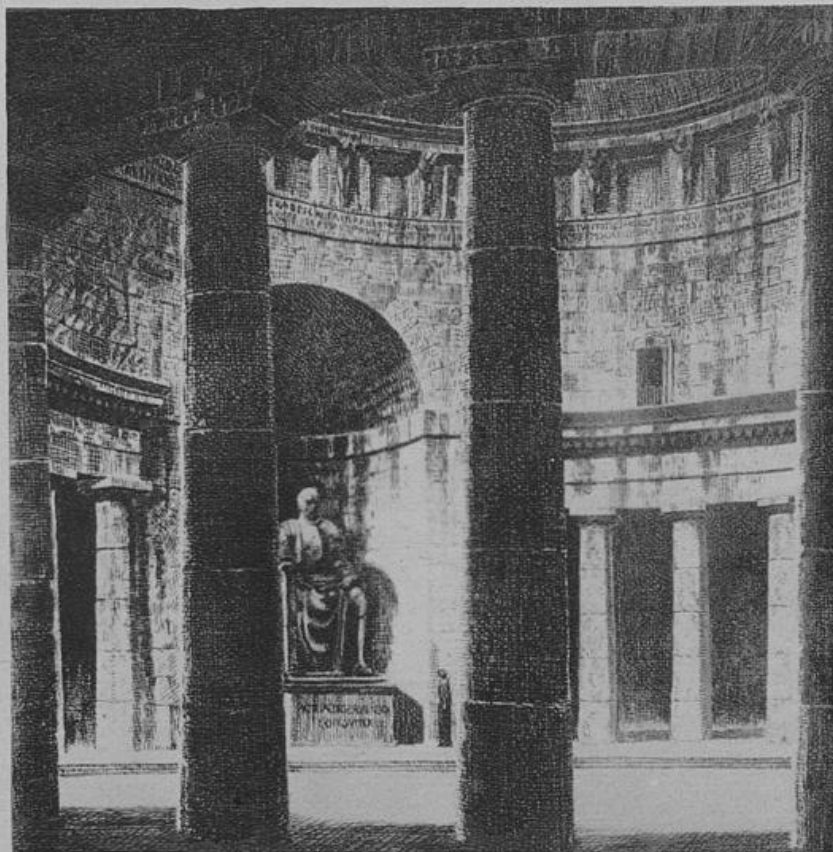
„Ja, ja,“ jauchzte die Frau, die keinen Begriff von Zahlen und Möglichkeiten hatte.

„Schießt sie nieder, die Barbaren, welche mein süßes Kind auf ihre Lanzen spießen wollen!“

Dann trug sie ihr Liebkes in den Keller, ging wieder hinauf, setzte sich hinter die Männer, die an den Fenstern lauerten, und wartete, bis die Deutschen abgeschossen werden würden.

2.

Als bald hörte man ihre Signale — Pferdetraben — und Husaren, begleitet von Radfahrern, kamen in die Stadt. Sie ritten zum



Das geplante Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein von Professor Kreis, Düsseldorf: Die Statue des Altreichskanzlers im Innern des Kuppelbaues.

Das Innere des Kuppelbaues ist in seiner schlichten, monumentalen Art ein würdiger und schöner Rahmen für die Figur des Eisernen Kanzlers, die in einer Nische steht und den Fürsten Bismarck sitzend, in ruhiger, imponierender Haltung und in eisernem Harnisch darstellt. Der Sockel trägt Bismarcks Wahlspruch: „Patriae in serviendo consumo!“ („Ich gehe auf im Dienste für das Vaterland“).

Markt und mußten an dem Hause vorbei, wo hinter den wehenden weißen Gardinen die menschenliche Gewehre der Franktireure im Anschlag lagen.

Und dann geschah das, was Maria in der Geschwindigkeit der sich jagenden Geschehnisse nicht hat begreifen können.

Ein Regen von Kugeln prasselte nieder auf die ahnungslosen Reiter und Radfahrer. Es entstand unten eine fürchterliche Ver-

und war mit einem Sprung im Nebenraum — drehte aus dem Bettlaken einen Strick und ließ sich in den Garten hinab. Dann lief sie durch das klebrige Erdreich, das sich an ihre Schuhe heftete und sie nicht weiter lassen wollte, über Acker und Wiesen und sogar durch einen Bach, von einer entsetzlichen, blutroten Furcht gepeitscht, und erst, als die Stadt weit hinter ihr lag im Novembernebel, erst da hielt sie an und überlegte.

Deutschlands Bismarcklied.

Zur 100. Wiederkehr des Geburtstags des Fürsten Bismarck • 1. April 1915.

Und nähm' ich alles Gold der Erd'
Und schmiedete daraus
Mir eine Leier und ein Schwert
Und zög' von Haus zu Haus, —
Und säng' mit aller Kunst ein Lied,
Mein Bismarck, dir zum Ruhm,
Du deutscher Kaiserkronenschmied,
Du — unser Heiligtum, —
Es gäb' die Leier nicht den Sang,
Der alle Seelen rührt,
Es pfiß' das Schwert nicht jenen Klang,
Der dir, mein Held, gebührt!

Ich nehm' mein Herz, mein deutsches Herz,
Voll inbrunsthewiger Blut, —
Und nehm' den Flammberg, der aus Erz
Im Ahnenjaale ruht; —
Ich rühr' das Herz zum Instrument
Und schlag' mit Stahl und Stein
Den Flammberg, bis er Funken brennt,
Und sing' ins Land hinein; —
Und singe, tapfrer Wegewart,
Dir schlicht mein Lied zum Ruhm: —
Du deutscher, treuer Eckehart
Bleibst unser Heiligtum!

Laut sing' ich ohne Furcht und Scheu
Und stör' der Schläfer Ruh:
„Der ist in tiefster Seele treu,
Der die Heimat liebt wie du!“
So standest du und hieltest Wacht,
Ein Reder, trutzbewehrt,
Du fragtest nicht nach Bann und Acht
Und schmiedetest ein Schwert,
Und schwangst es wie Sankt Michael
Zu der Germanen Ruhm
Glühbliggleich wider Salsch und Sehl
Und schufst — das Heiligtum!

Das Heiligtum — das Deutsche Reich, —
In Glanz und Macht geeint, —
Und kühn gabst du den Platz ihm gleich,
Wo auch die Sonne scheint.
Mein Bismarck, — halte weiter Wacht,
Daß schmiedhell — ohne Ruh' —
Ein Feuer stets sei angefaßt,
Daß jeder treu wie du!
Weß sein und treu ist deutsche Art,
Die kennt nicht Zag und Scheu!
Dein Schmiedefeu'r schmiedet hart —
Und stolz und stark und treu!

Und wieder klirrt der Krieg durchs Land,
Ein blutiges Nordlicht scheint,
Hart drängt heran mit wilder Hand
Der siebenfache Feind!
Dein Deutschland aber fürcht't sich nicht,
Geschlossen geht es vor,
Bis rings der Eisenring zerbricht, —
Und blickt zu Gott empor!
Zu Gott und dir — du Eckehart!
Was du im Sturmesweh'n
Dereinst geschweift — die deutsche Art,
Die kann nicht untergehn!

Die ringt sich durch! Stürmt zu! hält stand!
Die fürchtet Gott, sonst nichts!
Du aber — mit der Eisenhand,
Du Held im Land des Lichts —
Paktierst wohl mit dem lieben Gott,
Daß er mit Deutschland sei!
Was schiert uns dann der Feinde Spott?! —
Bismarck — zum Sieg herbei!
Dein Wirken, deines Genius Licht
Und deines Geistes Weh'n —
Das kann ja in Äonen nicht,
Kann niemals untergehn!

Eugen Stangen.

wirkung. Menschen und Rosse wälzten sich in ihrem Blute. Aber die, welche nicht getroffen oder doch nur verwundet waren, ergriffen nicht die Flucht, wie die Schützen in dem Hause vermutet hatten. Sie drangen ein — sie sprengten die verschlossenen Türen — sie stürzten über die Treppen — sie brachen in das Zimmer ein — und Maria sah eben noch wie durch einen Nebel kämpfende, ringende, schreiende Menschen — sie sah die Barbaren über ihren Freunden —

Sie setzte sich auf einen Stein und wartete und dachte nach. Und mit der Zeit erkannte sie, daß ihr doch keine Gefahr drohte, denn die Deutschen hatten sie sicherlich nicht erkannt, sie konnte also ruhig zurück.

Und plötzlich hörte sie im Geiste ihr Kind weinen — ihr Süßes rang im Keller die Händchen und rief nach ihr — da verließen ihr Angst und Sorge Windesflügel, und mit derselben Geschwindigkeit, mit

der sie geflohen war, jagte sie zurück — über Acker und Wiesen und über den Bach.

3.

Der Kampf in dem Hause war kurz gewesen. Als die nachfolgenden Österreicher einmarschierten, die Schulter an Schulter mit ihren Bundesbrüdern kämpften, da lagen in dem Hause schon die toten Franzosen, und eine leichte Kanone fuhr auf, um einige Schüsse gegen dieses Gebäude abzugeben.

Dreimal krachte es aus dem ehernen Schlunde auf — dann stand das Haus in lohenden Flammen, die Batterie jagte davon.

Die wohlhabendsten und angesehensten Bürger der Stadt wurden von den Deutschen und Österreichern als Geiseln gefangenengenommen, um einem ähnlichen heimtückischen Überfall vorzubeugen.

Dann verteilten sich die Österreicher und die Deutschen. Eine Feldwache wurde zur Vorhut weit vor die Stadt hinausgeschoben, die kleinen Abteilungen besetzten die wichtigsten Punkte — die Armee aber stand weit zurück, denn die Schlacht sollte so schnell nicht stattfinden, der Gegner nur beunruhigt und verfolgt werden. Auf einer zweiten breiten Straße galoppierten viele Regimenter von österreichischer und deutscher Kavallerie hinter dem Feinde her, der sich alsbald hinter Feldbefestigungen neuerdings eingrub und Widerstand leistete. Dorthin hörte man denn auch schon die Feldbatterien donnern.

In der Stadt aber blieb es jetzt ruhig. Nur das einzelne Haus brannte, und die Flammen schlugen schon aus den obersten Stockwerken. Da kamen die Sanitäter und brachten die Husaren, welche bei dem Überfall verwundet worden waren, in Sicherheit. Ein junger deutscher Reiter half.

Lachend blickte er auf das flammende Haus, trostlos, bitter, verzweifelt lachend. Da wurde sein Gesicht ganz plötzlich wie Stein. Er horchte. Und horchte wieder.

Soldaten sammelten sich auf sein Rufen hin um ihn. Bürger der Stadt kamen.

„Hörst du! Hörst du! Hörst du es? Jetzt — da — jetzt wieder!“ Ja, sie hörten es alle. Ein Kind rief in Todesangst aus dem Meer von Flammen.

„Aus dem Keller kommt es,“ sagte einer. „Armes Wurm. Da ist nichts mehr zu retten.“

Die Bürger schüttelten die Köpfe und blickten sich an. Arme Maria, dachten sie. Arme Mutter!

Der junge Husar sah eine kleine Weile in das Meer von Feuer und suchte mit den Augen den Eingang, durch den schon hinter Rauch schwellte.

„Ich hol' es!“ rief er plötzlich. Die Kameraden suchten ihn zurückzuhalten. Wahnsinn war es! Sicherer Tod!

Er ließ sich nicht halten. Den Mantel tauchte er in Wasser, hing ihn triefend um und stürzte hinein in das Haus.

Bange, qualvoll bange Minuten vergingen. Dann kam er wieder, rauchgeschwärzt, schwankend, die Hand voll Brandwunden, das ohnmächtige Kind im Arm.

Nicht endenwollendes Jubelgeschrei empfing ihn. Er sank halb ohnmächtig hin. Die Bürger der Stadt gingen bedrückt davon, die Frauen aber küßten die wunden Hände des Soldaten. Die Kameraden verbanden ihn. Und dann suchten sie nach der Mutter.

Sie fand sich nicht. Da nahm der Husar das Kind, das nicht von seinem Nester wich und sich an ihm schmiegte in Angst und Zärtlichkeit, mit in sein Quartier. Er hatte gerade keinen Dienst. Das Weitere würde sich ja finden.

Er teilte mit der Kleinen sein Brot und sein Gemüse. Er gab ihr Kosenamen aus der Heimat, denn dort, weit, weit weg von hier, unten im Süden, lebte sein kleines Schwesterchen, das war gerade so alt und hatte eben solche Grübchen wie sein Schilling. Von dem Schwesterchen erzählte er, und die Kleine hörte zu und sah mit den großen Augen zu ihm auf, als könnte sie ihn verstehen.

In seinen Armen schlief die Kleine ein.

Und mitten in der Nacht wurde der Husar alarmiert. Er sollte mit acht Kameraden eine Hütte am Waldrand besetzen. Drei österreichische Infanteristen gingen mit zur Bedienung des Feldtelefons. Da draußen hieß es scharf aufpassen. Denn der telephonische Dienst war sehr wichtig, die Nachrichten der vorgeschobenen Wache gingen direkt in das Hauptquartier des Generalstabes.

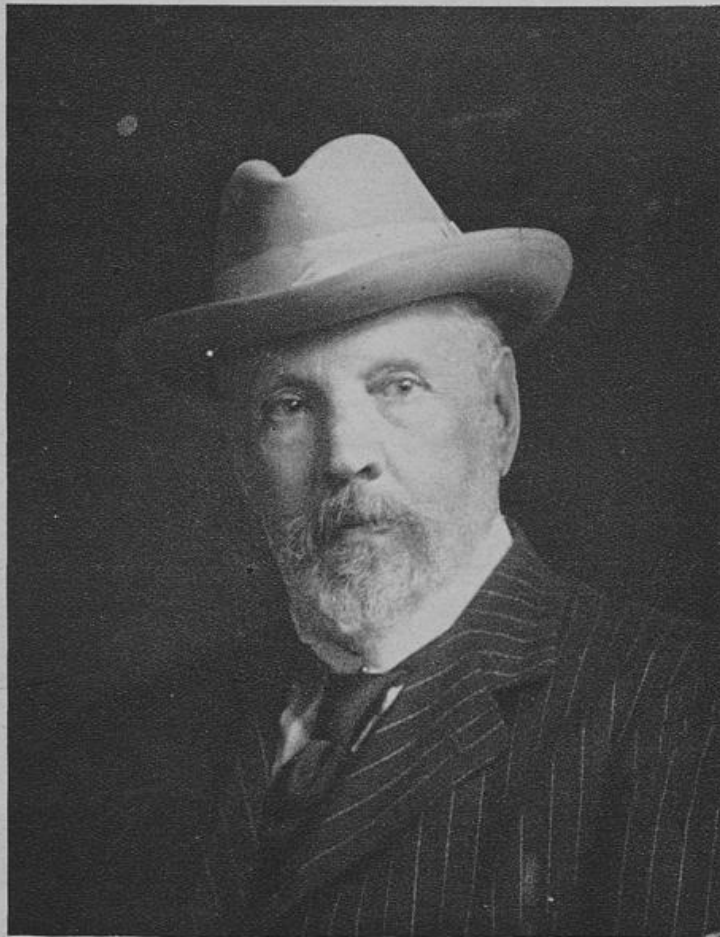
Das Kind war von dem Lärm erwacht. Er stand ungeschlüssig. Da streckte es die Arme nach ihm aus und bat in einer Sprache, die er nur erraten konnte:

„Lieber Soldat, nimm mich mit, ich fürchte mich ohne dich so sehr!“

Da nahm er sie mit. Vor sich auf den Sattel nahm er das Kleine in Lächer gehüllt und ritt mit den Seinen schweigend zu der Hütte im Wald hinaus.

4.

Als Maria die Stadt erreichte, da sah sie schon von weitem das brennende Haus. Die Verzweiflung peitschte sie vorwärts. Doch ehe sie noch nahe genug war, daß man ihr Schreien in der Stadt selber hätte hören können, sah sie das Unfassbare: Die Mauer wankte, die Pfeiler barsten, und in Rauch und Flammen stürzte das Haus in sich selber zusammen, ja, ein Teil des Schuttes brach durch ein großes Loch und bedeckte es zu: Das war der Keller.



Graf Sergei Julievitch Witte, russischer Staatsminister †.

Graf Witte, geboren am 29. Juli 1849 in Tiflis, widmete sich zunächst dem Eisenbahnwesen und trug später als Finanzminister viel dazu bei, den Kredit des russischen Reiches zu heben. Zunächst von diesem Posten enthoben, weil er dem Krieg mit Japan entgegenarbeitete, leitete er später die Friedensverhandlungen und gab während der Revolution Rußland die Konstitution. Er war kurze Zeit lang Ministerpräsident. Hofphot. Voigt.



Dem deutsch-russischen Kriegsschauplatz: Die Kraftwagenführer des Hindenburgstabes. Phot. Hohlwein & Girde.



Der Kraftwagenpark des Hindenburgstabes: Die Personen- und Lastwagen. Phot. Hohlwein & Girde.



Dormarsch deutscher Kavallerie in der Abenddämmerung bei Prasznyj.

Phot. H. Grobs.

Sie blieb wie angewurzelt stehen und sah nach der Feuerstelle. Dann stieß sie ein irres Lachen aus und floh wieder selbsten. So strich sie den halben Tag und saß die ganze Nacht in der Nähe der Stadt umher, bis Müdigkeit und Stumpfheit sie dem Waldbrande zutrieben.

Da sah sie Licht. Sie schlich sich näher, kletterte auf einen Baum und sah — sah ein paar Mann von den Barbaren, die sich bis hierher gewagt hatten, mehrere Stunden bis vor die Stadt. Haß und Wut und Rache brannten in ihren Augen. Sie kletterte von dem Baum herunter und begann zu laufen — immer in gerader Richtung die Warschauer Straße entlang, durch Schmutz und Morast, drei Stunden, bis plötzlich rauhe Worte an ihre Ohr schlugen.

Sie stand.

Eine Kosakenwache müsterte sie. In fliegenden Worten erzählte sie, daß da draußen am Walde, abgehackten von den Föhren, ein häßliches Barbarenstübe, die man doch abschlagen könnte — abschlagen, sagte sie.

Der Kosakenoffizier lachte und führte sie weiter zurück in ein Dorf, wo der Kommandeur beim Kartenspiel saß. Dem erstattete er Meldung. Der Kommandeur streichelte Maria und sagte ihr viel Liebenswürdiges und Schönes. Sie wußte nichts davon. Man gab ihr ein Pferd. Sie sprang auf und ritt den Kosaken voraus.

Hundert waren es. Mit einem befrüchtigten Lächeln zählte sie die Reiter. Sie zeigte ihnen den Weg. Und dann — dann kam der Abersall.

Hundert Reiter gegen die Handvoll. Die Braven wehrten sich bis zum letzten Blutetropfen. Doch trug das Teufelhorn die Meldung von dem Todeskampf in der Waldhütte ins Hauptquartier. Aber bis Hilfe kam, war alles vorüber.

Die Hütte stand in Brand. Einer wehrte sich, bis ihm ein Kosak den Säbel in den Hals ramnte.

Dann erst sank er nieder. Bis dahin hatte er das Kind mit seinem Leibe gebedt, und noch im Tode stürzte er auf die Kleine und schützte sie mit seinem Körper. Niemand hätte sie gefunden, wenn sie sich nicht durch ihr Weinen verraten hätte.

Triumphierend zogen die Kosaken sie unter dem toten Husaren hervor und töteten sie im Rausche des Blutes, der den Rest von Menschlichkeit in ihnen erstickt hatte.

„Wir haben dir etwas mitgebracht,“ sagte roh der Offizier zu Maria. „Meine Kerls haben bei einem der Deutschen ein Kind entdeckt. Die Bande schleppt sogar Kinder mit sich, man möchte es nicht glauben. Dieses Blut ist als Vergeltung für dein Kleines geflossen, das sie verbrannt haben.“

Er warf den Körper des toten Kindes ins Moos. Maria sah einen Moment in die entstellten Züge ihres lieben Mädchens, ihres süßen Kindes, dann riß sie die Leiche mit einem lauten, gellenden Lachen an sich und rannte damit der Stadt zu.

Am nächsten Tage wurden die Kosaken überfallen und der Tod der Kameraden gerächt. Bald darauf entbrannte eine mörderische Schlacht. Von alledem erfuhr Maria nichts mehr.

In der Stadt hatte man ihr die Geschichte von ihrem Kinde erzählt, und da ging sie dorthin, wo man die Husaren begraben hatte, setzte sich neben das Kreuz, auf dem ein Tschako hing, und sang ihr Kind zur Ruhe, ihr totes Kind.

Man mußte es ihr schließlich mit aller Gewalt nehmen und sodann begraben.

Aber immer noch hält sie die Totenwache am Grabe der Husaren.

Niemand wagt, sie fortzujagen oder zu stören. — Aber es ist sicher, daß man sie in Wälder in der Nähe der Husaren in die Erde geben wird. Und nur ihr Grab wird Iwan Wassiljew finden, wenn er einmal aus dem Kriege in die Heimat zurückkehren sollte.



Ein von den Russen geplündertes Geschäft in Lida.

Phot. H. Seimede.

Vater und Sohn.

Gegenwartserlebnis von J. Weiskirch.

Über Eretoi, dem an der kleinasiatischen Küste gelegenen, zu Konstantinopel gehörenden Vorort, in dem, von üppigen Gärten umgeben, die Landhäuser reicher Türken liegen, weben geheimnisvoll die Schleier der ersten Morgenfrühe. Kein unheiliges Menschenwort stört ihre feierliche, schier atemlose Stille. Erst als vom schlanken weißen Minarett die klangvolle Stimme des Muezzins das Morgengebet der Gläubigen ruft, wacht das Leben auf.

An einem der am Strande stehenden, von prächtigen Anlagen umgebenen schloßähnlichen Holzhäuser wird die auf einen breiten Balkon führende Tür geöffnet. Ein hoher, von einem langwallenden gelbseidenen Mantel umhüllter Mann tritt in ihren Rahmen. Einige Augenblicke bleibt er darin stehen und deckt die Hand über die von der Flut des Lichtes geblendeten Augen.

Dann tritt er hinaus. Wie Silber glänzt der lang auf seine Brust herabhängende Bart. Aber der scharfgebogenen Ablesnase leuchten zwei tiefdunkle, große Augen. In scharf umrissener Zeichnung steht Rury-Bey da. Langsam wandern seine Blicke wieder zum Bilde Istanbuls, der geliebten Vaterstadt, hinüber. Voll inbrünstiger Liebe ruhen Rury-Bey's Augen auf ihr. Betend streckt er die Hände empor, und von seinen Lippen bebt es in ergreifenden Tönen: „Endlich! Allah, laß es wahr werden!“ Wieder gehen seine leuchtenden Blicke in die Runde. Da verdunkeln sie sich plötzlich in tiefem Leid. Auf Askudars Zypressenhain, dem mächtigsten, der über einer muselmännischen Totenstadt schattet, bleiben sie haften. Die Morgen Sonne hat die Rebelschleier von den tausendjährigen Bäumen gelöst. Wie eine dunkle Schicksalswand ragt der Totenwald auf der Höhe. Dort schläft, das stille Antlitz nach

Mekka gewendet, Rury-Bey's Weib schon lange den letzten Schlaf. — „Fatme, Stern meiner Seele, du meine holde Taube, meiner Augen Lust und Wonne! O daß du an meinem Freiheitstraum dahingegangen bist und nur ich und unser Sohn leben, um ihn in Erfüllung gehen zu sehen! O Allah!“ — Mit einer mechanischen Bewegung zieht er eine kostbare Gebetskette aus der Tasche seines Rockens, und während er die aus Mekkafeinen geschliffenen Perlen durch die Hände gleiten läßt, leben ferne schwere Jahre vor ihm auf.

Er sieht sich wieder als jungen Offizier unter Sultan Abdul Hamids Günstlingswirtschaft als Jungtürke verdächtigt, bei Tag und Nacht von Spionen bewacht, sieht sich vom Lager seines heißgeliebten jungen Weibes, seiner Fatme, an dem Tage gerissen, als

sie ihm den Sohn und Erben gebar. Er hat sie nicht wiedergeesehen. Während er auf der anatolischen Steppe in der Verbannung schmachtete, stiehe sie vor Sehnsucht nach ihm dahin. Jahre gingen vorüber. Sein Bart wurde silbern, aber der Freiheitstraum in seiner Seele brannte in unverminderter heißer Glut. Und als der Tag kam, der Abdul Hamids unglückselige Herrschaft stürzte und Rury-Bey die Freiheit brachte, loderte er in heiligen Flammen empor. An der Schwelle der geliebten Vaterstadt warf er sich auf die Knie nieder und küßte ihre Erde. Und dann ging er von der Ruhestätte seines Weibes zu seinem Sohne, den ihm die treue alte Mutter gehütet und erzogen hatte. Als schöner, stolzer Jüngling trat ihm der Sohn entgegen. Und ein Bild in seine Augen belehrte den Vater, daß Geist von seinem

Geist ihn befeelte, und wenige Worte taten ihm kund, daß Achmed den Degen, der ihm zur Seite hing, in der gerechten Sache der Jungtürken führe. Bald darauf hatte der Vater ihn in den Balkankrieg ziehen lassen müssen, aber Allah hatte ihn behütet und gesund heingeführt. Vater und Sohn arbeiteten in heißer Liebe zum Vaterlande getreulich für die Freiheit. Einmal mußte die Stunde ja kommen, da das vielverkannte, vielverspottete und getuechtete Volk der Osmanen das Haupt wieder freier erheben durfte. Der gellende Pfiff des von Daidar-Pascha heranbrausenden Vorortzuges wedt Rury-Bey aus seinem Sinnen. Er richtet sich hoch auf, dehnt mit einem tiefen, befreienden Atemzug die mächtige Brust und ruft mit vor Erregung bebender Stimme in den leuchtenden Frühherbstmorgen hinein: „Sie ist nahe, ist da, die heilige Stunde, von der ich mit Hunderttausenden meines Volkes und meines Glaubens allnächtlich geträumt



Neueste Aufnahme des Generalobersten von Einem, des Siegers in der Winterschlacht in der Champagne.

Hofphot. A. Krajewski.

habe, um die wir am Abend und am Morgen gebetet haben Jahr um Jahr, Tag um Tag. Die Kriegesfurie, die ihre loderende Fackel über Europa schwingt, entzündet auch das Morgenrot des Osmanenreiches. Darmherziger, sei gerissen für deine Gnade!“

In die nahe Station fuhr ratternd der Zug ein. Rury-Bey zog hastig die kostbare Uhr und sah dann während und laufend den Strandweg entlang. Achmed, sein Sohn, konnte vielleicht schon kommen und ihm die Entscheidung, die in der Nacht auf der Hohen Pforte fallen sollte und mußte, bringen. In ihm und dem Sohne bebte jede Faser dem Kriege gegen den moskowitzischen Unterdrücker und die hinter ihm stehenden englischen Schacherer und Deuchler entgegen. Und Seite an Seite mit dem deutschen Volke, das den

Osmanen der Inbegriff von Macht war seit langer Zeit, für das Recht und für die von den Germanen hoch und rein errichtete und gehaltene Kultur kämpfen, bluten und siegen zu dürfen, dünkte ihnen allen eine Ehre, ein Glück ohnegleichen.

Schnelle Schritte auf dem Kieswege des Gartens klangen an sein Ohr. Achmed? Ja, Achmed! Welche Nachricht würde er bringen? Es konnte nur eine den Hoffnungen und Wünschen des ganzen Osmanenreichs und der Bekemmer Mohammeds entsprechende sein, das hörte Nury-Bey's seines Ohr an des Sohnes mehrere Stufen auf einmal nehmenden Schritten. Und nun steht er vor dem Vater, den er trotz aller Erregung mit der gewohnten Ehrerbietung grüßt.

„Dein Morgen soll gesegnet sein, Vater!“ sagt Achmed mit mühsam gedämpfter Stimme und neigt sich tief. Dann schauen sich die beiden Männer, der Sohn das verjüngte Ebenbild des Vaters, in die Augen, und ihre Hände finden sich zu festem Drucke zusammen. Noch schweigt Achmed. Er erwartet des Vaters Aufforderung, ihn in das Arbeitszimmer zu folgen, aber Nury-Bey tritt Hand in Hand mit dem Sohne an die Brüstung, und auf die von unsagbarem Zauber umflossene Hauptstadt deutend, agt er mit tiefer Bewegung: „Allahs Segen über dich! Nun laß mich wissen, was du zu berichten hast!“

Achmed's Augen leuchten, da er antwortet: „Wir haben den Krieg! Und, Vater, wir haben bereits einen Sieg! Einen Sieg zur See, mein Vater! Die Moskowiter haben unsere Schiffe im Schwarzen Meer angegriffen, und wir haben ihnen mit Allahs Hilfe und unseren



Mädchen in Männerkleidung in den Kohlengruben von Charleroi.

Die Gruben von Nordfrankreich und Belgien haben, von den Deutschen in Besitz genommen, ihren Betrieb wieder begonnen. Alle Teile der Bevölkerung sind von jeher zur Arbeit in die Gruben gegangen. Für den Fremden ist es ein eigenartiges Bild, die Mädchen in Männerkleidung dort arbeiten zu sehen. Phot. Verl. Ill.-Ges.

Torpedos eine Anzahl Schiffe zerstört, ohne zu Schaden gekommen zu sein. Es ist alles bereits bestimmt, und wir sind gerüstet, mein Vater. Der heutige Tag gehört mir, um meine Vorbereitungen fürs Feld zu treffen. In dieser Nacht noch muß ich mit meiner Truppe ausrücken. Ich lehre, wenn Allah mich heimlehren läßt, nur als Sieger wieder, Vater. Wir mit Osterreich-Ungarn und Deutschland zusammen, da gibt es nichts anderes als Sieg!“

Nun findet auch Nury-Bey Worte. Fast jauchzend kommt es aus seinem Munde: „Allah ist groß! Wer hätte das gedacht: Wir mit den Freunden zusammen! Allah, sei gelobt und gepriesen in alle Ewigkeit! Auch ich ziehe mit in den großen Heiligen Krieg! Auch ich muß —“

„Vater, du, du willst mit in den Kampf? Bleib doch hier, wo du soviel für das Vaterland wirken kannst!“ wagte Achmed den Vater zu unterbrechen. Der richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf und jagte feierlich, auf das schimmernde Meer deutend:

„Eher verzieht die Meeresflut, ehe ich es mir entgehen lasse, dabei zu sein, wenn für das Osmanenreich die neue Zeit und für die Welt des Islams die große Schicksalswende anbricht.“

Als der Sohn die Tür hinter sich geschlossen, sank Nury-Bey auf den in der Ecke liegenden Gebetsteppich nieder und beugte die Stirn im Flehen um Sieg für die türkischen, deutschen und österreichischen Waffen vor Allah tief zur Erde nieder.



Mädchen in einem Kohlengrube zu Charleroi bei der Arbeit. Phot. Verl. Ill.-Ges.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 14.

Düsseldorf, 4. April

1915.



Auf Vorposten bei einem Dorfe in Westflandern.

Phot. Eugen Jacobi, Meh.

Das weiße Osterlamm

Ein Erlebnis vom östlichen Kriegsschauplatz. Von Heinrich Busemühl.

Auf dem halben Wege zwischen Berlin und Nisnij Nowgorod hausten in dem wehmütig stehengebliebenen Kuhstall eines zusammengebrochenen polnischen Dorfes zehn Mann eines der prachtvollen Regimenter Hindenburgs.

Diese zehn Mann stammten fast ausschließlich „aus Berlin und Umgegend“, wie sie sagten, und ihr Führer, der Unteroffizier Lübbecke, mit Stolz unterstrich. Sie waren geistig sehr bewegliche Leute und hatten selbst in dem polnischen Schmutz und dem immensen Schnee sich vom Stumpfsein doch nicht unterkriegen lassen. Zweimal schon waren sie mit den Regimentern zu entsetzlichen Märschen aufgebrochen, hatten sich glänzend geschlagen gegen die erdrückende Übermacht, aber immer wieder waren sie in die alten Stellungen zurückgegangen, ohne daß sich Weisentliches änderte. So war nach und nach eine Art von feststehendem Zustand, ein beruhigtes Heimatsgefühl entstanden, und man sah sich nach allerhand Nebensächlichem, was so nicht gerade direkt mit dem Kriege zu tun hatte, um.

Und inzwischen war es Februar geworden, man konnte doch schon wenigstens ahnen, daß es mal wieder etwas anderes als nur Schnee geben würde.

Ganz Verwegene unter den Kameraden wie der Wehrmann Steuber und sein Freund Zieten zogen auf Entdeckungsfahrten aus, denn man konnte so manches in dem jammervollen Kuhstall gut gebrauchen. Die Kühe waren natürlich längst von den ausgeknuften Russen mitgenommen gewesen. Die windstiefle Parade mit dem zerfetzten Strohdache sollte jetzt so wohllich wie möglich gemacht werden.

Steuber und Zieten suchten stets unermüdet nach Stühlen, Betten, Töpfen, Feuerlöchern und Kartoffeln; fanden auch wunder-volle Dinge. Ja, eines Abends kamen sie mit einem Lamm an einem Ledertoppelt in die anheimelnde Hütte zurück.

Der hohe Chef, Herr Lübbecke, schmunzelte ganz unbeholfen, als er sich von dem Fremdespaar seine Beute vorstellen ließ, und erklärte:

„Schön. Dieser Hammel ist bloß noch ein wenig zu jung. Aber das macht fast gar nichts, denn Ostern ist ja noch eine ganze Weile hin.“

„Herr Unteroffizier“, meinte der gutmütige Stößel, Kriegsfreiwilliger aus dem früheren berühmten Nixdorf, das jetzt leider Neukölln heißt, so daß es niemand mehr kennt, „Herr Unteroffizier, ein richtiger Hammel ist dieses Lamm doch wohl nicht. Und dann — wollen wir es schlachten?“

„Sie hören doch, noch nicht“, entschied der tapfere Chef, „es muß noch bedeutend fetter werden.“ Dabei zog er das steifbeinige Lamm an sich heran und befahlte sachgemäß dessen Fettverhältnisse.

Alle Anwesenden sahen dieser offiziellen Prüfung mit großer Spannung zu, denn tatsächlich wäre ja in ihrem Küchenzettel eine Abwechslung sehr zu begrüßen gewesen. Ein richtiger Lammbraten — hm — wenn man bedenkt, daß man manchmal toge-lang bloß von Brot und Kaffee lebte, sobald die Kolonnen nicht

rechtzeitig herankamen, sich in den endlosen Schneewüsten und menschenleeren Gegenden meilenweit verirren und hedenblieben. Aber auch im besten Falle — gebratene Lämmer gab es von Obri-teits wegen nie.

Kriegsostern 1915.

Von Paul Grote.

Nun Klang doch wieder aus lauer Luft
Ein lenzliches Sehnen hernieder,
Nach Wintersnöten ein heimlicher Duft
Stärkt uns die schweren Glieder.
Und Sonnenschein glänzt überm deutschen Land,
Es grünen die Wiesen und Hecken,
Der Frühling faltet fein blumig Gewand
Und läßt sich vom Kriege nicht schrecken.

Schneeglöckchen blühen im Garten schon,
Die Schlüsselblumen, sie leuchten.
Hört aufrecht der ehernen Glocken Ton,
Wenn auch die Augen sich feuchten!
Es blühen die Blumen bei uns nicht allein,
Auch draußen in fremden Landen,
Wo sie auf langer Gräber Reih'n
Den Helden die Kränze wanden.

Schneeglöckchen läuten vom Auferstehn
Auf Gräften von unferen Jungen,
Deutsch grünen die Eichen auf welken Höh'n,
Wo der Feind so oft ward bezwungen;
Und Auferstehung vom welken Turm
Läuten die Glocken den Toten,
Die einst bei eisenhartem Sturm
Den Kugeln die Stirne boten.

Horcht auf der ehernen Glocken Klang!
Sie läuten uns nicht vergebens,
Sie grüßen und locken, ein Siegesgesang,
Zum Tale des ewigen Lebens . . .
Und könnt ihr nicht zu den Stätten wall'n,
Um trauernd ein Grab zu umwinden,
Ihr werdet bei Osterglockenschall'n
Die Wege der Sehnsucht finden . . .

Demgemäß waren eigentlich alle zehn Mann einverstanden, daß der Gefreite Grimm, von dem man wußte, daß er einen Anteil hatte, der einmal Nomom gewesen war, sich zum Hüter des jungen Lammes aufwarf.

Grimm hatte eine schöne warme Ede für sich zum Schlafen, da konnte er ganz gut das hübsche Tier mit unterbringen. So setzte man sich um die ungeheure Schale mit Pellkartoffeln herum, die eben von Herrn Wehrmann Seifert für fertig erklärt worden waren, und jeder gab dem ausgehungerten neuen Mitbewohner ein wenig von seiner Nahrung.

O, was konnte das kleine Lamm fressen! Es war offenbar sehr hungrig gewesen, ganz fürchterlich sogar. Es fraß und fraß immer mehr, bis es sich stramm anfühlte.

Die großen, schweren Männer lockten es immer wieder an sich, bald mit einer sorgsam kühl geblasenen Kartoffel, bald mit einem Bißchen Brot. Jeder wollte das krause Fell durch die Finger gleiten lassen, jeder wollte den für dankbar gehaltenen Blick des lauenden Lammes für kurze Zeit auf sich ziehen.

„Ne“, sagte Stöfel und glänzte es förmlich an, „wenn ich so denke, was unser Lamm für schöne Augen hat.“

„Na, und die Schnauze, nicht?“ ußte der Höchstkommmandierende.

Aber der Gefreite Grimm lachte gar nicht so bedeutend, wie es sich bei Wipen Vorgesetzter wohl geziem hätte. Er zog einfach mit seinem Schutzbefohlenen in die warme Ede hinter dem Berischlage, wo er ein herrliches Nest gegen die Kälte Polens

gebaut hatte. Merkwürdig — am nächsten Morgen war man schon vor Tagesgrauen im Gange, obwohl dienstlich keine Veranlassung dazu vorhanden war. Man mußte ja doch bloß immer warten und warten, gerade als ob man vollständig vergessen worden wäre von der Oberleitung.

Um so gelegener war das Da Sein dieses Lammes. Keiner von den zehn Kameraden ging an dem Tiere vorbei, ohne wenigstens einmal in diese angenehme Welle zu fassen, meistens aber blieb man stehen und redete ein Lauges und Breites auf das geduldige Geschöpf ein. Aber fressen wollte es bald nicht mehr, es war so gut wie genudelt.

„Ja, ja, wenn wir so weitermachen,“ sagte der Unteroffizier und fuhr ihm zärtlich über den kleinen Kopf, „dann werden wir ein schönes Passahfest feiern können.“

Die Wehrmänner Zieten und Steuber meinten auch, „zu Ostern — natürlich — da möchte man ja schon mal was Extraes essen. Ewig den Gulaisch — ewig den Sped —. Wir kommen doch schließlich aus der großen Stadt, wo man allerlei gewöhnt ist. Man ist doch kein Bauer und so.“

Grimm guckte dabei vor die Tür des Kuhpalastes und meinte: „Na, jetzt darf unser Lämming noch nicht raus, nein, nein! Erst muß die schöne Sonne scheinen und ein wärmliches Windchen blasen. Bleib

du man in unserm hübschen Stall,“ und dabei tätschelte er den wolligen Kopf seines Schützlings.

„Abrigens,“ drängte sich Steuber in diese einseitige Unterhaltung, „wir haben schließlich das Lamm doch gefunden. Ich sehe nicht ein, warum gerade Grimm damit bei Tage herumzieht. Wir können es ja alle mal haben.“

Und der Wehrmann Bersefeld, der immer nur so ganz wenig zur Unterhaltung beitrug, er war im Frieden auch man bloß einfacher Kohlenträger, grunzte dazu:

„Natürlich, wir müßten et alle mal jeliessen kriegen.“

So kam es denn, daß das Lamm immer von Hand zu Hand ging.

Bald hatte der Zieten es und stopfte es mit Kommissbrot bis an den äußersten Rand voll, bald legte auch der Kommandierende gnädig seine feste Hand auf sein unschuldiges Haupt, und wenn der gute Stöfel „sein“

Lamm erwischen konnte, dann glänzte das Neuföllner Antlitz wie ein kupferner Kessel.

Da kamen die furchtbaren Märsche im Februar. Was man bis dahin zu wenig an Bewegung gehabt hatte, wurde reichlich — bis zur Erschöpfung — nachgeholt. Mägllos verließen die zehn Mann unter ihrem braven Dübbecke den lieb gewonnenen Kuhstall. Das Vaterland war doch wichtiger als eine bequeme Unterkunft, und, Gottseidank, endlich ging es den Lauferußen an den Leib!

Aber in all den kriegerischen Unruhen hatten sie doch „ihr“ Lamm nicht vergessen. Sollten sie es etwa in dem leeren Stalle zurücklassen? Es wäre sicher verhungert. Sollten sie es schlachten? O, dazu war ja



Ehrenfriedhof für gefallene bzw. in den Leipziger Lazaretten gestorbene deutsche Krieger am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig.

Phot. König, Leipzig.

absolut keine Minute freie Zeit. Und dann — hm — ja, es war eben keine Möglichkeit. Da nun aber die Verpflegungskolonnen auch vorrückte, so konnte ja das Tier ganz schön mitgenommen werden, mindestens so gut wie der alte eilige Köter, der immer so tat, als ob er bloß mit den Herren Majoren umgehen dürfte. Also sahen die zehn ihr Lämmchen in jedem Lager wieder, wo die Bagage nahe genug heranrückte. Ja, der Gefreite Grimm meinte, daß es zur allgemeinen Freude, besonders aber zu des Unteroffiziers Tübbels Genugtuung, bei jedem Wiedersehen größer und fetter scheine.

Es wurde marschiert, gelagert, gekämpft und gesiegt. Die Russen wurden getrieben wie eine Schweineherde. Und endlich kam wieder Ruhe in die deutschen Truppen, wenigstens große Heeresteile lagen wieder in festen Stellungen.

Unteroffizier Tübbel hatte von seinen Getreuen nur zwei Mann eingebüßt. Der kleine Zug war fast so geblieben, wie er von Anbeginn gewesen.

Kahle war für einen Gefallenen eingeschoben worden und hatte die ganze Geschichte nicht miterlebt.

Mehrere härtige Köpfe fuhren herum und prüften diesen kaltblütigen Neuling. Gegen den Herrn Unteroffizier war ja schwieriger zu arbeiten, aber daß dieser Erjasmann einfach von dem Lamm als Braten sprach, war mindestens vorlaut.

Deshalb brummte Grimm denn auch allerlei Unverständliches in den ungelämmten Bart, und Wehrmann Zieten meinte, daß vorläufig noch nicht Ostern sei, und überhaupt, das Lamm hätten er und Steuber gefunden.

Der Kommandierende fühlte sich nun doch nicht sicher, aber wenn überhaupt etwas aus dem Schmause werden sollte, dann mußte doch wohl bald eine Entscheidung getroffen werden. Er ließ deshalb nicht locker und meinte:

„Kinder, es kommt mir bald so vor, daß der Hammel ein ewiges Leben führen wird. Seien wir doch mal ganze Kerls.“



Armeegepädmarsch des Freiwilligenregiments Düsseldorf unter Beihilfe des Ortsverbandes Düsseldorfer Sportvereine.

Die für die Wehrhaftmachung der deutschen Jugend bedeutsame Veranstaltung hatte unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung einen glänzenden Verlauf.
Phot. Jean Esser, Düsseldorf.

Und selbstverständlich gehörte dazu unser Lamm, das durch alle Mühsale und Schneewüsteneien gerettet war.

Als man sich nur erst wieder häuslich auf einem großen polnischen Gute eingerichtet hatte, wurde das Tier wieder in seine alten Rechte eingesetzt.

Es war in der Tat schön groß und ansehnlicher geworden, merklich schwerer.

Es lief frei umher, leckte am Wassereimer, fraß aus der Hand und ließ sich in der Wolle krauen.

„D, es ist jetzt ein stattlicher Braten,“ sagte der Unteroffizier, als so einige Tage vor Gründonnerstag der Gefreite Grimm sein Lamm an der Abendmahlzeit teilnehmen ließ, ehe er mit ihm die gemeinsame Schlafstätte aufsuchte.

„Ja und ob!“ fiel der Erjasmann Kahle hier ein. „Wir sind schon dicht vor Ostern. Dat wär so'ne Sache mit'n richtigen Osterlamm.“

Ich glaube, der Gefreite Grimm hat eine stille Liebe für das Tier. Na, wo sollen wir denn einen andern Braten hernehmen? Mitbringen bei der Siegesfeier geht doch auch nicht. Also geschlachtet. Was ist denn da weiter!“

„Ezentlich hat ja der Herr Unteroffizier recht,“ schnarrte der große Kohlenträger Bertlesfeld.

„Natürlich,“ stimmte nach beträchtlicher Pause Wehrmann Mahnegold zu, „das ist nu doch mal nicht anders. Mein Gott, wir sind doch alle ausgewachsene Männer — denke ich man so — und da nun gerade ein Lamm da ist zu Ostern, so meine ich, es könnte ja auch meinerwegen gebraten werden.“

Aber er sah dabei immer in eine andere Richtung, als wo gerade das Lamm bei Grimm stand.

„Männer sind wir, selbstverständlich,“ kam Zietens harter Bass aus seiner Ecke hinter dem Riesenoien, „und wenn ich es richtig bedenke, kann es mir auch recht sein, daß das kleine weiße Tier — —“



Verwundete im Lazarett Jägerhaus in Düsseldorf.

Phot. H. Crömmel, Düsseldorf.

In der Mitte Unteroffizier Röhler vom Inf.-Reg. 143. Er erwarb sich beim Sturm auf Küttich das Eiserne Kreuz II. Klasse und erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse mit einem Handschreiben des Generals von Deimling, weil er bei Opean mit seinem Zuge zwei englische Geschütze erobert hatte.



Mannschaften einer Festungs-Signalabteilung bei der drahtlosen Übermittlung von Meldungen in den Hochvogesen.

Na, wie viele tausend Lämmer werden nicht jetzt zu Osnern geliefert, nicht wahr?"

"Ach Gott ja, man bloß nicht sentimental!" rief Herr Tübbele mit einem sehr martialischen Blick über die ganze versammelte Mannschaft. "Was soll denn aus uns werden, wenn wir alle Osnen und schließlich gar die Schweine nicht verzehren wollten?"

"Versteht sich, versteht sich," gab sogar Stößel zu, obgleich ihm eigentlich das Herz schon etwas blutete.

"Na also," sagte Unteroffizier Tübbele so recht erleichtert, "wir sind alle einig. Und Kahle, Sie werden als gelehrter Triseur das ja am besten verstehen und den weißen Hammel schnell abtun. Gebraten werden wir ihn denn schon kriegen. Das wird unsere geringste Sorge sein."

Und Kahle, der gelehrte Triseur, zog unter ganz ichenschlicher Stille der Versammelten mit dem jungen Lamm in die fallende Dämmerung hinaus, um den erhaltenen Auftrag nach Möglichkeit auszuführen.

Nur noch ein ganz leises Bää Klang zurück in die trampschaft lauschenden Ohren da in der polnischen Stube.

Sprechen konnte keiner der wetterharten Männer, sogar der Höchstkommandierende hatte ununterbrochen mit seiner Pfeife und vor allem mit seinem Häufchen zu tun.

Es war so still, daß die aufgeregten Nerven die unwahrscheinlichsten Töne vorwiegellen.

Aber es verging eine ganze Stunde, während welcher nicht einmal Wehrmann Berkefeld eingeschlafen war. Die lautlose Stille nahm aber eher noch zu, je länger das anhaltende Lauern dauerte.

Endlich hörte ein jeder, daß sich der Pentersnecht nahte, und jeder bemühte sich heldenhäft, Gleichgültigkeit zu heucheln, wenn er hereintrat.

Aller Augen spähten fieberhaft nach den Händen des Hereintretenden, denn es war wirklich der Ersatzwehrrmann Kahle, der hereintappte wie ein unschlüssiges Nilpferd.

Aber er hatte ja gar kein — hm — totes Lamm in der Hand!

Als Führer dieser kleinen Heldenschar griff Tübbele natürlich den Naden an, indem er mit künstlicher Stimme fragte:

"Nun sagen Sie bloß, wo ist der Braten?"

"Herr Unteroffizier," meldete der elend aussehende Kahle, "ich melde ganz gehorsamst, ich habe et doch nicht gekonnt. Ich habe et ja gewollt, aber et hing nich."

Die aufgestörten Blide rund herum im Kreise wurden erschützlich freundlicher.

Aber keiner sah den Kameraden neben sich direkt an, man stierte noch immer auf den gelehrten Triseur.

"Himmelkommer —" weiter kam Tübbele doch nicht, er begriff sich, räusperte sich außerordentlich heftig und brummte vor sich hin allerlei von großen Männern, Kinderhaftigkeit und verführten Osnen.

Dann stahl er sich sozusagen trotz seiner lauten Schritte aus der gemütlichen Stube.

"Wo haste es denn jelaßten?" fragte nun schließlich Steuber, der doch eigentlich der Urbater des kleinen Lammes war, ganz leise.

"Er," dabei deutete Kahle über die Schulter, "er hat mir nich zu Ende kommen lassen. Ich habe et einfach nich gekonnt. Na, und da bin ich mit dat unschuldige Lamm zu die dritte Kompanie jelaufen. Da is ein richtiger Schlächter, und die sollen et nachher hier dann abliefern."

Wieder arbeiteten eine ganze Reihe von starken Männern in ihrem verborgenen Zuren an diesem Berichte.

Keiner nahm das Gespräch auf. Was war auch zu machen! Das Schicksal hing jetzt ganz sicher seinen Lauf.

Berkefeld schlief also ruhig ein.

Es war ja schon Abend.

Draußen heute ein fürchterlich eisiger Wind um das alte Gutshaus, und drinnen wagte keiner ans Essen zu denken. Es war einfach schrecklich, so da zu sitzen.

Nur der Tabak brannte wie unklug in den verschiedenen Pfeifen.

Es wurde immer später, und gegen zehn Uhr erschien Herr Tübbele wieder mit einer Flasche, die er ohne rechte Ursache den Tröster nannte.

O, wie hätte sich die Mannschaft unter andern Umständen genötigen lassen.

So aber saßen sie alle nüchtern herum, ganz unfähig zum Singen oder so, und all die bekannten Wege ihres sonst so beliebten Führers prallten an einer unsichtbaren Mauer ab.



Professor hugo Vogel in seinem Berliner Atelier bei der Fertigstellung seines neuesten Hindenburgbildnisses.

Phot. A. Sennocke.

Professor Hugo Vogel, der bekannte Berliner Maler, ist dieser Tage nach längerem Aufenthalt auf dem östlichen Kriegsschauplatz nach Berlin zurückgekehrt mit einem reichen Ergebnis an Bildern, Studien und Skizzen. Der Künstler hat auch im Hauptquartier gewohnt und dort den Generalfeldmarschall v. Hindenburg gemalt, u. a. im Schnee.

Nur der Tabak brannte wie unklug in den verschiedenen Pfeifen.

Es wurde immer später, und gegen zehn Uhr erschien Herr Tübbele wieder mit einer Flasche, die er ohne rechte Ursache den Tröster nannte.

O, wie hätte sich die Mannschaft unter andern Umständen genötigen lassen.

So aber saßen sie alle nüchtern herum, ganz unfähig zum Singen oder so, und all die bekannten Wege ihres sonst so beliebten Führers prallten an einer unsichtbaren Mauer ab.



Straßenbild aus Lodz am frühen Morgen: Es geht unter deutscher Verwaltung alles seinen regelmäßigen Gang. Phot. A. Sennede



Die römisch-katholischen Einwohner Suwalkis verlassen nach dem Gottesdienst die Kirche. Phot. K. Kahlenm. D.

Die auf dem Tische stehenden Gläser dampften, die Pfeisen dampften, und der eine Wachtmantel dampfte auch auf dem Troden- gestell am Ofen.

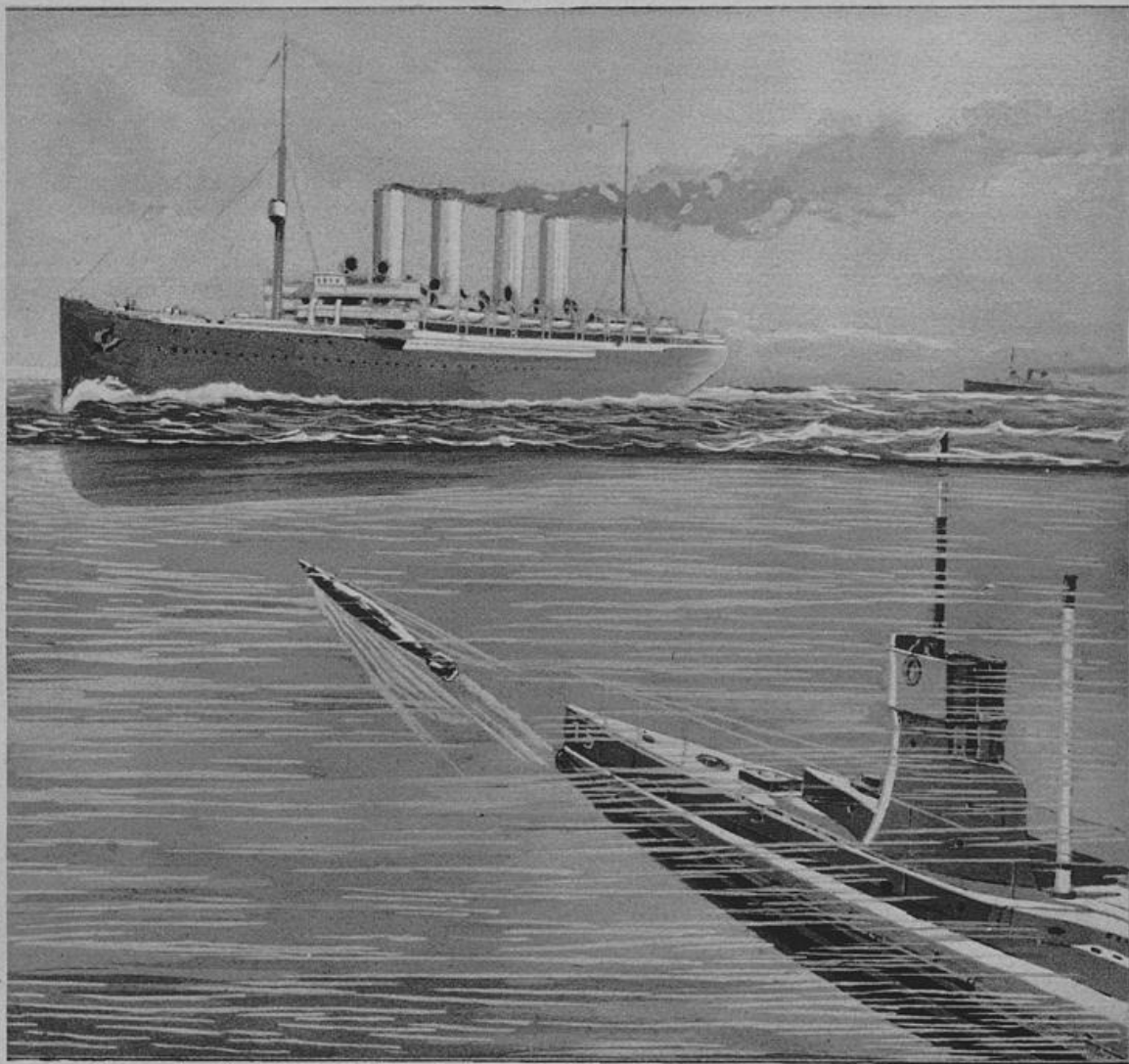
„Nee,“ raunzte schließlich der Unteroffizier, „wenn ich das bloß geahnt hätte! Der Teufel soll mich holen, ich hätte das olle Tier hier behalten. Was ist denn schließlich an so'n kleinen Hammel dran,“ er unterbrach sich, wechselte die Farbe und starrte mit qualvollen Mienen auf die niedere Tür:

„Nu bringen sie es.“

Es war nicht ganz soldatisch, in Gegenwart des unmittelbaren Vorgesetzten loszujodeln, aber es half nun mal nichts, wie Tübbete sich selbst gestand.

Neun starke Männer hatten das blanke Wasser in den Augen, sprangen um den angekommenen Grenadier herum, rissen ihm das unschuldige weiße Lamm aus den Händen und hatten sich wie die kleinen Kinder.

Aber so ging das denn doch nicht, dachte der Herr Unteroffizier; er steckte seine energische Miene auf und fuhr auf den Grenadier



Angriff eines deutschen Unterseebootes auf einen unter falscher Flagge fahrenden englischen Transportdampfer.

Nach einer Zeichnung in einer französischen Zeitschrift.

Der Ton dieser gequälten Klage hing noch im dichten Tabakrauch, da hörte man ein mehrfaches Trampeln von Schneefüßen und —

Wie ein Mann waren sämtliche Krieger von ihren Plätzen automatisch hochgewankt, die stieren Augen auf die dunkle offene Tür gerichtet — und herein drehte sich ein riesiger Mantel, der nach mehreren tappfgen Versuchen sich endlich entfaltete und aus seinen Schatten die verlegene Figur eines Grenadiers mit dem Lamm auf dem Arme offenbarte.

los: „Ich denke, Sie bringen uns den gechlachteten Hammel? Und Sie sind Schächter?“

„Zu Befehl! Bin ich auch.“

„Aber das Tier lebt doch noch?“

„Zu Befehl! Ich habe es auch nicht gekonnt.“

„Hoch soll es leben! Hoch soll es leben!“ schrien jetzt die treuen Kameraden und stießen mit den heißen Gläsern an.

Grimm aber zog schnell das zierliche weiße Lamm in seine sichere Ecke.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 15.

Düsseldorf, 11. April

1915.



Der Kaiser besucht das Leib-Garde-Husaren-Regiment anlässlich des 100-jährigen Bestehens desselben.

Phot. G. Berger, Potsdam.

Mehr als . . .

Eine russische Geschichte von Fritz Müller.

Diese Russen haben Glück im Unglück. Wenn sie eine Schlacht verloren haben, läßt der russische Telegraphenhimmel so lange milde Telegramme schneien, bis das Unglück zugebedt ist, völlig zugebedt ist.

Alles gleicht sich aus. Darum haben diese selben Russen auch mal Pech im Glück. Zum Beispiel neulich, als ihnen vierzig abgeschnittene Deutsche in die Hände fielen. Im Triumph brachten sie die vierzig ein. Zwei russische Generale, die vorüberkamen, hingen sich voll Eifer hinten an.

Kein Wunder also, daß der Mann, der die russischen Erfolge zu zählen hat, diese beiden angehängten Nullen in die Rechnung brachte, so daß ein offizielles Telegramm hinausflog: „Es ist uns gelungen, mehr als 4000 Gefangene . . .“

Nun ist ein solches Telegramm ja noch kein Pech, sondern eine Übung. Aber ich weiß zufällig von einem dieser vierzig, dem es später glückte, zu entkommen, daß sich die Geschichte doch andersgetragen hatte.

Nicht etwa komplizierter, sondern auch sehr einfach.

Die Russen hatten nämlich bei der Gefangennahme nicht aufgepaßt und aus Verschen mehr Leute gefangengenommen, als vorhanden waren. Das ist nun nicht der Rede wert, wenn es sich nur um ein paar überzählige Männlein handelt. Die schlüpfen eben so herein.

Aber wenn es sich außer den vorhandenen vierzig Gefangenen noch um weitere dreitausendneuhundertsechzig Mann handelt, die man in der Eile und Aufregung gefangen nahm, ohne zu bemerken, daß sie nicht vorhanden waren, dann wird die Sache kritisch, wobei ich bemerken muß, daß es sich sogar um dreitausendneuhundert ein und sechzig Überzählige gehandelt hat.

Denn das betreffende Telegramm hieß:

„Mehr als 4000 Gefangene . . .“ so daß dieser eine logisch noch dazukam.

Nun kann man sagen: Was liegt daran? Am andern Tage ist ja so etwas bestimmt wieder vergessen.

Aber das stimmt ganz und gar nicht. Die dreitausendneuhunderteinundsechzig nicht vorhandenen Gefangenen kamen in das Telegramm und wurden in der ganzen Welt lebendig.

Wochten sie immerhin vorhin nicht vorhanden gewesen sein, jetzt waren sie aber sicher vorhanden.

Jetzt hing dieser Riesenschwanz von dreitausendneuhunderteinundsechzig Überzähligen an dem bescheidenen Vierzigertrüpplein und war nicht mehr davon zu trennen.

Gewiß, man hätte mit dem Bligebeil der Wahrheit dieses Schwanzstück auch in Rußland trennen können.

Aber solche Instrumente waren schon immer selten in Rußland gewesen. Und das letzte haben sie dem toten Tolstoi in den Sarg gelegt.

Was also war zu tun? Man mußte die Überzähligen mitmarschieren lassen.

Es war eine verfluchte Geschichte.

Da marschierten zum Beispiel diese vierzig in Warschau ein. Alle Leute standen auf der Straße und redten die Hälse.

Man hatte doch seine Zeitung gelesen und wußte, was jetzt kommen würde:

„Die viertausend kommen, unsere viertausend Gefangenen kommen,“ raunte es durch die Menge.

„Nein, mehr als viertausend, hieß es in dem Telegramm,“ rollte es dagegen.

„Ja, ja, weißt du was? Wir wollen sie jetzt zählen,“ sagte der Journalist Unterschlagowitsch, der es mit dem Zählen entschieden veinlicher nahm als mit dem Zählen.

Und dann kamen die Gefangenen vorbei, und der Journalist Unterschlagowitsch zählte von eins bis vierzig. Darauf machte er eine Pause, sagte:

„So, das war die Vorhut,“ reckte den Hals und wartete auf die andern.

„Teufel,“ sagte er und schaute sich die Augen auf der leeren Straße aus, „Teufel, wann kommen sie denn endlich, he?!“

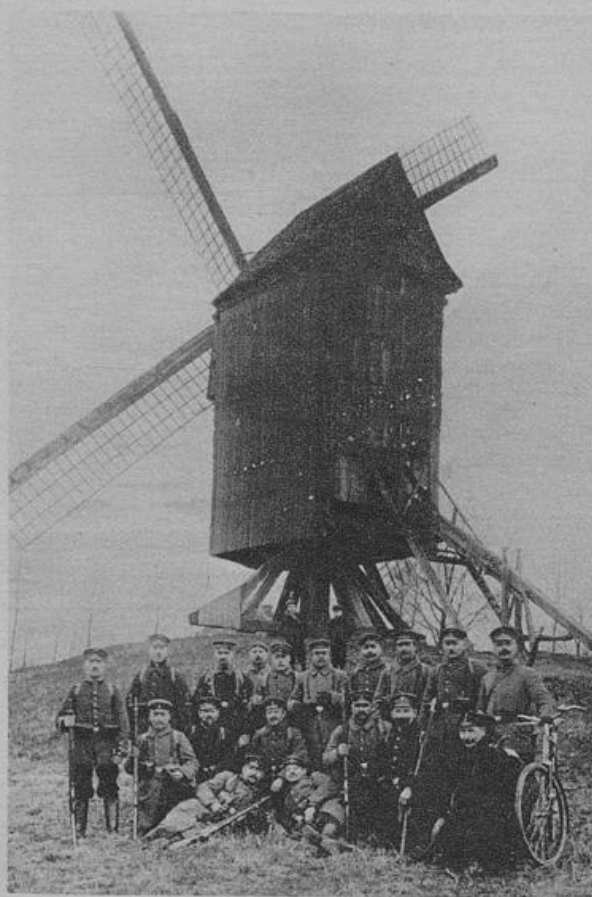
„Können Sie denn die übrigen nicht sehen?“ sagte ein diplomatischer Geheimpolizist mit einer nicht mißzuerstehenden Handbewegung, der bei dem neugierig um sich blidenden Journalisten stand.

„Hol mich der Henker, nein. Vielleicht, daß ich heute schwache Augen habe. Es ist mir unangenehm, Herr Geheimer, in der Tat sehr unangenehm, denn, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, habe ich doch gleich nachher eine Depesche an die „Times“ zu schicken — Sie verstehen —“

„Ich verstehe vollkommen.“

„Na, ich weiß doch nicht recht,“ sagte der Journalist Unterschlagowitsch und klopfte verloren auf seine Brieftasche, „außer, Sie könnten es mit Scheinbar beweisen.“

Darauf glitt ein Hundert-rubelschein in seine ausgestreckte rechte Hand, die nichts davon wußte, was das linke Auge sah, mit dem er die leere Straße hinaufschielte:



Eine Landsturmkolonne vor einer Windmühle an der Straße nach Grammont.

„Ach!“ sagte er befreidigt, „jetzt kann ich's sehen — da kommen ja wahrhaftig noch — noch volle hundert Gefangene.“

Ein größeres Papier wechselte die Hand.

„Und weiter hinten,“ rief der russische „Times“-Korrespondent, „weiter hinten — hol' mich der Teufel — das sind ja noch einmal fünfhundert ...“

Und so kamen sie nacheinander alle herangeraschelt, die überfälligen dreitausendneuhunderteinundsechzig Gefangenen. Hinter dem dreitausendneuhunderteinundsechzigsten schlug der Journalist auf seine pralle Briefftasche und rief begeistert:

„Hol' mich der Teufel — aber wenn ich nicht irre, kommen da drumten noch mal tausend —“

Aber da bemerkte er, daß es keinen Zweck mehr hatte, weil der politische Geheimagent verschwunden war.

Und so begnügte er sich, brav und recht seine über viertausend Gefangenen, in eine begeisterte patriotische Skizze eingewidelt, an die „Times“ hinauszugeben.

„Der Henker hol' euch — so laßt euch wenigstens gegen andere Gefangene aufrechnen, mögt ihr?“

„Nein,“ grinnten sie.

Denn sie wußten wohl, daß ihnen nichts geschehen konnte, sie wußten aber auch wohl, daß ihre Art unsterblich war im geheiligten Rußland.

Und so schleppte man sie denn in Gottes Namen durch die Telegramme und die Listen weiter und brachte sie, bevor sie ins Gefangenenlager eingeliefert wurden, auch vor den Zaren.

„Majestät, jetzt kommen die viertausend —“

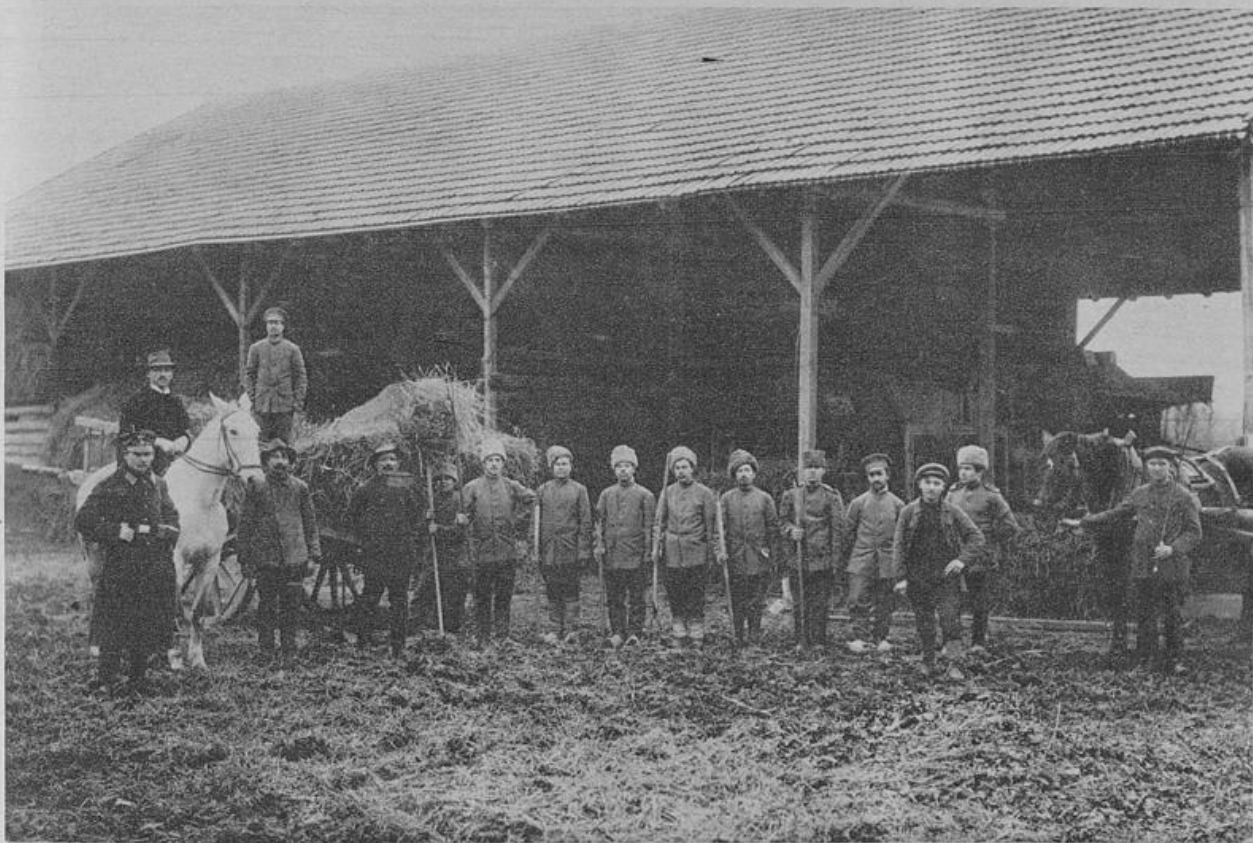
„Hm, ich sehe aber nur —“

„Nicht wahr, Majestät, man sollte es nicht für möglich halten, auf was für Hinterlistigkeiten diese Deutschen kommen!“

„Hinterlistigkeiten?“

„Nun ja, bis auf vierzig haben sie alle diese Leute mit einer Vegenflüßigkeit eingerieben, die unsichtbar macht, Majestät.“

„Hm, auch die Uniformen?“



Gefangene Russen beim Dreschen auf Gut Widdauen bei Langensfeld (Kreis Solingen). Phot. E. Birkel, Opladen.

Darauf ging er an den Stammtisch zu seinen Kollegen. Worauf am nächsten Tage noch eine Reihe kleinerer Journalistchen auf der politischen Agentur vorsprachen, um sich für ihr Blatt die Gefangenenziffer ebenfalls offiziell zu barstätigen zu lassen.

Die Regierung kraute sich den Kopf: „Hm, hm, diese Überzähligen kamen teuer. Wie, wenn man sie unter der Hand auf die Seite schaffen könnte ...?“

Aber inzwischen waren die dreitausendneuhunderteinundsechzig Übergefangenen stark und fest geworden.

„Ihr könnt jetzt gehen,“ sagte der Inspektor gütig zu ihnen. Aber da grinnten sie und sagten:

„Ach, Väterchen, es gefällt uns jetzt ganz gut.“

„Aber seid doch vernünftig, Kinder — ich will euch ja nach Deutschland durchlassen.“

„Hm, Väterchen, wir fürchten, daß wir dort nicht mehr aufgenommen werden — von wegen der russischen Vaterchaft, wißt ihr.“

„Auch diese, Majestät. Aber wir sind ihnen doch über. Wir haben sie dennoch festgenagelt. Es ist uns gelungen, diese Hunde doch sichtbar zu machen, für die ganze Welt sichtbar — vorläufig einmal in den Telegrammen.“

Und dann wurden sie in das Gefangenenlager eingeliefert und dem Inspektor vorgestellt. Der ließ die dreitausendneuhunderteinundsechzig hartnädigen Kerle an sich vorbeimarschieren:

„Prächtige Kerle, famose Kerle,“ sagte er laut und rechnete leise: „Hm, dreitausendneuhunderteinundsechzigmal dreißig tägliche Verpflegungsgelder auf der Liste gibt im Jahr — hm, gibt für mich im Jahr mindestens einen Reingewinn von ...“

Und wieder stand der Journalist Unterschlagowitsch in der Nähe und stenographierte es auf, daß der Inspektor „Prächtige Kerle, famose Kerle“ gesagt hatte. Und er telegraphierte es noch am gleichen Tage der „Times“ als einen Beweis für die hochanständige Behandlung der Gefangenen in Rußland.



Auf Gibraltar.

Von Paul Rosenhann.



Der Dampfer „Elena“, der seit acht Tagen von Newyork unterwegs war, pflügte mit seinen Doppelschrauben den Meerbusen von Kadix.

Europa!

Mit dem frühesten Morgenrauschen waren sie alle an Deck geströmt:

die Italiener, die Spanier, die Engländer, die Franzosen; und mit brennenden Augen schauten sie hinüber, dort, wo sich in nebelnden Umrissen Europa und Afrika am Horizont zu vereinen schienen: das war die Straße von Gibraltar.

Der reiche brasilianische Plantagenbesitzer lachte.

„Glauben Sie, Signor Capitano, daß man uns anhalten wird? Um es Ihnen offen zu sagen: ich hab's ein bißchen eilig.“

Der Kapitän zuckte die Achseln.

„Mein Gott, ich kenne die Absichten der Herren Engländer nicht.“

Die junge Frau warf einen schnellen Blick hinüber nach Bord.

Dort standen in ihren langen Gummimänteln ein Mann und eine Frau an der Reeling: Es sind Deutsche ...

„Und wenn die Engländer kommen, Kapitän?“

Der Gefragte lächelte. „So leid es mir tut um das liebenswürdige junge Ehepaar, aber ich werde gehorchen müssen.“

„Aber — führt denn nicht Ihr Schiff die Flagge eines neutralen Landes?“

„Darum kümmert sich Albion nicht. Was will man machen? Sie sind nun einmal die Herren auf dem Meere!“

Die Stewards erschienen mit Tee und Gebäck.

Das deutsche Ehepaar ging auf eine Gruppe von Herren und Damen zu, die in ihren Liegestühlen ausgestreckt bequem und faul ihren Tee nahmen.

Das eifrige Gespräch verstummte plötzlich.

„Ich wette,“ sagte der junge Kaufmann Reimers mit seinem

tenoralen Lachen, das klingend über das Deck flatterte, „diese Herrschaften haben von uns gesprochen.“

Der Rotar aus Marseille, der schon während der ganzen Reise die junonische Frau Reimers anschnauzte, warf einen mitleidigen Blick auf die beiden. „O Madame,“ sagte er in seinem drolligen

Deutsch, „wie es mir tut leid!“

„Ja — aber was gibt's denn?“ wandte der Deutsche lächelnd ein.

„So, Sie wissen nicht, daß wir kommen nahe dem englischen Gebiet? Gibraltar, mein Herr, ist englisch!“

Der Deutsche ließ einen spöttischen Blick an seiner eigenen schmalshultrigen und schwächtigen Gestalt heruntergleiten und wandte dann gleichgültig ein:

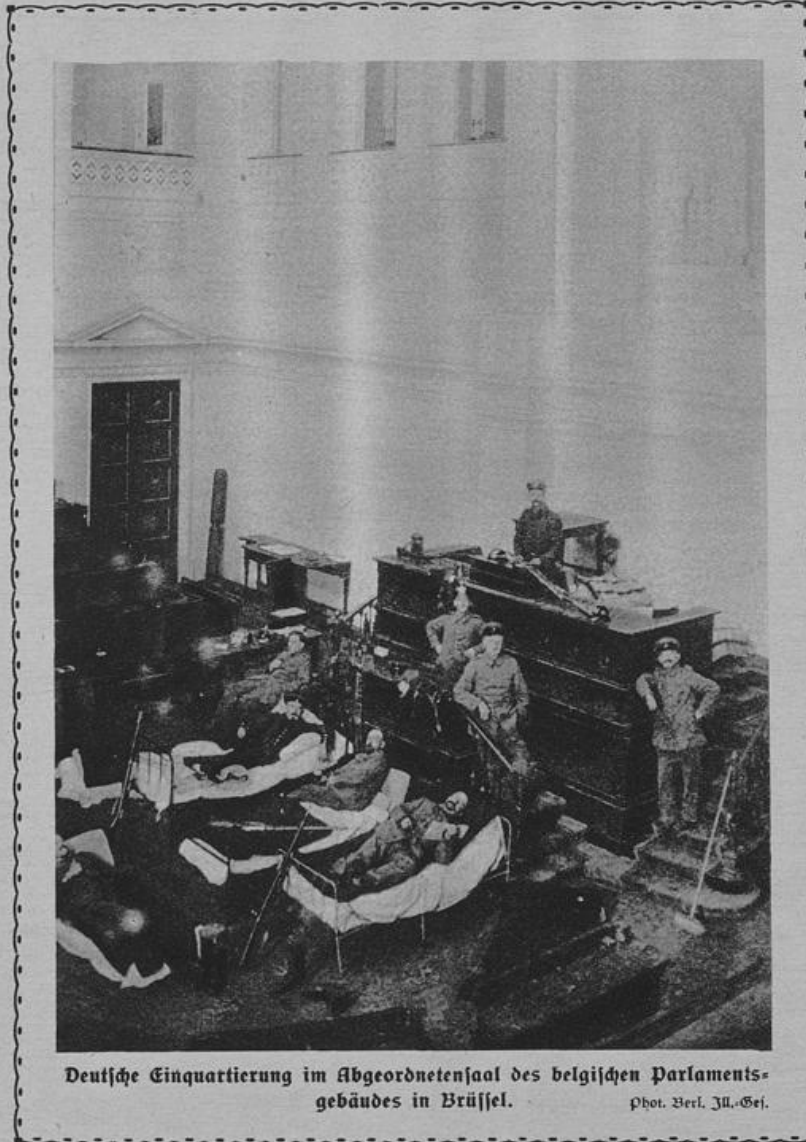
„Glauben Sie denn, daß ich den Herren Engländern als ein so gefürchteter Feind erscheinen werde?“

Der erste Steuermann, der hinter ihm gestanden hatte, lachte.

„Nun, Signor Reimers,“ sagte er, „wir wollen das Beste hoffen. Im übrigen — wir haben zwanzig Knoten Geschwindigkeit.“

Sogar Mr. Arbuthnot, der lange Schotte, der drüben ausgestreckt lag, hob ein wenig den Kopf und zeigte die weißen Zähne.

„Mr. Reimers,“ sagte er langsam und bedächtig, „was ich für Sie tun kann



Deutsche Einquartierung im Abgeordnetensaal des belgischen Parlamentsgebäudes in Brüssel.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

bei meinen Landsleuten, das soll geschehen.“

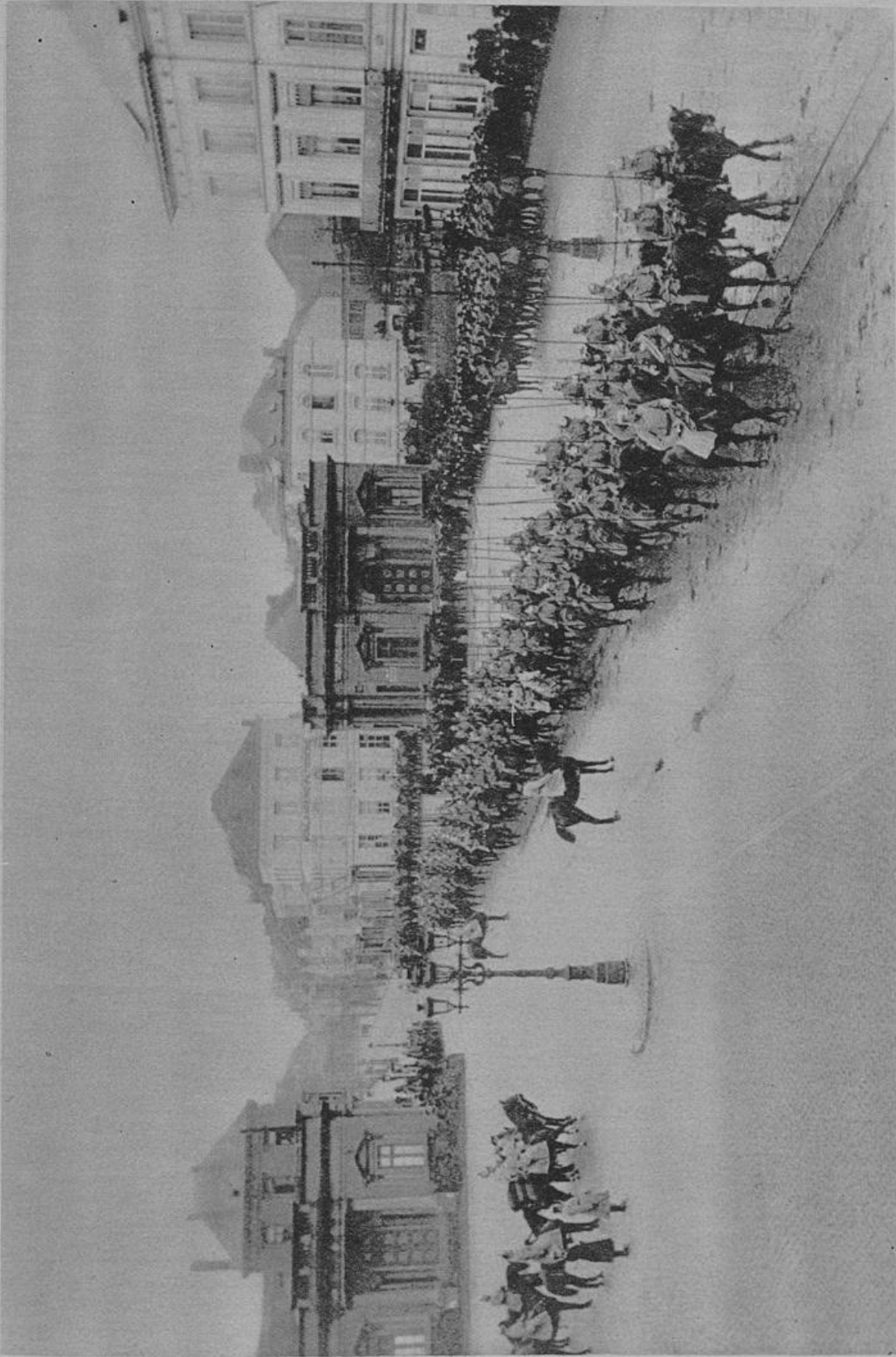
Reimers nickte hinüber. „Ich danke, Mr. Arbuthnot.“

Ein paar ausfahrende Dampfer glitten im Laufe des Tages vorüber. Der Kapitän funkte hinüber: „Etwas Besonderes?“

„Nichts!“

Beruhigt übergab am Abend der Kapitän dem ersten Steuermann das Kommando und ging hinunter in den Speisesaal zu seinen Passagieren.

Das fröhliche Stimmengewirr einer internationalen Gästeschar schlug ihm brandend entgegen, als er in den goldblitzenden Speise-



Parade in Mecheln: Gouverneur General von Bissing, Erz., und der Kommandant von Mecheln links auf dem Bilde.

Phot. Vert. III. 661.



Eisenbahnwagen als Quartiere für unsere Soldaten.

Phot. Paul Wagner.



Österreichisch-ungarische Divisionsbäderei im verschneiten Karpathengebirge.

Welt-Press-Photo, Wien.

jaal eintrat, um seinen Sitz am Kopf der Tafel einzunehmen. Das frohe Bewußtsein, bald wieder daheim zu sein, leuchtete auf allen Gesichtern. Es blickte aus den Augen der Frauen, es sprach aus dem Zusammenklagen der kristallinen Weingläser, und es zitterte in sehnfüchtigem Rhythmus aus der Zigeunermusik, die heiß und pridelnd von der Galerie herniederrieselte.

Plötzlich dröhnte ein Kanonenschuß durch die Nacht, rollte in langem Donner über das Meer und fiel jäh in die lärmende Fröhlichkeit.

Der Kapitän sprang auf und schaute mit einem Blick der Besorgnis auf seine Gäste. Ein jäher Ruck ging durch den Schiffskörper. Das rhythmische Vibrieren, das jedes Molekül dieses ungeheuren Organismus unausgesetzt durchströmt hatte — so daß man es gar nicht mehr empfunden hatte — hörte mit einem Schlage auf. Die Maschine stoppte. Der Kapitän eilte zur Tür und verschwand.

Die Musik brach ab. Eine nervöse Spannung malte sich auf allen Gesichtern, die sich bleich einander zuwandten. „Die Eng-

Der Deutsche nickte. „Hier ist mein Paß, und hier ist der meiner Frau.“

Der älteste der drei englischen Offiziere nahm die braunen Bücher in die Hand und las sie sorgfältig durch.

„Sie sind,“ sagte er in tadellosem Deutsch, „der Kaufmann Karl Reimers aus Hamburg?“

„Ja.“

„Sie sind auf der Fahrt nach Deutschland?“

„Ja.“

„Sind Sie militärpflichtig?“

„Ja.“

„Es tut mir leid, Mr. Reimers, aber ich muß Sie ersuchen, mir zu folgen!“

Der Deutsche warf einen Blick auf seine Begleiterin.

„Und meine Frau?“ fragte er.

Der Engländer sah die hochgewachsene Dame lächelnd an.

„Kann weiterreisen,“ sagte er höflich.



König Friedrich August von Sachsen (X) begrüßt seine Truppen auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz in Mex. Phot. Eugen Jacobi.

länder!“ flog es plötzlich durch den Raum. Und im nächsten Moment richteten sich aller Blicke auf die Deutschen.

Das junge Ehepaar löffelte mit der gleichgültigsten Miene von der Welt sein Dessert.

Die Tür ging auf. Der Kapitän erschien. „Herr und Frau Reimers, wenn ich bitten darf!“ sagte er mit einer seltsam heiseren Stimme. Die beiden blickten sich an und standen langsam auf. Aus einer Ecke kam ein Ruf des Unwillens. Er fand seinen Widerhall in den Herzen und auf den Gesichtern der andern. Und plötzlich erhob sich die ganze Versammlung und drängte den Deutschen nach die Kajütentreppe hinauf.

Der Kapitän stand im Gespräch mit drei Herren in englischer Marineoffiziersuniform. Und dort drüben, kaum zweihundert Meter entfernt, blickten die Laternen eines englischen Kriegsschiffes. Mit einer Handbewegung bedeutete der Kapitän dem deutschen Ehepaar, näher zu treten.

„Es tut mir leid, Herr Reimers,“ sagte er in entschuldigendem Tone, „aber diese Herren wünschen Ihre Papiere zu sehen.“

„Darf ich um zehn Minuten bitten? Ich möchte mein Gepäck holen und von meiner Frau Abschied nehmen.“

„Selbstverständlich.“

Durch die Reihen der Passagiere ging ein Murmeln des Unmuts. Der Kapitän trat hastig auf sie zu.

„Meine Herrschaften, bewahren Sie Ihre Ruhe! Dort drüben liegt der ‚Conqueror‘, wir stehen vor der Übermacht.“

Der Deutsche erschien mit seinem Bündelchen. Tausend Hände streckten sich aus. „Auf Wiedersehen!“ Demonstrativ schüttelte ihm alles die Rechte; und während er zwischen den Offizieren zur Keeling schritt, kam aus einem Winkel der Ruf: „A bas l'Angleterre!“ Die Offiziere gingen mit ihrem Gefangenen weiter, als hätten sie nichts gehört.

Am andern Morgen wurde Karl Reimers in aller Frühe in die Kajematten von Gibraltar eingeliefert. Er wurde in ein Zimmer geführt, das zwei Meter in der Länge und zwei Meter in der Breite maß, und legte sich vergnügt trällernd auf die Holzbank. Nach drei Tagen verlangte er den Arzt.

Der alte grauhaarige spanische Arzt Dr de Selva kam eine Stunde später und fragte freundlich:

„Nun, mein Lieber, wo fehlt's denn?“

„Herr Doktor,“ sagte Karl Reimers, „ich bitte, mich zu untersuchen.“

Der Arzt nickte. „Entkleiden Sie sich.“ Und zwei Minuten später fuhr Dr de Selva wie vom Donner gerührt zurück und eilte spornstreichs zum Gouverneur. „Mein Lord,“ sagte er, noch ganz atemlos, „der Gefangene Karl Reimers ist eine Frau.“

Lord Burlington, ein alter jovialer Herr, lachte. „Wissen Sie das genau?“

„Soweit dürfen Sie sich auf meine medizinischen Kenntnisse schon verlassen,“ sagte Dr de Selva und lachte gleichfalls.

Lord Burlington blickte ihr ins Gesicht. „Sie haben Ihre Kette und Ihren Paß mit ihm getauscht?“

„Ja.“

„Und wenn ich Ihren Mann jetzt noch festnehmen liesse?“

„Karl“ Reimers lächelte. „Das wird Ihnen kaum gelingen, Herr Gouverneur. Ich habe nicht unabsichtlich drei Tage gewartet mit dieser Meldung. Jetzt ist er längst über Genua auf dem Wege zu seiner Truppe nach Deutschland.“

„Um.“ Der Lord stand auf, trat ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf der Scheibe.

„Und was soll ich jetzt mit Ihnen machen? Wir haben kein Frauengefängnis auf Gibraltar.“

Ein spitzbübisches Lächeln trat auf ihr Gesicht.



Ein Schwimmbad für deutsche Soldaten im Felde.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Der belgische Kurort Spaa ist gegenwärtig als Erholungsort für die deutschen Soldaten eingerichtet. Sobald sie wiederhergestellt sind, kehren sie zur Front zurück. U. a. ist in Spaa ein Bassin für Schwimmer und Nichtschwimmer vorhanden, von dem eifrig Gebrauch gemacht wird.

Der Gouverneur klingelte. „Den Gefangenen von Nr. 64.“

Als „Karl“ Reimers, wieder vollständig angekleidet, in das Zimmer des Gouverneurs trat, stand Lord Burlington höflich auf. Er warf einen halb verschmitzten, halb strengen Blick über die zierliche Gestalt, die da vor ihm stand, und sagte: „Also, Herr Reimers, Sie sind eine Lady?“

„Karl“ Reimers errötete ein bißchen und senkte den Kopf.

Indem der Gouverneur versuchte, seiner Stimme einen drohenden Klang zu geben, fragte er:

„Wissen Sie, daß das eine Freiführung der englischen Behörden ist, die mit Gefängnis bestraft wird?“

„Karl“ Reimers zuckte die Achseln. „So muß ich es auf mich nehmen, Gouverneur. Die Hauptsache ist: Mein Mann ist gerettet!“

Sie wandte sich langsam zu ihm herum, und indem sie ihre leuchtenden Augen auf ihn richtete, sagte sie: „Dann wird es am besten sein, Herr Gouverneur, Sie lassen mich laufen!“

Am andern Morgen um zehn Uhr wurde dem italienischen Dampfer Santa Maria von der Bastion auf Gibraltar durch Signal angezeigt, daß er zu halten habe, um einen Passagier an Bord zu nehmen.

Während die kleine Feldbin die Gangway herunterschritt, stand Lord Burlington salutierend am Dod, und neben ihm seine Offiziere. Sie winkte fröhlich mit der Hand hinüber, und sie schwenkte noch ihr Tuch, als das Schiff in das Mittelländische Meer einbog. Und ihre glückstrahlenden Augen sahen trunken den blauen Himmel ein, der sich wolkenlos über ihr spannte, und sie nahmen Abschied von dem schneebedeckten Gipfel des Atlas, der von Süden herüber grüßte.

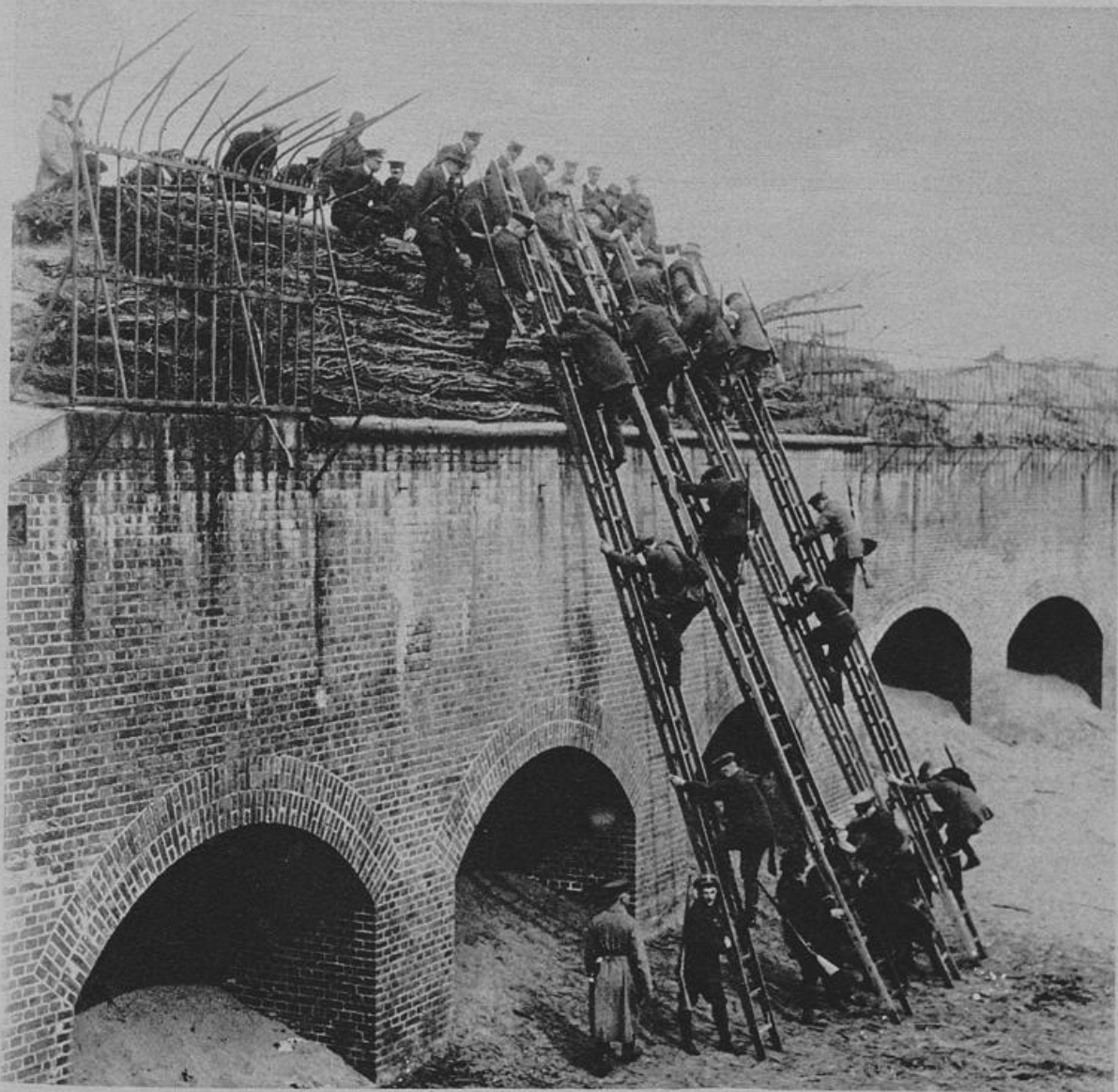
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 16.

Düsseldorf, 18. April

1915.



Vorbereitung der deutschen Jugend auf den Heeresdienst.

Markierter Sturmangriff mit Sturmleitern in den alten Festungswällen in Spandau.

Phot. A. Grobs, Berlin.



A Berlin!

Von Hermann Wagner.

An jenem denkwürdigen Tage des August 1914, der die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland brachte, stürzte der Notar des Städtchens K., eines ganz kleinen Ortes nördlich von Paris, mit vor Aufregung tiefrotem Gesicht in sein Stammlokal, holte vor dem versammelten Stammtisch tief Atem und rief wie befreit aus: „Endlich!“

Die Gesichter der drei andern Herren, nämlich des Herrn Apothekers, des Herrn Tierarztes und des Herrn Gemeindefekretärs, flogen überrascht in die Höhe, und aus dem Munde aller kam die erwartungsvolle Frage:

„Was?“

Der Notar, ein kleines dünnes Männchen mit der piepsenden Stimme eines Sperlings, machte mit seinen Armen den Versuch einer gewalttätigen Geste und rief aus:

„Meine Herren, der Krieg! Wir haben ihn! Endlich! Nun wollen wir die Preußen verhauen! Aber gründlich! So gründlich, daß nichts mehr von ihnen übrigbleibt! A Berlin, meine Herren!“

Der Apotheker, der Tierarzt und der Gemeindefekretär sprangen auf und stießen vor Begeisterung fast den Tisch um.

Sie schrien:

„Es lebe Frankreich!
Nieder mit den Deutschen!
A Berlin!“

Wenige Tage später war der Stammtisch abermals versammelt, und man wartete nur noch auf das Erscheinen des Gemeindefekretärs, der vor wenigen Minuten durch das Telephon in hastigen, abgerissenen Worten angekündigt hatte, daß auf dem Ante eine höchst wichtige, höchst erfreuliche Nachricht eingetroffen sei. Er stiege, um die Nachricht persönlich zu überbringen.

Man unterhielt sich unterdessen über die Erfolge, die nach Pariser Blättern die Russen über die Deutschen davongetragen hatten.

„Habe ich es nicht gesagt,“ prahlte der Tierarzt, „daß unsere Verbündeten die Preußen zu drei zerquetschen würden? An allen Punkten haben sie die deutsche Grenze überschritten! Eine ganze Armee vor Breslau ist geschlagen, bei Posen hat man 80 000 Gefangene gemacht, und die Festung Königsberg wird belagert und beschossen! ... Das ist slawische Kraft, meine Herren! Die Deutschen winseln allerorten um Gnade! Es leben die Russen!“

In diesem Augenblick wurde die Tür mit aller Gewalt aufgerissen, und der Gemeindefekretär schoß wie eine abgefeuerte Kanonenkugel in das Lokal.

Er schwang ein Blatt Papier in der Hand, die neueste Pariser Depesche.

Er schrie: „Sieg! Mülhausen ist erobert! Elsaß ist auf der ganzen Linie besetzt! Drei deutsche Armeen sind vernichtet! Weg steht vor dem Fall!“

Er fiel auf einen Stuhl nieder, um Atem zu schöpfen.

Man riß ihm das Papier aus der Hand.

Ein wirres, lärmendes Durcheinander entstand. Man umarmte sich, man schüttelte sich die Hände, man küßte sich.

Der Apotheker aber, ein dicker, schwerer Mann mit Herz- und Atembeschwerden, schwang sich mit einer verzweifelten Anstrengung auf den runden Tisch, erzwang sich durch mehrfaches pathetisches Häuspern Ruhe und begann eine großzügige patriotische Rede:

„Franzosen...!“

Von draußen drang der dumpfe Ton der Siegesglocken in das Lokal.

Es begab sich, daß im Verlaufe der allernächsten Tage, ja Stunden teils von den Franzosen, teils von den Russen eine ganze Reihe nicht nur von Städten, nein, von ganzen Provinzen erobert wurde.

Noch nie hatte der Wirt des Lokales, in dem der Herr Notar, der Herr Apotheker, der Herr Tierarzt und der Herr Gemeindefekretär verkehrten, so glänzende Geschäfte gemacht; denn da sich die Herren in endlosen Siegesdebatten heißer und trockener redeten, hatten sie es nötig, die Stühle gründlich und oft mit Wein anzufeuchten.

Die langersehnte herrliche Stunde der Revanche hatte nun endlich geschlagen! Wie ein einziges Boll von einigen Brüdern war die halbe Welt über diese Deutschen hergefallen, um sie für den Hochmut, mit dem sie es gewagt hatten, sich an die erste Stelle zu drängen, exemplarisch zu bestrafen. Bald lagen sie völlig wehrlos am Boden. Und die Sieger gingen dann daran, sich in das Fell des Tieres, das sie erlegt hatten, zu teilen.

In dieser Aufteilung des erlegten Reiches entwidelte der Stammtisch ein bemerkenswertes Geschick und eine reiche Phantasie.

„Elsaß, den Rhein und den ganzen Süden den

Franzosen!“ dekretierte der Notar schon ganz erregt.

„Den Norden und die Kolonien unsern Freunden, den Engländern!“ befahl der Apotheker.

„Den Osten den Russen!“ gab der Tierarzt sein Wort ab.

„Und den Deutschen?“ fragte der Gemeindefekretär. „Was lassen wir den Deutschen?“

Die deutsche Sonne bricht durch! ...

Von Max Beyer.

In den Klängen blanker Schwerter,
Der Gewehre hellem Lauf,
Strahlend über Land und Meer
Gehet die deutsche Sonne auf! ...

Auf den blinkenden Geschützen,
Um der Panzer Kiel und Turm,
Welch ein Leuchten, Welch ein Blitzen
In dem dunklen Schlachtensturm!

„Vorwärts!“ ... krachen die Kanonen,
Und die Mörser donnern drein,
Wo noch gute Menschen wohnen,
Da wird deutscher Frieden sein! ...

Man überlegte sehr lange und erwog, ob man nicht einfach mit einem schlanken „Nichts!“ antworten solle.

Doch überwogen in dem Gemeindefekretär eine gewisse Würde und der Edelmut des nachsichtigen Siegers, und er entschied deshalb in ruhigem, aber begeistertem Ernste:

„Ich meine, daß man den Deutschen den Rest lassen kann: die gehörig beschnittene Mitte. Wir sind keine Barbaren! Wir sind das Volk der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit!“

Die andern erhoben enthusiastisch die Gläser und riefen an: „Vive la France!“ riefen sie.

Es war fabelhaft: die verbündeten Armeen kamen, sahen und liegten!

Der Stammtisch schwelgte in der Erwartung des letzten großen Schlages, der nun jeden Tag das Ende des blind in sein Verderben rennenden Feindes bringen mußte.

Oh, wie genial war doch der Plan des französischen Großen Generalstabes!

Zimmer weiter lockte man die Deutschen in das Land herein, um schließlich die Tür hinter ihnen zuzuschlagen und sie nicht mehr herauszulassen.

Schon standen die Deutschen vor St. Quentin, die Lölpel, und hatten keine Ahnung davon, welches Unheil ihnen allen bevorstand!

Der Stammtisch war in heller Begeisterung entflammt.

„Brüder,“ rief der Apotheker mit einer Stimme, in der das Pathos des weltgeschichtlichen Moments nachkitterte, „Brüder, die



Frühling an der Aisne: Soldaten beim Statspiel an einem Waldesrand.

Phot. Kripz, Presse-Büro.

Infolge des milderen Klimas in Frankreich herrscht dort schon eine warme und beständige Witterung, die für unsere Feldgrauen eine Erlösung von dem Quartierleben in zerschossenen Häusern usw. bedeutet; die Soldaten verleben ihre dienstfreie Zeit jetzt schon teilweise im Freien.

Es verging kein Tag mehr, der zum Frühstück, zum Mittagessen und zum Abendbrot nicht ein Extrablatt mit der Nachricht von einem Duzend Siegen gebracht hätte.

Nein, so bejammernswert, feige und armselig hatte sich der Stammtisch die deutschen Truppen doch nicht vorgestellt!

In der Nordsee vernichteten die Engländer die deutsche Flotte, die gleichsam nur noch ein einziges rauchendes Rad bildete, über Baden und die Rheinlande trieben die Franzosen die fliehenden deutschen Heere vor sich her, und die ungeheuern Massen der Russen standen schon drohend vor den Toren Berlins.

Was blieb den armen Geheßten anderes übrig, als sich nach Belgien hinauszuflüchten, wo Franzosen, Engländer und Belgier schon bereitstanden, sie in eine wohl erwogene Falle zu locken und sie mit Saab und Rad dann einfach gefangenzunehmen.

Entscheidung naht! Morgen werden die Deutschen in unserer Stadt sein! In endlos langen Reihen werden sie in die Gefangenschaft getrieben werden!“

Dieser Tag der Entscheidung brach an.

Der Stammtisch war schon vormittags auf seinem Posten und wartete.

„Wo nur die Extrablätter bleiben?“ murmelte der Apotheker. Der Stammtisch erwog auch am Nachmittag die Lage.

„Ob es am Ende schiefgegangen ist?“ wagte der Notar schüchtern zu fragen.

Und der Stammtisch trat schließlich auch am Abend beratend zusammen.

„Sonderbar,
— daß sich kein
Deutscher bliden
läßt!“ äußerte
büßter der Tierarzt,
der sonst nie aus
der Ruhe zu brin-
gen ist.

In diesem
Augenblick stürzte
schreckensbleich der
Gemeinbesetretär
über die Schwelle
und rief in höch-
ster Erregung:

„Rettet euch;
— die Preußen
kommen!“

Verständnis-
los starcte man
ihn an.

„Als Gefan-
gene?“ fragte man
gleichzeitig wie
aus einem Munde.
Der Gemeinbe-
setretär strich sich
den Angstschweiß
von der Stirn
und stöhnte:



Bismarckfeier im Lazarett.

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Im Barackenlazarett Tempelhof bei Berlin fand eine originelle Bismarckfeier statt. Ein Korps kleiner Knaben mit den Fahnen der Verbündeten und der Fahne des Roten Kreuzes erfreute die Verwundeten durch den Vortrag einiger patriotischer Lieder. Hieran schloß sich die Festrede.

„Nein, als
Sieger! Man hat
uns belogen!
Wir sind geschla-
gen auf der gan-
zen Linie! Die
Deutschen mar-
schieren auf Paris
los! Wir müssen
fliehen!“

Eine Pause
atemlosen Ent-
setzens entstand
plötzlich.

Da hörte man
plötzlich Trom-
petensignale und
das Getrappel
galoppierender
Pferde auf der
Straße.

Und ein Mann
riß die Tür eilig
auf und schrie
atemlos vor Auf-
regung:

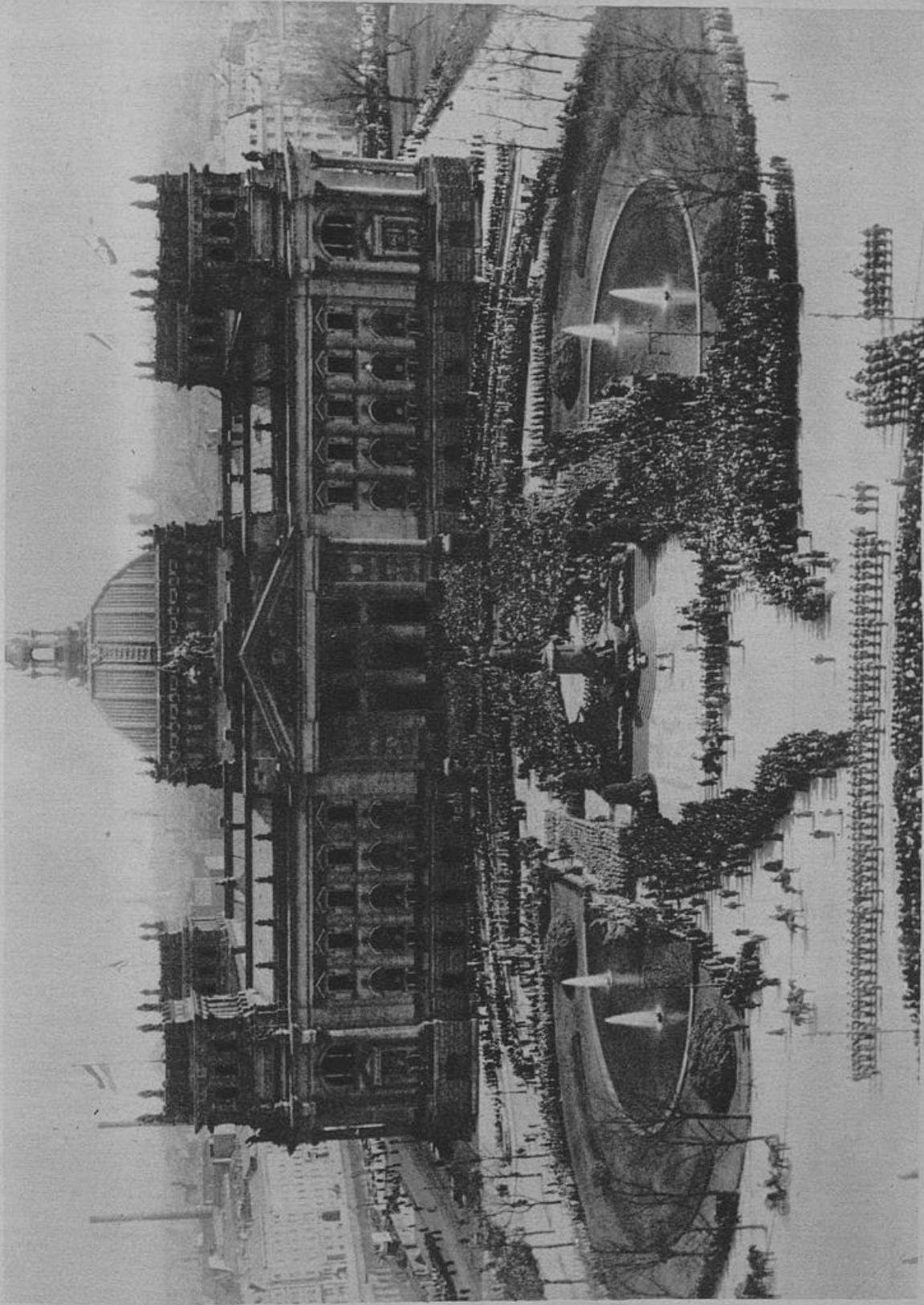
„Messieurs,
Messieurs — die
— deutschen —
Ulanen!“



Feier des 100 jährigen Geburtstages des Fürsten Bismarck in Berlin.

Phot. Hoffmann.

1. Prinz Wilhelm von Preußen, der älteste Sohn des Kronprinzen, als Vertreter des Kaisers, 2. Fürst Otto v. Bismarck, der Enkel des Reichskanzlers, 3. Excellenz v. Kessel, 4. Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, 5. der Präsident des Reichstages, Dr. Kaempf, bei der Feier am Bismarckdenkmal.



Die Bismarckfeier in Berlin am Bismarckdenkmal vor dem Reichstagsgebäude: Heberblick über den feierlichen Akt der Kranzniederlegung von der Siegessäule aus. Im Vordergrund die Ehrenkompanie.

Phot. H. Groh.

Als das Glück kam.

Erzählung von Th. Randal. Aus dem Schwedischen von Hea Sternberg.

Sie hatte viel Sorgen gehabt und wenig Freuden. Früh schon hatte sie ihren Mann verloren, den guten, treuen Mann, und war mit ihrem kleinen Mädchen allein zurückgeblieben; ohne eine männliche Stütze mußte sie sich durchs Leben kämpfen. Kummer und Entbehrung standen seitdem auf dem täglichen Programm, und düster sah es aus, wohin sie sich auch wandte. Und dennoch zweifelte sie in all dieser Trübnis nicht eine Sekunde daran, daß das Glück doch auch zu ihr noch einmal kommen werde. Das glaubte sie in den funkelnden Sternen droben zu lesen, wenn sie, ihre kleine Tochter im Arm, zu dem gestirnten Firmament aufblidte,

durchs Leben kämpfen. Mit reichen Kenntnissen und guten Fähigkeiten ausgestattet, bekam sie eine Stellung als Erzieherin in einer Familie. Doch auch hier mußte sie manche Demütigung ertragen. Ihre Briefe an ihre Mutter atmeten oft tiefe Schwermut, so sehr sie sich auch bemühte, ihr möglichst froh zu erscheinen.

Doch die Mutter hielt fest an ihrer Hoffnung. „Glaube mir, meine Bera, das Glück kommt, es kommt für uns beide. Verliere nur nicht den Mut!“ schrieb sie an die Tochter.

Aber die brave Frau war im Laufe der Jahre schwächer und schwächer geworden, und nun erkrankte sie, und Bera kam heim



Lezte Raft der Landfürmer mit ihren Angehörigen am Bahnhof vor der Abfahrt.

Phot. R. Semede, Berlin.

nachdem die schwere Arbeit des Tages vollbracht war. So verging die Zeit. Alter und Sorge drückten ihren harten Stempel auf ihr einst so schönes Gesicht, doch das Glück blieb noch immer aus. Sie aber verzweifelte nicht, es würde kommen. Dieser Gedanke gab ihr den Mut zum Leben und die Kraft zur Arbeit.

Ihre kleine Tochter wuchs heran unter dem Druck der Erfahrung, was es heißt, arm zu sein. Die Mutter hatte sie in eine gute Schule gegeben, und da war sie gar oft die Zielscheibe höhnischer, verächtlicher Bemerkungen ihrer Gefährtinnen.

Denn ihre Kleider waren zwar sauber, doch geflickt, und ihr Frühstück zwar hinreichend, doch ärmlich. Oft schwebte ihr eine heftige Antwort auf den Lippen, wenn die andern sie verhöhnten, doch dann tauchte vor ihrem Inneren ein milbes, leidendes Frauenantlitz auf — das Bild ihrer geliebten Mutter — und sie schwieg. Bera verließ die Schule und sollte sich nun mit eigener Kraft

um sie zu pflegen. Sie fand die Mutter gelähmt. Verzweifelt warf sie sich vor ihrem Bett nieder und weinte bitterlich.

Doch die Mutter lächelte nur matt, schaute mit ihren milben blauen Augen an Bera vorüber in die Luft und flüsterte: „Mut, meine Tochter, noch kann das Glück kommen!“

„Das Glück!“ Bera lächelte bitter. Würde es je kommen?

Bera gelang es, sich einige Schülerinnen zu verschaffen, die sie im Hause der Mutter unterrichtete. Groß waren ihre Einnahmen nicht, doch das Dach über dem Kopf, das Essen und ärztliche Hilfe konnte sie schaffen, und damit mußte sie sich begnügen. Wenn sie keine Stunden gab, saß sie am Bett der Mutter und las vor. Sie schmückte ihr das Zimmer mit Blumen und war bemüht, mit Kummer im Herzen das traurige Dasein ihrer geliebten Mutter so leicht und heiter wie möglich zu gestalten. Sich selbst ver sagte sie jede Freude. Und doch kam niemals eine Klage über ihre Lippen.

So war sie zwanzig Jahre alt geworden.

Doktor Walter, der stattliche blonde Arzt mit den freundlichen blauen Augen, kam täglich, um nach der Mutter zu sehen. Wenn er ging, blieb er stets noch einige Minuten im Vorzimmer, wohin Bera ihn begleitete. Er ergriff ihre Hand und sah ihr dann mitleidig in die großen, traurigen Augen.

„Sie sind sicher übermüdet, armes Kind!“ sagte er freundlich. „Dieses beständige Wachen macht Sie bleich und mager. Wollen Sie nicht einmal ausgehen? Ich würde inzwischen bei Ihrer Mutter bleiben.“

Müde schüttelte Bera den Kopf, und ein feines Rot färbte ihre bleichen Wangen.

„Danke, Herr Doktor,“ erwiderte sie, „Sie sind gar zu gütig, aber ich möchte meine Mutter nicht verlassen.“ Nochmals drückte er ihre Hand, nickte und ging.

Die Kräfte der Mutter schwanden immer mehr dahin, und eines Tages bat der Arzt Bera in das Nebenzimmer, nachdem er der Kranken seinen Besuch gemacht hatte. Sie war nun seit einem Jahre siech, und während der ganzen Zeit hatte Bera Tag und Nacht unermüdet an ihrem Bett gewacht, sich stets nur wenige Stunden Schlaf gönnend. Als der Arzt nun mit ihr allein sprechen wollte, begriff sie sofort, was das bedeutete, und es war, als verlasse sie nun plötzlich all ihre Kraft und all ihr Mut. Unfähig, sich aufrecht zu halten,

sank sie in einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen. Der Arzt trat zu ihr, nahm ihre Hände in die seinen und sagte mild: „Mein liebes, liebes Kind, Sie wissen, was ich Ihnen sagen will, zum Teil wenigstens: Ihre Mutter wird nur noch wenige Stunden unter ihren irdischen Qualen zu leiden haben — Weinen Sie nicht, Kind, es ist so am besten. Aber was Sie vielleicht nicht wissen, ist, daß ich Ihre duldsame kleine Seele liebe, die so ergeben das schwere Kreuz trug, und daß ich nichts inniger wünsche, als Ihnen eine ruhige, lichte Zukunft zu bereiten. Sag' — Bera, darf ich?“

Er hatte sie vom Stuhl gehoben und drückte sie nun an sein Herz — denn er hatte ihre stumme Antwort in den großen, tränenerfüllten Augen gelesen.

Arm in Arm gingen sie zu der kranken Mutter hinein und sanken vor ihrem Bett in die Knie.

Die alte Frau lag so still in ihren weißen Kissen. Ein heller Sonnenstrahl tanzte auf der weißen Dede, und ein Waldblumenstrauß verbreitete einen frischen Duft im Zimmer.

„Gib uns deinen Segen, liebe Mutter!“ bat der Doktor.

„Ja, ja!“ flüsterte die Kranke. Plötzlich breitete sich ein verklärter Glanz über ihre milden Züge, ihre Augen lächelten, und leise, fast lautlos flüsterte sie:

„Siehst du, Bera, siehst du, mein liebes Kind, das Glück kam doch noch zum Schluß, kam — zu uns — beiden!“ —



Badegelegenheit für unsere Soldaten in der vordersten Front: Der Badezug des 1. bayr. Reservekorps. Der Zug besteht aus der Lokomotive, dem Wasserwagen, drei Badewagen, einem An- und Ausleidewagen und einem Wohnwagen für das Personal des Zuges. Das Wasser wird durch den Dampf der Lokomotive erhitzt und auch mittels Dampfes in die Badewagen gedrückt. Phot. W. Braemer, Berlin.



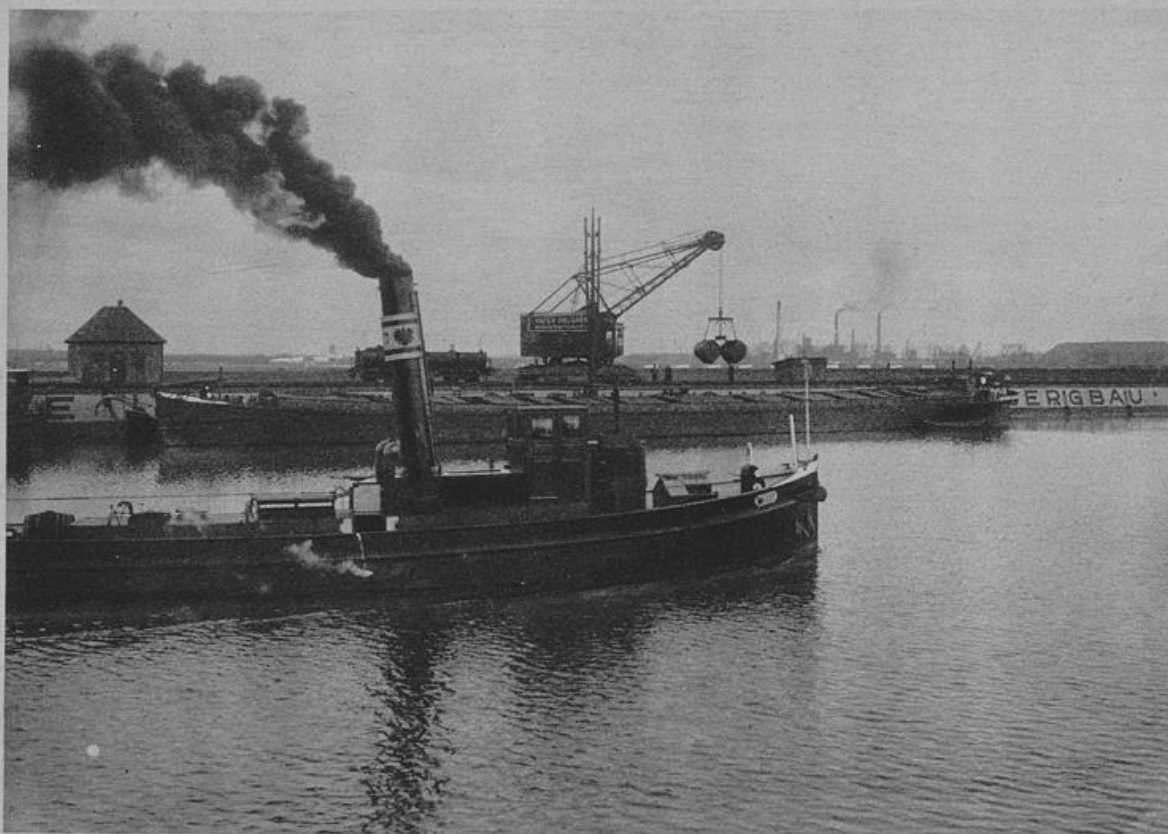
Das Innere eines Badewagens des Badezuges des 1. bayr. Reservekorps. Phot. W. Braemer, Berlin. Jeder Wagen enthält 16 Brausen, der dritte Wagen 10 Brausen und ein Wannensbad.

Neue Häfen am Rhein-Herne-Kanal.



Bergfistalischer Hafen in Bottrop bei Essen.

Der preussische Bergfiskus besitzt bei Gladbeck nördlich des Rhein-Herne-Kanals große Schachttanlagen. Er hat darum zur Frachtersparnis eine 400 m lange Hafenanlage geschaffen, in der täglich mehrere Tausend Tonnen geladen werden können. Ein großer Vorratsplatz liegt am Hafenboden und wird von einer fahrbaren Ladebrücke von 160 m Länge und 90 m freier Spannweite bestrichen. Hier werden große Mengen Kohle aufgestapelt und zur Zeit g. o. f. Bedarfes verladen. Die Ladebrücke und die elektrisch betriebenen Krane sieht man im Hintergrunde des Bildes; dort liegen auch die fechtüchtigen holländischen Ewer, während im Vordergrund ein staatliches Schleppboot fährt. Der Hafen stellt eine Erweiterung des Kanalbettes dar und ist von einer Ufermauer eingefasst.



Hafen Prosper der Arenberg'schen Bergbaugesellschaft.

Der Hafen hat dreieckigen Grundriß, weil an einem Ende ein Schiffswendeplatz liegt, der das Becken erweitert. Die Kohlen kommen in Kübeln an, die zu je 4 auf einem Eisenbahnwagen stehen. Jeder Kübel faßt $2\frac{1}{2}$ Tonnen und wird in 2-3 Minuten vom Wagen ins Schiff entleert, indem der Kran den Kübel vom Wagen hebt, dreht und zangenartig öffnet. Die Schiffe sind 80 m lang und fassen etwa 1000 Tonnen. Mehrere tausend Tonnen können täglich im Hafen geladen werden. Ein normaler Eisenbahnwagen faßt 10 Tonnen. Auch Grabenholz für die Zechen der Gesellschaft kommt hier an, ebenso dient der Hafen der Verladung von Altisenmaterial.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 17.

Düsseldorf, 25. April

1915.



Bismarckfeier am Niederwalddenkmal zum 100. Geburtstag des Altreichskanzlers.

Die Todesbatterie.

Von Robert Wünsche.

Die deutsche Artillerie war bis nahe an die Schützengruppen vorgedrungen. Eingegraben in den kalten Boden, untergetaucht auf dem weiten winterlichen Feld, lagen die deutschen Infanteristen in den Schützengruben, diesmal Gewehr bei Fuß, und warteten, bis ihre Artillerie die feindlichen Stellungen sturmreif gemacht hatte. Seit Tagen, nein, seit Wochen wurde um die paar Gräben von hüben und drüben blutig gekämpft. Diese Rinnen in der Erde näherten sich einander immer mehr mit unheimlicher Sicherheit.

Und nun lag Feind an Feind. Die deutschen Soldaten konnten ihre Gegner sprechen hören. Diese wieder riefen, wenn das Feuer einmal für kurze Zeit schwieg, ein paar Worte herüber — dann kam die Stimme der Natur und der Menschlichkeit zu ihrem Recht, und die blutige Feindschaft schien vergessen — auf wenige Stunden, bis wieder die Kanonen ihre eiserne Sprache redeten und in dem wütenden Brüllen der feuerspeienden Schlünde alles unterging und nur mehr die Kampfeswut blieb.

„In zwei Stunden sind sie drüben reif,“ sagte der Oberleutnant, der die Kompanie im Schützengraben kommandierte, zu dem neben ihm im Unterstand sitzenden Leutnant.

„Wir werden sie im ersten Sturm herauswerfen,“ erwiderte jener.

„Es sind mehr Engländer als Franzosen gegen uns. Mit den verdammten Tommys werden wir ja einen härteren Stand haben als mit den Franzosmännern. Hören Sie nur, Kamerad — das muß ein Volltreffer unserer Artillerie gewesen sein.“

Sie lauschten. Ein furchtbarer Donner drang von der feindlichen Stellung herüber, dem sogleich ein weithin hörbares Zischen folgte — und dann stieg fernengerade eine mächtige Feuerfäule zum Himmel empor, der grau und melancholisch auf die Schneelandschaft nieder-

drückte. Sekundenlang stand die Feuerfäule, dann brach sie in sich zusammen und ließ eine dunkle Wand von Rauch und Qualm zurück.

„Das ist in die Munition gegangen,“ lachte der Oberleutnant.

„Unsere Kerls haben großartig gezielt.“

„Na, wo sich unsere Artillerie erst einmal eingeschossen hat, da ist sie auch wie ein Bulldogg, der gefaßt hat. Die Jungen lassen nicht mehr los.“

„Sie sind uns drüben nur momentan an der Zahl der Geschütze überlegen,“ meinte der Oberleutnant.

„Dafür haben wir die besseren Mörser.“

„Wohl. Aber die Verluste empfinden wir stärker. Haben Sie gelesen, Herr Kamerad, daß die Franzosen uns unsere Munition schlechtgemacht haben? Dabei sind die Blindgänger, die wir hinüber feuern, belgische und französische Granaten, die wir ihnen abgenommen haben, und die doch schließlich auch ihre Verwendung finden müssen.“

Ein fürchterlicher Krach beendete das Gespräch. Das Getöse, welches in unmittelbarer Nähe des Unterstandes erfolgte, trieb die beiden Offiziere hinaus. Eine Granate war in den Schützengraben gefallen. Drei Mann waren tot, die andern waren eingegraben in Lehm und Erde, so daß sie von ihren Kameraden wieder herausgehauelt werden mußten. Beinahe wäre ein braver Landwehrmann dabei erstickt.

Der Oberleutnant hob den Kopf und sah über die Wehr.

Da ging es auch schon los: Kred — kred — kred —, und blitzschnell riß ein Unteroffizier seinen Vorgesetzten nieder.

Der lachte. Aber das Lachen war doch nicht ganz frei und echt. Denn drüben heulten die Maschinengewehre los und spritzten einen Hagel von Kugeln herüber. Es war ein Wunder, daß der Offizier noch



Rekrutenvereidigung des II. Ersatzbataillons Inf.-Reg. 16 vor dem königlichen Schloß in Benrath a. Rh. Phot. Feig Pallen, Benrath.

heil weggenommen war. Der Unteroffizier wies auf einen Mann, der starr und tot in einer Erdmulde lag und sagte:

„Hat heute nacht auch über den Erdlamm gepöht, Herr Oberleutnant, bekam auf der Stelle Kopfschuß. Die Engländer schießen wie die Teufel.“

Nun wurde es wieder still.

Die Schrapnells flogen von drüben herüber wie der Hagel, der über ein Feld geht.

Die Franzosen machten verzweifelte Versuche, gegen die deutsche Artillerie aufzukommen, die in der feindlichen Stellung entsetzliche Verwüstungen anrichtete.

Und die tapferen Mannschaften im Schützengraben lagen mit zusammengekniffenen Lippen, feierlichen Ernst in den Gesichtern, denn jeden Augenblick konnte das Kommando kommen:

„Pflanz Seitengewehr auf. Zum Sturm!“ Na, es war auch die höchste Zeit. Keine Stunde würden sie es mehr aushalten. Seit

drei Tagen lagen sie in den eingefrorenen Gräben, überschüttet von dem feindlichen Feuer, das sie nicht hinreichend stark erwidern konnten, und warteten in erbitterter Ruhe auf den Augenblick, wo man sie vorrückte, die Stellung des Gegners zu nehmen.

Der Oberleutnant zuckte zusammen.

„Das war hinter unserm Rücken.“

In der Tat — der entsetzliche Krach kam von rückwärts, wo die deutsche Artillerie stand — und hätten die in den Schützengraben das schreckliche Drama beobachten können, das sich da vollzog, sie wären nicht mehr

zu halten gewesen und sicher hineingelaufen in Tod und Verderben, denn noch war die feindliche Stellung nicht sturmreif, und in diesem



Korbflechten von Verwundeten im Vereinslazarett Südteln.

Die Kranken und verwundeten Soldaten haben an der Beschäftigung des Flechtens von Peddigrohr-Körbchen, wozu ihnen die Pflegerinnen die ersten Anleitungen gaben, viel Gefallen gefunden.



Ein deutsch-österreichisches Feldlazarett in den Karpathen.

Ärztinnen des Feldlazarett Nr. 6, des Garde-Reservekorps und des 1. t. Reserve-Spitals arbeiten dort gemeinschaftlich. Der mit x bezeichnete Stabsarzt ist der unlängst dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete Oberfeldarzt Dr. Daniel.



400 erbeutete russische Feldkanonen, dahinter 107 französische Festungsgeschütze verschiedenen Kalibers bei der Firma Krupp in Essen.
Phot. A. Grohs, Berlin.

ürchterlichsten aller Kriege entschied nicht nur die persönliche Tapferkeit, sondern — und die zumeist — die Kraft der Technik und der Erfindungsgabe des menschlichen Geistes.

In guter Deckung, hinter Unterholz, standen die deutschen Batterien, die bis jetzt dem Feinde so viel Schaden zugefügt — und eben war wieder ein Volltreffer drüben gemeldet worden, als die Deutschen einen Schuß belamen, der in seinen Wirkungen entsetzlich genannt werden mußte.

War es ein Flieger gewesen, der in grauem Morgennebel über den deutschen Stellungen gemeldet worden war, und den man nicht hatte herunterholen können? Oder hatte sich in der Stille der Nacht ein feindlicher Rundschaffter durch die deutsche Postenkette geschlichen und die deutsche Batterie markiert?

Dem mochte nun sein, wie ihm wollte — eine Granate war mitten hineingeschmettert und hatte Pferde und Mannschaften zerlegt — in dem Getümmel, in dem Wirrwarr zuckender Körper, sich aufbäumender Pferde, deren Flanken von Granatsplittern aufgerissen waren, in dem Getöse und den hin- und herschallenden Kommandos war einige Sekunden lang nichts zu unterscheiden.

Aber da kamen schon Ersahmannschaften herbei, und ohne Zagen und Zaubern nahmen sie die Stellungen ihrer gefallenen Kameraden ein, während diese in dem Regen neuer, einschmetternder Granatsplitter von den tapferen Sonitälern weggeschafft wurden —

Es dauerte keine fünf Minuten, da kam ein neuer Volltreffer. Wieder das gleiche Bild. Schwere Verluste auf deutscher Seite — und was das Schlimmste war:

„Ich kann die Batterie nicht finden, die uns diese Granaten herüberschickt,“ rief der Batteriechef seinem Oberleutnant zu.

„Die Geschößbahn ist eine andere als die bisherige. Die französische Artillerie schoß bis jetzt weit über uns hinweg — die Schüsse kommen von einer andern Batterie, die ich nicht finde!“

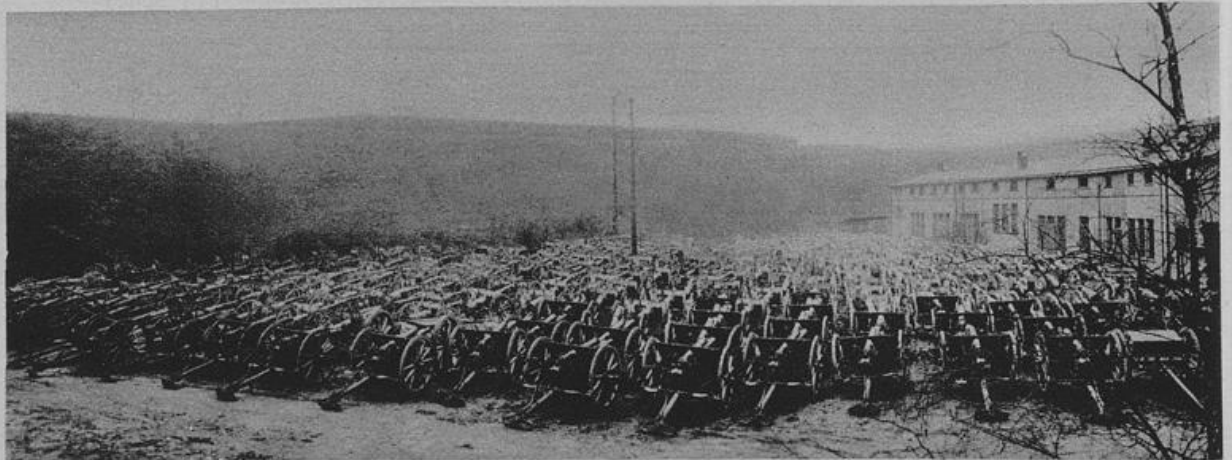
Es klang etwas wie Verzweiflung aus den Worten des braven Offiziers, der zwischen Toten und Verwundeten stand und vergeblich versuchte, mit Hilfe des Feldtelephons, das zu dem Beobachter in dem Fesselballon führte, festzustellen, woher die fürchterlichen Treffer kamen. In dem Fesselballon saßen zwei Offiziere mitten im Feuer der Feinde, die natürlich alles aufboten, um die verwünschten Zuschauer der Schlacht unschädlich zu machen, und funkten die Treffer der deutschen Artillerie hinunter. Diese beiden Offiziere hatten mit Schrecken erlannt, daß eine verborgene Batterie plötzlich die deutschen Stellungen mit Vollgranaten beschöß — aber auch ihnen gelang es nicht, die zweifellos weit rückwärts eingebaute und vortrefflich maskierte Stellung der Engländer auszulundschaften.

Inzwischen wurde die Lage der Deutschen in dem Unterholz geradezu verzweifelt, und auch die Schützengräben gerieten durch das wohlgezielte englische Feuer in die größte Gefahr.

Hinten beim Stab lief eine Meldung um die andere ein. Vergeblich alarmierte der Kommandierende General alle vorgeschobenen Telephonposten — vergeblich gingen Patrouillen, die mit diesen Feldtelephonisten in Verbindung blieben, so weit wie nur möglich an den Feind heran — die geheimnisvolle Batterie war nicht zu finden, die Deutschen nach wie vor ihrem verlustreichen Feuer ausgeleert.

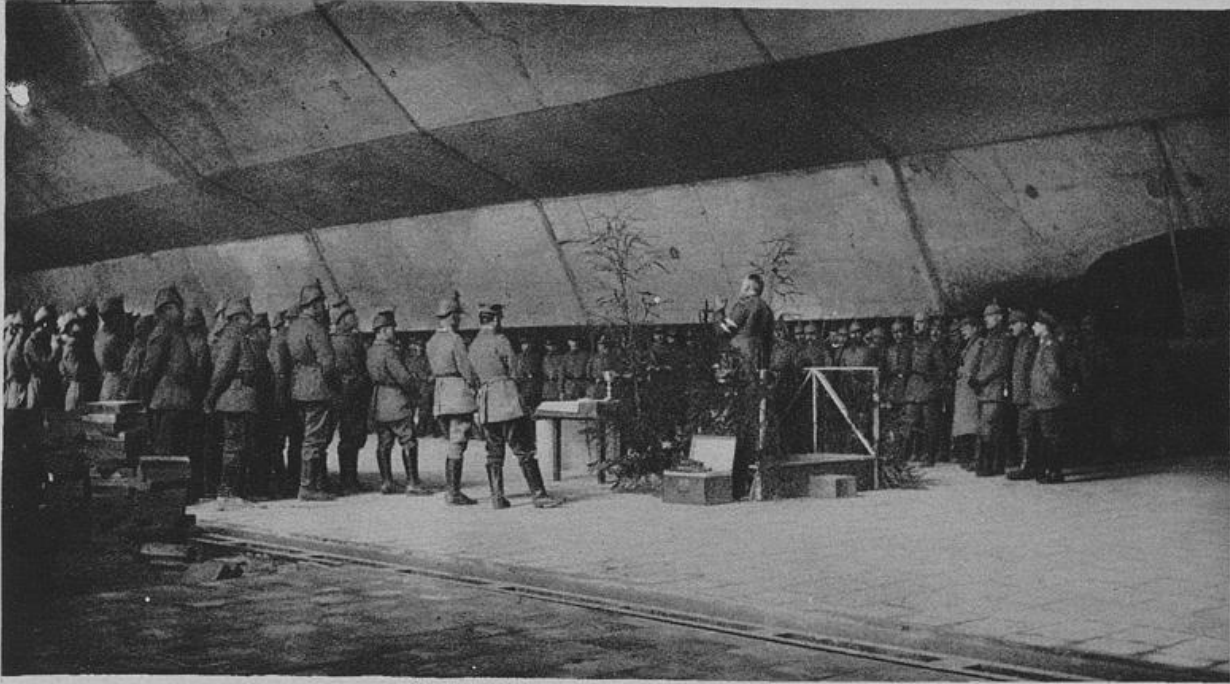
„Herr Major,“ sagte der General zu einem seiner Offiziere, den das Eiserne Kreuz schmückte, „telephonieren Sie in den Fliegerpark: Die zwei schneidigsten Piloten sollen sofort aufsteigen. Stellung der feindlichen Batterie erkunden.“

Eine Viertelstunde später ging ein deutscher Flieger über das Lager des Feindes weg — und eine Stunde später hatte die deutsche Artillerie die maskierte Stellung der feindlichen Batterie. Ein Volltreffer aus einem österreichischen Mörser — und die Todesbatterie schwieg. Das war der Augenblick, wo die deutsche Infanterie mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm vorging.



400 eroberte französische und englische Feldgeschütze auf einem Hofe bei Krupp.

Photo-Verlag Berlin.



Seldgottesdienst unter einem Zeppelin-Luftschiff.

Landsturm musterung.

Von Kurt Franke.

Sch geriet in letzter Zeit immer in beträchtliche Verlegenheit, wenn mich irgendein guter oder böser Bekannter anhielt, maliziös lächelte und fragte:

„Was schreiben Sie denn jetzt?“

Ja, was schrieb ich denn jetzt?

Natürlich lauter Dinge, die in irgendeinem Zusammenhange mit dem Kriege standen.

„So — haben Sie denn auch gebient?“

„Nein.“

„Und trotzdem —?“

Dieses „trotzdem“ war jedesmal um so maliziöser, je weniger der Frager selbst militärischen Dienst geleistet hatte.

Und dennoch schämte ich mich immer ein ganz klein wenig.

Denn es schien mir, daß das bloße Schreiben in dieser bewegten Zeit doch eine recht bequeme Sache sei — besonders dann, wenn es im sicheren Zimmer, nahe am gut geheizten Ofen und unter der Obhut einer um das leibliche Wohl des Gatten emsig besorgten, liebenden Frau geübt wurde.

So begab ich mich denn zur Landsturmmusterung auf das k. u. k. österreichisch-ungarische Konsulat in Dresden mit Gefühlen, in denen eine heimliche Erwartung lag. Würde man mich nehmen?

Verschiedene Tanten, Onkel, Vettern und Basen hatten über diese Frage freilich schon längst glattweg entschieden: nein!

„Du bist zu nervös!“ sagte Onkel Otto.

„Du bist zu schwach!“ meinte Tante Klara.

„Mit deinem Bauch?“ grinste Vetter Erich.

„Wo du halb blind bist?“ staunte Kusine Karoline.

Und nur meine Frau seufzte bekümmert, wies auf einen Traum mit böser Bedeutung hin, den sie kürzlich gehabt hatte, und sagte:

„Natürlich werden sie dich nehmen, wo du doch so dumm bist und dich darüber so freust!“

* * *

Als ein solcher Mensch, der einen bestimmten Namen hatte, war ich in den Saal des „Kronprinz Rudolf“ eingetreten, als ein zu einer bloßen Nummer degradiertes Abstraktum stieg ich die Treppe zu jenem Zimmer hinauf, in dem mehrere junge Beamte die Legitimationspapiere zu prüfen hatten. Als Nummer 46!



Hungernde Polentinder werden von deutschen Soldaten mit warmem Essen versorgt.

Eine große Menge von Männern war in dem Zimmer, Männer, von denen ich gar nicht glauben wollte, daß sie nicht älter seien als ich, da nicht wenige von ihnen wunderschöne Vollbärte trugen, die ihnen ein wahrhaft stattliches und imponierendes Aussehen verliehen.

Auch Athleten sah ich unter ihnen.

Besonders einer erregte meine Bewunderung und meinen Neid, ein rotköpfiger Hüne, dem es ein Leichtes sein mußte, ein halbes Duzend Serben mit einem Schläge niederzutreten.

Ich zauderte denn auch nicht, sofort seine Bekanntschaft zu machen, indem ich ihm einen Klaps auf die prächtigen Schultern gab und sagte:

„Na, Freundchen, dich nimmt man sicher!“

Wo-auf er merkwürdigerweise nicht wenig erschrocken schien und mich fragte: „Glauben Sie?“

Nun ging es vorerst noch einmal in den Saal hinunter, der gestopft voll von Gestellungspflichtigen war, die sangen, tranken, rauchten,

Augen gleichsam Ausrufungszeichen. „Mich — mich kranken Menschen?“

Ich hielt ihm mein Glas Münchener entgegen und stieß mit ihm an. „Auf Ihre Krankheit!“ sagte ich mit Betonung.

Endlich war es so weit, daß ich mit einem halben Duzend anderer in das Zimmer des ausmusternden Stabsarztes gelangte.

Vor mir stand mein Niese.

Er war aufgeregt und rot und hielt einen zusammengefalteten Zettel in der Hand. Das war sein Attest.

„Ich verstehe nicht,“ raunte er mir zu, „warum die, die angenommen sind, so lustige Gesichter machen!“

Nein, das verstand er nicht.

„Vortreten!“

Mein Niese trat vor.

Der Stabsarzt betrachtete ihn, und es machte durchaus den Ein-



Vom heiligen Krieg des Islams: Blick auf das rege Hafenleben in Konstantinopel zur Kriegszeit.

achten, während ein Jüngling an einem atz verstimmten Klavier aß und österreichische Märsche und Walzer spielte.

Mein Athlet folgte mir wie ein treuer Hund, nahm neben mir Platz und bestellte eine Flasche Selters.

„Nämlich,“ sagte er erklärend, „ich vertrage kein Bier.“

Dies schien mir etwas verwunderlich, denn ich meinte, ein Niese müsse alles vertragen können.

„Wo denken Sie hin,“ jammerte er, „ich habe es in den Nieren!“

Er hatte es nicht nur in den Nieren, sondern auch auf der Lunge, im Rücken, in beiden Beinen und im Kopf.

Besonders, so schien mir, im Kopf.

Und er zog ein Attest aus der Tasche, in dem ihm ein Arzt bescheinigt hatte, daß er so und so lange in seiner Behandlung gewesen sei.

„Kann man mich denn da nehmen?“ sagte er und machte mit den

brud, daß er sein Wohlgefallen an ihm habe, denn er nidte ihm mit einem zufriedenen Lächeln zu.

„Die Zähne!“

Auch die Zähne waren in Ordnung.

„Fehlt Ihnen etwas?“

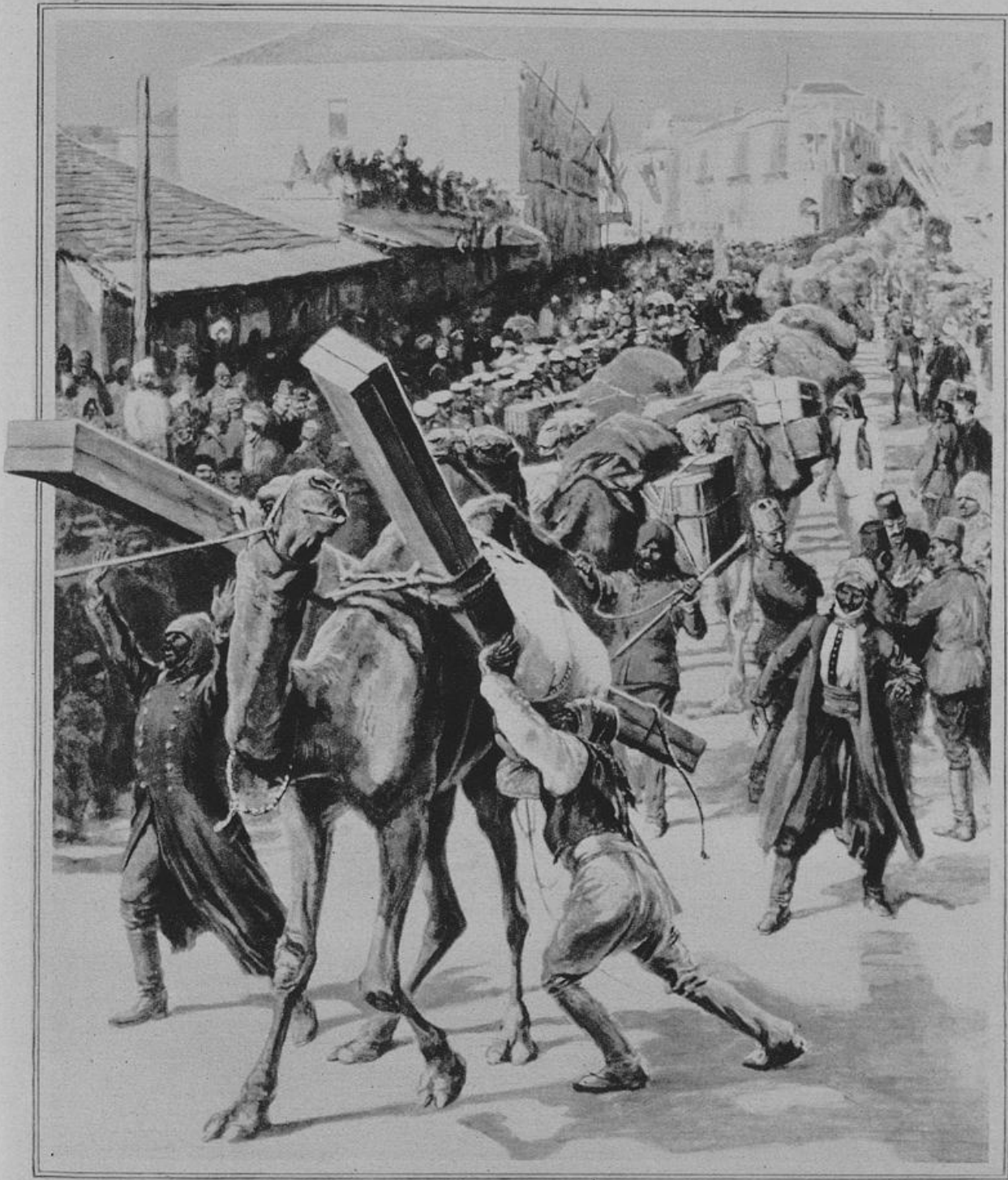
Jetzt war der Augenblick da.

Es war ein Augenblick, ich gestehe es, von großer Komik: mein Niese nämlich, in dem aufgeregten Drange, alle seine Fehler und Krankheiten ins rechte Licht zu setzen, überstürzte sich, kam ins Stottern und konnte plötzlich nicht mehr weiter.

So begnügte er sich damit, dem Stabsarzt das zerknüllte Attest hinzuhalten.

Der Stabsarzt lächelte aber nur gutmütig, winkte ab und sagte:

„Ist schon gut. Geeignet. Der Nächste!“



Vom Heiligen Krieg des Islams gegen seine Bedrücker: Kriegsvorbereitungen in den Straßen Jerusalems.

Jerusalem ist zum Hauptquartier des Türkenheeres geworden, das von Palästina bzw. Syrien aus den Vormarsch nach Ägypten unternimmt, um dort die englische Gewaltherrschaft zu vernichten und das Pharaonenland dem Türkischen Reiche zurückzuerobern. Schon im September v. J. begannen sich die türkischen Truppen in Jerusalem zusammenzuziehen, und große Zeltlager umgeben die Stadt. An den Stätten, zu denen sonst fromme Pilger aus allen Teilen der Welt wallten, in der Nähe der Grabeskirche, auf dem Ölberg, über Gethsemane schallen türkische Kommandorufe und dröhnt der Schritt marschierender Regimenter. Die Stadt wimmelt von Soldaten der

verschiedensten Truppengattungen und Völkerschaften: Türken, Tscherkessen, Kurden, Araber; Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Dazwischen bewegen sich die strammen, kraftvollen Gestalten der deutschen Offiziere, die nach dem Balkanriege der türkischen Regierung zur Reorganisation ihres Heeres überlassen worden sind. Auf den Straßen Jerusalems und in dessen Umgebung ist ein so reger Verkehr, wie sonst kaum zu den Zeiten der höchsten kirchlichen Feste. Auch zahlreiche Proviant- und Munitionskolonnen wunden sich mühsam durch die oft engen und steilen Gassen der heiligen Stadt. Überall herrscht fiebrige Tätigkeit und Bewegung, aber tadellose Ordnung.

Der nächste war ich.
 Ich mußte, während ich vortrat, an Onkel Otto, an Tante Klara, an Pettei Erich und an Kusine Karoline denken: ob sie wohl recht behalten würden?

Der Ausdruck in dem Gesicht des die Untersuchung führenden Stabsarztes war unergründlich.

„Kurzsichtig?“ fragte er nur unter Hinweis auf meine Gläser.
 „Ja.“

Und ich schämte mich wieder recht sehr, da mir die maliziösen Wienen meiner Freunde einfielen, die fragten: „Was schreiben Sie denn jetzt?“

„Geeignet,“ sagte da sanft der Stabsarzt.

„Wie?“

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben.

Der Stabsarzt machte ein Zeichen, ich möge abtreten.

„Geeignet,“ wiederholte er noch sanfter. „Der nächste!“ —



Gefangene Russen bei Aufräumungsarbeiten in dem bei dem jüngsten Raubzug nach Ostpreußen zerstörten Eydtkuhnen.

Phot. Leipz. Presse-Büro.

Man sieht einen bunten Wirrwarr von zum Teil unbrauchbar gewordenen Möbelstücken, Diwanen, Matten, Wagenrädern, Körben usw. Die furchtbaren und völlig sinnlosen Zerstörungen, die von den Russen bei ihren letzten Einfällen über unsere Ostgrenzen angerichtet wurden, übertreffen noch weit die nach dem ersten Russeneinfall im vorigen Jahre festgestellten. Allein im Kreise Memel wurden 267 Gebäude eingeschert und fast 600 Personen getötet, verwundet oder verschleppt; in Mostau sind nach russischen Meldungen drei Waggons mit deutschen Kriegsgefangenen, Einwohnern der Stadt Memel, die sich den einrückenden Russen in Memel angeblich widersetzt haben sollen, eingetroffen. Unter diesen Kriegsgefangenen befinden sich nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder. Unsere Heeresleitung antwortete bekanntlich auf diese Greuel mit der Bekanntmachung, daß für jedes eingescherte deutsche Dorf oder Gehöft drei russische den Flammen übergeben werden würden. Die russischen Schandtaten während dieser Plünderungszüge, die keinerlei strategischen Zweck verfolgten, sondern nur um des Plünderens und Mordens willen unternommen wurden, entspringen der ohnmächtigen Wut eines Gegners, der sich militärisch machtlos sieht und dem Sieger auf jede Weise noch so viel wie irgend möglich Schaden zuzufügen sucht.

„Gesund?“

„Ja.“

Er begutete meine Zähne, untersuchte meine Augengläser und gab sich dem Studium meines Körpers hin.

„Beruf?“ fragte er.

Ich nannte ihn.

Sein Gesicht war noch immer unergründlich, aber mein Gefühl sagte mir, daß meine Verwandten recht behalten würden.

Im Saale unten traf ich wieder den Riesen.

Ich traf ihn diesmal bei einem Glase Münchener, was mich sehr bestürzt machte, denn ich war um seine zarte Gesundheit aufrichtig besorgt.

Er aber rollte mit den Augen, trank das Glas in einem Zuge leer und sagte:

„Ach was, jetzt ist schon alles egal! Fräulein, noch einen Schoppen!“

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 18.

Düsseldorf, 2. Mai

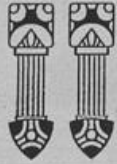
1915.



Polnische Legionäre.

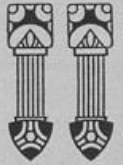
Die freiwillige Polnische Legion hat sich im Kampfe gegen die Russen bestens bewährt.

Kilophot. G. m. b. H.



Die Kapelle auf dem Meeresgrunde.

Von Waldemar Lindholm.



Wenn die See nach mehrtägigem Sturme hoch geht, wenn der Himmel schwer kupferbraun über dem Meere liegt, so schwer und niedrig, daß es scheint, als wollten die Wellenfämme mit ihren weißen Spitzen die Wolken fortjagen, dann hört man zuweilen, wenn man weit draußen auf dem Kopparklinte steht, die Gloden der Kapelle läuten, die Gloden der Kapelle, die nun seit mehr als hundert Jahren verschwunden ist. — Das ist etwas Merkwürdiges, aber es ist wirklich wahr; obwohl die Gloden seit mehr als hundert Jahren nicht mehr vorhanden sind, vernimmt man dennoch ganz deutlich über den aufgeregten Wassern ihren Klang. — Und wenn die Schärenbewohner, ein hartes, wortkarges Geschlecht, durch den Sturm die Gloden der Kapelle läuten hören, dann falten sie andächtig die Hände zu einem stillen Gebet für die Seelen der Abwesenden. Denn nie haben sich die Gloden hören lassen, ohne daß jemand von den Leuten der Gegend im Sturme draußer umgekommen wäre.

Wo die Kapelle lag, weiß niemand mehr, aber daß sie einmal da war, das wissen sie alle. Man erzählt, daß die Kapelle in das Meer versunken sei, und daß man sie vom Kopparklinte aus weit draußen sehen könne. Im stillen Vorsonnener, wenn die Farbe des Wassers am durchsichtigsten ist, pflegen die jungen Menschen, die sich über das Absonderliche noch wundern können, dort auszurufen und mit eifrigen Augen hinunterzuspähen in die Tiefe nach dem verborgenen Heiligtum, dessen Gloden nun seit hundert Jahren Ruhe und Frieden läuten über die Seelen derer, die das Meer im Born genommen hat.

Und es ist ab und zu vorgekommen, daß ein Jüngling oder eine Jungfrau zwischen den wehenden Tangzweigen die schmalen Balken der Kapelle schimmern zu sehen meinte, die sich sehnsüchtig zur Oberfläche des Wassers emporstreckten, als bäten sie um Gnade und Befreiung.

Aber das ist vielleicht nur Aberglaube, aufschäumend aus dem Blut der Jugend, die sich ja so gern von Märchenwundern anlocken läßt.

In dem Dorfe wohnt ein alter Fischer namens Niels Rasmussen, der als ein wenig wunderbar bekannt ist.

Er ist nun schon alt, über neunzig Jahre, und sein Schädel ist weiß wie Schnee. Sein Rücken ist gekrümmt, und nur mühsam bewegt sich der Alte. Meist sieht er den Tag über allein in seiner kleinen Hütte und fertigt Netze, denn wie schwach und gebrechlich er sonst auch sein mag, beim Handhaben der Netznadel sind seine Augen noch ebenso

scharf und seine Hände noch ebenso flink und weich wie je zuvor. Selten oder nie spricht er mit einem Menschen. Und geschieht es doch einmal, so dreht sich das Gespräch um die verschiedenen Arten von Regen oder um Wind und Wetter.

Aber kommt von Westen her ein richtiger Sturm über die Klippen und Schären, dann packt den Alten eine wunderliche Unruhe. Die Arbeit, die er in den Händen hat, läßt er liegen. Die Pfeife im Munde, den Blick seltsam nach innen gekehrt, sitzt er in seiner Stube am Herde und lauscht dem Tosen des Sturmes und der Wut der Wogen draußen.

Sein Blick, der sonst das Lichtblau der Schärenbewohner hat, wechselt die Farbe, es ist, als hätten sich die Augen in der Tiefe mit einer seltsamen, grünlichleuchtenden Phosphoreszenz gefüllt. —

Und plötzlich fährt der Alte dann mit der Kraft und Gelenkigkeit eines Jünglings empor. — Rasch nimmt er den Südwester und die Wasserstiefel und eilt mit hastigen Schritten hinaus an den Kopparklinte. Weit draußen, wo das Salzwasser beständig wie ein flatternder weißer Schleier über die Klippen sprüht, steht Rasmussen und lauscht — und lauscht. Tag und Nacht kann er dort stehen, ohne sich vom Fleck zu rühren.

Und dann sagen die Leute, die ihn sehen und die Wunderlichkeiten des alten Rasmussen kennen:

„Nun ist er wieder verrückt. Er wird wohl noch eines schönen Tages hinabgehen zur Kapelle auf dem Meeresgrunde.“ Aber wenn der Wind abblaut, der Sturm vorüber ist und die Wogen langsam mit einem singenden, jaugenden Brausen dem

Strande zutreiben, dann sieht Rasmussen in seiner Hütte eingeschlossen und zusammengelauert, als ob er weine, oder er geht in der Stube hin und her, wunderliche alte Weisen singend und mit sich selbst redend, Worte, die niemand versteht.

Die ganz Alten wissen zu erzählen, daß es eine Zeit gab, in der Niels Rasmussen durchaus nicht so seltsam und wunderbar war, wie er jetzt ist. Rein, er war der Fröhlichste von den Fröhlichen und der Erste bei der Arbeit. „Ein tüchtiger Bursche,“ sagten die Leute von ihm. Und wenn er auf den Tanzboden kam, hingen die Blicke der Mädchen an ihm wie verhext.

Zu der Zeit wohnte dort der Strandvogt, ein barocker, finsterner Mann, der einst nichts besaß als die Kleider auf dem Leibe, es nun aber weit gebracht hatte. Wie das zugegangen war, wußte niemand oder wagte niemand auszusprechen. Aber es lohnte sich schon für einen Strandvogt, bei manchen Kleinigkeiten durch die Finger zu sehen. Er war nur wenige Jahre verheiratet gewesen, als seine Frau



Der Kaiserl. Gesandte a. D. Ez. Dr. Julius v. Waldthausen mit seiner Familie vor dem von ihm dem Roten Kreuz Essen (Stadt) geschenkten Lazarettzuge B 4. Phot. Meinholz.



Der Vereinslazarettzug B 4 Julius v. Waldthausen, Essen (Ruhr). Rechts der Stifter des Zuges, der Kaiserliche Gesandte a. D. Erz. Dr. Julius von Waldthausen (X), neben ihm seine Gemahlin (XX). Vor dem Zuge das dazugehörige Personal.

Die Mittel zur Aufstellung des Zuges hat Dr. Julius v. Waldthausen dem Zweigverein vom Roten Kreuz Essen (Stadt) zur Verfügung gestellt. Der Zug ist in den Eisenbahnwerkstätten zu Dortmund hergestellt und durch den Zweigverein vom Roten Kreuz in Essen fertiggestellt worden. Die Kosten des Zuges betragen gegen 60 000 Mark, die laufenden Unterhaltungsloskosten monatlich 5—6 000 Mark. Das Personal besteht außer Ärzten, Schwestern, Rechnungs- und Transportführer und Eisenbahnpersonal aus 32 Sanitätern; im ganzen 46 Personen. Es können 264 liegende Verwundete untergebracht werden. Die Einrichtung des Zuges hat sich bei seiner ersten Fahrt nach der Front außerordentlich bewährt. Namentlich sind die guten Betten und die vorzügliche Verpflegung von unseren Verwundeten sehr gelobt worden.

starb, eine blass, kleine Person aus dem Binnenlande, die wohl das Klima hier draußen an der Küste nicht vertrug. Doch sie hinterließ eine Tochter, ein goldhaariges, kleines Geschöpf, zwar ebenso weich und zartgliedrig wie die Mutter, jedoch durch den Meereswind zu einem kräftigen, elastischen kleinen Menschenkinde abgehärtet.

Obwohl der Strandvogt natürlich ein wenig vornehmer war als die übrigen Einwohner, wuchs Lena, seine Tochter, mit den

andern Kindern zusammen auf, die barfuß und schmutzig umherliefen. Aber Bogts Lena wußte, was sie wollte. Sie verstand, ihren Willen zur Geltung zu bringen, welche Laune sie auch haben mochte. Die Spielgefährten hatten einen seltsamen Respekt vor dem trotzig kleinen Mädchen, das mit seinen schlanken Formen und sauberen Kleidern wie eine kleine Prinzessin unter ihnen wirkte. Doch dadurch, daß alle ihrem geringsten Winkle gehorchten, wurde sie tyrannisch



Bild in den Operationswagen des Vereinslazarettzuges B 4 des Zweigvereins vom Roten Kreuz, Essen.

und unzufrieden mit sich selbst. Eines Tages war ein neuer Junge in die Gefährtenchar gekommen. Ein blauäugiger, blondhaariger kleiner Bursche mit kräftigen Gliedern und einem trostigen Zuge im Gesicht. Bogts Lena stand vor ihm und musterte ihn: „Wie heißt du?“

„Niels — und wie heißt du?“

„Lena. Ich bin des Strandvogts Lena.“

„Ach so — des gefräßigen Wolfes!“

Lena stand völlig bestürzt. Wie konnte es jemand wagen, den Strandvogt, ihren Vater, so zu nennen! Das Blut stieg ihr ins Gesicht, und ihre Stimme zitterte: „Hüte dich, du, ich gehe nach Hause und sage es Vater, daß du ihn beschimpfst.“

„Ja, tu das nur, du Klatschlotte. Klatschlotte, bing-bang, Klatschlotte, bing-bang, geht auf alle Höfe, guckt in alle Köpfe.“

Seine Stimme klang verächtlich, und plötzlich erkannte Lena, daß sie ihre ganze Nacht über die Kameraden verloren hatte. Anstatt sie zu verteidigen, sangen sie alle den Rehrim mit:

und die „Klatschlotte bing-bang“, und sie bohrte das Gesicht in die Hände und tat, als höre sie nichts.

Niels stand noch immer da.

„Du sollst nicht traurig sein, Lena. Ich meinte es nicht böse. Sieh doch einmal das Boot, Lena! Sieh darauf, und es soll dir allein gehören, und nach Spanien sollst du damit segeln. Sieh nur.“

Aber Lena wollte nicht. Sie schmolte noch immer. Es war so still ringsum. Nun war Niels gewiß gegangen. Sie mußte einmal nachsehen. Vorsichtig blickte sie auf, gleichsam fürchtend, überrascht zu werden. Nein, er war doch nicht gegangen, sondern er hatte unten am Strande einen großen Damm gebaut und war im Begriff, dort sein Boot segeln zu lassen.

„Leewärts rudern! — Wenden! — Alle Mann an Ded!“

Des Knaben Rufe und Kommandos weckten ihr Interesse. Es wäre doch amüsant, mitzutun. Ob sie hinging und ihn darum bat? Nein, nein, nie. Aber ein wenig zusehen, das mußte sie. Und sie



Dem Übungsmarsch eines rheinischen Landsturmbataillons durch Belgien: In Alost nach dem Abtochen auf dem Marktplatz.

Aufgenommen von Unteroffizier Dr. Grundmann.

„Geht auf alle Höfe,
Guckt in alle Köpfe,
Bing-bang! — Bing-bang!“

Die Tränen traten ihr in die Augen. Tränen des Verdrusses und Zornes. Und sie lief davon und verbarg sich hinter den Strandklippen, damit niemand sah, daß sie weinte. O, wie sie ihn haßte. Sie sah da und schmiedete Pläne, wie sie ihm etwas zuleide tun könnte, etwas recht, recht Böses, damit er recht, recht traurig werde.

Doch da stand plötzlich der Knabe vor ihr. In der Hand hielt er ein kleines Boot aus Rinde, ein Boot mit richtigen Segeln, und das hatte er selbst gemacht. „Sei nicht traurig, Lenas! Sei nicht traurig, dann bekommst du das Boot, das ich für dich gemacht habe.“

Lena sah einen Augenblick auf, all die andern Kinder waren fortgelaufen. Sie war mit Niels allein. Das Boot war schön. Das war es. Aber dann dachte Lena wieder an den „gefräßigen Wolf“

schaute und schaute, und es dauerte nicht lange, da war sie mitten im Spiel und segelte unter Kapitän Rasmussens Befehlen nach Spanien. Und seitdem waren die beiden Kinder unzertrennlich.

Die Jahre vergingen, und Strandvogts Lena wurde eine schöne Jungfrau und Niels Rasmussen ein junger Mann, der Erste beim Tanzen und Loben, der Erste auch, wenn es galt, einen Strauß mit den zornigen Bogen aufzunehmen. Strandvogts Lena und Niels Rasmussen spielten nicht mehr im Sande und machten keine Weltreisen mehr auf Vorkenkähnen. Aber sie trafen sich zuweilen, und dann waren ihre Herzen stets wunderbar bewegt.

Wenn die Schiffer mit reichem Fange heimkehrten und unten in den Seemagazinen mehr Leben und Lustigkeit herrschte als gewöhnlich, schlich Bogts Lena zuweilen hinunter. Sie stand in der Entfernung, vernahm das Scherzen und Lachen und sah Niels Ras-

müssen inmitten der jugendlichen Schar, einen Kopf größer als alle andern. Die Mädchen drängten sich um ihn. Pflötzlich erlöste sie, um im nächsten Augenblick zu erröten wie eine Rose: Niels hielt das schönste der Mädchen umfassen und küßte es — küßte es mitten auf den Mund. Und alle ringsum lachten. Daß sie das konnten —! Daß er das konnte —!

Lena schlich von bannen, beschämt und traurig, aber gleichzeitig erfüllt von einer Erbitterung, wie sie sie nie wieder empfunden seit jenem ersten Male, da Niels sie als Kind verunglumpft hatte:

Geht auf alle Höfe,
Wut in alle Töpfe.

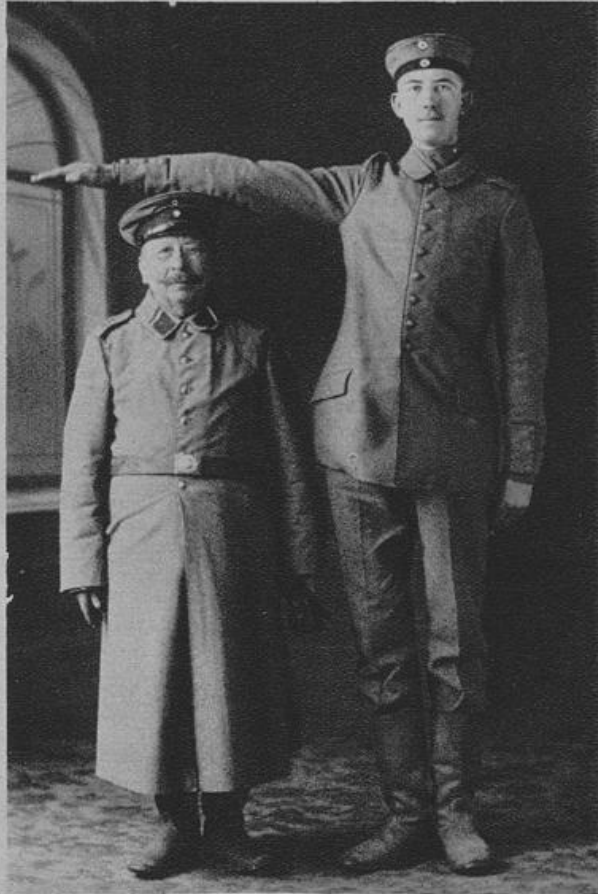
Die Worte klangen ihr noch im Ohr.

„Ach, wie konnte er nur! O, wie sie ihn haßte! Sie lief zum Kopparklink, stand da und starrte hinaus, tränenlos, bis ihre Augen zu schmerzen begannen. Weit draußen gingen die Wogen — lang und blank, und ihr Brausen klang wie schwere Seufzer aus einem traurigen Menschenherzen. Aber durch die Seufzer, das Brausen übertönend, drang ab und zu ein klarer, reiner, metallischer Ton, aus unbekanntem, unwirklichen Fernen kommend. Lena stand und lauschte.

Bing—ba ug! Bing—bang! Das waren ja die Gloden der Kapelle, die läuteten. Zu einer Heerdigung läuteten sie, und die Wogen spielten die Orgel, und Lena selbst war es, die auf der Bahre lag — ihre Jugend und ihr Glück.

Und die Klänge, die immer näher kamen und immer merklicher wurden, lösten ihre Wehmut und ihre Verzagtheit in eine Flut junger, sommerwarmer Tränen, die langsam über ihr jungfräuliches Antlitz flossen. Nein, nein, sie haßte ihn nicht. Nein, sie —

Der Schatten einer Wolke glitt zu ihren Füßen vorüber, und in diesem Augenblick hörte sie hinter sich eine tiefe, weiche, warme Stimme: „Ihr seid traurig, Jungfer Lena? Was macht Euch Kummer?“ Sie blickte auf. Das war ja er, Niels. Wie stattlich und männlich



Der kleinste Unteroffizier und der größte ungediente Landsturmann aus dem Rheinland.



Der größte und der kleinste Soldat einer Feldfliegerabteilung auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

er da stand. Er, der Freund ihrer Kindheit, der Spiellamerad, der Bruder — und noch viel mehr —

Ohne viele Worte fanden sich die beiden jungen Herzen, und mit klopfenden jungen Pulsen tranken sie den ersten Liebestrank in einem langen Kusse, während der hohe Gang der Wellen und das Saufen des Sommerwindes von neuem den Klang der Kapellengloden wedte. Bing—bang! Klingelklang!

Es läutete zur Hochzeit, und noch nie hatten die Gloden so schön gefungen wie jetzt, als sie von den Tiefen des Meeres her durch Wind und Wogen aus dem Herzen der Natur in die zweier junger Menschenkinder ihr jubelndes Hochzeitslied sangen. — —

Niels Rasmussen war zwar ein so tüchtiger junger Bursche wie irgendeiner, aber daß er die schöne, reiche Tochter des Strandvogts bekommen sollte, daran war natürlich nicht zu denken. Der Strandvogt hatte andere Pläne mit Lena. Sie sollte etwas Höheres werden.

Deshalb verbot er Lena und Niels, sich noch zu treffen. Das Verbot wirkte natürlich auf die jungen Gemüter wie Öl aufs Feuer. Heimlich wanderten sie auf verborgenen Wegen nach dem Kopparklink, ihrem Treffpunkt. Und da saßen sie dicht nebeneinander, Seite an Seite, lichte Träume träumend von einer treuen Liebe, die nimmer durch Zwang gelöst werden kann, nicht einmal durch den des Todes.

Je mehr die Zeit verging, desto ernster und merkwürdiger wurde jedoch Niels bei diesen Begegnungen. Er sann über etwas Großes, und obwohl Lena gern herausbekommen hätte, was es war, gelang es ihr nicht, ihm das Geheimnis abzuschmeicheln. Dann kam er eines Tages: „So geht es nicht weiter, Lena. In der nächsten Woche gehe ich fort.“ Sie sprang auf.

„Du, Niels — du — du willst von mir gehen?“ Ihre Stimme klang hilflos und erregt. Und ehe Niels noch auf ihren Ausruf zu antworten vermochte, hatte sie die Arme um seinen Hals geschlungen. „Nein, du darfst nicht, du darfst mich jetzt nicht verlassen. Ich würde

sterben.“ Sie schluchzte. Er fuhr ihr socht und lieblosend über das Hoar und sprach tröstende Worte.

Er mußte ja hinaus, hinaus in die Welt, um Geld zu schaffen, viel Geld. Dann würde er zurückkommen und dem Strandvogt das Geld vor die Füße werfen. „Und dann, Lena, dann, mein geliebtes Kind —“ Mut und Zuversicht leuchteten aus seinen Zügen, und seine Stimme klang männlich, hoffnungsvoll. Sein Arm lag kräftig um ihre schlanken Hüften, und sie fühlte, fühlte, wie völlig sie die Seine und er der Ihre war, und daß sie ihm vertrauen durfte wie niemandem sonst auf der weiten Welt.

„So geh, Geliebter. Ich erwarte dich, und bliebest du noch so lange!“ Und er beugte sich herab und küßte ihr liebes Gesicht, das durch die Tränen hindurch wieder strahlte vor Mut und Zuversicht.

Er ging fort wie ein junger Wiking, der hinauszieht in die Welt, um ein Königreich zu erobern. Und die Prinzessin wartete seiner und ihres Glückes in Geduld und gläubigem Vertrauen. —

Die Jahre vergehen rasch, wenn man jung ist.

Niels Rasmussen hatte die Erde umjogelt. Er hatte seine Prüfung als Steuermann abgelegt, und nun sollte er heimkehren.

Der Strandvogt, der alt geworden war und von Niels Erfolgen draußen in der weiten Welt gehört, hatte nun nichts mehr dagegen einzutenden, daß Lena seine Frau werden sollte — die Jungen geben ja doch nicht nach, bis sie ihren Willen haben.

Niels hatte in seinem letzten Briefe geschrieben, daß er in spätestens einer Woche kommen würde. Er war bereits in Kristiania, und von da aus wollte er den Vaerd-Isak auf seiner Schute begleiten.

Lena ging umher wie im Traume. Es sang und jubelte in ihr, sang und jubelte. Und vom Meeresgrunde her, wo die alte Kapelle lag, jubelte und sang es auch, Tag und Nacht, wie nie zuvor — doch nur Lena hörte es.

Der Sturm kam. Wie ein großer, schwarzer Rabe flog er über bleigraue Wogen mit schweren, majestätischen Flügelschlägen, die die



Osterreichisch-ungarischer Train überschreitet auf frischgeschaukelten Schneestrassen die Gebirgsübergänge in den Karpathen.
Welt-Press-Photo.

Auf dem Kopparklink draußen pflögte Lena zu sitzen und auf das Meer hinauszublicken. Zuweilen hörte sie die Gloden aus der versunkenen Kapelle drunten singen, wie sie nun seit länger als hundert Jahren zu singen pflögte. Aber jetzt war der Glodenklang ein Gruß von fernen Meeren, ein Gruß aus dem Meere durch das Meer, von ihm, der sich nun in fernen Ländern für sie mühte.

Bing-bang, sangen die Gloden, er kommt einmal wieder, bing-bang, dann werden wir singen — singen — singen — das Hochzeitslied. Ding-bang, klingelklang.

Doch zuweilen, wenn es draußen stürmte und der Schlag der Wellen gegen die Küstenfelsen zu einem donnernden Getöse wurde, dann saß Lena angstvoll zusammengesauert weit draußen, wo der salzige Schaum wie eine Wolke über ihr stand.

Vielleicht ist er dort draußen, dort draußen auf dem Meere in Sturm und Todesnot. O Gott! Schütze ihn — schütze ihn! —

Klippen erzittern machten. Die Wolken hingen in Felsen über dem gewaltigen Wasser, das den graugelb glihernden Himmel widerspiegelte. Die sich einherwälzenden Wellentrüden stiegen in wachsendem Wirtwarr hoch empor wie Tausende von ungeheuern Giganten in wildem Kampfe. Und mit dem Sturme kamen vom Meere tausend wunderliche Laute, die klangen wie Achzen und Stöhnen in Schmerz und Todesangst.

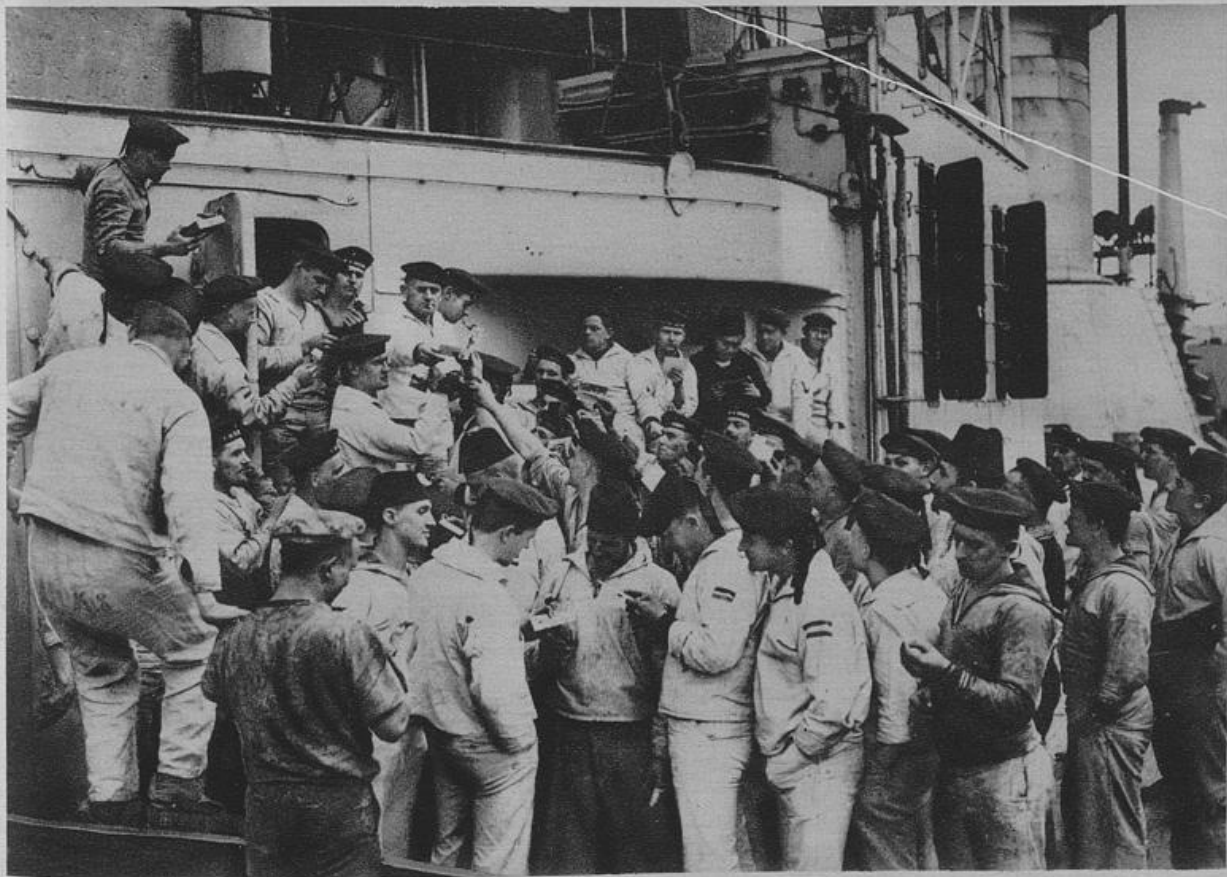
Und die Klänge kommen an das Land und klopfen an die Scheiben und fliegen durch die Türen herein strads in die Herzen der Menschen.

Nun zieht draußen der Tod einher, so flüßtern die geheimnisvollen Klänge des Sturmes vom Meere aus — nun brechen Kiele und Böden — nun werden Menschenleben gemäht wie trodene Saat — hörst du die Schritte — hörst du das Todesröcheln — wie es ächzt in Tafel und Tau — das ist der Vater — das ist der Bruder — das ist er — er, und nun hat das Meer sie alle verschlungen, und der Tod



Zum Kampf um die Dardanellen: Türkische Torpedoboote auf dem Bosphorus.

Phot. Ed. Franke.



Unsere Blaujaken in der Türkei: Verteilung der Heimatpost auf dem „Sultan Jawus Selim“ („Goeben“). Phot. Ed. Franke.

fährt mit seinem gewaltigen Wagen über die Wellentämme dahin. Und wenn der Sturm so singt, dann jagt sich die Angst fest in den Herzwurzeln der Menschen. Von Furcht und Unruhe erfüllt saß Lena draußen auf dem Kopparklint. Die Augen aufs äufserste anstrengend, spähte sie auf das Meer hinaus, nach der Richtung, aus der Baerö-Fjals Schiff kommen mußte.

Aber es kam nicht. Ein Tag verging — und noch einer. Am dritten Tage hatte der Sturm nachgelassen. Lena saß auf ihrem

Aber — was ist das? Vom Meere kommen jubelnde Töne. Und es wird licht und herrlich — und Lena hört, wie die Töne aus dem Meere emporsteigen und zu Hochzeitsliedern und Glodenklang werden. Ding—bang—Klingelklang. Ja, gewiß, das ist sie ja — die alte Kapelle. Aber sie liegt nicht mehr auf dem Meeresboden — da steht sie ja in Licht und Sonne. Und da steht er, Niels, in der Tür und winkt. Und hinter ihm die Hochzeitsgäste. Bing—bang, die Gloden klingen, und die Orgel braust.



Ein friedliches Bild aus Russisch-Polen: Deutsche Einquartierung mit Dorfbewohnern an einem Sonntagvormittag.

Phot. A. Sennecke.

gewohnten Platz. Aber sie spähte nicht mehr auf das Meer hinaus. Denn nun wußte sie, daß Baerö-Fjal und sein Schiff im Sturme geblieben waren. Und Niels war mit auf dem Schiffe gewesen.

Tränenlos starrte sie vor sich hin. Sie hörte nichts, sie sah nichts. Ihr Mund war schmerzlich zusammengezogen, und ihre Augen hatten einen hilflos blinden Blick. Es war still in ihr geworden, ihre Erinnerung war erloschen. Er ist fort und kommt niemals wieder. Das war das einzige.

Ja, Geliebter, ich komme, ich komme. — Und Lena stürzt fort, um ihren Geliebten zu treffen — zur Kapelle. —

Es ist lange her, daß das geschah. Und Niels lehrte doch noch zurück, denn er hatte ein anderes Schiff genommen.

Und seitdem ist Niels so wunderbar. Niemand weiß, was er sieht und denkt, wenn er im Sturme auf dem Kopparklinte sitzt. Aber vielleicht sieht er, was andere nicht sehen: die alte Kapelle, die nur in der Sage besteht, deren Gloden aber ewig klingen — aus der Tiefe.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 19.

Düsseldorf, 9. Mai

1915.



Zwei wackere Feldgraue beim Strümpfestopfen.

Verenigde Foto Bureau, Amsterdam.



Spione.

Von Robert Heymann.



In nebliger Nacht stiegen am Ufer der Dsura zwei russische Flieger zu einem verzweifelt waghalsigen Streich auf.

Wohl war es den deutschen Posten, als hörten sie gegen Morgen, als freilich der Rebel noch jede Aussicht versperrte, das bekannte Rattern und Knattern eines Flugmotors — aber das erstarb schnell im Winde, der von der entgegengesetzten Seite kam, und zu sehen war nichts.

Die beiden russischen Flieger gelangten bis über den dichten Wald, an dessen Grenze wohl deutsche Abteilungen lagen, und der an seinem dem Fluß zugekehrten Rand mit Maschinengewehren gespickt war. Aber innen waren keine Deutschen.

Das feindliche Flugzeug senkte sich in geräuschlosem Gleitflug gerade auf diesen Wald herab.

Es war ein Unternehmen, dessen Erfolg mehr als in Frage gestellt war. Denn nur zwei Piloten, die die Gegend genauestens kannten, die sich auf den Kompaß und die Luftlänge verlassen konnten, für die es keinen Irrtum geben konnte, hatten die Aussicht, sich nicht vollkommen zu verfliegen.

Die beiden russischen Piloten aber stammten aus dieser Gegend, kannten sie und hatten sie studiert. Ihnen war kein Baum fremd, keine Hütte, kein Hügel.

Jede Bodenplatte war ihre engere Heimat, und eben darauf hatten sie ihren wahnwitzigen Plan gebaut.

Gefährlich im höchsten Grade blieb, als sie nun richtig über dem dichten Walde kreuzten, der Abstieg.

Denn sie mußten eine Lichtung erreichen, die sie kannten, von der aus ein geheimer Pfad durch den Wald mitten in das deutsche Lager führte.

Und diese Lichtung verfehlten sie, obgleich sie mit der größten Genauigkeit ihre Berechnung gemacht hatten. Der Rebel hatte sie doch getäuscht. Sie merkten es erst, als sie noch etwa zwanzig Meter über den Baumwipfeln kreisten. Was tun?

Im nächsten Augenblick trachten die Äste der uralten Bäume.

Es gab ein Geräusch, als habe sich ein Riesenvogel aus grauer Vorzeit in diesen mächtigen gigantischen Wipfeln verfangen. Sie wurden gebrochen, zersplittert. Sie versuchten den Vogel in seinem Fall aufzuhalten. Aber dieser riß sich durch, sank, die eigenen Flügel verlierend, brach mit lautem Krachen und Bersten durch die ausgestreckten Arme der Bäume, verfang sich wieder und hing schließlich als hilfloses Wrack halb zertrümmert in der Luft.

„Das ist noch gut abgelaufen,“ sagte der Russe im Passagierfließ.

„Bist du heil, Nikolaj?“

„Vollkommen, Sascha.“

„Dann runter!“

Mehr gleitend und stürzend als Kletternd kamen sie auf die Erde. Mitten im Walde.

Sie schlichen schweigend vorwärts. Von Zeit zu Zeit, wenn ein Ast niederfiel oder der Tau auf ein Blatt tropfte, blieben sie unwillkürlich stehen.

Der Tag nahte — und als die beiden Russen nach fast zweistündiger Wanderung am Ende des Waldes standen und vorsichtig die Zweige eines Buschwerks auseinanderbogen, da — sahen sie deutsche Soldaten, rechts drüben den Fliegerpark, Reiterei, die in Alarmstellung war, und aus verschiedenen Hütten Rauch, der verriet, daß sie von Deutschen besetzt waren.

„Also jetzt gilt es,“ sagte Sascha.

„Ja, los!“ antwortete Nikolaj.

Sie waren zwei Kameraden seit frühester Jugend, aufgewachsen als Söhne eines russischen Gutsbesizers in dieser Landschaft, kannten jeden Strauch.

Nochmals musterten sie sich, ob nicht an einem von ihnen ein Fehler zu bemerken war, der ihnen zum Verhängnis werden konnte.

Nikolaj trug die Uniform eines einfachen deutschen Grenadiers. Sascha aber war als deutscher Offiziersflieger gekleidet.

„Wir trennen uns hier,“ flüsterte Sascha.

„Ja, Gott befohlen,“ antwortete Nikolaj.

„Also du weißt: Ich stehe auf dem Rabenhügel.“

„Und ich löse den Posten vor dem Stabsquartier ab.“

„Du gibst Zeichen mit dem Tuch. Wenn aber die Sonne durchkommt —“

„Dann mit dem Spiegel.“

„Auf Wiedersehen.“

Sie trennten sich.

„Das muß man sagen — einfach großartig ist Ihr Kaffee,“ wandte sich der Oberst im Stabsquartier an den Regimentsadjutanten. „Wo haben Sie sich denn bloß die Kunst angeeignet?“

„Herr Oberst, so was lernt sich im Kriege.“

„Aber das Talent haben Sie doch mitgebracht!“

„Sicher,“ warf der Hauptmann ein, „genau so wie Unteroffizier Wilm das Genie zum Servierfräulein.“

Unteroffizier Wilm von der Fliegerabteilung lachte. Er war im Zivilberuf Ingenieur, und er hatte wahrhaftig in seinem ganzen Leben noch niemand Kaffee serviert.

„Ja, man lernt mehr, als man glauben möchte,“ fuhr der Unteroffizier der Reservat fort, seine Gedanken in Worte kleidend, den Blick durch das Fenster gerichtet. — „Alle Wetter —“

Und plötzlich fuhr er herum:

„Meine Herren — raus hier!“

„Aber Mann,“ sagte der Stabsarzt begütigend, „hier gibt es doch keine Taranteln, von denen Sie gar eine gestochen haben könnten!“

Zwischen Ostern und Pfingsten.

Von Karl Salm.

Nun grünt und blüht es allerwegen,
Der Frühling singt sein Liebeslied.
Bald kommt der reiche Sommerseggen,
Der hell durch Deutschlands Gaue zieht ...
Und draußen tobt der Krieg ...

Im Acker stehn die grünen Saaten,
Sie wachsen über Not und Tod
Empor mit Deutschlands neuen Säten
Zu stolzer Tage Morgenrot
Aus unserm heil'gen Krieg ...

Drum laß uns wachsen, laß uns werden,
So Saat und Frucht in deiner Hand.
Sib über Sterben und Gefährden
Dem heiß geliebten Vaterland
Den großen deutschen Sieg ...



Winterfeldzug in Ostpreußen.

Originalzeichnung von Pfachler von Othgraven.



Ein angenehmes Offiziersquartier im Kampfgebiet zwischen Maas und Mosel: Eine Schwarzwaldvilla, die von den Mannschaften einer Kompagnie in den Tagen ihrer Ablösung erbaut wurde.

Photo-Bericht Hoffmann.

„Kaus!“ brüllte der Unteroffizier in einem Ton, in dem Verstärkung, Verzweiflung, wilde Energie und Mut sich mischten.

Der Unteroffizier hatte etwas entdeckt, was die anderen nicht sahen — es war Gefahr im Verzuge — der nächste Augenblick konnte — Und da war es auch schon geschehen.

Die Sonne hatte den Nebel besiegt.

Wie ein Schleier, wie ein Vorhang war er auseinander gegangen, und die Strahlen der goldenen Lampe am Himmel strömten auf die Erde.

Das, was der Unteroffizier gesehen hatte, war: Dort drüben auf dem Hügel bligte etwas auf — jetzt noch einmal etwas — dann zweimal ganz kurz — das war der Reflex von einem Spiegel, und diese Reflexe in ihren bestimmten Abständen waren geheime Zeichen. —

Warum er dachte, daß sich diese Zeichen gerade auf das Stabsquartier bezogen? Er wußte es nicht.

Es war Eingebung. Es war, was man nicht ausdrücken konnte. Und doch kam es zu spät.

Es zischte in der Luft. Es brauste und heulte und machte S—i—t!

Und dann ein Krach, als stürze die Erde in sich zusammen. Hoch in die Luft spritzte die Erde — schwarze Schollen, die eine geheimnisvolle Kraft aus einem Trichter warf — und dazwischen Mauerstücke und Bretter. —

Eine Granate war in das Haus gegangen.

Aber der Schaden war durch die Warnung des Unteroffiziers doch nicht so schlimm, als er hätte sein können.

Ja, als die Offiziere, die samt und sonders auf die Erde geschleudert worden waren, sich langsam erhoben und umfahen, da bemerkten sie, daß der Volltreffer nur ein Opfer gelöst hatte.

Freilich, es schnitt ihnen allen ins Herz, als sie es sahen, und einige Sekunden herrschte dumpfes, bellommenes, schmerzliches Schweigen.

Der Regimentsadjutant war tot.

Eine Granate hatte ihn getötet. Der Stabsarzt warf nur einen Blick hin. Nichts mehr zu machen. —

„Verdammt, wo ist denn der Posten?“ rief der Fliegerunteroffizier. Der Posten! Ja, wo war der?

„Vermutlich von der Granate mitgenommen,“ sagte der Hauptmann. Aber der Fliegerunteroffizier sah dort drüben einen Grenadier stehen, von dem man nicht recht wußte, was er da zu machen hatte. Denn alle, Soldaten und Offiziere, die in der Nähe waren, standen umher, waren herbeigelaufen. Die Batterie hinter dem Hause war auch zerstört. Es war überhaupt unbegreiflich, wie die Russen sich dieses Ziel hatten so hartnäckig aussuchen können.

Und seltsam — nun kam kein Schuß mehr.

Drüben wußten sie also, daß sie einen Volltreffer gemacht hatten.

„Da muß doch einer hinüberfunkt!“ schrie der Hauptmann. Die Worte lösten eine wilde Erregung aus. Der Unteroffizier ging schnurstraks auf den Grenadier los. Der stand stramm.

„Hatten Sie hier den Posten vor dem Hause?“

„Zu Befehl.“

Der Unteroffizier stutzte. Die Aussprache war seltsam.

„Sind Sie niedergeworfen worden?“

„Der Schuß schleuderte mich vier Meter weit!“

„So, so, da haben Sie Glück gehabt.“

„Sicher.“

„Aus welcher Gegend stammen Sie denn?“

„Ich bin Deutsch-Pole.“

Das würde die merkwürdige Aussprache erklären, dachte der Unteroffizier, da sah er, daß der Grenadier die rechte Hand geschlossen hielt — kampfhast, als verwahre er da einen Schatz.

„Machen Sie mal die Hand auf.“

Der Soldat zuckte die Achseln.

„Na, hören Sie nicht? Sie sollen die Hand aufmachen!“

„Warum? Ich habe —“

„Warum? Seit wann haben Sie nach Gründen zu fragen, wenn ich, Ihr Vorgesetzter — Ihnen einen Befehl gebe?“

Der Grenadier schwieg.

Die laute Stimme des Unteroffiziers lodte mehrere Stabs-offiziere herbei. „Was ist denn los?“ fragte der Hauptmann.

„Der Mann will die Hand nicht aufmachen.“

„Machen Sie mal die Hand auf!“ jagte der Hauptmann streng.

Der Grenadier zuckte die Achseln. Da hatte der Unteroffizier blitzschnell seinen Arm gepackt und öffnete ihm die Hand mit eiserner Gewalt. Ein Handspiegel fiel auf die Erde.

„Damit hat er nach dem Hügel hinüber Zeichen gegeben!“ schrie der Unteroffizier — im nächsten Moment hatte der Grenadier mit der Hand, die er frei hatte, einen Revolver hervorgerissen —

Der Schuß krachte. Der Stabsarzt schlug ihm auf den Arm. Die Kugel, die dem Unteroffizier gegolten, ging dem Hauptmann in die rechte Schulter.

Im nächsten Augenblick war der Grenadier überwältigt und zu Boden geworfen. Man riß ihm die Uniform auf.

Auf der Brust trug er seine russische Weste —

Die Hände auf den Rücken gebunden, stand er jetzt im Kreise der Offiziere. Die Kanonen des Feindes hatten den neuen Waffentanz eingeleitet, die Batterien der Deutschen antworteten.

„Wer hat Sie hierher geschickt?“ fragte der Oberst streng.

„Mein Kommandeur!“

„Wie sind Sie in unser Lager gelangt?“

„Im Flugzeug.“

„Wo sind Sie gelandet?“

„Im Walde.“

„Sie haben die Stellung der Batterie und des Stabes den Ihrigen verraten?“

„Ja wohl.“

„Und wer ist Ihr Helfershelfer?“

„Darüber vertweigere ich die Aussage.“

„Sie wissen —“

Aber der Offizier wurde in dem Verhör unterbrochen. Denn plötzlich flogen die Befehle durch das Lager:

„Alle Offiziere zu den Truppenteilen. Angriff des Feindes auf der ganzen Front.“

Der falsche Posten wurde abgeführt. Alle Offiziere eilten davon, in den Kampf einzugreifen, der sich vorne am Fluß abspielte.

Im Fliegerpark war bisher alles ziemlich ruhig gewesen. Nur einige Flieger waren aufgestiegen, um die Wirkung der deutschen Geschosse festzustellen. Aber das feindliche Feuer war so stark, daß sie bald wieder gezwungen wurden zu landen.

Der Unteroffizier sprach mit Leutnant Selden. Das war sein gewöhnlicher Passagier.

„Ich bin fest überzeugt, daß der Russe noch einen Helfershelfer hatte,“ sagte er. „Denn es wäre ganz unmöglich, daß er allein die Zeichen hätte ins feindliche Lager geben können. Aber aus dem Kerl ist nichts herauszubekommen. Wie soll man nun in dem großen Lager den Burschen finden und festnehmen? Er trägt sicher genau so wie der falsche Grenadier eine deutsche Uniform.“

„Der Hallunke ist eine schwere Gefahr für uns,“ erwiderte der Leutnant. „Hören Sie nur — das gibt eine heiße Schlacht, die nicht in einem Tage beendet ist!“

„Die Russen sind gut über uns orientiert — und das verbannt wir diesen verdammten Spionen.“

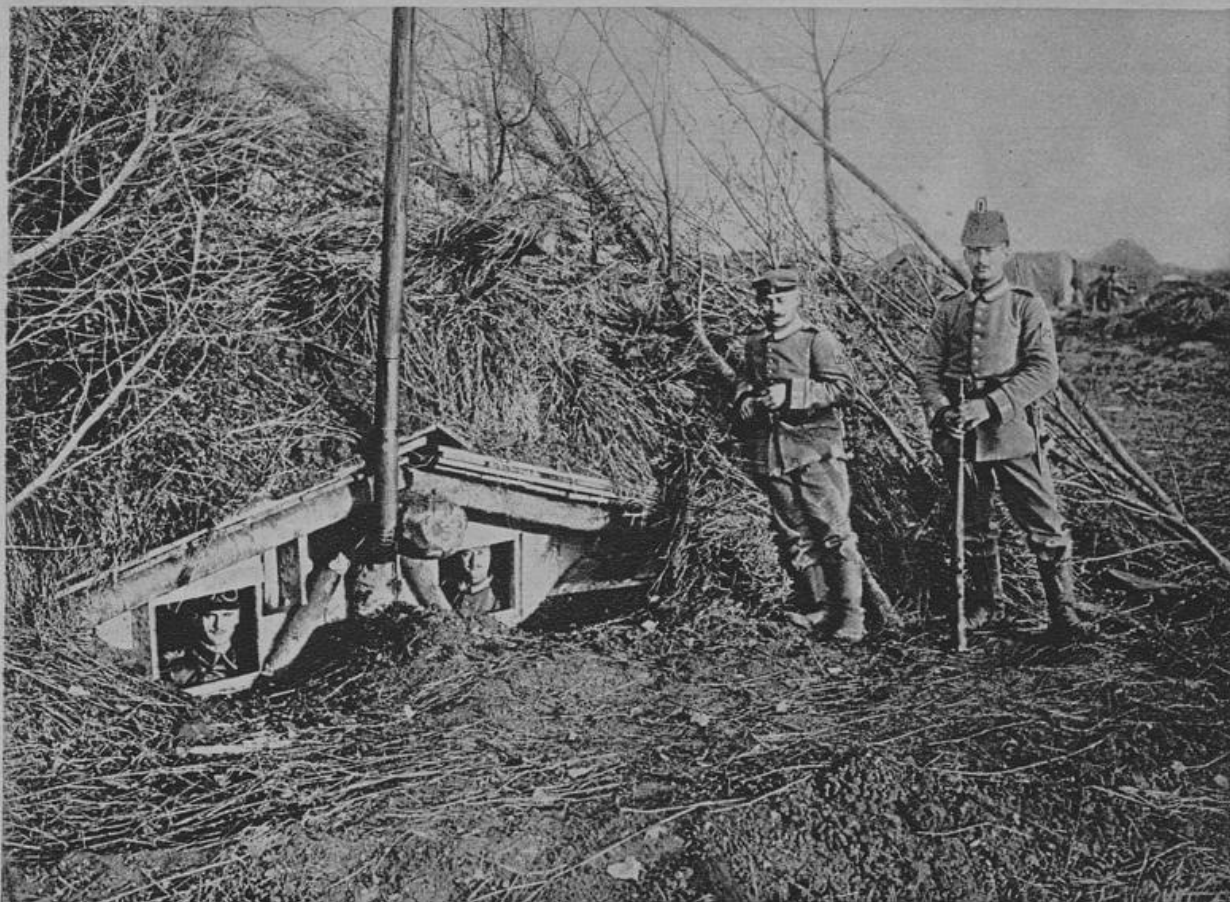
Der Leutnant sann nach.

„Ich kann mir auch nicht denken, wie man den Burschen abfangen könnte. Wir haben auch so viele Österreicher und Ungarn da — auf den Typ allein können wir das Augenmerk nicht richten.“

Sie horchten auf das furchtbare Feuer auf der Kampflinie.

Plötzlich sagte der Leutnant: „Ich habe eine Idee.“

„Kun?“



Gut versteckter und sorgfältig geschützter Wohnsitz für einen Fliegerposten im Westen.

Phot. R. Sennede, Berlin.

„Sie sagen, der Kerl hat nach einem Hügel Lichtsignale gegeben?“

„Ja.“

„Glauben Sie, daß man von dem Hügel aus seine Verhaftung hat sehen können?“

„Das ist wohl nicht gut möglich.“

„Gut, stellen Sie auf den Hügel einen Grenadier. Suchen wir einen, der dem Gefangenen etwas ähnlich sieht. Er soll nach unserem Lager herunter Zeichen geben — vielleicht —“

„Ich verstehe, Herr Leutnant. Das ist ein prachtvoller Gedanke.“

Die Idee wurde sogleich ausgeführt. Nach einer halben Stunde stand ein Grenadier dort oben, der von Zeit zu Zeit einen Spiegelreflex in das deutsche Lager warf. Die beiden Offiziere legten sich an einem Feldweg, der zu dem Hügel führte, auf die Lauer.

Es verging eine halbe Stunde. „Wir warten umsonst,“ sagte der Leutnant. „Der Kerl hat schon Lunte gerochen.“

In diesem Augenblick hörte man einen Schritt. Sie spähten aus ihrer Deckung. „Ein Fliegeroffizier,“ sagte der Leutnant verblüfft.

„Er wird nachsehen, was das mit den Signalen für eine Bewandnis hat,“ meinte der Unteroffizier. Aber plötzlich — plötzlich warf sich der Flieger auf den Boden und kroch den Berg hinauf.

„Kennen Sie ihn?“ fragte der Leutnant.

„Nein, ich habe ihn nie gesehen.“

„Er schaut aus wie ein Stodruß.“ —

Sie sprangen plötzlich auf. Das war ein Fehler.

Denn kaum erblickte sie der russische Leutnant Sascha — derselbe war es, der wirklich in die Falle ging — da machte er leht und raste den Hügel hinunter.

Die beiden Flieger waren erst so verblüfft, daß sie sich ratlos anfaßen. Dann nahmen sie die Verfolgung auf.

Aber der Russe hatte einen Vorsprung, und er war ein so ausgezeichneter Läufer, daß sich der Abstand zwischen ihm und seinen Verfolgern immer mehr vergrößerte.

Die liefen, was sie laufen konnten, was die Lungen hergaben. Aber schon war der Russe im Flugparc, rannte auf eine Taube los, schrie den Mechaniker an:

„Fertig zum Aufstieg!“

Das ging blitzschnell. Als die Verfolger anliefen, da erhob sich eben der deutsche Apparat, kenntlich durch das große schwarze Kreuz, in die Luft und verschwand in der Richtung des feindlichen Lagers. Die beiden Flieger überlegten nicht mehr.

Rasch auf eine andere Taube los — die letzten Vorbereitungen — Motor in Ordnung — los! —

Und zwei Minuten später erhob sich die zweite Taube zur Verfolgung in die Lüfte.

Sie hielt sich scharf an den Kurs des flüchtenden Apparates. Der Russe versuchte, so schnell wie möglich über die deutschen Linien hinwegzukommen. Von denen hatte er natürlich nichts zu fürchten, denn die hielten ihn für einen der Ihren.

Die Taube der Verfolger war schneller. Sie kam rasch näher. Zwar rief der Pilot, der Unteroffizier, durch den Sprachschlauch: „Wollen wir es riskieren? Aber die feindlichen Linien?“

Es war beinahe sicherer Tod, der ihrer dort wartete — —

Die Antwort lautete: „Wir müssen unsere Pflicht tun!“

Also ran an den Gegner!

Der schraubte sich blitzschnell höher und immer höher — das konnte den Verfolgern nur erwünscht sein, denn dadurch kamen sie aus dem Bereich des gegnerischen Feuers.

Und sie hatten Gelegenheit, in den freien Lüften mit dem Gegner abzurechnen. Jetzt hatten sie ihn erreicht. Er versuchte über die verfolgende Taube zu kommen, aber diese war schneller. Blitzschnell manövrierte der Feind entgegengesetzt. Er war waffenlos.

Die beiden Gegner aber hatten doch nicht vergessen, die Brownings einzusetzen. Den Knall des Schusses, den der Leutnant auf den Feind abgab, konnte man jetzt deutlich trotz des Knatterns der Motoren hören.

Denn die Schlacht unten hatte aufgehört. Die Sterne wiesen den Kämpfenden oben in der Luft den Weg. In dieser Nacht, die schnell

eintrat, stieg vom Fluß kein Nebel auf. Klar und lichtdurchflossen breitete sie sich über das Schlachtfeld.

Die beiden Apparate hoch oben hatten jetzt die Aufmerksamkeit des Feindes erregt.

Denn unwillkürlich waren sie im Kampfesifer tiefer gegangen. Der Schuß des Leutnants hatte den Feind leicht verletzt.

Jetzt blieb ihm kein Ausweg mehr — er mußte versuchen, so schnell in dem russischen Lager zu landen, daß ihn seine Verfolger nicht mehr erreichen konnten. Das versuchte er.

Wie ein todwunder Vogel schoß er plötzlich nieder. Er war ein Meister in der Handhabung des Apparates. Auch seine beiden Feinde, die nicht von ihm losließen, versagten ihm ihre Bewunderung nicht. Sie schossen hinter ihm her wie der Habicht hinter der Taube;



Schweizerische Grenzwaclit: Ein Beobachtungsposten an der schweizerisch-ellässischen Grenze.

Phot. Verf. J. U. Gef.

noch einmal frachte der Browning des Leutnants — diesmal aber ging die Kugel in die Tragflächen.

„Er entkommt uns,“ schrie der Unteroffizier, der gar nicht mehr an den Feind unten gedacht hatte — da aber meldete sich dieser.

Aus Gewehren und Abwehrkanonen begann er ein Höllenkonzert zu inszenieren. Die Luft stand voll weißer Wölkchen, die sich in dem Blau der Nacht wie weiße Wattebüschchen ausnahmen. Ein Kugelregen hüllte die beiden Flieger förmlich ein — jetzt war es die höchste Zeit, den Rückzug anzutreten.

Der Unteroffizier schraubte den Apparat schnell hoch — höher — tiefer zu gehen war Wahnsinn — im nächsten Augenblick wurden die beiden Flieger Zeugen einer Katastrophe, die selbst sie erschütterte.

Der Russe in der Taube hatte eine Leuchtpistole bei sich. Mit

dieser gab er plötzlich Signale, die die Russen dazu veranlassen sollten das furchtbare Feuer gegen seinen Apparat einzustellen.

Aber bis die Offiziere diesen Befehl gaben, war es zu spät. Ein Schrapnell hatte die Taube getroffen. Daßten doch die Schützen unten nicht anders, als das Flugzeug mit dem großen schwarzen Kreuz werde von einem Feinde gelenkt, den sie um jeden Preis herunterholen mußten. Ein Treffer hatte gefessen.

Plötzlich geriet der Apparat, den der Russe lenkte, ins Wanken. Er verlor das Gleichgewicht. Und jetzt neigte er sich nach vorne — jetzt stand er auf dem Schnabel — und jetzt überschlug er sich jäh. —

Eine wirbelnde Drahtmasse kaste, sich immer wieder überschlagend, in die Tiefe. Die beiden Deutschen schraubten sich höher und höher in den Äther.



Ein Musik- und Plauderstündchen unserer Feldgrauen mit zwei flandrischen Spitzenklöpplerinnen.

Phot. Berl. Ju.-Gef.



Ein friedliches Bild vom westlichen Kriegsschauplatz: Deutsche Soldaten und französische Frauen in einem allgemeinen Waschhause.

Phot. Hoffmann, München.



Eine Grabstätte deutscher Krieger im Bzura-Abschnitt.

Der Steinhügel, der das Grab bezeichnet, ist von vier Bäumchen eingefasst. Im Vordergrund des Bildes ein von den vorrückenden Deutschen verlassener Schützengraben.

Phot. Boedeker, Berlin.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 20.

Düsseldorf, 16. Mai

1915.



Verteilen der deutschen Feldpost im Hofe eines Hauses in Kolomea in Galizien.

Besonders interessant sind die galizischen Bauersleute in ihrer eigenartigen Landestracht neben den deutschen Soldaten.

Bubi.

Von Heinrich Wehner.

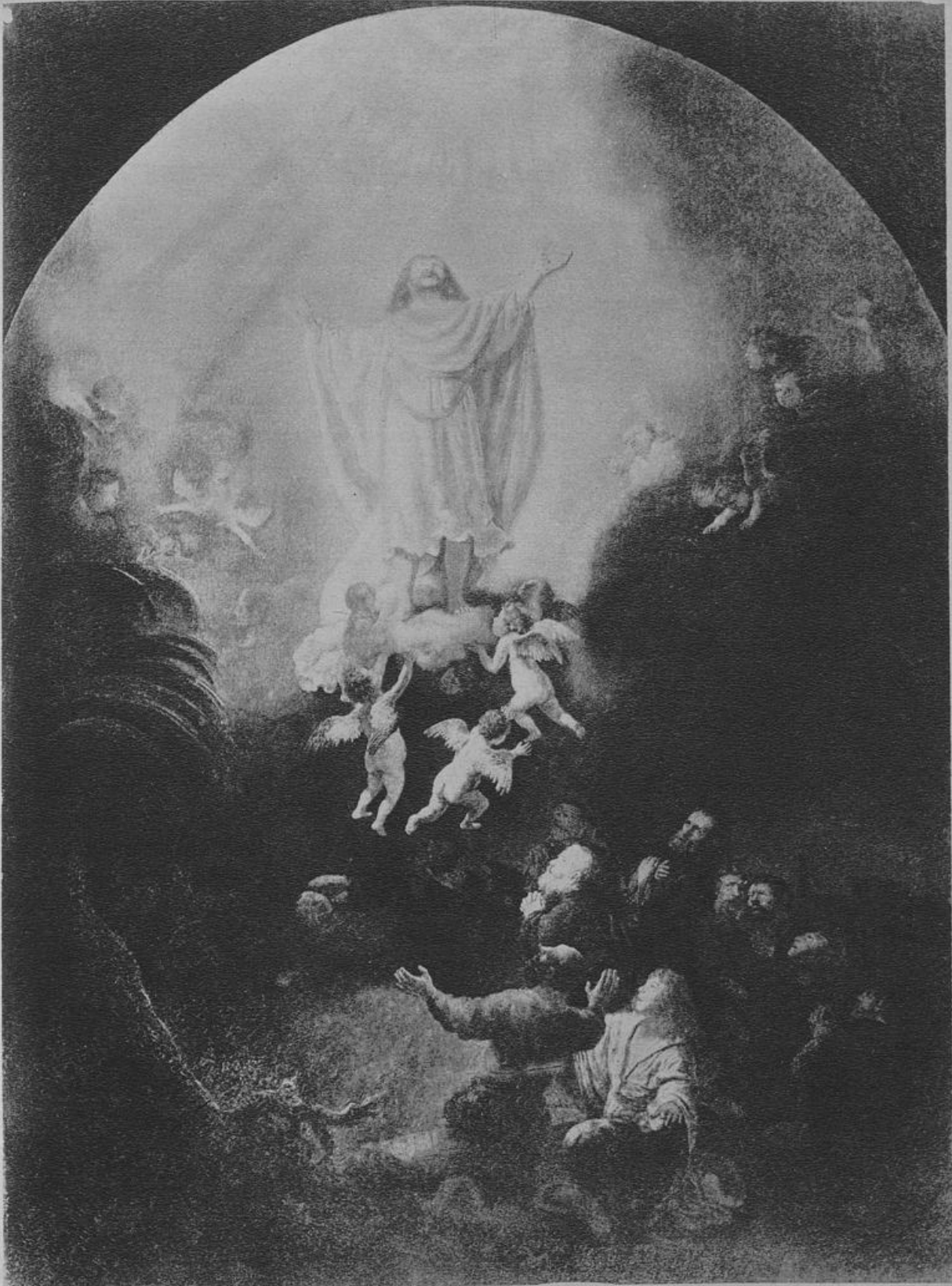
Bubi kam die Geschichte gleich nicht ganz geheuer vor. Wozu kriegt man denn ein Gewehr, wenn man nicht damit schießen darf? Immer nur, wenn Mama und Lolli fort waren, erlaubte die alte Resi, daß Bubi ein wenig kriegerisch wurde und ein paar Bolzen aus seinem Gewehr verpuffte. Gott, wegen so ein bißchen Knallerei — nicht? Bubi sagte schon nichts, daß er nicht nach den Spiegeln schießen durfte, die ein so hübsches und sicheres Ziel boten. Schließlich, das sieht man ja ein, Spiegel können zerbrechen — aber so ein wenig an die Türen, — nicht wahr? Und dann: die Lolli sang doch auch immerzu: „Eine jede Kugel, die trifft ja nicht —“ Na, wenn schon nicht eine jede Kugel trifft — Aber mach was mit der Mama und mit der Lolli! Immer heißt's: „Bubi, das schickt sich nicht im Krieg,“ oder: „Aber Bubi, denk doch, Papa ist im Krieg.“ „Bubi, mach nicht solchen Lärm, siehst du denn nicht, daß Mama weint?“ Natürlich sieht Bubi, daß Mama seit ein paar Tagen weint — aber was kann er tun? Er, der kleine, arme Bubi. Papa — ja, wenn Papa hier wäre, der könnte Mama Blumen bringen, oder Bonbons, und sie wäre wieder lustig, und die Lolli kriegte sicher auch was ab dabei, aber so — Bubi ist ja arm, und es bleibt ihm gar nichts übrig, als sich, wenn Mama weint, ganz leise zu ihr zu schleichen, auf den Stuhl zu klettern und die Händchen um ihren Hals zu legen: „Liebe, liebe Mama, sei wieder gut —“ Da lächelt Mama dann ein klein wenig, und Bubi ist froh, daß die Tränen ein Ende haben, denn das Traurige kann er nun einmal nicht leiden. Aber wenn du glaubst, daß Bubi jetzt, wo Mama doch getröstet ist, ein ganz klein bißchen mit seinem Gewehr schießen darf, bann irrst du dich sehr! Gar nicht darf er, nicht ein einziges Mal. Und da geht er zur Resi in die Küche, die wird doch begreifen, daß man ein Gewehr zum Schießen hat und nicht bloß zum Anschauen. Ja, er geht zur Resi. Aber was tut die Resi? Sitzt und heult. Alle Frauen weinen, denkt Bubi und kehrt der Resi entrüstet den Rücken zu. Wenn er einmal groß ist, — seine Kinder bekommen ganz bestimmt nur Spielzeug, mit dem sie auch spielen dürfen.

Krieg, muß Bubi denken; na ja, schön, Krieg. Da ziehen die Soldaten hinaus und schießen den Feind tot. Papa ist auch hinausgezogen. Er hat eine wunderschöne Uniform angehabt, und ein riesiges Gewehr hat er gehabt, und Mama und Lolli haben Blumen in das Gewehr gesteckt, als er fortging. Und alle Leute riefen und jubelten, und die Mama winkte dem Papa vom Fenster aus zu, als er mit den vielen, vielen anderen Soldaten das letzte Mal vorbeimarschierte. Ja, das begreift Bubi, daß man sich da freut, wenn die Soldaten so an den Feind ran marschieren und alle tot schießen, die gegen den Kaiser was Böses vorhaben. Aber, warum weint denn die Mama, wenn es doch so etwas Schönes ist? Übrigens, die Mama weint doch erst seit ein paar Tagen — Bubi hat sein Gewehr im Arm und weiß, wenn er einmal unter die Soldaten kommt und es geht an den Feind, na, er wird nicht weinen, er nicht; hei, er wird sich freuen, daß er doch endlich einmal so recht nach Herzenslust ordentlich schießen darf. Denn unter den Soldaten hat die Mama bestimmt nichts zu erlauben und zu verbieten.

Bubi hat die Tür zum Flur geöffnet — kein Mensch ist auf der Treppe, — ob man — ob man es hier einmal versuchen dürfte? Es ist doch Krieg? Oder etwa nicht? Und schon hat er das Gewehr geladen, da Schritte von unten — hurra, der Feind! Bubi denkt nichts mehr, er spürt nur den Feind — und schon kracht der Schuß — kracht und trifft den Herrn Sanitätsrat aus der dritten Etage mitten in den Bauch. Bubi ist starr. Na, das kann eine schöne Besserung werden. Den Herrn Sanitätsrat erschießen, so was! Aber der gute Tropfenonkel ist gar nicht beleidigt, daß ihn Bubi erschossen hat. Er streichelt ihm ganz weich und leise übers Haar und sagt nur: „Armer kleiner Kerl, armer kleiner Kerl —“ Was das nun wieder heißen soll? Doch Bubi denkt nicht lange nach, er ist froh, daß die Geschichte so gut abgelaufen ist. Also, was jetzt? Den Frißl von der

Pförtnerstrau erschießen? Da müßte man die zwei Treppen hinunter, und das darf man doch nicht. So geht er langsam, zögernd und gar nicht recht mit sich zufrieden zur Wohnungstür zurück. Dort hört er gerade, wie die Lolli zur Resi sagt: „Man muß es Bubi sagen!“ Aber die Mama und Resi wollen nichts davon wissen, daß man es Bubi sagt. Bäh, denkt er, schon wieder so ein Geheimnis, und dann lassen sie einen Schrank offen, wie im Vorjahr zu Weihnachten, und man erfährt doch alles. Die Lolli läßt nicht loder: „Er soll es erfahren, er ist groß genug, es wird ein Eindrud fürs Leben sein, wird ihn stark und gut machen!“ „Nein, mein Kind,“ meint die Mama, „nein, morgen sagen wir es ihm, bis alles vorbei ist.“ Und Bubi ist auf einmal gar nicht mehr neugierig. Er will, — ja er will eigentlich gar nicht wissen, was die Großen schon wieder haben. Er spielt lein wenig verlegen mit seinem Gewehr und hat plötzlich keine rechte Lust zum Schießen.

Onkel Otto kommt. „Bubi was mitgebracht?“ Onkel Otto verdreht die Augen und sagt: „Nein, mein Kerlchen, heute nicht, heute nicht.“ „Onkel Otto, sieh mal, mein Gewehr!“ Und Onkel Otto dreht den Zylinder herum und zwinkert mit den Augen, so wie Tante Marie, wenn sie will, daß alle Leute merken, was sie nicht sagen mag. Auf einmal packt die Resi den Bubi und führt ihn, ohne ihn auch nur um seine Meinung zu fragen, zur Pförtnerstrau. Mama streckt die Hände nach ihm aus, aber Onkel Otto verdreht wieder die Augen und schubst Bubi zur Tür hinaus. Da sitzt er nun bei der Pförtnerstrau. Dort ist es zum Einschlafen langweilig. Der Frißl ist nicht zu Haus. Wo ist denn der Frißl? Beim Garnisonspital. So, so. Was ist denn das nun wieder, Garnisonspital? Der hilde Gustl kommt herein. Die Pförtnerin fragt ihn: „Ist der Wagen da?“ „Ja,“ sagt der Gustl, „wer fährt denn mit?“ „Na, die Frau, das Fräulein Lolli und der Bruder der Frau.“ „Wann ist es denn?“ „Um drei Uhr. Vom Garnisonspital aus.“ Sie flüstern; und nun sieht Bubi, wie Mama, Lolli und Onkel Otto die Treppe herunter kommen. Da packt er sein Gewehr, schleicht sich zur Glastür und drückt die Raje platt an der Scheibe. Eine Menge Leute ist mit einem Male da, und alle reden auf Mama und Lolli ein, und Onkel Otto fuchelt mit den Händen herum, und gibt dem Gustl, der den Wagen geholt hat, ein Geldstück. Bubi denkt: Garstiger Onkel Otto, mir hat er nichts mitgebracht. Der Onkel jupst Mama an ihrem schwarzen Schleier — das hat ja Bubi gar nicht bemerkt. Es wird ihm ganz sonderbar um sein armes kleines Herzchen. Nun sitzen die drei im Wagen und fahren los. Da hält es Bubi nicht mehr aus. Er öffnet ganz vorsichtig die Glastür und huscht an der ausgelegten Pförtnerstrau vorbei, hinaus auf die Straße. Dort scheint die Sonne — so fein und warm. Bubi geht's gut. Er läuft über die Straße, mitten durch die Wagen, immer das Gewehr im Arm. Ein Park mit kießbestreuten Wegen läßt zu einem Besuche ein. Hereinpaiziert, sagt ein Strauch, der schon grüne Knospen trägt, und Bubi spaziert hinein. Ei, wie man hier schön schießen könnte! Wo ist der Feind? Und Bubi schießt ins Unge- wisse, denkt dabei: Jetzt schießt Papa auch aus seinem Gewehr. Der Bolzen fällt vor einem kleinen Mädelchen nieder. Das sieht erschrocken auf. „Du, hör mal, wollen wir spielen? Wir schießen auf den Feind!“ biederst sich Bubi an, aber das kleine Mädelchen dreht ihm den Rücken zu und sagt nur ganz traurig: „Danke, nein, ich spiele nicht, mein Papa ist gefallen,“ und geht langsam fort. Gefallen, denkt Bubi. Gefallen? Ja, aber das Mädelchen ist doch aus derselben Stadt, und da ist doch wohl auch sein Papa aus derselben Stadt, und da kann er doch wieder kein Feind sein? Gefallen, das ist doch dasselbe wie totgeschossen. Totgeschossen werden aber doch nur Feinde? — Können — können also auch gute Freunde im Krieg erschossen werden? — Bubi findet sich gar nicht mehr zurecht, und die schöne Sonne freut ihn einen Augenblick lang nicht. Aber da klingt von der Straße herüber Muff. Bum — bum — bum, bum, bum! Die Soldaten! Wie Bubi die Beine



Himmelfahrt Christi.

Gemälde von Rembrandt (1606—1669).

Phot. J. Brudmann, N. G., München.

wirft! Aber den Zaun des Parks! Ein Schußmann will ihn zurückhalten, doch Bubi ist stinker! Atsch! Und der dicke Schußmann schnauft schon weit zurück. Bubi rennt eine dicke Frau beinahe um; die sieht ihn strafend an und verdreht die Augen, ganz wie Onkel Otto. So, und nun ist er bei den Soldaten. Erst marschiert er neben dem Mann, der sich die Barden rot bläst an seiner Trompete, die ihm wie die Riesenschlange, die Bubi einmal im Tiergarten gesehen hat, um den Hals hängt. Aber es ist nicht leicht, mit den großen Soldaten Schritt zu halten. Schon ist Bubi zurückgeblieben und marschiert mit dem Trommler in einer Reihe; er hat ein schwarzes Tuch um die Trommel gebunden. Wahrscheinlich, damit sie nicht schmutzig wird in dem Staub, denkt Bubi. Mama legt auch immer Tücher um die schönen Sachen im Wohnzimmer. Ist das eine Lust, so mit marschieren zu dürfen! Wie die Gewehre blitzen und die Säbel funkeln. Schade, daß man nicht schießen darf, aber die Soldaten schießen doch auch nicht. Mühsam leucht Bubi den Soldaten nach. Ach, endlich! Ein Offizier

„Kommen viele tote Soldaten?“

„Viele, mein Kind!“

Bubi sieht, wie die Männer die Hüte abnehmen, und zieht seine Mütze. Der dunkle Wagen ist nun ganz nahe. Wieder ruft der Offizier etwas und fährt mit dem Säbel durch die Luft. Und plötzlich — Bubi zuckt gehörig zusammen — schießen sie alle auf einmal. Bubi faßt sich aber schnell und fragt:

„Warum schießen sie?“

„Das ist die letzte Ehre, die sie den lieben Soldaten erteilen. Sie schießen zum Abschied.“

„Hören das die toten Soldaten?“

„Gewiß, Kleiner.“

„Freuen sie sich?“

„Ja, Kind.“

„Wird bei jedem toten Soldaten geschossen?“

„Bei jedem.“



Frühlingsanfang auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Nachmittagskaffee mit Konzert an einem Ruhetage in einem französischen Gehöft.

Phot. W. Braemer.

ruft etwas, und sie stehen alle still. Viele Menschen sind auf dem Platz vor einer Kirche, die Bubi nicht kennt. Jemand sagt: „Der erste Zug muß gleich kommen, es sind ja nur ein paar Schritte zum Garnisonlazarett.“ Das Wort macht Bubi sehr, sehr traurig. Da schwankt etwas durch die Straße heran, etwas Schwarzes, Unbekanntes. Bubi nimmt sein Gewehr fest in den Arm und klammert sich an eine fremde Frau. Mama soll da sein, denkt er. Da kommt das Schwarzenbein näher. „Was ist das?“ fragt Bubi.

„Ein Leichenzug,“ sagt die Frau.

„Wer ist denn tot?“

„Die guten, lieben Soldaten, die im Krieg gefallen sind.“

„Wo sind sie denn?“

„In dem dunkeln Wagen, auf dem die schönen Blumen liegen.“

„Wer sind denn die Leute hinter dem Wagen?“

„Das sind die Angehörigen, die Frau, die Eltern, die Kinder.“

Bubi weiß plötzlich, was er tun wird. Er wird, wenn der nächste tote Soldat vorüberfährt, auch schießen aus seinem Gewehr. Wird ihnen auch die letzte Ehre erteilen. Und die toten Soldaten werden es hören und sich freuen. Da kommt wieder ein Leichentwagen. Bubi paßt gut auf, und als die lebenden Soldaten schießen, da schießt er mit ihnen! Und dann guckt er, ob's auch alle gemerkt haben, aber — was ist denn das hinter dem dunkeln Wagen? Das sind ja Mama und Lolli und Onkel Otto, und Bubi begreift alles — alles — und schluchzt laut, weh, wild: Papa! — Papa! — läuft aus der Menge fort, starrt dem Zuge nach.

Und verschließt alle, alle, alle seine Bolzen — zur letzten Ehre.

Dann sinkt Bubi auf eine Bank und weint ganz still wie Mama und Lolli und die Resi, und sein Gewehr liegt unbeachtet im Straßensaub! So weint er, bis ihn ein Schußmann in die Arme nimmt und fortträgt. — — —

Zur Versorgung Deutschlands mit Nahrungsmitteln.



Ein Riesenslager gefüllter Heringstonnen in einem norddeutschen Seehafen. Phot. N. Grohs.
Der gesamte Inhalt dieser 40000 Tonnen ist für die Ernährung gefangener Russen in Deutschland bestimmt.



Blick in eine der von der deutschen Regierung errichteten Lagerhallen für Nahrungsmittel. Phot. N. Grohs.
In der Halle liegen u. a. 300000 Säcke Mehl und 100000 Säcke Bohnen.

Die beiden Freunde. Von Karl Richter.

Dieses war ihnen, dem Otto und dem Benedikt, den beiden Unzertrennlichen, gemeinsam: sie standen beide als Sekretäre im Dienste der kaiserlichen Post, beide waren seinerzeit als militäruntauglich befunden worden und mochten beide vom Heiraten nichts wissen. Sonst glichen sie in den meisten Punkten einander nicht, was wohl gerade der Grund war, daß sie sich von Herzen so zugetan waren.

Der Otto war das, was man einen Lebensbejaher nennt.

Er aß gern, trank noch lieber, erfreute sich am Statspiel, regelte rauchte, wog 160 Pfund und hatte für alle Fragen, die ihm etwa in den Weg kamen, die immer fertigen Antworten eines Menschen bereit, den so leicht nichts aus dem Gleichgewicht bringen kann.

Als der Krieg ausbrach, wunderte und genierte ihn das wenig, und als die Nachrichten von den ersten deutschen Siegen einliefen, nahm er das mit gelassener und breiter Selbstverständlichkeit hin. „Wir,“ rief er aus, „ja, wir!“

nachrichten herbei. Ein heimlicher, stiller, schamhafter Stolz bemächtigte sich da seiner Seele, ein Stolz, der sich hütete, laut zu werden, weil sein Träger zugleich an der Scham litt, auf dem Felde draußen, wo andere kämpften, nicht mit dabei zu sein.

Denn so schwächlich, klein und schwächlich Benedikt äußerlich auch war, so sehr düstete ihn in seinem Innern doch danach, in Reiz und Glied mit den Tausenden und Abertausenden braver deutscher Kameraden gleichfalls seine Kraft für das Vaterland einzusetzen.

Und wenn er bei den geschwollenen Reden seines Freundes auch still blieb, so grübelte er heimlich doch unablässig darüber nach, ob es für ihn vielleicht nicht doch eine Möglichkeit gebe, ins Feld zu rücken.

Der Arzt, dem er sich anvertraute, lächelte aber nur und sagte: „Rein, Sie sind viel zu schwach! Sie halten die Strapazen nicht aus!“

Und er fügte, als er die beschämte Miene Benedikts sah, achselzuckend hinzu: „Zimmerhin, versuchen Sie es einige Wochen, sich zu trainieren! Turnen Sie! Man kann nicht wissen!“ —



Zum deutschen Bombardement auf Dünkirchen: Blick auf die Stadt Dünkirchen und den Hafen.

Phot. Verl. Ill.-Ges.

Wobei bemerkt werden muß, daß er unter dem „wir“ vor allem sich selbst oder doch die verstand, die ihm glichen.

Und er schlug mit der geballten Hand wuchtig auf den Wirtshaus-tisch, daß das Bier in den gefüllten Gläsern nur so tanzte, und äußerte: „Ah — was macht es uns aus, ob wir gegen einen Gegner mehr oder weniger kämpfen! Wir siegen mit Leichtigkeit! Wir!“

Und auch dieses „wir“ war wieder ganz auf ihn selbst gemünzt — auf ihn, den Otto, von dem jedermann erwartete, daß er sich am nächsten Tage als Freiwilliger melden würde.

Von diesem bierfesten Optimismus besaß Benedikt nur wenig, worauf ja auch sein Äußeres schon zur Genüge hinwies: Benedikt war klein, schmal, kurzsichtig, ein wenig schief, hatte eine schwache Lunge, trank und rauchte nicht und saß beim Statspiel neben seinem Freunde Otto nur als stummer Kiebitz. In ihm rief der unerwartete Ausbruch des Krieges nur eine tiefe seelische Erschütterung hervor, denn sein mitleidiges Herz sah zunächst nur Verwundete und Tote, weinende Hinterbliebene und hungernde Arbeitslose. Eine allmähliche Wandlung führten dann allerdings die ersten deutschen Sieges-

Der Bedarf an Soldaten wuchs, und die Heeresleitung ging daran, den ungedienten Landsturm auszumustern. Benedikt stürzte mit erregtem Gesicht zu seinem Freunde Otto:

„Höre, man wird auch die ausmustern, die bisher nicht gedient haben! Du kommst sicher dran! Freust du dich nicht?“

Allein zu Benedikts großem Erstaunen blieb Otto diesmal schweigsam und zuckte nur die Achseln.

Diese Schweigsamkeit Ottos hielt auch weiter vor, und die Stammgäste seiner Kneipe waren nicht wenig erstaunt, ihn abends an ihrem Tisch nicht mehr zu sehen. „Was hat er,“ fragten sie einander, „ist er krank?“ Ja, er war krank.

Ganz plötzlich war er es geworden, und er litt nicht nur an einer Krankheit, sondern gleich an einem halben Dupend: sein Herz war schwach, er bekam keinen Atem, er laborierte an einem Leberleiden, er hatte in den Beinen das Reissen, im Rücken das Stechen, im Kopfe einen dumpfen Druck. Er trank nichts mehr, aß nur das Allernötigste, nahm heiße Bäder, die ihn schwächten, und lief von einem Arzt zum andern, um einen zu finden, der ihm seine Leiden glaubte. Alle-



Begleitung eines Schlepptransportes auf einer Wasserstraße in Belgien: Kähne mit Proviant werden zur deutschen Front befördert.



Morgenmusik unserer Soldgrauen auf dem Marktplatz in Hasselt (Belgie)

Phot. Berl. Ill.-Ges.

ausnahmslos alle schüttelten nach gründlicher Untersuchung den Kopf und erklärten: „Sie sind Hypochonder, aber im übrigen gesund!“

Diese beruhigenden Diagnosen erhöhten indessen seine Angstlichkeit nur, anstatt sie zu vermindern, und es kam schließlich dahin, daß er in dem Gefühle des herannahenden allgemeinen Kräfteverfalls sich ins Bett legte und sein Testament machte, bereit, seine letzte Stunde zu erwarten. —

In dieser selben Zeit blieb auch Benedikt für alle seine Bekannten unsichtbar, wenn auch aus Gründen, die von denen seines Freundes Otto wesentlich verschieden waren.

Lag Otto den Tag über im Bett, damit beschäftigt, sich warme Umschläge um die Brust zu wickeln, so stand Benedikt schon bei grauem Morgen auf und machte nackt bei geöffneten Fenstern Freiübungen. Und er hatte sehr bald die Gewißheit, daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt seien.

ein jeder der beiden Freunde Ursache hatte, nicht sich, sondern den andern zu beglückwünschen. Benedikt gratulierte dem Otto zur Annahme, der Otto dem Benedikt zur Ablehnung: zur großen Verärgerung beider hatte man dem einen seine Krankheit, dem andern seine Gesundheit nicht geglaubt. Und während sich Benedikt resigniert wieder hinter seinen Amtstisch setzte, packte Otto nicht minder resigniert seine Sachen und rückte ein. —

Er blieb monatelang fort, und als er wieder zurückkehrte, trug er den linken Arm in einer Binde, denn eine feindliche Kugel hatte ihm den Knochen durchbohrt.

Benedikt eilte ihm auf dem Bahnhof entgegen, glühte vor Eifer, umarmte ihn stürmisch und nannte ihn halb scherzhaft, halb schamhaft einen Helden. Doch der andere lehnte errötend ab.

Ganz im Gegensatz zu früher war er sehr wortkarg geworden, und um ihn zum Reden zu bewegen, bedurfte es einer glücklichen



Der Römerbrunnen am Appellhofplatz in Köln a. Rh. in seinem jetzigen noch halbfertigen Zustande.

Der Brunnen, welcher der Stadt Köln vom Verschönerungsverein geschenkt wurde, ist das Werk des Architekten Franz Brankhy. Das Denkmal steht zwischen Burgmauer und Komödienstraße auf den Grundfesten der alten römischen Nordmauer und erinnert an die Geschichte der Stadt Köln, die von den Römern gegründet und zur Ehre der hier geborenen Mutter Aeras, der Kaiserin Agrippina, Tochter des Germanicus, Colonia Agrippinensis genannt wurde. Der Sockel trägt die kapitolinische Wölfin; zwischen seinen Pfeilern auf dem Verbindungsbüsch sind die Bildnisse römischer Kaiser angebracht. Die figürlichen Darstellungen an der Brunnenwand bringen geschichtliche und allegorische Szenen zur Wiedergabe.

Es schien ihm, daß er schon um vieles freier und leichter atmete, daß in seinen bisher schlaffen Körper Elastizität und Spannung gekommen seien, und es war ihm, als wachse er von Tag zu Tag und als bekämen seine Arme und Beine so etwas wie Muskeln.

Ein bisher unbekannter Frohsinn zog in sein Herz ein.

Er machte tagelange Märsche, trug die spartanisch einfachen Mahlzeiten, deren er bedurfte, in einem Rucksack mit sich, nächtigte im Gebirge auf harten Betten oder auf Heu und atmete in tiefen Zügen die herrliche klare Luft des Herbstes. Wie durch ein Wunder ging ihm die Schönheit der Natur auf, mit der er sich mit einem Male eins fühlte. Und immer mächtiger wurde inmitten der Göttlichkeit des Alls in ihm das Verlangen, seinem Leben, das er bisher nur dumpf gelebt hatte, durch eine edle Tat Sinn und Fülle zu geben. —

Trotzdem fiel die Musterung so aus, daß nach ihrem Verlaufe

Stunde. Diese Stunde kam schließlich, und in ihr vertraute sich der Heimgekehrte dem Freunde an.

Nein, er sei nicht als Held fortgezogen, aber das, was er draußen erlebt habe, habe doch schon einen rechten Mann aus ihm gemacht. Und er danke Gott für die Lehre, die er so erhalten habe. Aus dem Ernst und aus der Wucht der Kämpfe, die draußen geführt würden, habe er erst erkannt, in welche Not das Vaterland geraten könnte, wenn es nicht Männer hätte, die es liebten. Nun liebe auch er es, und diese Liebe habe er sich erlämpft. Und daß dieser Kampf nicht leicht sei, sondern schwer und blutig und in seinen Einzelheiten traurig, das wisse er jetzt auch, und deshalb sei es ihm auch nicht möglich, viel Worte darüber zu machen.

Benedikt drückte dem nun wieder Schweigenden die Hand.

Er fühlte, daß sie beide jetzt erst wirklich Freunde geworden waren.

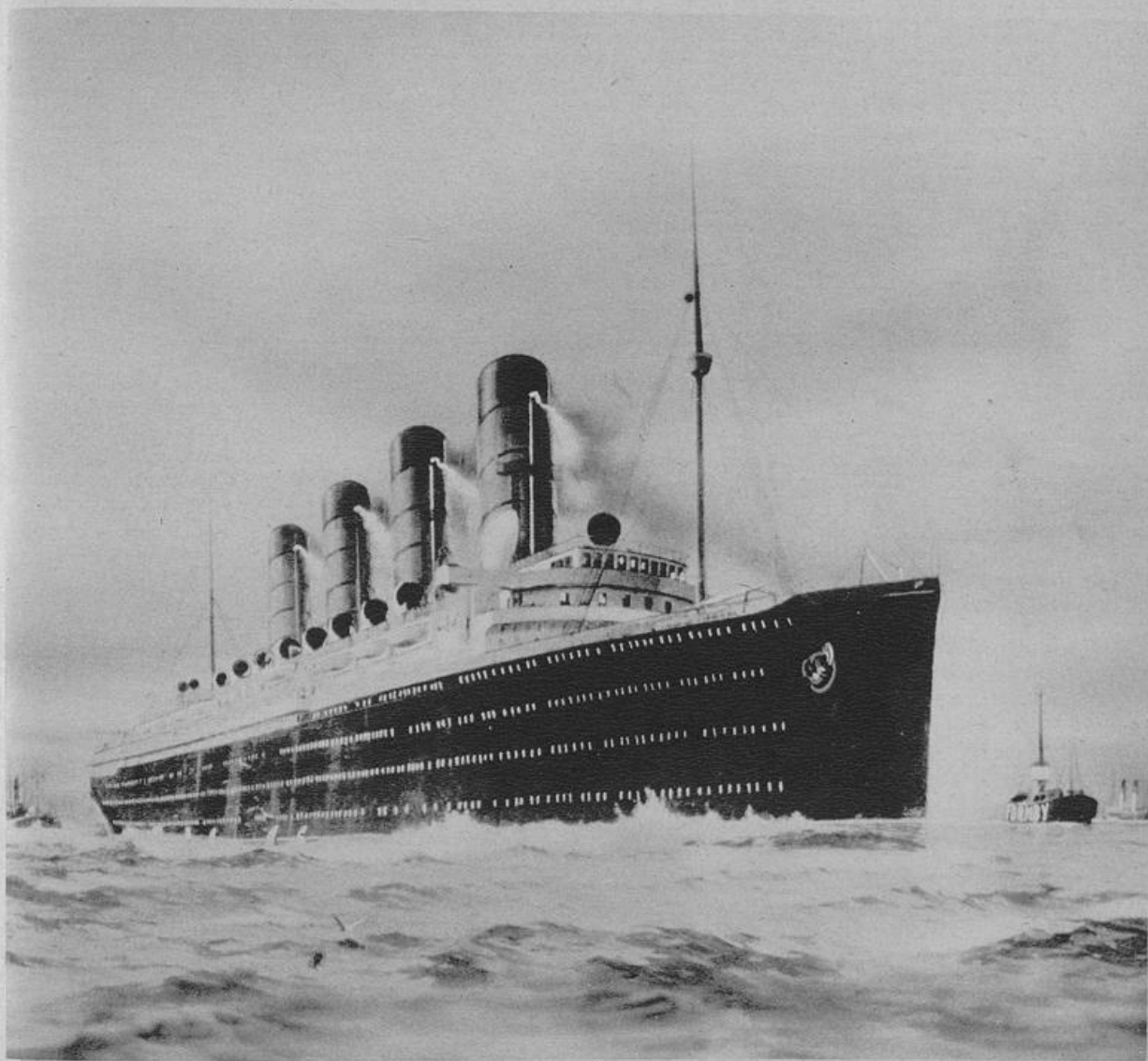
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 21.

Düsseldorf, 23. Mai

1915.



Die „Lusitania“, der durch ein deutsches Unterseeboot vernichtete englische Hilfskreuzer.

Die „Lusitania“, ein der Cunard-Linie gehöriger, 32 500 Tonnen verdrängender Riesenschnelldampfer, hatte außer einer Bestückung als Hilfskreuzer große Mengen amerikanischer Munition für England an Bord. Die Torpedierung erfolgte in der Irischen See.



Der alte Birnbaum.

Pfingstgeschichte von Wilhelm Herbert.



Un der Amtshofmauer steht seit unvorbenklichen Zeiten ein uralter Birnbaum. Er hat seit Menschenerinnern weder Blätter noch Blüten getragen — geschweige denn Früchte — und wenn er anderswo gestanden, hätte man seinem unnützen Dasein sicher schon längst ein Ziel gesetzt und ihn eines schönen oder unschönen Tages abgefägt oder gefällt. Aber der Herr Amtmann ist eine durch und durch beharrliche Natur. Er liebt es nicht, sich oder andern unnötige Gemütsbewegungen oder sonstige Schwierigkeiten zu verursachen. So ist denn auch der alte Birnbaum, der niemand etwas in den Weg gelegt, all die Jahre unbehelligt geblieben.

Am Tag vor Pfingsten ist's. Ein prachtvoller Frühlingmorgen. Das Amts-Everl, des Herrn Amtmanns bildhübsches Töchterl, schaut zum Fenster hinaus, ob etwa gar der junge Gutspraktikant vorüberreitet, zu dessen wichtigsten Berufsangelegenheiten es gehört, tagsüber so oft als nur irgend möglich am Amtshof vorbeizureiten.

Da auf einmal schlägt das Everl die Hände zusammen und wieder ineinander und ruft: „Ah!“ Bei den Leuten im Hof, die dort zusammenräumen, was der Lenzsturm nachts an morschen Schindeln und dürren Ästen heruntergebeutelt, entsteht darob eine lebhaftere Aufregung.

„Schaut nur grad! Schaut nur grad!“ ruft sie in hellem Entzücken und deutet mit beiden Händen zugleich zum Fenster hinaus.

„Ja, was ist denn los?“ „Der alte Birnbaum blüht!“

Warum soll er denn auch nicht blühen?! denkt sich der junge Praktikant, der zufällig gerade wieder einmal in dringenden Angelegenheiten vorbeireitet. Wo es ihm doch das Fräulein Everl in so reizender und verlockender Weise vormacht! Jeden Tag blüht sie herrlicher und kräftiger auf — das reinste Pfingstroschel — just zum Hineinbeißen.

Die Leute im Hof aber, die keine so kühnen Vergleiche anstellen und nicht wissen, daß man eventuell sogar in ein Pfingstroschel hineinbeißen kann, schauen mit offenem Munde den Birnbaumkreis an und können sich gar nicht genug darüber wundern, daß wirklich und wahrhaftig der uralte Stamm gerade an der unmöglichsten, allerdürftigsten Stelle, wo es hundert Professoren für ausgeschlossenen erklärt hätten, an einem morschen, moosbezogenen Zweiglein ein Duzend wunderbare, zum Malen schöne Blüten trieb. Eine sitzt immer prächtiger und farbenfroher neben der andern, wie sie der allerlastigste, allerübermütigste, allerjüngste Birnbaum nicht schöner, frischer und gesünder hätte zutage fördern können.

„Ja, die Natur halt!“ meinen von den Leuten die einen.

„Und das Frühjahr!“ — die andern.

„Und die Pfingstzeit!“ — die dritten.

„Und die wundertätige Nähe von dem Fräulein Everl!“ fügte der Praktikant in Gedanken hinzu.

Aber all dem Gered und Spektakel in dem sonst um diese Zeit so feierlich stillen Amtshof wird aber auch der Herr Amtmann auf das seltsame Vorkommnis aufmerksam und erhebt sich von seiner Zeitung und seinem Morgenkaffee.

„Was gibl's?“ fragt er und tritt zu seinem Kind ans Fenster.

„Schau nur, Vater, schau nur!“ jubelt sie. „Der alte Birnbaum blüht! Da kriegen wir heuer am End', so Gott will, noch Birnen auch von ihm!“ Der Herr Amtmann rückt die Brille hoch auf die Stirn und betrachtet den wundertätigen, doch zugleich aber auch sehr despektierlichen Baum, der sich da untersteht, auf einmal ohne jede vorherige Anzeige und Bitte um Genehmigung das Geschäft des Blühens wieder aufzunehmen.

Und plötzlich gibt es dem Herrn Amtmann einen Stich, daß er zusammenschrinkt. „Was hast du denn?“ fragt sein Kind besorgt.

„Ah nix,“ meint er. „Ah nix.“

Es ist aber doch etwas, und zwar etwas sehr Schlimmes, etwas äußerst Unangenehmes. Bei der Bemerkung von den Birnen ist ihm ein Gedanke jählings durch sein Gehirn gefahren und eine Sorge zentnerschwer auf sein gewissenhaftes Amtsherz gefallen.

Ja, was wär' denn das? Wenn wirklich der uralte Esel, der dürre Birnbaum, von dem warmen Frühlingswind so berauscht und von dem ganzen Lenzsummel um ihn derart angeheitert worden ist, daß er gegen alles Herkommen und gegen jede Erwartung auch noch Blüten zu treiben sich herausnimmt, dann ist es demselben übermütigen Burschen auch noch zuzutrauen, daß er im Herbst wahrhaftig hergeht und tatsächlich Birnen trägt. „Da kriegen wir heuer am End', so Gott will, noch Birnen auch von ihm,“ meinte die Evi. Ja, das junge, dumme, ganz unwissende Dirndl tut sich gar leicht mit einer solchen Rede! Sie glaubt wahrscheinlich, daß es da dann vielleicht nichts anderes braucht, als auf den alten Birnbaum hinaufzusteigen, die Birnen herunterzupflücken und sie in ihr rotes, unvernünftiges Goshchel hineinzuwerfen. Davon hat sie ja anscheinend gar keine Ahnung, daß das Amtsbirnen sind, auf Amtsgrund mit Amtskräften von einem Amtsbirnbaum getragene Amtsbirnen!

Dem Herrn Amtmann wird, wie er den Gedanken weiter verfolgt, trotz dem lauen Frühlingswinde so heiß, daß er sein großes seidenes Taschentuch herausholen und sich die Stirn wischen muß. Jesses! Jesses! So was! — Was das für Schwierigkeiten machen wird, für Schreibereien, für Berichte! Davon hat natürlich die Evi und der leichtsinnige Birnbaum keine Ahnung, daß das ganz neue, noch nie vorgekommene Dinge sind, von denen selbst ein so erfahrener und im Dienst ergauter Beamter wie der Herr Amtmann, nicht weiß, wie sie behandelt werden müssen. Er kennt sich im Augenblick absolut nicht aus, ob darüber schon Vorschriften und Weisungen vorhanden sind, wie es mit den Amtsbirnen gehalten werden muß, ob Präzedenzfälle dagewesen, ob der Birnbaum früher vor unbenklichen Zeiten unter seinen Amtsvorgängern schon einmal Früchte getragen, was damals berichtet worden und was darauf für Bescheide ergangen sind.

In schweren Sorgen geht er in die Registratur, ordnet an, daß alle andere Arbeit liegenzubleiben habe, und läßt einen Aktenführer und eine eingehende Fahndung nach einem etwa je einmal erwachsenen Fajzitel „Amtliche Birnbaumfrüchte betreffend“ vornehmen. Aber die Suche, die schon des interessanten Gegenstandes halber den ganzen Morgen über mit dem allergrößten Eifer betrieben wird, fördert nichts zutage, rein gar nichts. Auch nicht eine einzige Zeile, kein Buchstabe wird aufgefunden, woraus man irgend etwas darüber entnehmen könnte, ob jemals schon vordem der unfruchtbare alte Birnbaum aus der Rolle gefallen und einem Amtsvorgänger zu schaffen gemacht hatte. Die Sache beunruhigte den Herrn Amtmann immer mehr. Er nahm sein Mittagmahl förmlich geistesabwesend im tiefsten Grübeln zu sich und hatte kaum die Gabel aus der Hand gelegt, als er auch schon ein schweres altes Schlüsselbund ergriff und sich damit auf den Speicher begab, in dessen düsterem Halbdunkel ganze Bege uralter Akten aufgestapelt waren, an deren Inhalt sich in Zeiten besonderer Hungersnot zuweilen die dort heimischen Ratten und Mäuse gütlich taten. Nach allen Richtungen suchten die selten gestörten Kobolde aneinander, als das alte Schloß krächzte und der Amtmann die geheimnisvolle Stätte betrat, um im Staube längst verschwundener Zeiten dem Vorleben des rebellischen Birnbaums nachzuspüren.

... Ganz still ist's im Haus und rund um dasselbe herum. Alles pflegt Mittagruhe oder trifft die letzten Vorbereitungen für den morgigen Pfingsttag. Evi aber hat das Wunder des Birnbaums noch nicht vergessen, und kann es noch immer nicht recht begreifen und glauben. So kommt sie denn in den Hof und träumt, die Arme hinter dem Kopf über den dichten goldenen Flechten verstrickt, zu dem zarten, märchenhaften Pfingstschmid hinauf, den sich der uralte Schelm über Nacht beigelegt. Ganz in der Nähe sehen, mit sachten Fingern berühren möchte sie das Lenzgeheimnis, das da droben über Nacht geworden. Da sieht sie plötzlich die Leiter, die einer der Arbeiter morgens hier in der Nähe hat stehenlassen. Im nächsten Augenblick lehnt das Sprossengefüge an dem alten Amortstamme, und sink wie ein Wiesel huscht das übermütige Mädel die idmalen



Eifel Landschaft im Frühling.

Phot. Aug. Hupp.

Das ist so hold am Blütenfest der Pfingsten . . .

Das ist so hold am Blütenfest der Pfingsten:
Es hemmt so leicht der Lebensheßjagd Lauf —
Und weckt leis in dem Ärmsten und Geringsten
Die süße Sehnsucht nach der Reinheit auf. . . .

In diesem Jahr voll Kampf und Brand hienieden,
Da tönen sehnsuchtsvoll die Pfingstschalmei'n
Nach einem reinen, schönen, stolzen Frieden . . .
Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf zum Seligsein!

Nach all dem lebensirren Wegverfehlen,
Nach all dem Seichten, Leichtem kam der Krieg
Und pflügte tief und ehern in die Seelen . . .
Nun sprießt auch Saat zum stillen Innensieg.

An liebenschade Türen halt ein Rütteln . . .
Es ist der Pfingstenruf: — Als Sieger stehen,
Die Schicht der Schuld frei von der Seele schütteln,
Noch einmal rein im weißen Kleide gehn . . .

Und wieder auf dem Schild die „deutsche Treue“, —
Deutsch bis ins Mark, treu bis ins Herz hinein!
Dann kommt zum Sieg der Friede ohne Reue!
Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf zum Seligsein!

Ingo Mahr.

Solzlatten hinauf und steht gleich darauf mit glühenden Wangen über das Zweiglein mit den Blüten gebeugt, die so in unmittelbarer Nähe noch viel reizender und zauberischer anzusehen sind. Seltene Gedanken bewegen ihr Gemüt, während sie die kleinen Blumensterne betrachtet. Ihre Gedanken suchen plötzlich den ledigen jungen Praktikanten, der hier so oft vorüberreitet, und in ihrer Mädchenseele bricht mit einem Male die schon längst dort heimlich knospende Reigung zur vollen, heißen Pfingstblüte auf.

Da — während sie an dem Geäst lehnt — wird plötzlich unten am andern Vord der Mauer ein flüchtiger Hufschlag hörbar; ein lachendes, leuchtendes Gesicht taucht unter ihr zwischen den Zweigen auf; zwei Rippen grüßen sie mit überraschtem, jubelndem Gruß. Sie gerät ins Schwanken, greift Halt suchend mitten in den Baum hinein und fällt im nächsten Augenblick samt dem ganzen morschen

Sorge überhoben. Mit dem „Birnen betreffs“ ist's aus. Das macht ihm das Herz so leicht, daß ihm die Augen heller und feuchter werden, je länger er ihnen zuschaut, die sich's nun schon bequemer hergerichtet haben. Denn der junge Bursch hat mit starken Armen das Mädchen über die Mauer gehoben, die Flügel des Pferdes um den nächsten Stamm geschlungen — und jetzt sitzen sie beide an der Mauer im Moos und haben offenbar eine ungemein interessante und emsige Zwiesprache, die nur hier und da, wenn sich ihre Köpfe dabei gar zu nahe kommen, für einen Augenblick durch eine andere, aber anscheinend nicht minder angenehme Beschäftigung unterbrochen wird. Dazwischen hinein aber lieblosen sie abwechselnd mit zarter Hand den Blütenzweig, der das Stellbischein besorgt, und halb prangt auf seinem Hüft ebenso wie an ihrer Brust je ein kleines Sträußchen der seltenen, glückbringenden Pfingstblüte.



Unsere Verwundeten als Kinderfreunde.

Verwundete Krieger an einem Frühlingstage im Garten des Reservelazarets (Säuglingsheim) zu M. Gladbach mit Zöglingen und Wärterinnen des Heims.

Blütenzweig, der sofort abnickt, über die Mauer gerade in die ausgedrehten Arme des jungen Mannes, der diese Pfingstgabe mit dem glückseligen Entzücken dessen in Empfang nimmt, der von seiner Berechtigung dazu längst durch und durch überzeugt ist.

Der Herr Amtmann hat droben auf dem Speicher über alte Bücher gebeugt einen seltsamen, halblauten Schrei gehört, in dem er die Stimme seines Kindes erkennt. Im nächsten Augenblick steht er an der Dachlufe und sieht stauenden Auges die seltsame Pfingstmär zu seinen Füßen — sein Kind eng umschlungen in den Armen eines jungen Mannes, beide anscheinend ganz in die Wonnen dieses märchenhaften Begebnisses versunken, beide umrankt von den Blüten des alten Birnbaums, der selber wieder kahl und dürr und tot dasteht, als hätte er nie etwas vom Leben, von der jungen Frühlingsliebe und ihren Blüten gewußt.

„Gott sei Dank!“ ist das allererste, was der Herr Amtmann zu sagen weiß. Denn die zwei da drunten haben ihn einer schweren

Leise schleicht der Herr Amtmann vom Fenster weg, leise schließt er die Alten, schließt den Speicher und kommt vorsichtig die Treppe herab, über den Hof, aus dem Tor, um die Mauer, bis er plötzlich wie aus der Erde gewachsen vor den zweien hält. Aber ihr erster Schreck löst sich bald in Jubel auf, als sie ihm in die gütigen, verstellenden Augen schauen — und es währt nicht lange, so geht durch alle die grünen Wipfel, durch alle Gefinde- und Frauenstuben im Dorf, durch das ganze Amtsgebäude das Rausen und Luscheln von einer jungen Pfingstbraut, über die das Glück wie ein Traum gekommen — ja, da die ersten Vorabendglocken das Fest des Frühlings auf der Erde einläuteten. Der alte Birnbaum aber steht wieder kahl, teilnahmslos und dummdürrisch da, als wenn er sozusagen nicht bis drei zählen könnte und nichts wüßte von der ganzen Geschichte. Und doch hat er den ganzen süßen Pfingstblütenschwindel nur verankaltet, um die zwei zusammenzuführen. Um's Birnenbringen war's ihm wahrhaftig nicht mehr zu tun.



Ein Frühlings-Jdyll aus St. Benoît in der Woevre-Ebene.

Phot. Leipziger Presse-Bureau.

C. Q. D.

Von Max Krell.

Es ist eine Nacht im Sommer. Dünner, milchig-grauer Nebel steht über der Küste. Am Himmel sind nur die ganz großen, starkstrahlenden Sterne sichtbar.

Jan tritt in die Funkenbude der Marconistation. Es ist fünf Ulfen — zehn Uhr. Der abgelöste Telegraphist grüßt stumm und geht. Schweigen — nur das Meer draußen rollt und stöhnt leise vor sich hin. Und das Rischen der kurzen Brandung verrinnt. Jan mustert den Raum, die Apparate, die Batterien. Es ist alles in Ordnung. In den Drahtleitungen von dem steilen Funkenurm herab summen nur die jungen Sommerwinde, aber keine Wellen wild gejagter elektrischer Ströme. Und das Summen ist wie von einer kleinen Teemaschine.

Der Telegraphist rückt den Schemel zurecht und setzt sich nieder. Ein wenig zur Seite hat er den Morsefchreiber; gegenüber an der Wand, zwischen den beiden Fenstern, eine Karte des Atlantischen Ozeans. Er zieht ein paar Zeitungen aus der Tasche und liest. Es ist nichts als Krieg. Es gibt gar nichts anderes in den Zeitungen als den Krieg. Jan versucht sich auf seiner großen Karte vom Atlantischen Ozean über die Stellung der feindlichen Heere zu orientieren. Aber sie reicht nicht aus. Und dann hat er auch die Ortsnamen schon wieder vergessen. Die See interessiert ihn mehr, weil sie seinen Jungen trägt. Warum hört man von der Flotte nichts? Die Tage vergehen endlos, wie unter einer bleiernen Schwüle. Woche um Woche rinnt über die Flut hin. Nichts rührt sich —

Schweigen — nur die lauen Sommerwinde summen — — Rein, jeht — jeht etwas anderes — tad, — tad — tad.

Jan runzelt die Stirn. Er hört das Taden des elektrischen Stroms durch die Antenne knattern. Wenn er draußen stünde, könnte er vielleicht die Funken blißen sehen. Tad — tad — tad. Jan springt



Generalmajor Neuhauf, Düsseldorf, erteilt einen Befehl während einer Feldübungsübung in Hilden.

Phot. Wolfgang Willner.



Ansprache des Generalmajors Neuhauf, Düsseldorf, an bald ins Feld rückende Truppen nach einer Feldübungsübung in Hilden.

Phot. Wolfgang Willner.

auf. Die Zeitungen fallen zu Boden. Er hört angespannt in das Knattern; er hört, er braucht gar nicht abzulesen, was die Nadel mit Strichen und Punkten schreibt.

— — — — — C. Q. D. Come quick, danger! Eilt! Große Gefahr! Immer wieder dasselbe in behendem Rhythmus. Die schmale Papierschlange mit den Strichen und Punkten fließt über den Tisch. Jan sieht nach dem Fenster und durch das Fenster zum Meer, das nicht aufgeregter als sonst rollt und stöhnt und gegen die Küste zischt. Er sieht auf die Karte des Ozeans.

Tad — tad. Er greift nach dem Morsefaster. Er tikt. Und der Funkspruch springt in die Leitungen der Antenne hinaus und von dort ins Uferlose der Lüfte. „Wo seid ihr?“ „Wer seid ihr?“ Er tikt es mehrere Male, während er mit der andern Hand nach dem Journal greift und notiert: „Zehn Uhr fünfundsanzwanzig Minuten: Rotsignal C. Q. D.“

Ein Sturm von Stimmen scheint in den Apparat zu stürzen. Unausgeseht knattern die Leitungen, todt der Schreiber. Schiffe irgendwo haben das Signal aufgenommen. Sie rufen an: „Wo seid ihr? Wer seid ihr?“

Das Taden setzt wieder ein: „44 Grad 17 Minuten nördlicher Breite, 3 Grad 21 Minuten östlicher Länge — Kreuzer Hannibal —“

Ein kurzes Verstummen. Ein Schweigen, bange und drückend. Jan gibt das Signal weiter. Mechanisch tikt der Taster unter seiner Hand. Vier, neun, zwölf, siebzehn Schiffe melden sich und wollen helfen. Er liest und hört die Namen. Und plötzlich stürzt das Bewußtsein in seine Gedanken: Kreuzer Hannibal — Herrgott, war der Junge nicht auf dem Hannibal?

Jan sucht die einflürenden Telegramme auseinanderzuhalten. Unermüdblich drückt seine linke Hand den Taster, während seine rechte

Hand in das Journal notiert: „Kreuzer Hannibal havariert. 44° 17' n. B., 3° 21' ö. L. Zur Hilfeleistung melden —“

Er kommt nicht weiter. Ein neuer Wellensturm trifft die Leitungen. „C. Q. D.“ „C. Q. D.“ Nein, jetzt: „S. O. S.“ Save our souls! Rette unsere Seelen! Der Ruf aus höchster Not!

Immer das Knattern und Taden. Sonst ist alles leblos. Die Zeitungen am Boden, die Landkarte, das Journal. Und auch das Meer draußen stöhnt nicht mehr. Es zischt nur ganz leise in die Nacht.

„Helft! Helft! Gilt! Gilt! — Tad — tad — tad. Kommt schnell! Wir sind zusammengeschossen. Der Bug ist gebrochen. Ein Schlot ist zerfetzt. Wir steuern mit voller Kraft rückwärts. Wir haben Minen gelegt. Der Feind ist aufgehalten. Aber wir sinken. Hannibal.“

Starr und steil steht Jan vor dem Apparat. Er sieht nichts, hört nichts, weiß nichts. Er tut nur seine Pflicht. Er hämmert nur wie wütend auf den Taster Signale in die tiefe Nacht hinaus.

Unfinn, nicht Junge, — nicht Schmerz. Er hämmert und ruft die Schiffe an und schickt sie zu Hilfe. Er will nach dem Journal greifen. Es fällt zu Boden. Er kümmert sich nicht weiter darum. Und hört —

„— Helft, wir sinken — — — Der Bug — —“

Pause. Später: „Gilt! Es geht zu Ende —“ Unermüßlich schickt der ferne Mann in dem sinkenden Schiff diese Notschreie herüber. „Gilt!“

Aber das Taden und Knattern wird schwächer.

Jans linke Hand erlahmt. Er tikt mit der rechten: „Ist Hilfe zur Stelle?“ Pause — Lange Pause — Keine Antwort —

Jan fragt: „Könnt ihr euch halten?“

Schweigen. Keine Antwort. Jan wirft sich über den Apparat. Er rüttelt verzweifelt an dem Taster, als liege es daran. „Hört ihr noch?“



Das malerisch gelegene Heim eines deutschen Notharztes am Fuße der Côte Lorraine in Frankreich. Phot. Leipz. Presse-Bureau.

Unmöglich! gelst es in seinen Ohren.

„Helft! Helft! Gilt! Gilt!“ takt der mechanische Schreiber. Kein Zweifel, daß es der Hannibal ist. Pflicht — Junge — sinken, es kreiselt etwas vor seinen Augen mit Bildern von einem gerammten, zerbrochenen, zerstoßenen, hilflosen Schiff.

Weiter stürmen die Signale. Eine dunstige Schwüle zittert in dem engen Funkenraum. Wieder eine kurze Stille. Eine ganz unheimliche Stille. Jan reißt die Tür auf. Draußen liegt die Nacht. In Frieden. Nirgends glimmt ein Licht, nur die Sterne ganz hoch oben, die großen, scheinen freundlich herab.

Mit heiserer, gurgelnder Stimme schreit Jan um Hilfe.

Hilfe! Hilfe! Wer soll ihm wohl helfen? Tad — tad — tad Er steht wieder am Apparat. Der Papierstreifen quillt wieder unter der Schreibnabel hervor, schiebt sich zum Kränkel und fließt über den Rand des Tisches zu Boden. Wütend, wütend hämmert Jan auf den Taster. Hämmert —

Keine Antwort. Er sieht sich um — durch die Fenster, draußen immer, immer das Meer, da die Wandlarten, da die Zeitungen. Er hebt die Zeitungen auf und streicht die Blätter wieder glatt.

Tad — tad — tad. Andere Schiffe fragen.

Hannibal! Junge! Er muß an eine Geschichte aus seiner Rubenzeit denken.

Zwei Uhr. Die Ablösung kommt. Die weiße Papierschlange liegt in unendlichen Windungen und Kränkeln über den Tisch und Fußboden. Der zweite Telegraphist sieht erstaunt auf das Gewirr und lauscht in das Knattern. Blickt dann fragend, ohne Worte zu Jan hinüber, der auf dem Schemel sitzt. Jan lacht in sich hinein. Er faltet scherzhafte Figuren, Schiffchen, Fahnen, Pfeile aus den Zeitungsblättern. Nach einer langen Weile aber geht er hinaus. Die Tür kracht, so schlägt er sie zu. Der zweite Telegraphist sieht ihn mit großen Schritten nach der Düne schreiten und dann wie eine schwarze, scharfgezeichnete Silhouette da oben stillstehen.



Geldpost im Sudan. Zeichnung von J. Perleberg.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Esen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 22.

Düsseldorf, 30. Mai

1915.



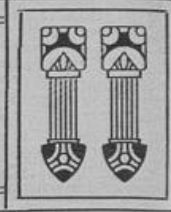
Professor Hermann Knackfuß, der berühmte Kasseler Maler †. Phot. Gebr. Hagedel, Berlin

Professor Knackfuß wurde in Wissen a. d. Sieg am 11. August 1848 geboren und studierte in Düsseldorf unter Bendemann und Ed. von Gebhardt. Seit 1880 war er Professor an der Akademie, seit 1890 Lehrer der Kunstgeschichte in Kassel, wo er jetzt auch gestorben ist. Eine große Anzahl öffentlicher Bauten in Deutschland wurden durch ihn mit Wand- und Deckengemälden, vornehmlich Vorgänge aus der deutschen Geschichte darstellend, geschmückt. Knackfuß war auch als Kunstschriststeller und als Illustrator sehr geschätzt.



Als es im Geldschrank lebendig wurde.

Von Fritz Müller.



Mit der Arbeit stand er nie auf du und du.

„Wo zu?“ sagte er, mit den Händen in der Hosentasche.

„Wo zu? Ich erbe ja einmal Klotzig . . .“

Und dann schlenderte er ins Kaffeehaus und gähnte. Oder er schlenderte ins Konzert und gähnte. Oder er machte eine kleine Reise und gähnte . . .

Und mitten in einem solchen Gähnen klopfen sie an seine Tür:

„Herr Wartmann, ein Telegramm!“

„N—nja,“ sagte er, „machen Sie's auf — oder warten Sie ich will doch selber —“

Und wie er dann das längliche schmale Biered in der Hand hatte und es zögernd ansah, überkam ihn ein Zwangsgedanke:

„Wertwürdig!“ murmelte er. „Sieht aus wie 'n schmaler Sarg oder — oder 'ne schmale Wiege.“

Und wie er es aufgemacht hatte, war es ein Sarg: sein Onkel war gestorben. Und eine Wiege: die große Erbschaft war jetzt fällig.

Und sofort fiel ihm sein alter Satz ein, mit dem er sich die Arbeit all die Zeit her stramm vom Leibe gehalten hatte:

„Wo zu? Ich erbe ja doch einmal Klotzig . . .“

Aber diesmal vergaß er es zum ersten Male, dabei die Hände in die Hosentaschen zu stecken. —

„Darf ich Sie bitten, in unsern Ausstellungsraum einzutreten?“ sagte der Procurist der Geldschrankfabrik.

Und dann führte er den jungen Herrn Wartmann durch einen großen Saal. In dem standen lauter Geldschränke.

Große Geldschränke standen da, die sahen so verlässlich aus. Fast mütterlich. Und kleine Geldschränke standen da, die sahen aus, als wenn sie eben aus dem Ei gefroren wären.

Geszierte Geldschränke standen da, die sahen fast romanisch aus oder gotisch oder jonisch oder dorisch. Und einfache, glatte Geldschränke standen da, die hatten ein Gesicht wie ein braver Junge vor der Konfirmation.

An allen diesen Geldschränken wurde der junge Herr Wartmann vorbeigeführt.

Und bei einem jeden blieb der Procurist einen kurzen Augenblick stehen und sagte ein kleines Sprüchlein her, das zu dem Geldschrank paßte:

„'n tüchtiger Kerl.“

„'n zieliches Ding.“

„Was zum Zahnansbeißen für die Herren Geldschrankknader.“

„Was für Banken, wissen Sie. Oder wollen Sie lieber was — was Privates?“

„Allerdings,“ sagte Herr Wartmann.

„Dann woll'n wir mal auf die linke Seite hinübergehen, bitte.“

Aber auch auf der linken Seite blieb Herr Wartmann merkwürdig zugeknöpft.

„Der woll'n Sie vielleicht was ganz Besonderes haben?“ sagte der Procurist.

„Um, ich weiß nicht —“

„Hier hätte ich einen mit 'nem Guckloch.“



Kriegsgefangene Deutsche in Sebdu (Algier) beim Reinigen einer Baracke.

Photothek, Berlin.

Die in Algier und Tunis lebenden Deutschen wurden von den Franzosen zu Beginn des Krieges in Sebdu interniert. Dieser Ort ist 1000 Meter hoch im Atlas gelegen. Die internierten etwa 500 Deutschen werden mit Waldarbeiten in den großen Korkeichenwäldern der Umgebung des Lagers beschäftigt. Die Deutschen gehören größtenteils den besten Ständen an, jedoch erfolgt die Beaufsichtigung durch Zwaven — ein neuer Beweis dafür, wie man im Dreierband systematisch die Achtung der farbigen Rassen vor den Weißen vernichtet. Dieses Vorgehen wird sich später noch bitter rächen.

„Gudloch?“

„Ja, sehen Sie mal durch, bitte — was sehen Sie?“

„Nichts.“

„Ganz richtig — soweit ist er wie die andern — aber wenn darin Papiere liegen — richtige Papiere, verstehen Sie — und Sie schauen morgens gegen sieben oder acht Uhr, wenn die Arbeit angeht, durch das Gudloch — ich sage Ihnen, da können Sie was erleben, Herr.“

„Na, na —“

„Wenn ich's Ihnen sage! Der ihn konstruierte, war mein alter Werkmeister, ein kurioser Mensch übrigens. Hatte immer so was von 'nem alten Regenmeister. Und dieser Geldschrank war sein letztes Stüd. Jawohl, sein letztes Stüd. Nun ist er tot. Der Werkmeister nämlich, Herr. Und in seiner Sterbestunde hat er mir's gebeichtet, daß er 'n merkwürdiges Geheimnis in seinen Geldschrank hineinkonstruiert hätte...“ — —

„Ich selber.“ sagte der junge Wartmann und ging aus dem Konzert. Die Rederei seiner Freunde war ihm langweilig geworden.

„Kommst du denn morgen wenigstens ins Kaffeehaus?“ riefen sie ihm nach.

„Weiß nicht — wenn's geht.“ Und dann war er in der Garderobe verschwunden.

„Hat sich verändert, was?“ sagte einer seiner Freunde.

„War doch sonst so ein gemütliches Huhn, was?“

„Ja, ja, der Geldschrank!“

„Was ist mit 'm Geldschrank?“

„Na, wenn einer mal 'n Geldschrank hat, so läßt er seine Freunde links liegen...“ — —

Das Telephon klingelte. „Hier Wartmann, wer dort?“

„Hier Kukt. Wollte dich fragen, ob du zu einem Bummel ins Gebirge aufgelegt bist?“



In den heftigen Kämpfen um Ypern: Deutsche Unterstände am Yserkanal.

Phot. A. Grohs.

„Na, tüchtig geerbt, Wartmann?“ fragte ihn einer der Freunde in der Konzertpause.

Der Angesprochene hatte eben gähnen wollen. Er verschluckte es vermittels eines Nimmtrampfes.

„Es geht,“ sagte er und holte das Verschluckte nach.

„Na, Wartmann,“ sagte ein anderer, „verstelle dich nicht! Ich habe gehört, es müssen ganze Pakete Aktien, Obligationen und Staatspapiere sein.“

„Es geht.“

„Haßt du dir denn auch 'nen ordentlichen Geldschrank angeschafft?“

„Es geht.“

„Und freust du dich denn auch, vererbt Erbe?“

„Es geht.“

„Es geht, es geht — immer es geht — was soll denn noch alles gehen bei dir, du Glückspilz?“

„Wann?“

„Morgen.“

„Aber morgen ist doch Werktag — bedaure — keine Zeit — vielleicht an einem Sonntag mal — nichts für ungut — bjö.“

Er hing den Hörer ruhig ein und ging an den Schreibtisch zurück. Dort lag ein ausgeschlagenes Buch. „Handbuch der Handelswissenschaften“ stand darauf. Darin studierte er. Ganz versunken tat er sich darein. Plötzlich klingelte es wieder. Diesmal war es draußen im Hausgang.

Ein etwas schäbiger Mensch ward hereingeführt.

War das nicht der alte Winkelbankier an der Ecke der Biesestraße?

„Mit wem habe ich die Ehre?“

„Wassermann, Wassermann — Bankier — jawohl, Bankier.“

„Sie wünschen?“

„Hörte, Sie hätten geerbt — entschuldigen Sie — aber ich dachte,

ich dachte — vielleicht, daß — daß ich Ihnen raten könnte verstehen Sie, fachmännisch jawohl, Sie fachmännisch berat könnte.“

„Zuwiefern?“

„Nu, wegen 'ner vernünftigen Kapitalanlage, damit Sie auch 'n ordentlichen Zins haben — verstehen Sie, da muß so 'ne Erbschaft schlau angelegt werden und —“

„Sie ist schon angelegt.“

„Nicht möglich.“

„Gewiß, die Erbschaft bestand in lauter Papieren, Herr Wassermann.“

„Um, da würde ich aber mal an Ihrer Stelle revidieren lassen, Herr Bartmann, ob's die richtigen sind — sehen Sie, ich könnte Ihnen da einige Silberminen empfehlen — in Westaustralien, verstehen Sie —“

„Ich verstehe vollkommen. Aber die übernommenen Aktien und Obligationen sind schon so geschickt zusammengestellt, daß —“

„Geschickt zusammengestellt? Nun erlauben Sie mal, Herr Bartmann, woher wollen Sie das —“

„Habe mich in zuverlässigen Büchern informiert, Herr Wassermann — wie gesagt — alles in Ordnung — danke also bestens — will Sie nicht länger aufhalten...“ —

„Also den Herrn Direktor wollen Sie sprechen?“ sagte der Portier in der Fabrik. „In welcher Angelegenheit, bitte?“

„Es handelt sich um ein Stellengesuch und —“

„Bedauere, der Herr Direktor ist sehr beschäftigt. Aber wenn Sie sich schriftlich bewerben wollen, so —“

Der Portier unterbrach sich und schaute mit offenem Mund dementschlossenen Ranne nach, der wortlos an ihm vorbeigegangen war und jetzt an die Tür des Direktionszimmers klopfte.

„Herein — ah, Herr Bartmann — bitte, nehmen Sie Platz — was führt Sie zu mir?“

„Herr Direktor, Sie sind meinem verstorbenen Onkel nahegestanden — vielleicht mögen Sie auch mir behilflich sein?“

„Gern, Herr Bartmann,“ sagte der Direktor und wunderte sich im Stillen, was der junge Mann wohl von ihm wollte.



Denkmal auf einem Soldatenfriedhof nahe der Front in Galizien, errichtet von einem deutschen Reserve-Feldlazarett.

Neben dem Denkmal der Chefarzt des Feldlazarett, Professor Dr. zur Nedden aus Düsseldorf, und der österreichische Oberleutnant Hoegel, der den Bau leitete.

Papiere in meinem Geldschrank ordne — Sie verstehen, die Aktien und die Obligationen aus der Erbschaft meines Onkels —, da habe ich mir den Zins und die Dividenden daraus berechnet —“

„Das taten Sie selbst, Herr Bartmann? Ei, da muß aber Ihre Vorbildung doch nicht so — miserabel —“

„Studierte nur ein wenig in Büchern seither, Herr Direktor —

also was ich sagen wollte — wie ich nun die Zinsen und die Dividendensumme hatte — und wie ich dann auf dem Sofa lag und meine Savanna rauchte — da — da fiel mir's plötzlich ein — fiel mir's schnell ein, Herr Direktor: Mensch, was hast du eigentlich für 'n Recht auf die Zinsen, diese Dividenden — aber ich halte Sie auf, Herr Direktor?“

„Durchaus nicht, Herr Bartmann, ich bin heute mit meiner Arbeit fertig — was Sie da sagen, interessiert mich — ich höre Ihnen gern zu — Sie sagten also, Sie lagen auf dem Sofa, Herr Bartmann —“



Krankenbarack eines deutschen Reserve-Feldlazarett in Galizien.

Der Mangel an geeigneten Häusern zum Unterbringen von Verwundeten und Kranken machte den Bau dieser 50 Meter langen, aus Naturholz errichteten, durchaus zweckmäßigen Barack notwendig.

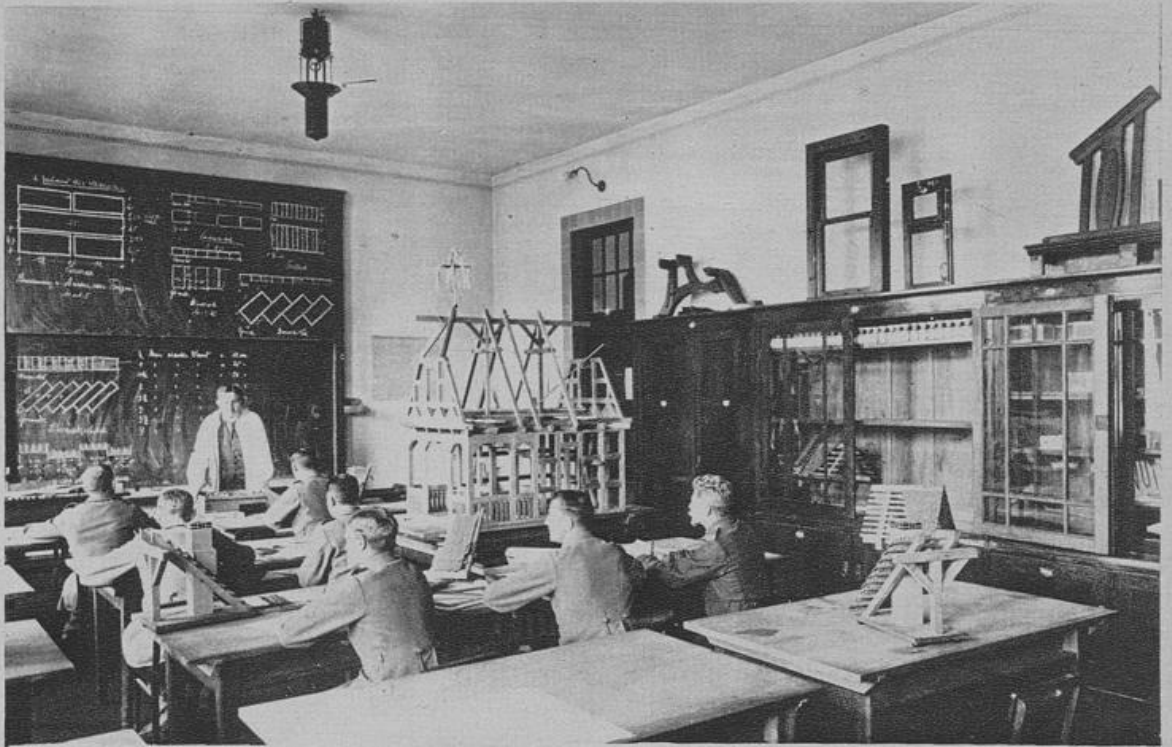


Verteilung von Brot und Salz an Einwohner im Ungtale (Karpathen).

Kilophot. G. m. b. H., Wien.

Infolge der hartnäckigen Kämpfe in den Karpathen, vielfach auch durch Raub und Plünderung seitens der Russen herrscht bei der Bevölkerung vieler Ortschaften solcher Mangel, daß es am Notwendigsten fehlt und sie von den verbündeten Truppen ernährt werden muß.

Aus der Schule für Kriegsbeschädigte in Düsseldorf.



Die Verwundeten beim Unterricht im Zeichensaal für das Baugewerbe.

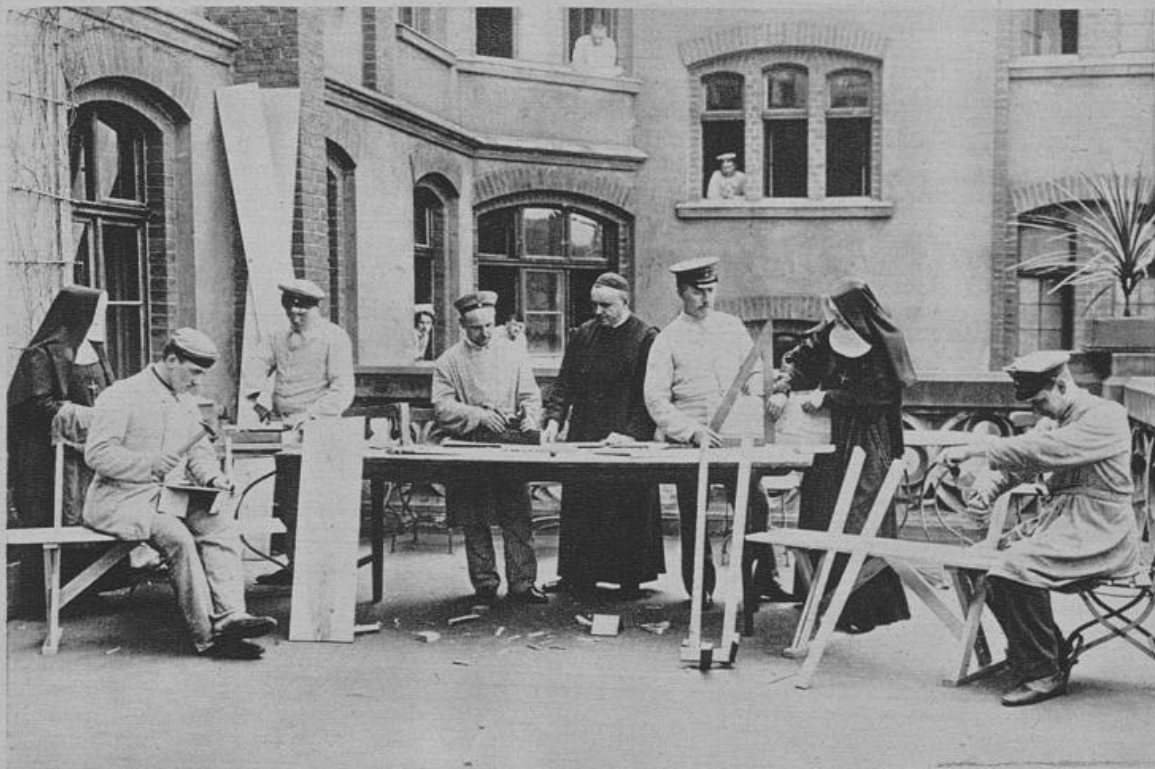
Phot. J. Henne, Düsseldorf.



Verwundete, die von Beruf Bürobedienstete sind, im Lehrsaal für Schreibunterricht.

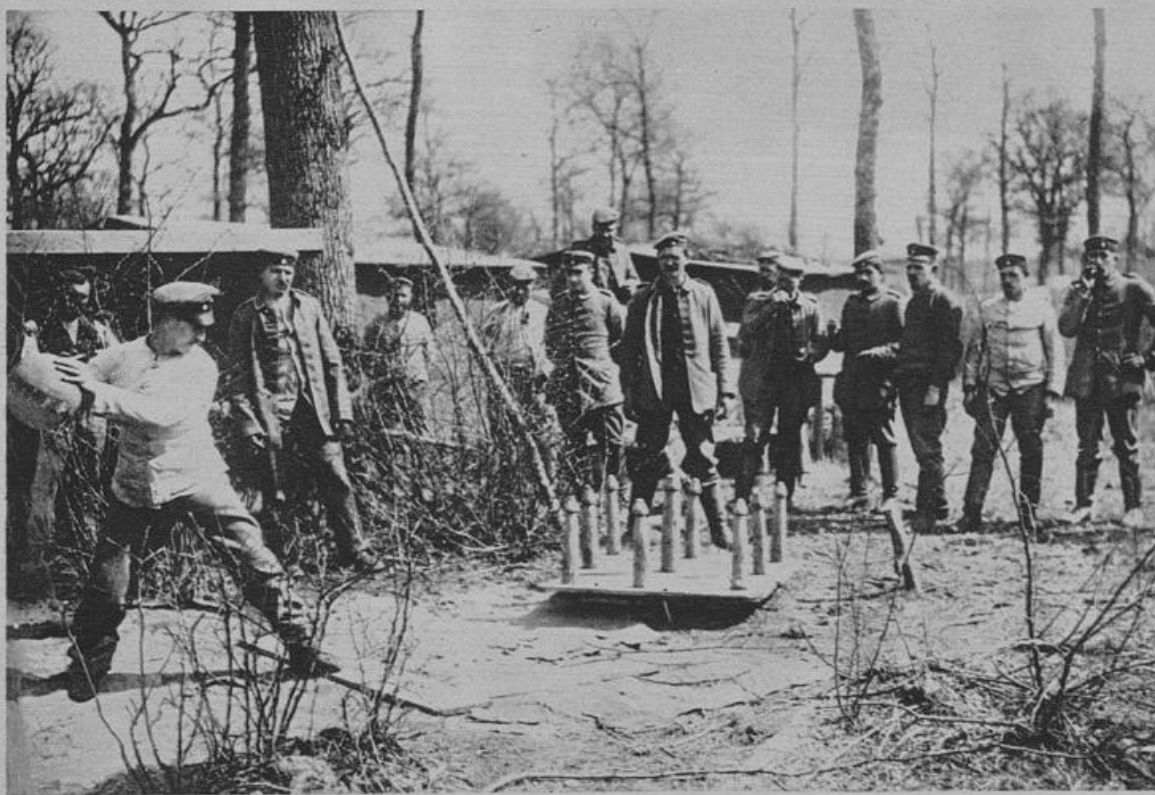
Phot. J. Henne, Düsseldorf.

Verwundete bei Arbeit und Spiel im Lazarett.



Die Tischlerwerkstatt auf der Stifsterrasse.

Phot. N. Sennecke.



Verwundete beim Kegelspiel im Lazarettgarten.

Phot. Hoffmann, München.

„Ja, und auf einmal raschelten die Papiere in meinem Geldschrank —“ „Wie?“

„Gewiß, ich habe sie wirklich rascheln hören, Herr Direktor, und bin aufgestanden, um in meinen Geldschrank durch das Guckloch hineinzusehen —“

„Guckloch? Geldschrank?“

„Ja, Herr Direktor, mein Geldschrank hat nämlich ein Guckloch — es ist überhaupt ein ganz besonderer Geldschrank — einer mit einem Geheimnis, hat mir der Fabrikant gesagt.“

„Hm.“

„Na also, ich schau hinein. Und was meinen Sie, das ich sehe, Herr Direktor?“

„Hm, ich weiß wirklich nicht, Herr Bartmann.“

„Lebendig ist's geworden in meinem Geldschrank — die Papiere haben angefangen zu rascheln und zu arbeiten — immerzu haben sie gearbeitet — es sah so sonderbar aus, Herr Direktor — wie soll ich

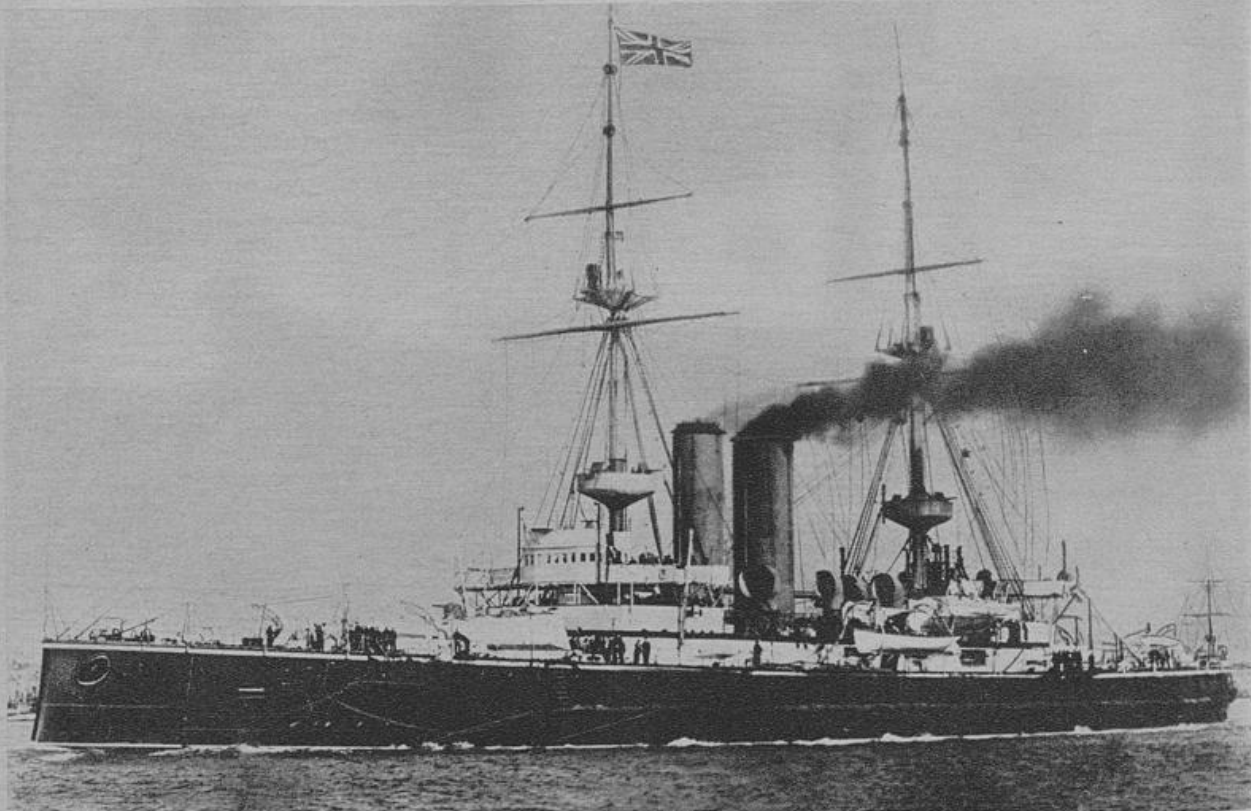
dort spielten magnetische Krane über Güterwagen, die entladen wurden —“

„Hm, in der Tat, Herr Bartmann —“

„Und dazwischen sah ich tausend fleißige Hände sich regen — Hände am Hochofen, Hände unterm Förderer, Hände am Walzwerk bei den Schienen — alles war voller Hände — wie eine Saat sah's aus, die in die Höhe schiesst, ganz dicht — und nur an einer Stelle, an einer einzigen Stelle war ein: kleine Lücke in den Händereihen.“

„Hm, eine Lücke?“

„Jawohl, Herr Direktor — und dann sah ich durch das Guckloch in eine andere Ecke meines Schrankes — da, wo die Spinnereier lagen — die waren nun auch lebendig geworden — Spinnmaschinen waren das geworden und Kontore, wo gerechnet und geschrieben wurde — und dazwischen wieder Hände, lauter Hände, Herr Direktor — und so dicht schossen sie wieder auf — bis auf eine einzige, schmale Lücke wieder —“



Das englische Linienschiff „Goliath“, das vor den Dardanellen vernichtet wurde.

Phot. Berl. III-Gr.

Der „Goliath“ wurde durch das türkische Torpedoboot „Muavenet-i-Millye“ torpediert, wobei 500 Mann Besatzung umkamen. „Goliath“ war ein Schwesterschiff des gleichfalls vor den Dardanellen gesunkenen „Ocean“ und 1898 vom Stapel gelaufen. Der türkische Torpedojäger, der den „Goliath“ erlegte, stand unter dem Kommando des Kapitäns Achmed und des Deutschen Firtle. Die beiden Offiziere führten ein ungemein kühnes Manöver der Seemannskunst und Taktik durch.

sagen — sie haben sich geschuppt — denn immer nach einer Weile lag ein kleines Häufchen Gold neben den Papieren.“

„Hm, Sie umschreiben Zins und Dividende wirklich plastisch, Herr Bartmann.“

„Und wie ich noch immer weiter hineinschaute, wie das eigentlich die Papiere machten, da sah ich noch was Sonderbareres, Herr Direktor.“

„Nämlich?“

„Ich sah das Paket Bergwerks- und Hüttenaktien mit einem Male zerfließen — nein, nicht zerfließen — sondern jede Aktie richtete sich auf und rollte sich und drehte sich und wirbelte — und plötzlich wurde aus jeder Aktie etwas anderes — da ein Hochofen, der sich klobig aufwärts reckte — dort ein Förderer von einem Kohlenbergwerk — da ein Walzenpaar, das glühende Eisenstücke zu Schienen presste —

„Wie, nochmals eine Lücke?“

„Ja, und dann eine dritte, eine vierte, eine fünfte bei den Eisenbahnpapieren und den Schiffahrtsobligationen und den Staatspapieren, aus denen rollende Züge geworden waren und gewaltige Werften und große Staatsanstalten. Dampf wallte auf, und Hämmer dröhnten, und überall die dichte Saat von Händen, von nimmermüden Händen. Und überall nur immer eine schmale Lücke. Und wissen Sie, Herr Direktor, wie breit die Lücke war?“

„Hm, wie kann ich —?“

„So breit, Herr Direktor,“ sagte der junge Bartmann und holte seine beiden Hände nebeneinander zur Augenhöhe seines Zuhörers. Der Direktor warf einen langen Blick darauf.

„Gut, Herr Bartmann,“ sagte er, „Sie können von morgen an bei uns eintreten...“

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 6. Juni

1915.



Der Kaiser im Hauptquartier am San.

Phot. N. Senncke.

Hauptmann von Winterfeld überbringt dem Kaiser die Meldung von neuen großen Erfolgen der Armee Mackensen gegen die Russen.

Ein Grand mit vieren — schwarz.

Von Oskar C. Kubach.

Adalbert Kleemeister, im gewöhnlichen Zivil Notariatsassistent, war ein passionierter Statspieler. Bis zu seiner Militärzeit verlebte er eine harmlose Jugend, denn sein Vater, ein im Amte ergrauter Magistratssekretär, hielt ihn knapp, da sein Gehalt gerade zu einem einfach behaglichen Leben ausreichte. Er hatte Adalbert gute Schulen besuchen lassen und die nötigen Reserven für das Einjährigenjahr seines Einzigen auf die hohe Kante gelegt. Adalbert war das Muster von einem Soldaten, stramm und pünktlich im Dienst, bei Kameraden und Vorgesetzten gleich beliebt. Da er mit seinen monatlichen Bezügen haushalten mußte, blieb er allem fern, was Geld kostete, und nur zweimal wöchentlich traf er sich mit einigen Kameraden im „Schwarzen Bären“. Dort aber nahte ihm auch sein Verhängnis — er lernte das edle Statspiel, dem er mit Leib und Seele verfiel. Besonders die erste Zeit kam er aus den Aufregungen über die unzähligen Variationen des Spiels nicht heraus, er schlief nicht ein, ohne vorher noch stundenlang zu rechnen und zu kalkulieren, und seine Träume umgaukelten regelmäßig die vier Wenzel. Aber alles verlangt seine Zeit, und als er sich als bester Spieler der gemüthlichen Runde entpuppte, war auch das schöne Jahr vorbei, und Adalbert wurde mit der Charge als Unteroffizier und einem brillanten Führungszeugnis in den Zivilstand entlassen. Nun kamen für ihn Zeiten angestrengter Tätigkeit, und da er gleichgünnte edle Statseelen nicht fand, mußte er seiner Sehnsucht Herr werden, und die schönen Spielabende blieben ihm fortan eine liebe Erinnerung. Da auf einmal wie der Blitz aus heiterm Himmel hieß es: Krieg! Die Russen machen mobil! Was tut Frankreich? Der Atem Adalberts und der Welt stockte in fieberhafter Spannung. Deutschland stellt an Rußland und Frankreich befristete Notenultimatums, der Kriegszustand wird erklärt, noch ein Fünkchen Hoffnung, Stunden drüdenbster Veklemmung, da: ein Rauschen und Brausen durch das ganze Deutsche Reich! Krieg! Krieg nach allen Seiten! Feinde ringsum! Von der Memel bis zum Rhein grenzenlose Begeisterung! Mobilisation! Hunderttausende rüdten ein, die Straßen mit schlingungsvoll gesungenen Vaterlandsliedern durchziehend, jubelnd begrüßt und aufgenommen. Auch Adalbert, nach der letzten Übung zum Feldwebel befördert, war dabei, und mit den ersten Transporten zog er als Offiziersstellvertreter getrost und frohen Mutes hinaus. Der rasche Siegeszug durch das Belgierland erhöhte seine Zuversicht, und er war mit Leib und Seele wieder Soldat. Dann kam der Kampf in den Schützengraben, wochenlang an einer Stelle, in demselben Unterstand. — Donnerwetter, das wurde langweilig! Aber wo gute Deutsche sind, da sind auch die vier Wenzel, und eines Abends kam die Erlösung. „Wer spielt Stat?“ rief der schon hübsch rundliche gemüthliche Reservelieutenant Bücheler. Wie elektrifiziert sprang Adalbert auf, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er den Leutnant respektwidrig umarmte. Die Runde war vollzählig. Adalbert strahlte vor Glück und Seligkeit. Der Unterstand lag im Trocknen, als Tisch benutzte man eine leere Tonne, den Elektrischen ersetzte eine Stearinferze, und wenn es abends bedenklich kalt wurde, heizte man „innerlich“ kräftig ein, denn an Heizstoff fehlte es nicht.

Die Langeweile war gebannt. Wie eine Seligkeit überkam es Adalbert, der die Stunde kaum erwarten konnte, zu der man zum Spiele regelmäßig antrat. War der Schlamm knietief, der Kaffee kalt, das Fleisch zäh wie Schuhleder, traf die Feldpost mit den Briefen und Liebesgaben nicht ein: Adalbert fand für alles Trost in seinem geliebten Stat. Er fehlte keinen Abend bei der Runde, und selbst der grimmigste Schnupfen konnte ihn nicht abhalten. Aber merkwürdig, früher hatte er mehr Glück. Man spielte nun schon vierzehn Tage, die Kameraden hatten die unglaublichsten Großspiele schon angesagt, gewonnen und verloren, er selbst aber war über verchiedene lumwige Solospiele nicht hinausgelommen. Er hätte ja

gern riskiert, aber die Karten, die versetzten Karten, mehr als zwei Wenzel hatte er bis jetzt nicht in den Klauen gehabt, und je mehr ihn man hänselte desto mehr versteifte er sich auf einen großen, noch nicht dagewesenen Schlag, der Adalbert Kleemeisters Statruhm unsterblich machen sollte. Und — der große Tag kam. Der rundliche Leutnant gab Karten, Adalberts erster Griff waren die drei höchsten Wenzel, er zitterte vor freudiger Aufregung. Da, der zweite Wurf: Aß, Aß, zehn, zehn, der dritte: die zwei Könige und — der vierte Wenzel! Adalbert sieberte vor Wonne, aber er beherrschte sich. Paffe — paffe — hieß es zweimal. Adalbert setzte sich in Positur: Meine Herren! Grand ouvert — schwarz angesagt!

Natatabums! Auf dem Felde draußen explodierte eine Granate. Heute war's unruhig, sollten die Rothosen etwa Absichten haben? Da — der Hauptmann, das hatte was zu bedeuten, in Adalberts Brust, der einen Grand mit vieren schwarz wie das teuerste Kleinod krampfhaft festhielt, dämmerte eine böse Ahnung.

„Offiziersstellvertreter Kleemeister mit 10 Mann nach dem Dorfe L., wir müssen wissen, was der Feind vor hat! Sofort abrücken! Aufklören!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Adalbert stotterte es wütend, und als der Hauptmann den Rücken wandte, haute er die Karten auf die Tonne, daß die vier Wenzel Kopf standen. Aber das Spiel nach erhaltenem Befehl noch zu spielen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Adalbert schäumte vor Wut. Die Mannschaften standen bereit, er schnalzte das Koppel enger, zog den Degen — marsch!

Durch schlammtiefe Wiesen ging's bei vedraben-schwarzer Nacht dem kaum zwei Kilometer entfernten Dorfe L. zu. Kein Wort wurde gesprochen. Vorsichtig am Waldrande hin prieschten sie sich näher und näher dem Dorfe zu. Da — horch — Schritte! Viele können's nicht sein. Abwarten!

Leise gab er den Befehl:

„Halt, bicht an den Bäumen Stellung nehmen, ohne Befehl nicht schießen!“

Näher kam's. Sie unterhielten sich halblaut — Franzosen. Jetzt einer — zwei — drei — vier — fünf — sechs. Das ist alles. Also los!

Adalbert war der erste.

Die überrumpelten Franzosen waren wie gelähmt. Der erste von ihnen wollte mit dem Bajonett angreifen.

Adalbert schlug ihn nieder, ergriff den zweiten, während die andern schon jeder ihren Mann fest hatten. Der letzte war spurlos verschwunden. Adalbert verhörte die vier Gefangenen — vier vedrschwarte Turkos.

Im Dorfe L. blieb's ruhig, die Schießerei hatte aufgehört, es regnete wie Bindfaden, und bestridigt von dem Erfolge wurden die Turkos als Gefangene abtransportiert. Außer den wachsamem Posten schloß alles. Nur der kleine rundliche Leutnant saß mit einer Schwarte noch beim Lichtstummel, als Adalbert vor Kasse tiefend eintraf.

„Herr Leutnant — Patrouille zurück. In L. alles ruhig. Sechs Mann Patrouille vom Feinde angegriffen, vier Mann Gefangene, einer gefallen, einer durch.“

Der Leutnant klopf ihm auf die Schulter:

„Gut gemacht! Der Hauptmann wird sich freuen. Aber — Ihr Grand mit vieren? Ist's nicht schade drum?“

Leiser Spott lag in den Worten.

„Zu Befehl, Herr Leutnant! Mein Grand mit vieren ist gewonnen! Draußen stehen sie. Und schwarz sind sie auch!“

Und dieser Grand mit vieren schwarz trug Adalbert das Eisener Kreuz ein.

gegriffen haben konnte — und wie dann alles hochging, wie sich die Erdbestände lösten, wie eine Wolke von Feuer und Sand zum Himmel schlagen würde, alles mit sich reisend, Glieder und Körper, Leben auslöschend wie durch einen schnellen Blitzschlag, wie —

Da brach die Vorstellung der beiden Offiziere ab.

Da dachte der Oberleutnant nur noch: Wunderbar ist der Gedanke, und doch tiefenhaft furchtbar, grauenvoll, selbst dem Sieger das Herz durchzitternd, denn Menschen sind es, Menschen, wenn auch Feinde, die da sterben.

Das dachte er noch einen Augenblick, da ging ein gewaltiger Ruck durch das Flugzeug, ein Ruck, daß die „Tauben“ aus ihrer Flugbahn geschleudert wurde, daß sie sich mitten in der Luft aufbäumte wie ein getroffenes Roß, scheuend, von Grauen geschüttelt.

„Ein Treffer!“ stammelte der Leuter.

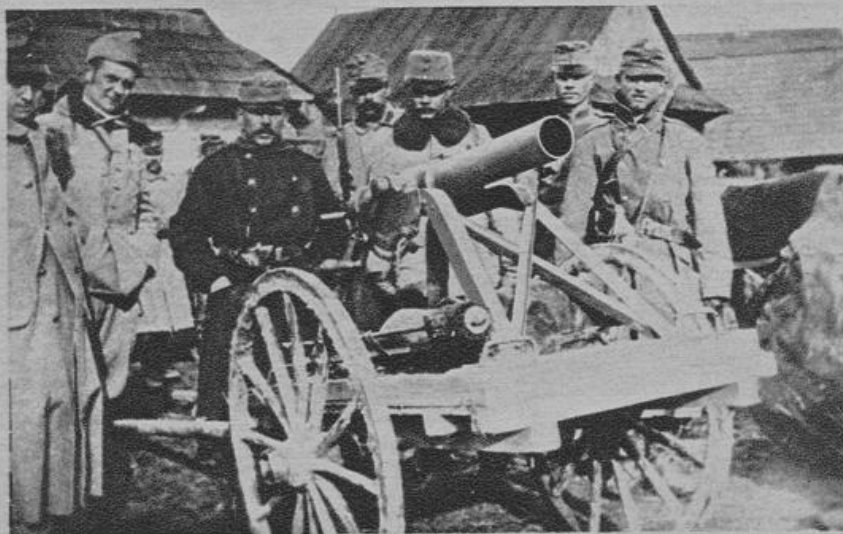
Wie, setzte der Rotor aus? Die Ohren des Leutnants von Elbing hielten horchten, lauschten angespannt, sein Atem ging schwer — die nächste Sekunde mußte die Entscheidung bringen, während er

schnell versuchte, das Flugzeug im Gleichgewicht zu halten.

„Nur jetzt nicht! Nur jetzt nicht!“ schrie eine Stimme, die von weit her zu kommen schien, von weit her.

Es war der Oberleutnant, der die feindliche Batterie gesichtet hatte. Ja, ja, ja, er hatte sie, obgleich sie eingedeckt lag wie ein Hase in der Erdwelle, obgleich ein welfes Blättergewirr über ihr einen Gang vorzuschützen sollte — so leicht sind deutsche Flieger nicht irren zu führen!

Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht! ging es durch den Kopf des jungen Leutnants, während die Maschine, irgendwo angeschossen, irgendwo verwundet, nur widerwillig dem eisernen Willen des Lenkers gehorchte, nur jetzt nicht! Wenn sie das Schicksal nur jetzt noch einmal verschönere!



Ein Minenwerfer, wie er im österreichisch-ungarischen Heere vielfach verwendet wird.

Phot. G. Benemlein.



Aus der Postkraftwagen-Reparaturwerkstätte in Lille: Herstellung von fahrbaren Lichtzentralen.

Jedes dieser Kraftautomobile enthält die vollkommene Einrichtung zur Herstellung elektrischer Kraft und elektrischen Lichtes, die namentlich für ärztliche Zwecke, bei raschen Quartiersverlegungen usw. äußerst wichtig sind.

Phot. Richard Gischmann.

Der Oberleutnant sah und zeichnete in die Karte und beugte sich über die weißen Wöllchen, als ob das gar nichts wäre, und fühlte gar nicht, wie ihm ein Eisenplitter die Stirn aufriß, daß das Blut aus der Fleischwunde drang und ihm die Wange herunterließ. —

Himmel — ja, jetzt floß ihm etwas Warmes in die Augen. Er griff nach dem Kopfe. Und er lachte. Gott sei Dank — nur Blut. Es ging ihm durch den Sinn, blitzschnell, daß er einmal einen Hüßler dieselbe Bewegung nach dem Kopf hatte machen sehen. Und da war dem das Hirn in die Hand gelaufen. Nur Blut also! — Nur jetzt nicht! Nur jetzt nicht! summte und surrte es wie brausendes Blut in den Ohren des jungen Leutnants, und wieder stellte sich das Flugzeug wie zur Abwehr auf, fleg wie ein scheuendes Ross und legte sich auf die Seite wie todwund. — Nur jetzt nicht. — Und wieder war die Seele flüchter als das tote Eisen — wieder riß diese Seele den Leib ins Gleichgewicht — da —

ein zuckender Schmerz — nun hilf, Himmel, der Leutnant wankt und wird totenbleich. — „Kamerad!“ Der Oberleutnant schreit's. — Und dann Sekunden. — Leben oder Tod? Sieg oder jäher Absturz? Triumph oder zerschmetterte Knochen zwischen dem qualmenden Trümmerhaufen des Flugzeuges? — Sekunden. — „Kamerad!“ Der junge Leutnant drehte sich ein wenig um. —

Schweiß stand auf seiner Stirn. Die Augen sanken tief in die Höhlen und wurden angstvoll, müde und schmerz erfüllt; und die trockenen Lippen verkrampften sich: „Zurück?“ — „Zu Gottes Namen zurück!“ — Und die Seele befahl, das Flugzeug gehorchte. Die „Taube“ flog durch Tod und Gewitter zurück — und



Deutsche Artillerie bei Gorlice (Westgalizien) geht im Galopp in Feuerstellung vor.

Phot. A. Sennede. wieder ein Rud und noch ein Rud, und der wilde Vogel flog mit dem

Winde wie der Sturmwind, der aus der Hölle saucht, aber man



Abladen schwerer Munition vor Gorlice.

Phot. A. Sennede.

fühlte an seinem stark bewegtem Schwanken und Zittern, er war todwund, der Leib bebte; der Leib, der kein Blut vergießen konnte, gehorchte nur noch einer einzig gewaltigen, riesenhaften Kraft — der Seele.

Diese Seele saß selber wund und schmerzestarr am Steuer, aber sie tat ihre Pflicht.

Aber die Lippen des braven jungen Leutnants rann eine purpurne Perle, wie ein kleiner Granatstein.

Da wußte er gleich, was los war.
Lungenschuß.

Noch war der Gedanke nicht ausgedacht, da sah der junge Leutnant, obgleich so wund und voller Schmerzen, scharf nach rechts und riß das Höhensteuer.

Der Oberleutnant hatte fast zu gleicher Zeit den kleinen schwarzen Punkt bemerkt, der sich mit jeder Sekunde vergrößerte.

Und schon lag die Hand am Karabiner.

Es bedurfte der mit größter Kraftanstrengung ausgeführten Wendung des Leutnants nicht, der nicht rufen konnte, nur stammeln:

„Ein feindlicher Flieger!“

Der Oberleutnant verstand ihn nicht, aber er wußte Bescheid.

Und schnell und geschmeidig stieg die „Taube“ hoch und höher, den Wolken zu, die wie eine weiße Schicht über ihr lagen, wie ein Meer, das seine Wellen leise hin und her wogen ließ.

Da war der Flieger da.

Ein Franzose.

Er tauchte auf wie ein dunkler Schatten und fuhr pfeilschnell einher wie ein Raubvogel, der seine Beute entdeckt hat und sie sich um keinen Preis der Welt mehr entgehen lassen will.

Der Oberleutnant sah: Die Verhältnisse blieben sich gleich. Ein Pilot sah am Steuer des feindlichen Fliegers, ein Offizier im Fahrgastsiß.

Dieser Offizier hatte nicht die abwartende schauerliche Ruhe des deutschen Oberleutnants, der einem Steinbild glich. Unausgesetzt bewegte er sich und schrie seinem Piloten aufgeregte Befehle zu, und jetzt stieg der feindliche Doppeldecker, stieg und stieg immer höher

und suchte mit gewaltigem Flügelschlag über die deutsche „Taube“ zu kommen.

Der wunde, arme, deutsche Leutnant, in dessen Brust die Hölle mit tausend Kadelstichen wütete, begriff sogleich, was der feindliche Flieger beabsichtigte.

Der Feind wollte ihn überfliegen, um dann plötzlich auf die „Taube“ von oben niederzustossen, wie der Habicht auf sein Opfer niederfährt.

Und es begann ein Wettsteigen, als der feindliche Adler sah, daß ihm sein Manöver nicht glückte, daß vielmehr gerade die „Taube“ über ihn kam, da bog er schnellstens seitwärts aus, flog, schoß hinein in das Wolken- und Nebelmeer und drohte zu verschwinden.

Da faßte den verwundeten Leutnant, der keine Schmerzen mehr spürte, der der Blutstropfen nicht achtete, die leise über seine bleichen Lippen rannen, ein Fieber.

„Auf der“ folgten „Taube“ wurde ein Adler, der nun selber hinein jagte in das wogende Wolkenmeer, den Flüchtling zu stellen.

Aber der Franzose hatte nur eine List gebraucht.

Denn plötzlich erschien er hoch über dem Deutschen wie ein schwebender Schatten, wie ein Vorbote des Todes, wie eine fürchterliche Drohung, und im nächsten Augenblick warf er sich nieder, kaufte mit unheimlicher, fürchterlicher Geschwindigkeit und Sicherheit nieder, um die „Taube“ zu kapern, led zu stoßen, lieber selber mit in die schauerliche Tiefe zu stürzen, als sie sich



Eingang zur Kaserne der 4. Kompagnie des Landsturmbataillons Elberfeld im Seminarium Dioecesanum zu Nivelles (Belgien).

Nach der Natur gezeichnet von Prof. Frh. von Wille, 3. Z. Offiziersstellvertreter im Landsturmbataillon Elberfeld.

entkommen zu lassen.

Der Leutnant sah es. Nicht einen Augenblick verlor der Oberleutnant seine Ruhe. Wie aus Erz gemeißelt sah er da und hielt die Augen auf das Bedrohungsgericht — da — da — geschah es. Der kaufte das feindliche Fahrzeug nieder — doch im selben Augenblick jagte die „Taube“ wie ein scheues Reh beiseite, schoß dahind triumphierend, als gäbe es für sie kein Hindernis und kein Gefähr, und an ihr vorbei, drei Meter entfernt, wälzte der Feind in die Tiefe.

Hörte er den kurzen, harten Knall? Der Oberleutnant hatte gefeuert, sicher und ruhig. Aber er hatte sich über die Geschwindigkeit, mit der der Feind in die Tiefe stürzte, getäuscht. Die Kugel des Karabiners war nur in die Tragfläche des Doppeldeckers geschlagen. Der feindliche Pilot fing seinen Apparat geschickt wieder auf, und schnell wand sich der Franzose wieder nach oben. Kleine weiße Wölkchen flogen in die Luft, und jetzt erkannte der Oberleutnant an einem Meitregen, der über die „Taube“ hinging, daß der Feind ein kleines Maschinengewehr an Bord hatte.

„S...t! S...t!“ schlugen die kleinen Kugeln in die Tragflächen der Flugmaschine ein.

Wieder wurde das Flugzeug verwundet, aber so geschickt arbeitete der kleine Leutnant, daß die „Taube“ sogleich aus dem Schußfeld kam und sich die kleinen blauen Bohnen sinnlos und vergeblich im Äther verpflanzte.

Und wütend schoß der Franzose hinter dem Flugzeug her.

Der Franzose griff zum Revolver. Den Lenker wollte er treffen. Ohne Seele sollte die „Taube“ niedergehen in die Tiefe, sich überstürzen, sollte, ein brennender Trümmerhaufen, unten ankommen, und schon brante dem Schützen der Triumph des Siegers in den heißen Augen, da schoß auch drüben, auf der deutschen „Taube“, der Feind.

Und ehe der Franzose zum Schuß kam, glitten seine Hände vor die Augen, er riß sie noch einmal weit auf, er warf einen letzten, traumverlorenen, verirrtten, mit allen Schreden des Todes erfüllten Blick in diese vom Bluttausch erhitzte Welt — dann sank er in sich zusammen. Der Lenker merkte es nicht, schoß weiter mit seinem Doppeldecker, ran an den verhassten Feind, wollte die „Taube“ spießen, war blind vor Kampfeifer und Haß — und erhielt im nächsten Augenblick die todbringende Kugel.

Seine beiden Hände krampften sich zusammen, dem letzten Willen gehorchend, an das Steuer, der Oberkörper klappte zusammen wie



Bahnposten des Landsturmbataillons Elberfeld bei Mont Saint Guibert, an der Strecke Brüssel—Namur.

Nach der Natur gezeichnet von Prof. Fritz von Wille, 3. 5. Offiziersstellvertreter im Landsturmbataillon Elberfeld.

Jetzt war er nahe, ganz, ganz nahe.

„Rantommen lassen!“ schrie der Oberleutnant, und durch seine markige Stimme zitterte eine Aufregung, die wie ein heiseres Kriegsgeschrei die Luft durchzitterte.

Der Leutnant gehorchte.

Gehorchte mit brennenden Lungen und schmerzverzerrten Lippen, die Augen, in denen Schmerz und wilder Kriegstausch stritten, dem Feinde zugewandt.

Jetzt kam die Entscheidung.

Der Feind versuchte so beizukommen, um sein kleines Maschinengewehr in Schußrichtung zu den Fliegern zu bringen. Aber die „Taube“ lief keinen geraden Weg, zitterte wie ein aufgeregter, wilder Vogel, schoß wie ein Geier dahin, bog ab, warf sich in wildem Übermut gegen den Wind, stieg, fiel — und wiedecum verpuffte die Ladung des Feindes.

ein Taschenmesser, die Augen schlossen sich, und dann lag der Tod an Steuer, und mit Hufsa und Heißa laut der Franzose, sich überschlagend, überpurzelnd, ohne Seele in die schauerliche Tiefe.

„Surra!“ schrie der Oberleutnant: der Leutnant blieb stumm. Starr vor Schmerz.

Lungenschuß.

Wie lange würde er es hier noch aushalten? In stehenden, wühlenden, gräßlichen Schmerzen!

Wie lange noch?

Nur jetzt nicht!

Nur jetzt nicht! dachte er immerfort, und aller Wille eines Menschengewisses wurde aufgeweicht durch diesen einen Satz:

Nur jetzt nicht!

„Sie sind verwundet?“ rief der Oberleutnant und beugte sich vor.

Wortlos wandte der Brave den Kopf.

Pfeilschnell setzte die „Taube“ ihren Weg fort.

Und der Oberleutnant sah den roten Blutstropfen, der sich auf den bleichen Lippen festsetzte wie eine kleine Kelle, die von ihm zwischen den Zähnen gehalten wurde.

„Dieber Kamerad! Guter Kamerad!“

Sie redeten nichts. Sie waren im Kugelregen.

Jeden Augenblick mußten sie sich verloren geben.

Die ganze feindliche Armee schien alles aufzubieten, sie niederzuholen, ehe sie zurückkamen.

Der Tod jagte mit Hissa und Heiße hinter ihnen her und langte schon mit der langen Nebelhand nach ihnen.

Nur jetzt nicht!

Nur — jetzt —

Aber was war das?

Die Seele versagte, die Seele schlief ein. Starb sie?

Die Hand sank kraftlos vom Lenkrad.

Der Körper des jungen Leutnants sank schlief nach vornüber.

Ohne Seele! Ohne Seele! mochte die „Taube“ fühlen,



Professor Wilhelm Kreis,

der bekannte Architekt und Leiter der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule, Sieger im Wettbewerb um das Bismarck-National-Denkmal, ist z. Z. in Belgien als Festungsbaumeister tätig.

wenn sie fühlen konnte, und schon setzte sie an zu einem wilden Luftsprung, zu einem Sprung ins Blaue, der Pfeilschnell zu einem Absturz führen würde, der endigen mußte in einem Saltomortale des Todes — da griff der Oberleutnant blifschnell nach vorn, und den Leib seines bewußtlosen Kameraden umfassend, packte die nervige Faust das Steuer.

Hallo! —

Und die „Taube“, die hatte wieder eine Seele und wurde vorwärts gepeitscht durch die Welt der Vernichtung, und der Tod blieb weißdampfend zurück mit seinen Schrapnellwölkchen.

Weiter! Weiter!

Dort vorn — dort vorn waren die deutschen Schützen, gräben — feuert nur — feuert — jauchzte es in dem Oberleutnant, feuert und hebt den Tod auf uns — wir schaffen's — gleich — noch Minuten — nur noch Minuten. Dann landeten sie mit hartem Aufschlag hinter den Schützengräben.

Tot hob man den tapferen Leutnant aus dem Führersitz. Die Aufgabe aber war gelöst.



Blick auf den großen Handelshafen in Genua.

Phot. A. Grohs

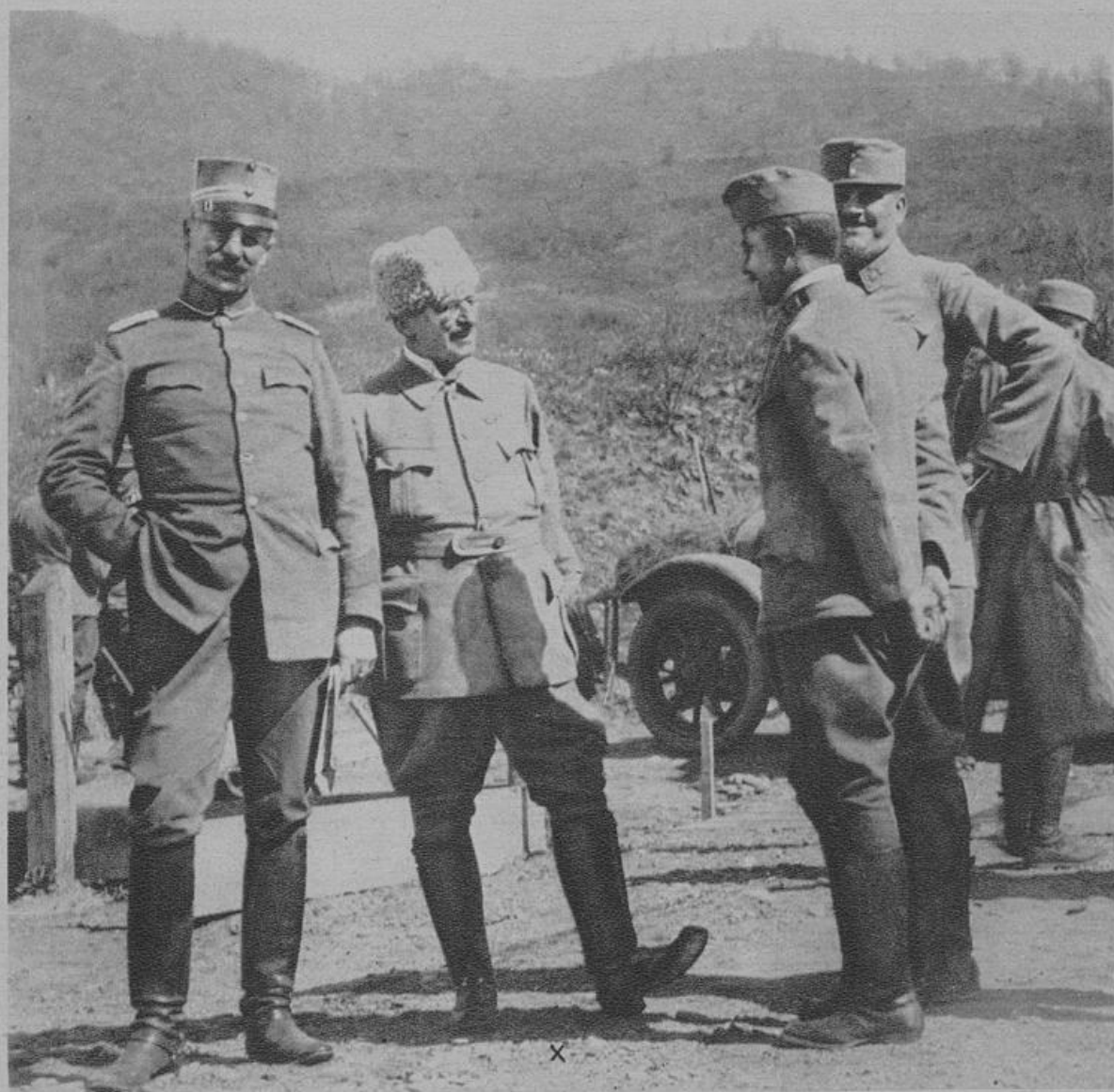
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 24.

Düsseldorf, 13. Juni

1915.



Sven Hedin auf dem österreichisch-russischen Kriegsschauplatz.

Sven Hedin (X) besucht in Begleitung des Majors Röder das Kriegspressequartier in Galizien.

Kilophot. G. m. b. H.

Die kleine Gasse.

Von Ignaz Bauer.

Auf dem Kutschbock räkelte sich der Zieler, seinem Unmute über die herrschende Hitze in nicht vollkommen salonfähigen Klagelauten Ausdruck gebend. Er befand sich in einem Negligé, das man nur mit größter Vorsicht noch so nennen konnte, und bemühte sich gewaltig, sein hierfreudiges Angesicht mit einem tiefen Leidenszuge auszustatten. Dieses gewaltige Experiment gelang jedoch nicht, der Gute war offenbar nur tiefe Züge anderer Art gewohnt. Auch mit seiner Klage hatte er entschieden unrecht, denn gerade in der kleinen Gasse, in der er seinen Standplatz hatte, war es ganz angenehm kühl, im Gegensatz zu den breiten, sonnenglutdurchsitterten Straßen, in denen sich der brenzlige Geruch von geröstetem Menschenfleisch unangenehm aufdrängte. Diese kleine Gasse erlaubte es ihm auch, seine Toilette auf das Allernötigste zu beschränken, da es hier fast gar keine Bahantanten gab und die Wagen nur ab und zu von hübschen Stubenmädchen für ihre in der Nähe wohnenden Herrschaften geholt wurden. Diese — die Stubenmädchen nämlich — beanspruchten keineswegs, in Paradeanzug empfangen zu werden, im Gegenteil, denn während sich der jeweilige Koffeleuter bereit machte, dem Rufe Folge zu leisten, gewannen sie Zeit, um unterschiedliche, jedoch höchst nützliche und erbauliche Dinge eingehend zu besprechen.

Die kleine Gasse ist einer jener kurzen Schlüße, wie sie sich nur in alten Städten, aber auch da schon immer seltener finden. Dem hastenden Tagesverkehr mochten sie kaum jemals dienlich gewesen sein, und sie waren wohl vor Jahrhunderten schon aus dem Bedürfnisse der Bewohner nach möglichst geruhamen Heimstätten entstanden. Hier rastete das rege Leben tagsüber in verträumter Ruhe, und in sommer-nächtiger Stille schlüft es wie leises Trauern märchenschwül im Mondenlicht durch die kleine Gasse. Grau und grämlich blicken die alten Häuser einander an, wecken raunend rühmliche Erinnerungen und trösten sich so über den unaufhaltbar nahenden Verfall. Damit aber hat es wohl noch für längere Zeit seine guten Wege. Die Geschäftsläden wie auch die Wohnungen in diesen zeitermürbten Bauwerken sind niemals leer, und keiner der erdgefessenen Bewohner weiß sich zu erinnern, je eine Vermietungsanzeige an einem dieser schwerfälligen Tore gesehen zu haben. Entsprechen die Räumlichkeiten auch nicht im geringsten den Anforderungen der Neuzeit, so bieten sie dafür wieder Annehmlichkeiten, deren Mangel sich in modernen Häusern unangenehm genug fühlbar macht. Das sind vor allem die hohen, geräumigen Zimmer, die weiten, hallenden Gänge und die

breiten, mächtigen Stiegen, die, wenn man sie gelassen und hübsch in der Mitte hinabschreitet, allerlei angenehme und äußerst behagliche Gefühle wachrufen. Es ist nicht anders, als wäre man ein gar vornehmer Herr von Anno dazumal. Man schickt sich eben zu einer Spazierfahrt an, zu der man unten von einer wappengeschmückten Equipage erwartet wird, mit einem perückentragenden Kutscher und ebensolchen Dienern in goldüberladener Livree. Beim Tore angelangt, muß man sich dann allerdings bequemen, die illusorische Spazierfahrt zu Fuß zu unternehmen, die uns leider nur in unser Büro führt, wo ein einigermaßen unangenehmes Erwachen aus dem stolzen Traume stattfindet, indem man von einem kraßbürstigen Chef wegen Zuspätkommens lästerlich abgelanzelt wird. Als ob man ins Büro nicht immer früh genug käme!

Unten gab es mancherlei Verkaufsläden, deren Eigentümer den ganzen Tag auf der Gasse herumstauden oder sich abwechselnd zueinander gefellten, um mit wichtiger Miene ihre Ansichten über die kommende Witterung auszutauschen, wohl auch Zeitungen lasen, Fliegen fingen oder sich sonstwie nützlich machten. Niemand verirrte sich ein Kunde in einen der Läden, dennoch mußten diese Leute einen geheimnisvollen und höchst gewinnbringenden Abgang für ihre Waren haben, der es ihnen gestattete, ihr Dasein in der kleinen Gasse vollständig sorgenlos zu genießen und ihr ganzes Leben und Weben in gedankenloser Ruhe zu einem Kleinstadtdyll inmitten der von Millionen bevölkerten Residenz zu gestalten.

Da war zum Beispiel einer, der Holzschachteln verkaufte. Das Geschäft bestand schon seit undenklichen Zeiten, vielleicht schon seit der Erfindung der Holzschachteln überhaupt, und wurde stets vom Vater auf den Sohn vererbt. Der Besitzer kannte nichts als seine Ware. Für ihn war die ganze Welt nichts anderes als eine alte Schachtel mit einem blauen Deckel darauf und angefüllt mit Bergen, Käjernen, Meeren, Strafanstalten, Wäldern, Burgen, Hotels, Menschen und vielem andern Vieh — ein Spielzeug für den lieben Gott.

Neben dem Schachtelmann hauste ein Friseur, ein wanderndes Skelett, das jeden Anatomen mit Begeisterung erfüllt hätte. Auch er lebte seine Knochen, die durch ein Wunder der Schöpfung zusammengehalten wurden, tagsüber in die Sonne oder sammelte sie bei Regenwetter auf einem Stuhl in seinem „Salon“, wie er die Kiste nannte, in der er seine Kunst auszuüben leider nur sehr selten Gelegenheit hatte.



Der Stadtturm von Riva am Gardasee.

Phot. Fritz Mielert.

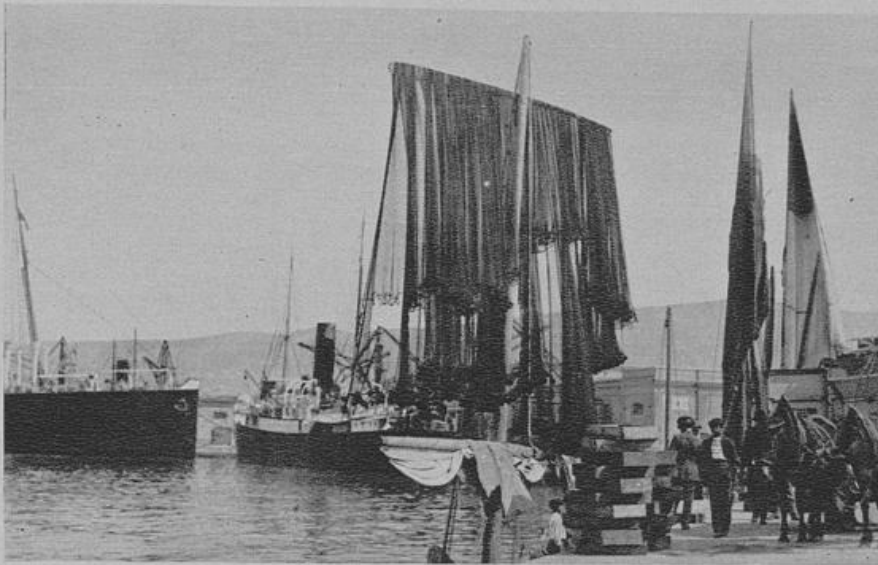
Diesem Salon gegenüber befand sich das Etablissement eines Papierhändlers, für dessen Waren sich ausschließlich nur die Fliegen zu interessieren schienen, die die Resultate ihrer ungestörten Verdauungstätigkeit auf den in dem Schaufenster befindlichen Mustern mit großer Vorliebe abzulagern pflegten. Der Papierhändler war ein kleiner Mann mit einer für ihn eigentlich viel zu großen Glase, auf welche sein Gegenüber, der Friseur, den ganzen Tag trostlosen Ausblick genoß.

Im Gegensatz zu ihm war sein Nachbar, der sich mit Glas- und Geschirrhandel befaßte, sehr groß und auch sehr corpulent. Seine Gläser sowohl als auch die Geschirre stammten offenbar aus der Zeit der ersten Türkenbelagerung, vielleicht auch aus einer noch früheren Periode, und es wäre höchstens einem Antiquitätenjäger eingefallen, seinen Bedarf an Hohlgefäßen bei diesem Industriellen zu decken.

Es war, wie bereits erwähnt, ein glühend heißer Tag. Der Fiaker war träge in ein biertüchles Traumland eingebettet, matt lehnten die Geschäftsleute vor ihren düsteren Lokalen und starrten schläfrig

empor zu dem schmalen blauen Streifen, den die kleine Gasse von dem unendlichen Firmamente abbesam, und die noch jungen und deshalb noch unerfahrenen Spaziergänger suchten auch vergeblich nach einem Sonnenstrahl, der sonst etwas in der dämmerigen Tiefe. Die alten, grämtlichen Häuser schlofen ebenfalls, denn ihre Fenster waren verschlossen und verhängt. Was sonst in kühleren Tagen in diesen Häusern lebte, hatte eiligst die Flucht ergriffen

und war hinausgezogen in jonnenselige Weiten, um dort wenigstens freier zu atmen. Nur ganz oben, nahe dem Dache, standen zwei Fensterchen weit geöffnet. Die drinnen hausten, waren zwei reiche arme Leute, die sich eine ganze Welt voll Glück und Sonnenschein in



Fischerrede im Hafen von Triest.

Phot. Ric. Alf.

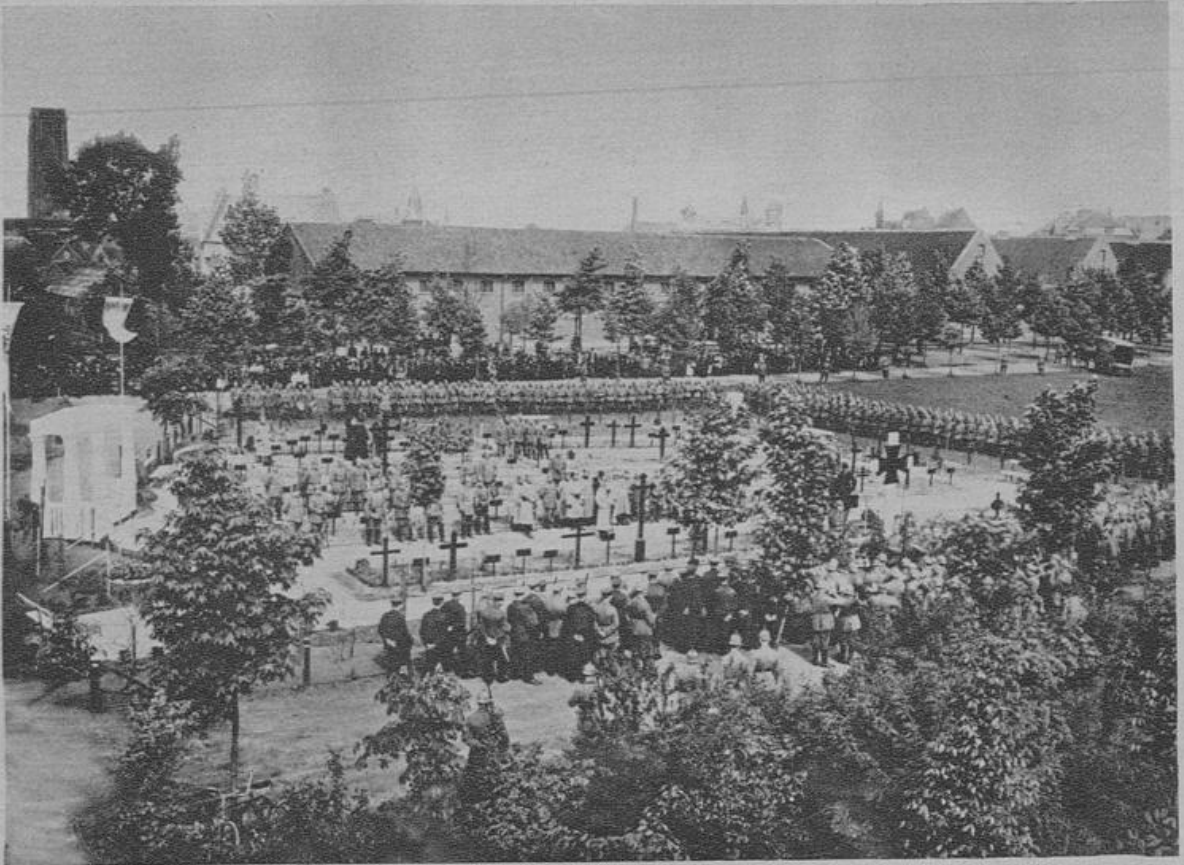


Domegge bei Pieve di Cadore (Piavetal) in den Venetianer Alpen.

den beiden Stübchen, die sie ihr eigen nannten, eingewirtschaftet hatten. Er mochte wohl ein Lehrer sein, weil er so wenig zu tun hatte, vielleicht aber war er auch ein Beamter oder ein Dichter oder so was Ähnliches, der so viel Zeit fand, sich mit seiner jungen Frau zu beschäftigen, die ihre strahlende Zufriedenheit darüber in seligen Liedern, zu denen sie der Gatte auf dem Piano begleitete, aller Welt verkündete. Zutweilen tauschten sie auch, und dann erklang sein weicher, schmiegamer Tenor zu den vollen Tönen, die Jungfrauen aus den Tasten herausfingerte. So auch jetzt:

miteinander am Strande geboren und aufgewachsen. Der Papierhändler gab sich als Musikfachmann, da der Sänger angeblich einmal einen Bogen Notenpapier bei ihm gekauft hatte, der magere Friseur blickte mit fast schluchzender Wehmut auf die weithin schimmernde Gläse dieses Händlers, und der Fiaker genoß, langsam erwachend, aber noch halb im Traume, mit vergnüglichen Blinzeln die Sonnen eines kühlenden Bades in salziger Flut.

Es lag Stimmung in der Luft und Stimmung in den Herzen, die sich überquellend öffneten, da nunmehr die junge Frau ihr „Wie



Einweihung des Ehrenfriedhofes für gefallene Krieger in Mecheln.

Der Friedhof, auf dem bis jetzt 130 gefallene Helden verschiedener Truppenteile ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, liegt in Mecheln am Boulevard de la Porte du Sablon. Die gesamten Arbeiten und die Ausschmückung der Anlagen wurde vom Landsturmbataillon I Hagen ausgeführt. Zur Einweihung hatte sich der Militärgouverneur von Antwerpen, General v. Weller, das Offiziercorps, die Besatzungstruppen, deutsche Beamte und im Hintergrunde die belgische Bevölkerung eingefunden. Ez. v. Weller richtete an die erschienenen Angehörigen einiger Gefallener warme Worte des Mitgeföhls. Die Weisere den der Divisionspfarrer beider Konfessionen brachten markige, zu Herzen gehende Worte. Die Feier wurde durch Gesangsdarbietungen des Männerchors und der Kapelle des genannten Landsturmbataillons verschönt. Den Hinterbliebenen wird die liebevolle Sorge der Landstürmer für die Gräber ihrer Lieben ein Trost im Schmerz sein.

„Das Meer erglänzte weit hinaus im letzten Abendseine —“ durchzitterte klagende Sehnsucht die lastende Schwüle.

Das Meer! — und die kleine Gasse! —

Keiner von denen, die da unten seltsam ergriffen emporlachten, hatten je des Meeres unendliche Weiten mit staunendem Blicke durchmessen, und doch sahen sie sich so verständnisvoll an, als wären sie alle

ist die Welt so wunderschön —“ mit jubelndem Jauchzen in die Lüfte schmetterte. Mit leiser Nührung wendete sich der Schachtelmann gegen seinen Laden. Da standen sie, die Hunderte von Schachteln, geordnet nach ihren Größen über- und nebeneinander, und mit beifälligem Nicken sumimte er in innigem Verständnisse: „Wie ist die Welt so wunderschön —“

Der Weg zur Bühne.

Skizze von Lothar Knud Fredrik.

„Also, Mama, jetzt weiß ich's ganz sicher. Ich gehe zur Bühne!“
 „Aber, Kind!“
 „Bitte, Mama. Lange genug hab ich nachgegeben. Jetzt, jetzt kann ich nicht mehr.“

Das hübsche blonde Mädchen warf den Abendmantel von den weichen weißen Schultern und redte die Arme sehnsüchtig, daß das helle Seidenkleid in allen Nähten krachte. „Tilli, dein Kleid!“ mahnte die Mutter und schob der Tochter einen Teller mit belegten

Belgien unter deutscher Verwaltung.



Exz. von Bissing, Generalgouverneur von Belgien, auf einer Inspektionsreise: Empfang durch den Stadtrat von Ciney.

Veröffentlicht mit Genehmigung des Kaiserlichen Gouvernements Namur.



Ein Motorboot der deutschen Militärverwaltung auf der Maas bei Dave.

Das Maastal oberhalb Namur ist durch seine landschaftlichen Reize berühmt. Dave liegt unweit Namur auf dem rechten Maasufer. Auf allen belgischen Wasserstraßen ist seitens der deutschen Verwaltung ein sorgfältiger Überwachungsdiensf eingerichtet.

Veröffentlicht mit Genehmigung des Kaiserlichen Gouvernements Namur.

Brötchen zu. „So, und nun ist erst mal etwas. Musik macht doch auch hungrig.“

„Mama, sei nicht so furchtbar profanisch und materiell. Eben hab ich die entzückende Berthold als Frolde gesehen, und sofort redest du vom Essen.“

„Die Berthold ist eine ganz gewöhnliche Person,“ widersprach die Mutter etwas geärgert.

„Du verkennt sie, Mama. Und außerdem, die Kunst adelt alles, liebe Mama.“ Mit dieser Sentenz setzte sich Fräulein Lilli an den Tisch und begann nun doch zu essen, und zwar recht tüchtig. „Also,“ meinte sie, als sie den ersten Heißhunger vertrieben hatte, „wie gesagt, liebe Mama, ich gehe zur Bühne. Meine Stimme ist viel zu schade fürs Haus allein. Jeder sagt es. Ich werde mich morgen noch einmal prüfen lassen, und dann nehme ich noch dramatischen Unterricht. In einem Jahr kann's dann losgehen.“

„Aber Lilli, was wird bloß Onkel Pastor sagen?“

„Mir furchtbar gleichgültig. Hat nichts mehr zu sagen. Bin ja vorgestern schon einundzwanzig geworden.“

„Aber Lilli. Und dein seliger Vater?“

„Warum sollen Geheimratsstöchter nicht zur Bühne gehen, liebste Mama? Glaub' mir, Papa würde sich über sein unternehmungslustiges Töchterchen nur freuen.“ Fräulein Lilli nahm das letzte



Leutnant und Bursche, beide Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Leutnant Gebser und sein Bursche Türk (aus Essen) erhielten die hohe Auszeichnung gemeinsam für tapferes Verhalten in der Schlacht bei Neuve-Chapelle.

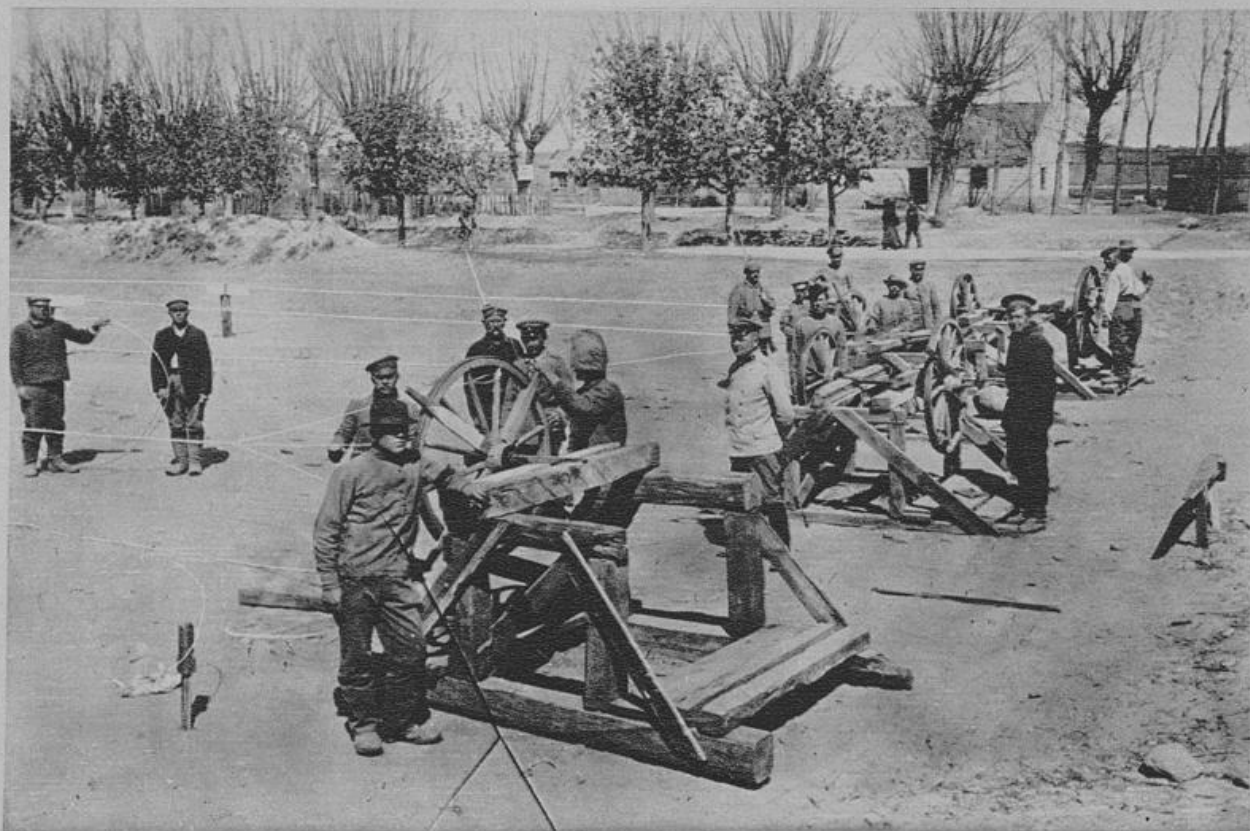
Brötchen vom Teller. „So, nun bin ich satt. Ich danke auch schön, Mutterchen, für das Warten und für die Abfütterung. Und nun sei mal lieb.“ Sie setzte sich aufs Sofa neben die Mutter und rüdte ganz dicht an sie heran. „Also den! mal, morgen um fünf Uhr schon hab ich mich mit der Frieda Elgers verabredet. Da wollen wir zu Franz Wesselhöfer gehen.“

„Zu Franz Wesselhöfer? In solch einer Verühntheit gleich? Aber Kind, Kind.“

„Ja, wenn schon, denn schon, Mamachen. Frieda schwärmt außerdem für ihn. Sie will unbedingt zu ihm. Und wenn er nun sagt, daß ich, ach liebstes, kleines Mutterchen — es ist ja gar nicht auszudenken, wie schön das alles werden kann.“ Stürmisch umhastete und küßte sie die kleine Frau, bis ihr selber der Atem verging.

Am folgenden Nachmittag trafen sich Lilli Hertward und Frieda Elgers fast eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit. Beide in ihren schönsten Straßenkleidern und mit pochenden Herzen. Schweigend gingen die sonst so redelustigen Freundinnen durch den sonnigen Herbsttag die vornehme, ruhige Parkstraße hinauf, in der der berühmte Kammerjänger Franz Wesselhöfer wohnte.

„Du,“ sagte endlich Frieda, die es nicht mehr aushielt, mit entzückter Stimme, „den! nur, er ist erst achtundzwanzig Jahre und schon so berühmt.“



Herstellung von Stacheldraht für die Befestigungen: Drahtzieherei und -spinnerei, von den deutschen Truppen in Feindesland eingerichtet. In dem Betriebe, der vornehmlich Stacheldraht für die Verhau und Hindernisse herstellt, werden russische Gefangene zur Arbeit verwendet. Phot. A. Grohs

„Na ja, das ist mir gleich,“ brummte Tilli. „Ich begreife nicht, wie man sich für einen Mann, den man noch nicht persönlich kennt, begeistern kann. Außerdem soll er auch gedehnt sein. Und dann so'n glattrasiertes, abgelecktes Gesicht. Prrr!“

„Du bist eben unnormal, liebe Tilli,“ ereiferte sich Frieda gekränkt. „Du warst immer so. Wir alle finden ihn entzückend. Nur du tust so, als ob er dir gleichgültig sei. Jawohl, tust so!“ trumpfte sie auf, als Tilli, wie um ihre Verachtung deutlich zu zeigen, die Achsel zuckte. „Übrigens, hör mal, sieh mal,“ sie zog ein Bild des heißgeliebten aus der Handtasche, „hier, seine Unterschrift, wie charakteristisch!“

„Mit deinen ewigen persönlichen Interessen,“ schalt Tilli böse. Da öffnete sich die Tür. Wie elektrifiziert sprangen die beiden Freundinnen auf. Der Geliebte und Gefürchtete stand vor ihnen, groß, schlank, jung und mit einer etwas lähligen Freundlichkeit in den klugen Augen.

„Womit kann ich dienen, meine Damen?“ fragte er liebenswürdig, indem er sich knapp verbeugte.

„Ich — ich —“ raffte sich Tilli kläglich zusammen, „wären Sie vielleicht so liebenswürdig, mich einmal — nein, meine Stimme einmal zu prüfen?“

„Hm.“ Das Gesicht des Künstlers wurde plötzlich ernst, seine



Unsere Soldaten im Gemüsegarten.

Phot. Hoffmann, München.

Tilli sah gar nicht hin. Erstens mußte sie doch der Frieda beweisen, daß ihr die Person des Gefeierten wirklich ganz gleichgültig war, und zweitens hatte sie ein recht erhebliches Herzklopfen, sie hatte nämlich doch ein klein wenig Angst vor seinem Urteil. Endlich standen sie vor seiner Wohnungstür.

Ein ältlicher Diener mit englischem Badenbart öffnete ihnen, nahm ihre Visitenkarten, geleitete sie in ein schlicht ausgestattetes Empfangszimmer und verschwand wieder.

„Mir ist schlecht vor Angst,“ seufzte Tilli, als sie allein waren.

„Du,“ zupfte Frieda nervös an ihrem Ruff herum, „ich glaube, er hat gar kein Dienstmädchen, bloß so'n alten Diener. Das imponiert mir.“

liebenswürdige Stimme sehr sachlich. „Haben Sie bereits Unterricht gehabt?“

„O ja. Schon drei Jahre lang.“

„So. Hm. Und Sopran?“

„Jawohl. Ich möchte nämlich gern zur Bühne, furchtbar gern.“ Nun war's heraus. Tilli fiel ordentlich ein Stein vom Herzen, und sie seufzte erleichtert auf. Belustigt sah sie der Sänger an.

„Also zur Bühne. Hm. Ja. Na, dann mal los.“

Er schritt ihnen voran in das Musikzimmer, und Frieda konnte noch schnell konstatieren, daß er einen netten dunkelblauen Jackettanzug und keine Hauschuhe trug. Bis dahin hatte sie ihm nämlich unausgesetzt ins Gesicht gestarrt.

Tilli sang und war selig, als der Gestrenge ihre Stimme durchaus bühnenfähig fand. Sie sollte nur ruhig noch öfter kommen, recht oft. Er wollte gern mit ihr ein wenig Vorstudien treiben, um einmal ihr Material genauer kennen zu lernen. Und wenn's so weit wäre, dann wollte er mit ihr zu ihrem früheren Vormund, dem Onkel Pastor gehen, und mit ihm reden. Und mit der Mutter auch.

Tilli war überglücklich. Pflichtfertig ging sie mehrmals die Woche zu ihrem Lehrer. Aber gar so leicht war's doch nicht. Er war sehr streng und verlangte auch viel, und oft fand sie die Mutter in Tränen, wenn sie sich tagelang mit einer schwierigen Übung gequält hatte und er doch unzufrieden gewesen war. Aber als sie ihm eines Tages sehr schüchtern einen Brief der Mutter überreichte, in dem diese nach dem Honorar fragte, sagte er schlicht und warm:

„Bitte, empfehlen Sie mich bestens Ihrer wertten Frau Mutter, und sagen Sie bitte, ich täte das zu meinem Vergnügen. Sie interessieren mich nämlich,“ und als Tilli ganz beschämt und stolz und glückselig zugleich die Augen erhob, begegnete sie seinem Blick, der gar nicht mehr so kühl war wie sonst und sie ganz verwirrt machte.

Seit diesem Tage war er nicht mehr so streng und sachlich. Er mochte wohl sehr stark beschäftigt sein; denn oft ertappte sie ihn dabei,

ob ihn ein Bart kleiden würde oder nicht. — Langsam stieg sie wieder einmal zu seiner Wohnung empor.

Der Sänger öffnete ihr selbst.

„Heute wollen wir nicht singen, sondern zur Frau Mama und zum Herrn Onkel gehen,“ sagte er, nachdem er sie ins Musikzimmer geführt hatte, mit einer merkwürdig belegten Stimme.

Schweigend packte sie ihre Noten wieder zusammen. Auch er sagte kein Wort und lehnte mit auf dem Rücken verschränkten Händen an der Wand und sah ihr zu. Tilli fühlte, wie seine Augen auf ihr ruhten und begann nervös und verlegen zu werden.

„Tilli,“ sagte er da plötzlich, ohne seine Stellung zu verändern, „Sie müssen doch wissen, was ich Ihnen zu sagen habe —“ Sie sah ihn groß an und wurde dunkelrot. Da fuhr er schnell fort: „Ich habe mir aus all diesen Kolleginnen und Verehrerinnen nichts gemacht — gar nichts. Als Sie kamen — zuerst war's ja wohl tatsächlich nur ein künstlerisches Interesse. Aber nicht lange, nicht lange, gesteh' ich Ihnen. Ich bin schon ganz nervös geworden davon. Ich kann kaum mehr singen und spielen. Ich wollte es Ihnen schon längst sagen — schon längst. Aber diese gräßliche Frieda kam mir immer dazwischen — und Ihr Eifer — ach —“ Er trat plötzlich auf sie zu, die ganz erstarrt



Aus den siegreichen Kämpfen um Przemyśl: Gefallene Russen an der Sanlinie.

Kilophot. G. m. b. H.

wie er sie ganz gedankenlos immer wieder dieselbe Übung singen ließ und sie dabei offenbar gänzlich geistesabwesend anstarrte. Und sie wollte doch so gern recht bald mit ihren dramatischen Studien beginnen. — Ja, und die Frieda war auch zu komisch, immer holte sie sie von Wesselhöfer ab. Dies aber schien ihm gar nicht zu gefallen; denn eines Tages war er plötzlich in Hut und Mantel ins Zimmer gekommen, wo sie noch ihre Noten zusammentrante, und hatte gesagt:

„Ich gehe ein Stückchen mit, wenn Sie gestatten.“ Aber ehe sie eine Antwort geben konnte, war er zufällig ans Fenster getreten und hatte die Frieda vor dem Hause auf und ab gehen sehen und beendet sehr kühl: „Ah so — Entschuldigung, ich wusste nicht, daß Sie Ihre Freundin ständig abholt.“

Trotz seines kühlen Tones hörte sie den verhaltenen Arger heraus und war wütend auf die alberne Frieda. Sie wäre so gern ein Stückchen mit ihm gegangen. Man konnte so nett einmal über Kunst plaudern. hm. — Allerdings schien es, als ob er das seit einiger Zeit gar nicht mehr so sehr liebte. Er war überhaupt etwas seltsam geworden, und sie ertappte sich einmal dabei, wie sie Erwägungen darüber anstellte,

in einem seltsam wonnigen Schreden am Flügel lehnte, faßte nach ihrer kleinen Mädchenhand und sprach ganz leise: „Ich — ich will nun schon sagen — ich hab Sie nämlich lieb — sehr lieb — furchtbar lieb —“ Und als sie vor freudigem Entsetzen kein Wort hervorbringen konnte, schloß er fast rauh: „Du aber hast kein Herz!“

Da wandte sie sich ihm mit hellem Lachen in den Augen zu: „Ja, woher wissen Sie denn das so genau?“

„Tilli —“ Noch einen Augenblick zögerte er, als müsse er sich zum letzten Male prüfen. Dann riß er sie in seine Arme: „Du — du — Liebste — So —“ sagte er nach einer Weile und ungezählten Küffen, „und jetzt gehen wir doch zur Frau Mutter und zum Onkel Pastor, auch wenn du nun nicht zur Bühne gehst, — denn ich will ja keine Frau von der Bühne.“

„Ja,“ lachte sie, „und die Frieda wird sich wundern.“ Nach einer Weile setzte sie aber ganz nachdenklich hinzu: „Du, hör' mal. Als deine Frau gehöre ich doch eigentlich auch zur Bühne, wenigstens ein bißchen. Du, ich bitte dich, betone das recht vor Mama und Onkel, ja? Ich bin sonst zu sehr blamiert —“

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 20. Juni

1915.



Der Marktplatz in Munkács nach der Wiedereroberung der Stadt durch unsere Truppen.

Munkács liegt in Ungarn im Komitat Bereg, an dem in letzter Zeit vielgenannten Flüßchen Katorcza und an der Bahn von Bätyn nach Stryj.



Heimat.

Skizze von Ilse E. Tromm.



Eine helle, frische Stimme riß die ganze Kompagnie zusammen, die sich ansehnte, die Mannschaften in den Schützengräben abzulösen.

„Freiwillige vor zum Patrouillengang.“

„Sämtliche Leute traten vor. In jedem Auge strahlte mutige Entschlossenheit.“

„Ich kenne euch ja, es hätte gar nicht anders sein können, als daß ihr euch alle bereithaltet. Natürlich kann nicht jeder mittun. Vier Leute gehen vor.“

Enttäuschung auf den Gesichtern der Soldaten, aber keiner trat zurück. In Eugen Quindow flammte es auf. Er hielt sich nicht länger zurück.

„Herr Leutnant, ich kenne die Gegend. Wenn Sie mir die Führung übertragen würden.“

Hastig hatte er die Worte hervorgebracht in der Beforgnis, es könnte ihm einer mit einem ähnlichen Wunsch zuborkommen.

Der Offizier schaute den Soldaten interessiert an. Das aufgeregte Wesen fiel ihm sofort auf.

„Ah — ich entsinne mich. Hier ist Ihre Heimat. Sie sind auf besonderen Wunsch und als spezielle Auszeichnung vom westlichen Kriegsschauplatz nach dem Osten gekommen, um hier Ihren Heimatboden zu verteidigen. Sagen Sie mal, Quindow, was sind Sie eigentlich im zivilen Leben?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant, ich bin Maler. Studierte bis zum Ausbruch des Krieges in Paris.“

„Natürlich — Paris war ja das Dorado für alle Kunst. Na ja, es hat ja auch in den ersten Kriegstagen bewiesen, was es seinen

deutschen Künstlern schuldig zu sein glaubte. Ist's Ihnen damals gut ergangen?“

„Mit Mühe gelangte ich zur Grenze, und die unsagbaren Leiden, denen die Deutschen in jenen Tagen ausgesetzt waren, gaben mir die Veranlassung, mich freiwillig zum Heer zu stellen.“

„Wo haben Sie sich das Eisene Kreuz erworben?“

„Bei der Beschließung Löwens.“

„Da waren Sie also mit dabei!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Also gut. Sie können sich die Leute zur Patrouille aussuchen. Ich verstehe, daß die Heimat Ihnen keine Ruhe läßt.“

Die Leute sahen einander betroffen an.

Das Wort „Heimat“ ergriff die Kameraden, und mancher von ihnen erbeute einige Atemzüge lang in schmerzlich sehnsüchtigen Erinnerungen.

Die eigene Heimat wurde in ihnen lebendig, die ihnen so oft in wildem Schlachtgedröhn wie etwas nicht mehr Vorhandenes, Weltfernes gewesen war. —

Eugen Quindow versuchte die Blicke über den zerbröckelten, lehmigen Grabenrand hinauszuweisen zu lassen in das Land, das im ungewissen Schein des heraufziehenden Abends lag. Kraftlos stand die volle Mondscheibe zwischen grauem Gewölk, und aus der Ferne kam zeitweise langanhaltender Geschützdonner.

Eine Kugel pfiß über Eugen Quindow's Kopf.

„Die da drüben sind aber verflucht aufmerksam,“ sagte einer der Leute.

Weitere Schüsse folgten. Dann wieder Stille.



Aus dem Düsseldorfer Lazarett für Kieferverletzte.
Schwerverwundete im Garten der Abteilung Privatklinik des Herrn Professor Dr. Bruhn.

Das Soldatenherz zitterte. Hier tobten die Kämpfe auf dem Land seines Vaters. Es war heiliges Land, und er wollte sich rächen an den Feblern, die es wagten, dieses fruchtbare Land zu entweihen.

Lautlos — Schritt für Schritt — arbeitete sich die Patrouille vorwärts. Der Boden zu ihren Füßen war frühlingweich und duftete keusch und herb wie zu friedlichen Zeiten, da die Erde den Menschen in segnender Fülle zurückgab, was diese ihr anvertrauten.

Eugen Quindow trank diesen Duft mit hingebenden Empfindungen. Er hatte das heiße Verlangen, sich niederzuwerfen, um das teure Erbreich inbrünstig zu küssen. Die Pflicht trieb vorwärts. Er mußte die Stellung der russischen Artillerie, die irgendwo in guter Dedung stand, ausfindig machen.

Er siebte jedem Schritt Landes entgegen.

Wie genau er die Gegend kannte, obwohl Jahre, lange, mühevolle Jahre, seit dem Einst vergangen waren. Hier auf dieser Anhöhe

„Ich sehe meine Heimat,“ brachte er tiefatmend hervor.

Da schwiegen die Leute.

Lange schaute Eugen Quindow in die Ferne. Nun teilten sich die Wolken, verzogen sich schnell, und in fast weißer Helligkeit goß der Mond sein Licht über die Erde, so unfaßbar klar wurde es, daß die vier einsamen Menschen erschroden einander anschauten.

Es war ein Gleifen und Sprühen in der Luft, als flutete eine unbegrenzte Helligkeit von dem jetzt fast wolkenlosen Himmel. Jeder einzelne Gegenstand war weithin erkennbar. Die Bäume standen in ihrem ersten Grün wie mit zartem Schleierhauch umwoben. Die wenigen Häuser hoben sich scharf hervor, rechts ein Wald, der an die Ländereien stieß, die zum Quindow'schen Besitz gehörten, bräuben der kleine Fluß, in dem sie als Kinder gebadet, und dann das Gemäuer, das schwarz und schwer in der schimmernden Beleuchtung stand. Das war die Heimat.



Aus den Kämpfen um die Befreiung Galiziens.

Eine Sanitätsabteilung der deutschen Südmee bringt nach dem stabilen Feldhospital in Tucholka verwundete Deutsche und Russen. Auf der Tragbahre unten liegt ein Russe. Phot. Ed. Franke.

hatten sie als Knaben gestanden, um bei ihren kriegerischen Spielen den Gang der Schlachten zu verfolgen. Sie hatten wie Generale mit ernsthaften Mienen Aufzeichnungen gemacht, während sich die Dorfjugend die Köpfe blau schlug und ihre Spiele allmählich in bitteren Ernst ausarteten und wildes Geschrei bis zu den Gutsbesitzersöhnen heraufscholl, die den Generalstab bildeten.

Deutlich erinnerte er sich an diese Gesichte. Wie hatte damals sein Jungenherz gejauchzt, wenn der Sturm im Herbst über die Stoppelfelder segte und sie in entfesselten Scharen über das Land liefen.

Dort hinten mußte der Gutshof seiner Eltern liegen. Seine Augen durchdrangen die Dunkelheit. Er hob plötzlich die Hand und deutete in der Richtung. Die Leute drängten sich an ihn.

„Siehst du schon etwas? — So sprich doch!“

Alles, was er lange Jahre hindurch in sich niedergerungen hatte, erwachte:

Die Sehnsucht nach den Eltern, nach dem sonnigen Frieden des Elternhauses, den er damals in stürmischen Jugendhoffen besinnungslos hinter sich gelassen hatte.

Unversöhnt war er fortgezogen, hatte gehofft, die Kunst, die sein Lebensglück bedeutete, vermöchte ihm alles zu ersetzen, was er ihretwillen aufgab, die Eltern und die Liebe zu Gerda Majaske, der Tochter des Gutsnachbarn.

„Wenn ich ein großer Künstler bin, dann komme ich wieder und führe dich in die bunte, klingende Welt da draußen,“ waren seine Abschiedsworte gewesen.

War er ein Künstler geworden?

Eugen Quindow lachte bitter auf.

„Ein Künstler! Wer konnte von sich behaupten, ein Künstler zu sein? Jahre hatte er gerungen, hatte sich zwingen wollen und hatte die Sehnsucht durch glühende Lebensträume in sich zum Schweigen gebracht. Aber ein Künstler? —

Ein guter Soldat war er geworden. Unersehroden begab er sich in jede Gefahr. Er hatte ja nichts zu verlieren, denn alles Glück, das er draußen gefunden, war Truggold gewesen.

„Da, seht ihr — dort steht mein Vaterhaus,“ brachte er stöhnend, wie aus einer Betäubung erwachend hervor. „Wir müssen dahin. Die Russen sind dort, sie haben ihre Geschütze in jenem o' h'ölz' aufgeföhren.“

Langsam bewegte sich die kleine Gruppe vorwärts an knospenden Bäden vorbei, geduckt über die Erde schleichend. Jedes Augenblick konnte in dieser starken Beleuchtung den Russen ihr Vorwärtsbringen verraten. Außerste Vorsicht war geboten, und jede Deckung mußte ausgenutzt werden.

Jetzt sahen sie dicht über dem Boden eine dunkle Gestalt. Eugen Quindow richtete sich entschlossen auf. Er rief hinüber. Keine Antwort erfolgte.

Dagegen sah man deutlich, wie die dunkle Masse am Boden in schnellere Bewegung geriet.

„Ein russischer Vorposten,“ durchfuhr es Quindow. Und da er die russische Sprache von seiner Jugend her beherrschte, rief er den Gegner in dessen Idiom an.

Im Augenblick reckte sich die Gestalt am Boden, drückte sich gegen einen Baum und schien zu lauschen. Quindow wiederholte den Anruf. Die Antwort erfolgte. Jener glaubte offenbar einen aus anderer Richtung herankommenden Vorposten vor sich zu haben und kam näher. Fast dicht vor den Deutschen erkannte er diese erst. Ein sichtlich erschrocken. Versuch zur Flucht. Aber die auf ihn gerichteten Gewehrläufe zwangen ihn zum Stehenbleiben.

Quindow trat vor.



Belgische Artilleristen beim Mittagessen im Quartier.

Phot. Hoffmann.

Totenstill war die Nacht. Nicht einmal das beinahe zur Gewohnheit gewordene Kanonengebrüll unterbrach die Stille. Nichts gemahnte in dieser hellen Frühlingsnacht an die graulige Gegenwart als nur die unbestellten Felder, die hier und dort von eingeschlagenen Granaten ausgewühlt waren, und ein einsamer Grabhügel, um dessen Holzkreuz ein verdorrter Laubfenz hing.

Die einst so fruchtbaren Kornfelder wurden zu Grabstätten.

Eugen Quindow fühlte einen stechenden Schmerz in seiner Brust. Es war ihm, als sei er nie fern von diesem Heimatboden gewesen, und es flammte ein leidenschaftlicher Rachedurst in ihm auf, die entweichte Erde zu rächen.

Ein Anarren schreckte sie auf. Unwillkürlich verharteten sie in ihren Stellungen, die sie eben innehatten, und nahmen ihre Gewehre schußbereit. Keiner sprach. Wieder ein deutlich vernehmbares Anaden, wie von niedergetretenen dünnen Hölzern. Es mußte sich etwas Verdächtiges in nächster Nähe verbergen.

„Es ist gut, daß wir dich erwischt haben.“

Im Mondschein sah er die listig blinzelnden Augen des Mannes, sein struppiges, rostrotes Haar, und eine Erinnerung aus seiner Jugend wurde in ihm lebendig.

Jener, der dort vor ihm stand mit dem jämmerlichen Armlündergesicht, war der Hirt des Dorfes, dem die Gutsherren sommers ihre Schafe anvertrauten. Wie dem jetzt die Angst in die Glieder gefahren war. Er tat ihm fast leid. Und plötzlich wußte Eugen Quindow sogar den Namen des Mannes. Er nannte ihn. Da fuhr der kleine vertümmerte Mensch zusammen, trat hastig vor und ergriff die Hand des Soldaten.

„Herr — Herr — Ihr seid es lebhaftig. Jesus Maria — der Herr vom Gut drüben!“

„Ja, ich bin es, Martin. Doch sag, wir haben keine Zeit zur gemüthlichen Unterhaltung. Wo stecken die Russen? Du stehst doch in ihren Diensten.“



Verteilung heißer Suppe aus einem Küchenwagen an Kosaken vor einem Gefecht.

Nach einer Abbildung in einer englischen Zeitschrift.

Der Alte zögerte verlegen, aber der Respekt vor dem Sohn des reichen Gutsherrn siegte.

„Herr — die Russen — drüben im Gut — seht Ihr.“

„Und die Eltern, Martin?“

Quindow stieß die Frage erregt hervor.

„Sie sind geflüchtet, Herr. Die Russen haben sie alle vertrieben. Man sagt, sie seien auf Schloß Trauthof — zehn Meilen von hier.“

Eugen Quindow bohrte seine scharfen Blicke in die Augen des andern. Schloß Trauthof gehörte den Eltern seiner einstigen Jugendliebe.

Wie mochte es ihnen ergehen? Doch es blieb keine Zeit für diese Gedanken. Es galt die Stellung der Russen zu erfahren. Hart fuhr er den Alten an.

„Ich will alles wissen, hörst du? Wenn du nicht willst, daß ich dich an diesem Bajonett aufspieße, du Verräter.“

„Herr — Erbarmen — ich sage alles. Ich zeige Euch den Weg.“

Nur Erbarmen mit mir armer Kreatur. Jesus Maria — alles sollt Ihr wissen.“

Die Leute umringten den Alten, der ängstlich wie ein geprügelter Hund seine Augen auf Quindow richtete.

„Als die Herrschaft mit dem ganzen Gesinde vor den Russen floh, da konnte ich nicht fort. Ich lag im Stall und hatte mir den Fuß verstaucht, und da kamen die Soldaten und mißhandelten und bedrohten mich.“

Ihr sagt, Herr: Was liegt an deinem elenden Dasein? Aber glaubt, Herr, jede Kreatur liebt ihr Leben, und wenn ich das meine behalten wollte —“

„Dann mußtest du dich den Russen verdingen. Ich nehm's dir nicht übel, denn Rußland ist einst dein Vaterland gewesen — ha ha — und uns kommst du jetzt gerade recht. Zu etwas bist du also doch nütze. Sprich, wo steht die Artillerie?“

Der Alte warf sich wimmernd auf den Boden.

„Gnade, Herr! Im Herrenhaus liegt der Regimentsstab mit vielen Soldaten und Dieben, im Gehölz stehen die schweren Geschütze. Für heute nacht soll ein starker Ansturm vorbereitet sein. Man wartet nur meine Meldung ab.“

Eugen Quindow wußte genug. Er hatte Eile, zur Kompagnie zurückgekommen. Man mußte den Feind überrumpeln, indem man ihm zuvorkam. Martin mußte mit zu der deutschen Stellung.

Im Morgenrauen kam es zu heftigen Zusammenstößen. Es floß viel Blut, aber die Deutschen trieben den Feind aus seinen Stützpunkten, und der Quindow'sche Hof, der Spuren grauigster Verwüstung zeigte, kam wieder in deutschen Besitz.

Nach dem Gefecht rief der junge Offizier, der seine Kompagnie begeistert geführt hatte, wobei er einen Streifschuß am Arm erhalten, seine Mannschaften zusammen.

„Wo ist Quindow?“

Er meldete sich nicht.

Einer wollte ihn noch bei der Erfürmung des Gutes gesehen haben, ein anderer hatte ihn im Handgemenge mit einem Russen beobachtet.

Genaueres wußte keiner.

Der Offizier durchsuchte das zerstörte Herrenhaus, während Sanitäter draußen nach den Opfern des Ringens suchten.

Oft verperrten zertrümmerte Möbelsüde den Weg, und er hatte Mühe weiter vorzudringen. Endlich hörte er in dichter Nähe ein qualvolles Stöhnen.

Er ging, um nach der Ursache zu forschen, und fand in einem Zimmer den Verwundeten in einer Blutlache am Boden liegen. Seine Hände umkrampften ein Bildnis, das eine milch-lächelnde Dame aufspies. Es mußte des Soldaten Mutter sein, so groß war die Ähnlichkeit zwischen diesem und dem Bild.

„Na, was fangen Sie denn an, Quindow?“

Der Soldat schlug die Lider auf. Das Sprechen wurde ihm schwer.

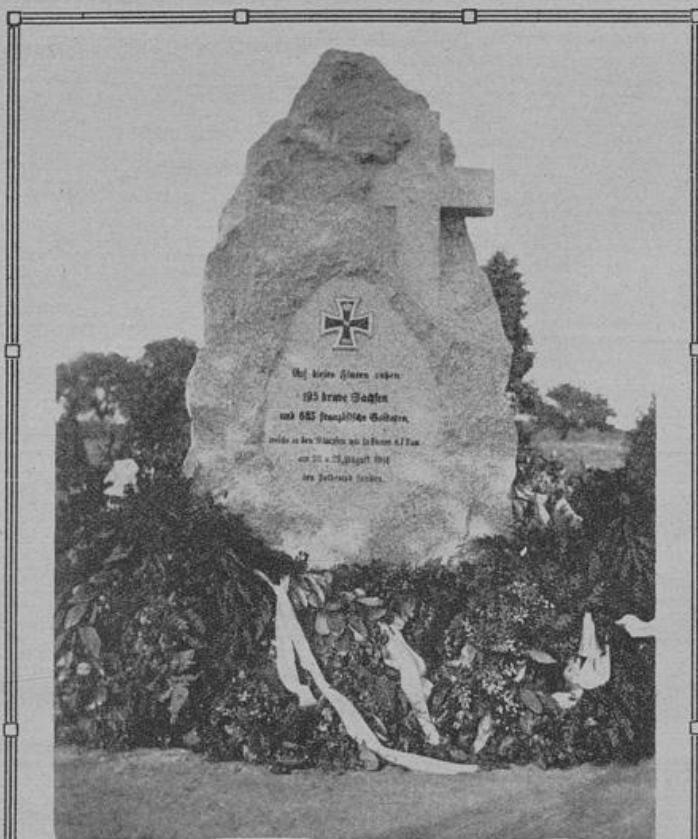
„Herr Leutnant — ich wußte, daß hier meiner Mutter Jugendbildnis war.“

Ich wollte es vor Zerstörung retten, da schossen sie auf mich. Wie Teufel sind sie aus dem Fenster gesprungen.“

Der Offizier legte den Schwerverwundeten auf ein Liegegestell und schaute aus dem Fenster. Unten im zertretenen Rajen lagen die Leichen zweier Kosaken.

„Das Schicksal hat sie schon ereilt.“

Als sich der Offizier wieder dem Soldaten zuwandte, lag dieser in einer tiefen Ohnmacht.



Denkmal auf dem Grabe von 195 Sachsen und 685 Franzosen bei La Fosse à l'Eau (Frankreich).

Zur Einweihung des Denkmals an der Straße von Chin-le-Montier nach La Fosse à l'Eau waren Prinz Max von Sachsen, der die Weiherede hielt sowie der Kronprinz und Prinz Christian von Sachsen und die Gemeindevorsteher der umliegenden Ortschaften erschienen. Die Regimenter, die hier gekämpft haben, hatten Vertreter entsandt. Der Granitblock des Denkmals weist eine Höhe von 2½ Metern auf.

auszubessern, und nachdem die Verwundeten, soweit sie transportfähig, mit Lazarettzügen fortgebracht waren, konnten sich die Rotekreuz-Schwester eingehend mit den Schwerverwundeten befassen, die auf dem Quindow'schen Gut zurückgeblieben waren.

Eugen Quindow's Zustand machte nur kaum merklige Fortschritte. Es bedurfte der aufopferndsten Pflege, ihn wieder zu kräftigen. Da kam plötzlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Schreckenskunde, daß die Russen mit verstärkten Truppen den Versuch unternahmen, das entziffene Gelände zurückzuerobern, und da die deutschen Truppen bereits verschoben waren und die vorhandenen Kräfte nicht ausreichten, um einen Widerstand mit Erfolg zu wagen, mußte man schweren Herzens eilig den Flay räumen.



Ausmarsch bayrischer Infanterie, welche mit Bergstöcken und Gebirgschuhen ausgerüstet ist.
Phot. Hoffmann.



In einem bombensicheren Unterstand auf dem Ostry, 600 Meter vor dem Feind: Der Hauptmann überreicht einem Soldaten das Eiserne Kreuz.
Phot. Ed. Franck.

Die Betwundeten sollten nach Breslau geschafft werden, und die Vorbereitungen entwickelten sich in rasender Eile.

„Schwester Lida, wenn Sie doch dahin wirken könnten, daß man mich nach Trautsdorf brächte. Meine Eltern befinden sich dort, und sie wissen nichts von mir. Ich sehe Sie an, reden Sie dieserhalb mit dem Herrn Oberarzt.“

„Ich will sehen, was ich tun kann, beruhigen Sie sich vor allen Dingen. Die Aufregung schadet Ihnen sehr.“

Er nickte. Ein tiefer Seufzer kam aus seiner wunden Brust.

„Ach, die Heimat! Wie wunderbar tröstend ist der Gedanke, in der Heimat zu sein. Mir ist, als wäre alles, was hinter mir liegt,

nur ein Traum. Glauben Sie, Schwester, daß ich tiefinnerlich erlöst bin. Alles Schwere ist von mir genommen, wenn ich nur erst der Mutter linde Hände in den meinen halte.“

Er holte der Mutter Bildnis unter seiner Bede hervor und küßte es inbrünstig. Seine Augen schweiften verklärt in die Ferne.

Schwester Lida lächelte und strich dem Kranken über sein krauses Haar.

„Sie sind ja bald gesund, Herr Quindow.“

Er hörte ihre Worte nicht. Sein Körper war ein wenig vorgebeugt, und er erweckte den Anschein, als ob er intensiv lausche. Ein mattes, glückliches Lächeln flog um seine Lippen.

Schwester Lida wurde abgerufen.

Sie eilte, dem Wink zu folgen.

„Denken Sie — soeben sind die Besitzer dieses Gutes im Auto angekommen. Zwei ältere Herrschaften.“

Sie erklären, ihr Sohn sei hier, und sie wollten ihn holen.“

„Natürlich, ich weiß schon, um wen es sich handelt.“

Der Kranke steht unter meiner Pflege. Wird der sich freuen!“

In diesem Augenblick erschienen die Gutsherrschaften. Der junge Offizier, der den Arm in einer Binde trug, führte sie.

„Ich konnte es mir nicht versagen, Ihnen Nachricht über Ihren Herrn Sohn zu geben, der mir ein lieber Freund geworden ist.“

„Wir sind Ihnen sehr dankbar.“

Der Gutsbesitzer reichte dem Offizier die Hand.

Vor einer Tür blieben sie stehen.

„Gehen Sie hinein. Sie werden ihn finden.“

Zögernd betraten die Eltern den ihnen bekannten Raum. Sie sahen nichts von der Herfürung ringsum. Ihre Herzen bangten nur

dem Sohn entgegen, den sie jetzt finden mußten. Mit wenigen Schritten war die Mutter an seiner Seite und kniete neben seinem Lager nieder.

„Mein Junge — mein Sohn — hab' ich dich endlich wieder — endlich — und du lebst — du gehörst uns!“

„Mutter!“

Wie ein Ausschrei löste sich der Ruf aus seiner Brust. Seine Hände suchten die ihren.

„Vater — vergib mir!“

Des Vaters Hände ruhten auf des Sohnes Haupt, und heiße Tränen rannen aus den Augen des alten Herrn.

Die Aufregung hatte den Kranken zu tief ergriffen. Er lag wieder bleich und kraftlos in den Kissen. Eine leichte Ohnmacht hielt ihn in ihrem Bann.

Als er aus ihr erwachte, sah er die Mutter neben seinem Lager sitzen. Die Umgebung schien ihm fremd und doch, als hätte er sie vor Jahren gekannt. Er wollte fragen, da beugte sich ein in banger Sorge bebendes Mädchen über ihn, der endlich jetzt die Augen erhob.

Aber der Ausdruck seiner Augen war fremd — als befände er sich noch im Bann der Träume. Und Eugen Quindow träumte von großen Siegen nach heißen Streiten und sah sich heimkehren, und als erste, die ihm die Hand zum Grusse bot, stand Gerda Mächte vor ihm und hielt Blumen in ihren Händen.

Er hatte schon beide Hände voll Blumen, und immer mehr bot sie ihm, und es war ein Jauchzen und Klingen in seiner Seele.

„Gerda,“ flüsterte er aus seinen Träumen heraus „wenn ich dich nur einmal sähe.“

„Eugen.“ Die Stimme erreichte sein Ohr. Er erwachte, hob die Brust in tiefen, langen Atemzügen. Da sah sie das Mädchen seine beiden Hände.

„Ich bin bei dir, und jetzt wirst du bald gesund sein.“

„Gerda — du? Mutter — siehst du es — auch sie habe ich wieder gefunden — begreift Ihr — wie glücklich ich bin.“

„Wir verlieren einander nicht mehr, mein liebes Kind.“

In den Bäumen sangen die Vögel, und starke Blumendüfte strömten aus den Beeten, und die Heimat umspann sie mit nie endendem Segen.



Die evangelische Dankeskirche in Bentath bei Düsseldorf, welche vor kurzem eingeweiht worden ist.

Phot. Julius Sohn.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 26.

Düsseldorf, 27. Juni

1915.



Patrouille am Waldesrand im Anschlag auf den Feind. © Phot. M. Graf.

Unterwegs.

Feberflügel von Oskar Müller.

1.

Die Lehre vom Leben.

Ich gehe an dem warmen Sommertag mit einem guten, alten, sonderbaren Freunde durch Stuttgart. Es ist eine liebe, stille, leusche Stadt. Die Vögel zwitschern laut im Park vor dem Theater, und der kleine See vor dem edlen Bau liegt hell und verheißend da. Schwarze und weiße Schwäne gleiten still dahin.

Mein Freund hadert mit dem Leben.

„Trostlos,“ sagt er. Denn er hört die Vögel nicht. Er ist krank am Leben. „Was bietet es?“ sagt er und sieht feindselig zu dem grauen Himmel empor, wo die Sonne mit dem Nebel kämpft: „Elend und Enttäuschungen. Man wird alt, und man bemerkt, daß alles Trug war! Die Frauen logen, das ganze Leben trog, es war ein Traum vom Glück und ein Kampf um nichts.“

Mittlerweile sind wir bei dem Theater angekommen. Rechts drüben auf dem freien Platz, wo das Interimstheater stand, hat man Kartoffeln gepflanzt. So enge verbunden hat der Krieg die vornehme Geste der Schönheit mit dem klaren Ausdruck des Nützlich-Notwendigen.

Da steht ein Schwarm Feldgrauer. Helles, lautes, fröhliches Lachen dringt an unser Ohr. Wie wir näher kommen, sehen wir, halb erschreckend, halb bewundernd: Es sind Invaliden.

Jedem fehlt ein Bein. Mit Krücken und Holzstützen stehen sie da — zwanzigjährig, bleich noch von der überstandenen Qual — und lachend. Mein Freund blickt starr auf die Gruppe. Schnell greift er

dann in die Tasche und verteilt Zigaretten. Mit höflichem Dank wird die willkommene Spende angenommen. Ich kann nicht genau hören, was mein Freund fragt. Nur den Sinn entnehme ich der Antwort des Unteroffiziers mit dem Stelzfuß:

„Warum sollen wir nicht lachen? Den Fuß — den verloren wir in gerechtem Kampfe um das Vaterland. Aber wissen Sie auch, daß wir gerade darum unser Land erst recht lieben gelernt haben? Und haben wir nicht die Ehren behalten, um zu hören? Hören Sie nur, wie schön die Vögel singen. Und haben wir nicht die Augen, um zu sehen? Schauen Sie nur, wie die Schwäne sich im Wasser wiegen. Der Himmel wird schon blau. Morgen gibt es einen herrlich schönen Tag. Und wie wunderbar ist unser Land. Einer meiner Freunde hat mir ein Buch geschenkt, darin lese ich täglich. Wolfgang Goethe hat es geschrieben. Ich habe nie so viel gelesen wie jetzt, und nie so viel gelernt, und, offen gestanden, nie das Leben so schön gefunden als nun, seitdem ich mich durch meine Verwundung recht damit beschäftigt habe.“

Und wie zur Bestätigung dieser Worte wirft ein junger Gefreiter dazwischen: „Heute abend sehen wir Minna von Barnhelm.“

Er strahlt vor Freude. Wir gehen weiter. Mein Freund schreitet rüstiger vorwärts. Nach einer Weile sagt er: „Hörst du, wie die Vögel singen? Es ist ein herrliches Land, das solche Söhne hat.“

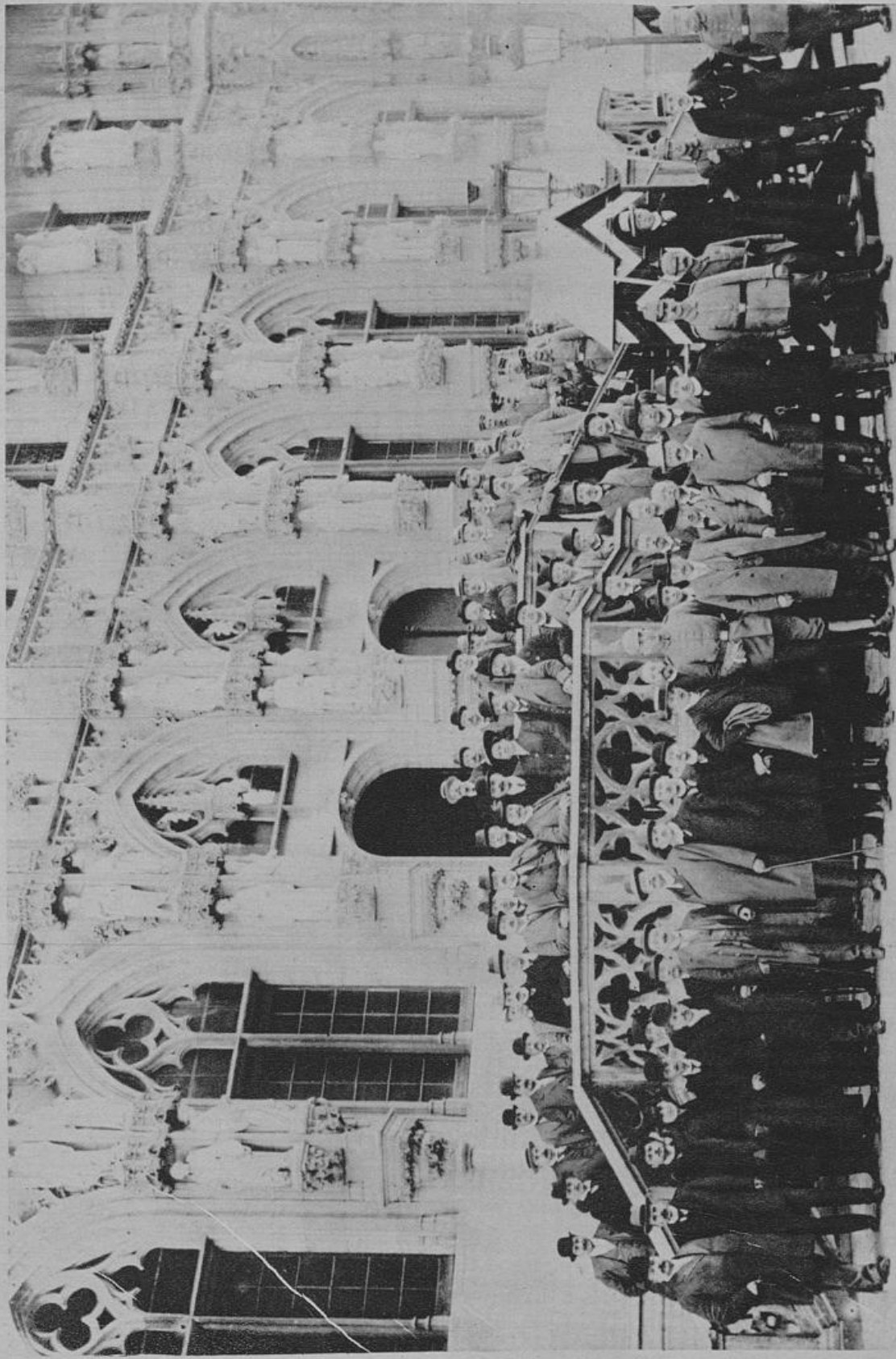
Ich nicke nur, denn die Lehre, die meinem Freund das Leben gab, hat mich tief ergriffen.



Deutsche Soldaten in einem holländischen Internierungslager.

Phot. Paul Wagner.

Eine kleine Anzahl Feldgrauer, die im Anfang des Krieges im Eifer der Verfolgungsgesichte und aus Unkenntnis der genauen Grenzlinie auf holländischen Boden geriet, wurde nach dem Völkerrecht in Holland interniert. Natürlich haben sie in ihrer „Gefangenschaft“ zu keinerlei Klagen Anlaß. Unser Bild zeigt einige dieser Feldgrauen bei einer der Beschäftigungen, mit denen sie sich die Zeit vertreiben.



Von der Sängerfahrt der Elberfelder Liedertafel nach Brüssel: Gruppenbild vom Aufenthalt in Löwen.

Im Hintergrund das berühmte, völlig unversehrt gebliebene gotische Rathaus, das schönste Gebäude Löwens.

Die Totenlisten.

Ich fahre von Stuttgart nach Berlin. Der Frühling hat sich auf das Trittbrett gestellt und klopft an das Fenster. Man muß hinaussehen. Überall geht ein Flug über das braune Land. Fleißige Hände legen den Segen des Brotes in den Schoß der Erde. Dieser Schoß hält uns in Sicherheit und gibt uns Schutz gegen unsere Feinde.

Der Wagen dritter Klasse wird nicht leer. Menschen aller Gattungen steigen ein, steigen aus, kommen und gehen wie die Gedanken.

Eine junge Frau tritt ein. Die Mutter stützt sie. Eine stark-knochige thüringische Bürgerfrau. Weißes Haar rahmt das graue Pergament eines sorgengefurchten Gesichts. Die Tochter zwanzig-jährig, bleich, schwach. Wenn sie die Augen aufschlägt, oest ein über-irdisches Licht durch den Raum. Ihre Lippen sind wie zwei Blut-tropfen auf Elfenbein.

Sie liest, liest ununterbrochen. Ich schaue schließlich, interessiert, was die Aufmerksamkeit der armen Schwindsüchtigen so sehr fesselt: Die Verlustliste.

Fragend sehe ich die Mutter an. Sie nickt wie im Traum.

„Tag und Nacht liest sie die Verlustlisten. Tag und Nacht. Ist und trinkt laun. Ließt und liest —“

„Ja, aber — da muß sie doch krank werden!“

„Sie ist es, lieber Herr. Schwindsüchtig, unrettbar. Im Juli sagte der Doktor: Im August ist sie tot. Ihr Mann war verzweifelt. Den Jammer konnte man kaum mit ansehen. Und dann ist der Krieg gekommen. Er ist eingerückt. Sie hat bloß mehr Sinn gehabt für das eine: Lebt er? Ist er tot?“

Sie hat die erste Verlustliste gelesen — die zweite — die dritte. Es ist September geworden — Oktober — und der Doktor hat nur den Kopf geschüttelt: So viel Liebe — hat er gesagt — so viel Liebe!

Sie hat den Oktober überlebt und den November, und jetzt — schreiben wir März, und sie lebt immer noch, weil er lebt. Freilich

sie lebt im Fieber. Sie lebt dreifach. Sie lebt rein nur aus Sehnsucht und Angst, und sie studiert immer nur die Listen.“ Da hebt die arme junge Frau mit den tiefen, seligen Augen den Kopf und lächelt:

„Er ist nicht drunter, Mutter, Gott sei Dank!“

Und dann schläft sie.

„Was soll aber später werden?“ fragte ich.

„Der Doktor meint, wenn er wiederkommt, stirbt sie. Sie kann ja nicht länger leben. Sie ist ja so krank!“

„Und wenn sie nun plötzlich liest, daß — daß er gefallen ist?“

„Dann ist's ihr Tod, Herr.“

Die Alte streichelt sich über das Haar der Schlafenden. Die lächelt im Traum. Und der Zug eilt weiter, wie das Leben, das fahrplan-mäßig sein Pensum abhakt.

Draußen ist Krieg. Der Tod geht fensenschwingend durch das Land. Und hier lebt ein todgeweihtes Menschenkind von Krieges Gnaden.

3.

Mach's gut, Kamerad!

Sie sitzen plaudernd umher: drei Feldgrauen. Der eine fährt schon lange mit mir. Ein Pfälzer Kind, der auf das goldene Herz der Münchener, wo er im Lazarett gelegen, ein Loblied singt.

Seine beiden Kameraden ziehen wieder ins Feld. Nur er, dem ein Querschläger die halbe Lunge zerfetzt hat, reist nach Ablershof zur weiteren Untersuchung und zum Erholungsurlaub.

Bald wird er schweigsam und beteiligt sich nur selten am Gespräch. Still sitzt er da, liest oder schläft. Nur einmal, als ein vierter Feldgrauer einstrizt, reißt es ihn in die Höhe. Der Neuangelommene schaut ihn in die Augen.

Sie messen sich eine Weile.

Ohne Gruß tritt der Neue ans Fenster. Der andere setzt sich wieder, läßt den am Fenster aber nicht aus den Augen. Feindselig mustert er ihn.



Ein französischer Schützengraben, der durch deutsche Pioniere in die Luft gesprengt wurde. Phot. Leipz. Presse-Büro. Die Trümmerflätte, die fast wie eine Hochgebirgslandschaft anmutet, haben unsere Feldgrauen durch Anlegen von Leitern und Drahtseilen wieder zugänglich gemacht.

Stunden vergehen über Gesprächen und Geschichten aus dem Argonner Walde.

„Hallo!“ Schreit der Schaffner

Der zuletzt Eingestiegene nimmt seinen grauen Papplaton und schaut dem Kameraden auf der Bank noch einmal in die Augen.

Da sieht es den in die Höhe: „Wohin, Kamerad?“

„Nach Magdeburg.“

„Ins Feld?“

„Ja, wieder ran an den Feind.“

Da umschließt die Rechte des Beurlaubten hastig und fest die Hand des anderen.

„Mach's gut, Kamerad!“

Der nickt. Vier treue Augen brennen ineinander. Eine neue, schöne, edle Freundschaft ist geboren worden.

Auch die beiden andern Feldgrauen steigen aus. Ich höre wieder den alten Gruß:

4.

Das Bonbon.

Am Anhalter Bahnhof.

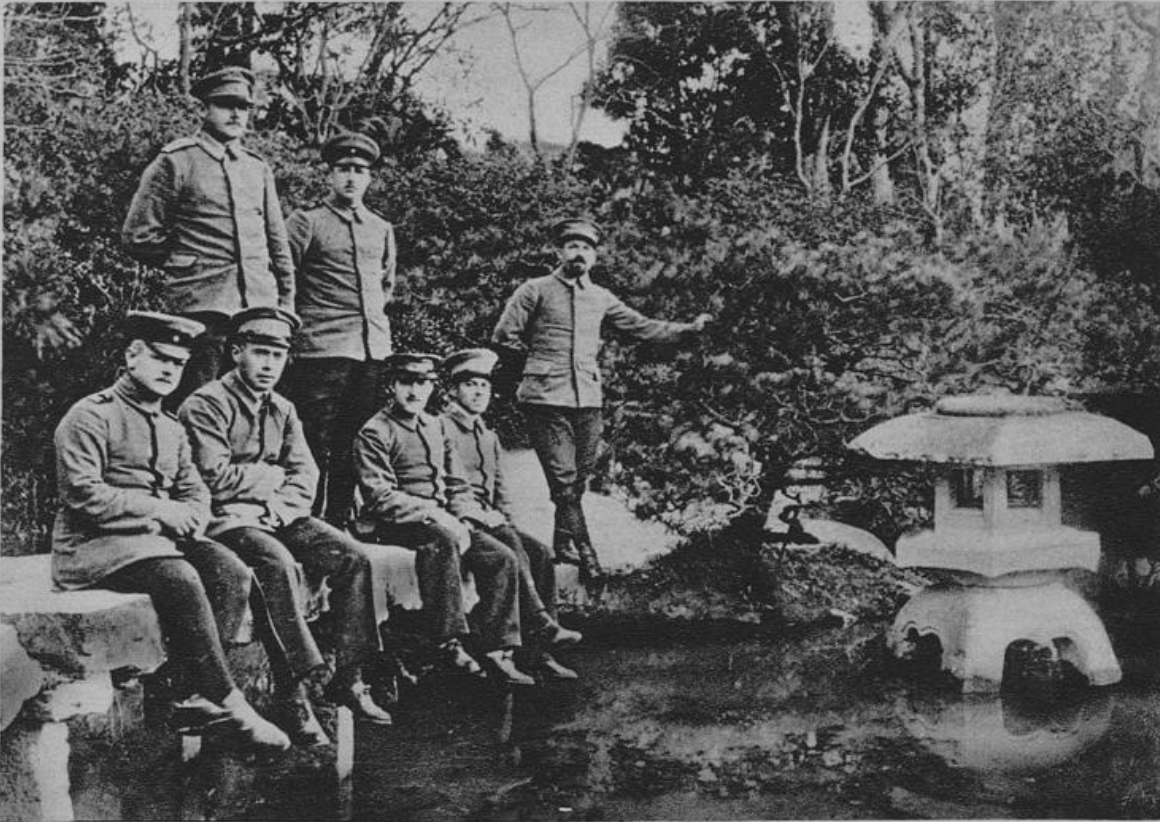
Schon weichen die Reisenden beiseite. Am Zug entlang rollen drei Sanitäter einen blutjungen Offizier im Fahrstuhl.

Ein Bein ist ab, das zweite ruht in dicken Binden. Ein schmaler Schimmer der scheidenden Abendsonne spielt um das bartlose, blaß, Antlitz des Leidenden. Die Schönheit der Welt ist ihm verjungen.

Ihm dufter keine Blumen mehr, vor ihm verstummt das silberhelle Mädchenlachen der Jugend. Tiefe Falten furchen die Stirne. Die Augen schauen trostlos geradeaus. Der Wagen hält.

Man trägt eine Bahre herbei, den Schwerverwundeten in den Wagen zu heben.

Es ist, als liege ein lähmender Bann über allen. Die Sonne sinkt. Die jungen Mädchen sind stumm. Eine vornehme alte Dame in Schwarz — ich denke die Mutter — sagt zu einem alten Herrn:



Deutsche Soldaten in japanischer Gefangenschaft: Bei dem Fall Tsingtau gefangene deutsche Soldaten befinden sich in Jyo Matsuyama augenscheinlich in guter Behandlung.

Phot. Verl. M.-Gef.

„Mach's gut, Kamerad!“

Nun sind sie im Gewühl der Menschen verschwunden. Wie oft habe ich dieses „Mach's gut, Kamerad!“ gehört! Wie oft!

So deutsch klingt das, so warm, so heilig und treu!

Diesmal aber hat's mich besonders gepackt.

„Nannten Sie den Kameraden?“ fragte ich.

„Ja. Wir stammen aus dem gleichen Dorf. Hambach in der Pfalz. Wir haben zehn Jahre um einen Hof an der Hardt prozessiert. Er hat gewonnen. Seitdem habe ich ihn gehaßt, ich kann nicht sagen, wie. Aber jetzt — jetzt zieht er wieder hinaus. Jetzt ist alles anders geworden. Wir sind alle Kameraden, und was vordem war, ist nicht mehr. Einer steht für den anderen und alle für einen. Wir sind doch Deutsche!“ Nun ist er aber teilhaftig geworden. Es ist gerade, als sei ein Alp von seiner Brust gesunken. Bis wir nach Berlin kommen, sind wir gute Freunde.

„Wenn er nur wenigstens einmal noch lachen würde — lieber Gott, nur einmal noch — dann vielleicht —“

Da geschieht etwas Unerhörtes. Ein kleines Mädchen von fünf Jahren schiebt die Sanitäter energisch beiseite, schaut dem invaliden Leutnant ins Gesicht und streckt ihm schnell eine Hand mit Malzucker entgegen: „Soldat, lach' doch einmal! Willst du mein Bonbon haben? Da —“ Sie steckt es ihm einfach in den Mund. Seine fest zusammengepreßten Lippen müssen sich lösen. Er lacht!

Und die Sonne scheint noch einmal, die jungen Mädchen kommen herbei und legen Blumen in den Schoß des Leutnants.

Der Bann ist gebrochen. Er lacht und ißt Malzucker und schaut voll Bewunderung auf all die Liebe, die um ihn ist.

Und das Kind? Es ist verschwunden. Sein Werk ist getan. Das gütige Leben, das allmächtig ist in seiner nie versiegenden Gnade — das Leben hat gesiegt.

Ein Pionierstückchen. Kriegsskizze von D. Lehmann.

Wir hatten neue Stellung bezogen. Vor unserer Front lag eine größere eingefriedete Fabrik, aus der wir lebhaft beschossen wurden. Das Feuer ließ auf die Anwesenheit von mindestens einem feindlichen Bataillon schließen, und unsere Aufgabe war es, auszukundschaften, ob und wo die feindliche Stellung zu fassen sei. Dann galt es, diesen gefährlichen Stützpunkt des Gegners sobald wie möglich unschädlich zu machen.

Da das Gelände nur schwach gewellt war und in Front der Fabrik keinerlei Deckung bot, so buddelten wir uns schleunigst ein, hatten währenddessen aber doch manchen Verlust zu erleiden.

Unter Feuer dagegen schien die Geschichtskraft des Feindes nicht im geringsten zu beeinträchtigen, obgleich keine Fensterscheibe der uns zugekehrten Fabrikfront mehr heil war. Der offenbare Mißerfolg unseres Feuers machte uns geradezu wütend. Artillerie hatten wir noch nicht zu Stelle, ein Sturmangriff aber über das bedungslose

lichen Annäherungsweg des Feindes darstellte. Gleichzeitig entdeckten wir aber auch, daß sich nicht weit neben uns ein schmaler, gewundener Graben von der Fabrik zum Wiesengrunde hinzog, der uns möglicherweise eine weitere unbemerkte Annäherung gestatten würde. Damit wir aber nicht auf dem freien Ader von feindlichen Wachtposten gesehen wurden, krochen wir mühselig durch unsere Aderfurche zurück, gewannen im Wiesengrunde den Graben und rückten in ihm wieder vor. Schön war die Reise nicht. Schmal und feicht schlängelte sich die Rinne hinauf, so daß wir uns ohne Gefahr nur tief gebückt oder kniend vorwagten konnten. Der Grund war schlammig, und über dem Schlamm rieselte uns ein dünnes Wässerchen entgegen. Wasser war eigentlich eine viel zu vornehme Bezeichnung für die Flüssigkeit. Essenbar bewegten wir uns in den Kloaken- und Abflüssen der Fabrik. Wir hatten einen guten Schlud in der Feldflasche, und der Brotbeutel war versorgt, der Appetit jedoch ging flöten. Die Anie-



Nach der Eroberung von Przemyśl: Abtransport der in der Festung gefangenen Russen, der bei der Bevölkerung lebhafteste Genugtuung erregte.

Phot. R. Semmel.

Porogelände hinweg würde riesige Opfer gefordert und den Erfolg nicht verbürgt haben. Unser Kommandeur beschloß daher, durch nächtliche Schleichpatrouillen von drei Seiten aus das Terrain zu sondieren, und schärfte uns besonders ein, möglichst ohne Schuß und ohne jede Beunruhigung des Gegners zunächst nur die Lage zu klären und dann Meldung zu erstatten. Ich führte die rechte Seitenpatrouille und brach frühzeitig mit zwei Pioniergefreiten auf.

Nach etwa zwanzig Minuten Umweg durch flachen Wiesengrund näherten wir uns der Fabrik soweit, daß wir Dach und Kamin in Umrisßen erkennen konnten. Dann krochen wir von der Seite her vorsichtig in einer Aderfurche weiter vor, jedes Geräusch vermeidend. Durch Ritzen und Löcher der Fabrikgebäude sahen wir Licht schimmern, die Fenster aber waren anscheinend abgeblendet. Beim Näher-schleichen konnten wir feststellen, daß das Gelände hinter der Fabrik etwas abschüssig war, und daß diese Bodensalte den schönsten natür-

zitterten uns von der Anstrengung des geduckten Ganges; mit unterdrücktem Keuchen ging's vorwärts. Leise fluchten die beiden Gefreiten hinter mir. Wir gebrauchten die äußerste Vorsicht und erreichten auch unbemerkt den Durchlaß in der Einfriedigungsmauer.

Hier ließ ich meine Begleiter zurück, sicherte behutsam einige Sekunden und schlüpfte dann mit gehobener Nase durch das Mauerloch. Es ging „wie geschnürt!“ An der Innenseite des Durchlasses mußte ich zunächst eine flache Sammelgrube passieren. Sachte erhob ich mich, erspähte kurz vor mir eine gewölbte dunkle Öffnung in der Fabrikwand und schloste nach kurzem Lauschen flugs hinein. Gott sei Dank, hier war es trocken und warm!

Ich befand mich im Aschenkanal unter dem Kesselhause der Fabrik, eine Entdeckung, die mir vor Freude Herzklopfen verursachte. Hier kannte ich mich aus und fühlte mich vor dem Erwischtwerden einigermaßen sicher. Aber mir hörte ich vereinzelte Tritte und gedämpfte

Stimmen, ein Zeichen, daß das Kesselhaus besetzt war. Lautlos holte ich die Ge-
nossen meiner Fahrt herbei.
Nach den Rauchkanälen zu
urteilen, lagen über uns
fünf Dampfkessel, von denen
der mittlere unter Feuer
war. Die durch den Kof
fallenden glühenden Kohlen-
und Aschenteilchen verbrei-
ten einen Lichtschimmer im
Kanal. Nach einigen Mi-
nuten der Erwärmung und
Stärkung orientierten wir
uns genauer. Ich stieg auf
die Schultern eines Gefreiten
und bemühte mich, mög-
lichst geräuschlos an einem
der kalten Kessel Kofstäbe
auszuheben; wenn wir bei
dieser Arbeit auch mit
einem Regen von Asche und
Flugstaub überschüttet wur-
den, so ließen wir uns nicht
beirren. Sobald die Öffnung
groß genug war, stemmte
ich mich hoch, kroch zur
Feuertür und öffnete sie be-
hutsam um einen kleinen
Spalt. Da sah es gut aus:
Rings herum und offenbar
auch auf den eingemauerten
Kesseln, lagen gedrängt
unsere Spezialfreunde, die
Engländer; geschützt vor
unserer Gewehrfeuer durch



Unsere Feldgrauen machen erbeutete russische Leuchtraketen gebrauchsfertig für die Nacht.

Phot. A. Grohs.

die Mauerwand des Gebäudes und durch die gefüllten Kohlenbunker. suchen, doch wußte ich genug und hatte

Sehr geschickt waren längs
der ganzen Front des Ge-
bäudes drei Feuerstellungen
übereinander angelegt: zwi-
schen den Trichtern der
Bunker, über den Bunkern
und unter dem Dach. Unter
wohlweislicher Vermeidung
der Fenster hatte man aus
Eisen und starken Bohlen
regelrechte Laufbühnen ge-
baut, welche durch Leitern
zugänglich waren und auf
denen sich die Wachen be-
wegten. Ich zählte allein
an dieser Front acht Ma-
schingengewehre, und als
Schießscharten benutzte man
die anscheinend vorhanden
gewesenen runden Lüftungs-
öffnungen des Gebäudes.
Die lieben Bettlern hatten
ihre warmen Schlafquartiere
aufgesucht, davon zeugten
die starken Schnardtöne der
Braven. Der unter Dampf
stehende Kessel diente wohl
zur Heizung der Fabrik-
räume und zur Erzeugung
von elektrischem Licht.

Einige Glühlampen
braunten, die Fenster aber
hatte man sorgfältig mit
Brettern abgeblendet.

Leider war es mir nun
nicht mehr möglich, auch die
übrigen Gebäude zu unter-
suchen, doch wußte ich genug und hatte
meinen Plan fertig.



Aus den Kämpfen um die Rückeroberung Galiziens: Übergang österreichisch-ungarischer Truppen über die Wislota. Mikrophot. G. m. b. H.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht meldeten wir uns zur Berichterstattung bei unserm Kommandeur zurück, der bei unserer Annäherung zwar die Nase rümpfte, aber Feuer und Flamme war, sobald er das Ergebnis unserer Erkundigung erfuhr.

Die beiden andern Patrouillen waren schon zurück. Auch sie hatten von ihrer Seite aus die rückwärtige Geländefurche entdeckt, aber keine Stelle gefunden, an der man sich der Fabrik ungehindert nähern konnte. Meine Vorschläge wurden geprüft und gutgeheißen, die erforderlichen Vorbereitungen ungesäumt in Angriff genommen.

Nach kurzer Zeit schon setzte sich auf dem gleichen Wege die zweite Schleichpatrouille unter meiner Führung in Marsch.

Vier stämmige Pioniere trugen in Rucksäcken ein „Frühstück“, das nach Ansicht unseres Kompagnieführers für die Engländer eine „erhebende“ Wirkung haben würde. Die beiden Gefreiten der ersten Schleichfahrt baten, gleichfalls wieder mitmachen zu dürfen. Sie

Im Wiesengrunde wird die „Kaffeemühle“ angeschossen. Hier, am gedeckten Abhange, liegt bereits die Sturmkolonne, meiner Führung harrend. Noch aber ist es zu früh, noch müssen wir unsere Ungebild meistern. Ich erstatte meinem Kommandeur zunächst Meldung vom Gelingen der gestellten Aufgabe. Er war gerade dabei, in der Schützengrabenstellung vor der Front des Fabrikgebäudes seine letzten Instruktionen zu geben. Alle Mann lagen im Anschlag bereit. Sobald das Licht der Frühe die Fabrik erkennen läßt, sobald Bijster und Korn dem Auge scharf genug zu Diensten sind, stehe ich an der Zündmaschine.

Ein Zeichen des Kommandeurs — und unter Donner und Krachen steigt eine Feuergarbe zum Himmel empor. Hoch auf wirbeln Eisenteile, Steine, Dachziegel und menschliche Gliedmaßen; schwarz und weiß quellen Rauch und Dampf zum Dache hinaus, und prasselnd fallen die emporgeschleuderten Massen wieder zu Boden.

Jetzt aber wird's lebendig in der Fabrik.



Blick auf die Stadt Genua vom Hafen aus. Im Vordergrund der Leuchtturm.

Phot. Sallcheer.

hätten das Bedürfnis, noch etwas frische Luft zu schnappen und boten sich an, eine Drahtverbindung zu den Englishmen zu legen und die „Kaffeemühle“ für das ihnen zuge dachte „Frühstück“ zu tragen. Ihrem Wunsche wurde entsprochen. Der Rond ging mittlerweile unter, wir ruckten aber Bescheid und begrüßten die schützende Dunkelheit. Unbemerkt gelingt abermals unser Anschleichen, und im Scheine der glühenden Kesselasche sehe ich auf den Gesichtern meiner sechs Kameraden den stolzen Glanz innerer Genugtuung darüber, der feindlichen Nation einen Gehörigen auszuweisen. Die Kessel zu beiden Seiten des unter Dampf stehenden nehmen die Ladung auf, und die Arbeit, welche diese etwa noch übriglassen wird, soll der ausströmende Dampf besorgen. Nachdem die Kessel ihre letzte Beschädigung erhalten, führe ich die Zünder ein und schließe die Drähte an. Rolle auf Rolle widelt sich ab, im Kanal mit Asche sorgfältig bedeckt, im Graben vor Sicht geschützt durch Moder und Schlamm.

In das Rischen des Dampfes mischen sich Schreie des Schreckens. Wie irrsinnig stürzen die Tommies aus allen Türen und Fenstern. Aber Tor und Mauer rasen sie sinn- und planlos ins Freie, und auf diesen Augenblick hatten die Unsern im Schützengraben gewartet.

Ein scharfes Schnellfeuer setzt ein, das in kaum einer Minute den ganzen Plan säubert und alles niederwürgt, was sich nicht zur Rettung des Lebens selbst niederwirft. Dann kommt die Reihe an uns, an die Sturmkolonne im Wiesental. Mit Hurra wird die Fabrik genommen; kaum ein Schuß fällt von der Seite des gänzlich verstorbenen Feindes. Ein kleiner Nest nur von der Besatzung ist noch in der Fabrik und ergibt sich widerstandslos in panischem Schrecken. Im Nu besetzen wir den rückwärtigen Abhang und pfeffern auf die dort in wahnsinniger Flucht Befindlichen. Es sind ihrer noch viele, aber nur wenige entkommen. Fast ohne Verluste war es gelungen, ein feindliches Bataillon vollständig zu vernichten.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 27.

Düsseldorf, 4. Juli

1915.



König Friedrich August von Sachsen (X) bei einem Besuch seiner Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Der König unterhält sich mit Offizieren eines Reservekorps.

Phot. Gerlach.

Held Tacitus.

Von Hermann Stürmer.

Wn jenen Tagen war es, wo auch Kassel gleich den übrigen Garnisonstädten des Deutschen Reiches seinen behäbig-gemüthlichen Anstrich der Friedenszeit mit dem ungleich lärmenderen waffenstarrenden Getriebe eines großen Truppenlagers vertauschte. Bis auf die zurückbleibende Besatzung rückte die ganze Garnison nach der Feindesgrenze ab.

Zug auf Zug verließ dank dem schon in Friedenszeiten sorgfältig erdachten Mobilmachungsfahrplan genau zur jedem einzelnen Zuge vorgezeichneten Zeit die Stadt, um seine begeisterte Streiterlaß auf tausendem, donnerndem Rade in eines der Sammelzentren hinter der Aufmarschlinie der deutschen Heeresmassen zu führen. Gegen zehn Uhr abends wurde bei tagheller Bahnhofsbelleuchtung ein Jägerregiment im Eisenbahnzuge untergebracht.

Vor einem der für das Offizierskorps bestimmten Wagen goß inmitten des bunten Treibens abschiednehmender Leute eine Bahnsteiglampe ihr schönes, ruhiges weißes Licht über eine kleine Familiengruppe aus, deren Mittelpunkt ein Hauptmann war, an dessen Schulter eine schlanke junge Frau tapfer mit dem stets neu aufquellenden Trennungswel rang. Man hätte ihrer Mädchengestalt die zwei strammen fünf- und siebenjährigen kindlichtrübzig dreinschauenden Prachtjungen neben ihr nicht zuzutrauen brauchen.

Nun neigte sich der abreisende stätliche Offizier noch näher gegen das ihm erreichbare kleine Ohr, hinter dem das seidige Gesimmer eigenvilliger Madenlädchen sein Spiel hatte — „sei gut, Ja!“ — Seine weißbekleideten Finger tasteten in ungewisser Lieblosung über die feinmodellirte Schulter, und seine eigene Nahrung ließ ihn einen gekünstelten Scherzton annehmen — „übrigens — deine Leute — die werden sich freuen, ihr Bernsteinmadel auf längere Zeit so ganz für sich haben zu können. Gelt ja?“

Da ging es wie ein Ruck durch die junge Frau, sie drückte sich noch enger an des Gatten hohe Gestalt und sagte leise:

„O — aber nicht so, nicht so! Nach all den Glücksjahren, dem Warten, der Erfüllung! Es ist so —“ sie schludte trampschaft — er spürte ergreifen ihr Mingen nach Stärke. Da kam Hilfe.

„Mammi — weine nicht! Weine bloß nicht!“ — Kurt, der größere der beiden Buben war es, der sich einmischte. — „Papa geht ja nur Franzosen verhauen, ja, und die paar Belgier. Da ist er bald fertig mit und bald wieder da. Und schau — Papa muß das doch, und er tut's gern — als Offizier — ich bitt' dich! Wir sind auf Papa stolz — und ich haute ihnen auch die Zacke voll — wäre ich schon groß und Offizier.“ Eine dicke, warme, feste kleine Faust machte eine drastisch-deutliche Bewegung gegen die Nachterne zu. „Bitte, Papa, bring mir einen französischen Kürassierhelm mit und einen Säbel — ja?“

„Theo auch einen Säbel mitbringen, Papa!“ Theos des Jüngeren stand mit dem bösen „r“ noch auf Kriegsfuß.

Der Vater aber bekam bei den Kinderreden ein eigen leuchtendes Antlitz — er hob, behutsam das leicht zuckende seine Wangenoval umfassend, seines Weibes Köpfschen von seiner Brust ab und sah tief in die umflorten Bergseeaugen mit ihrer Abschiedsbangigkeit.

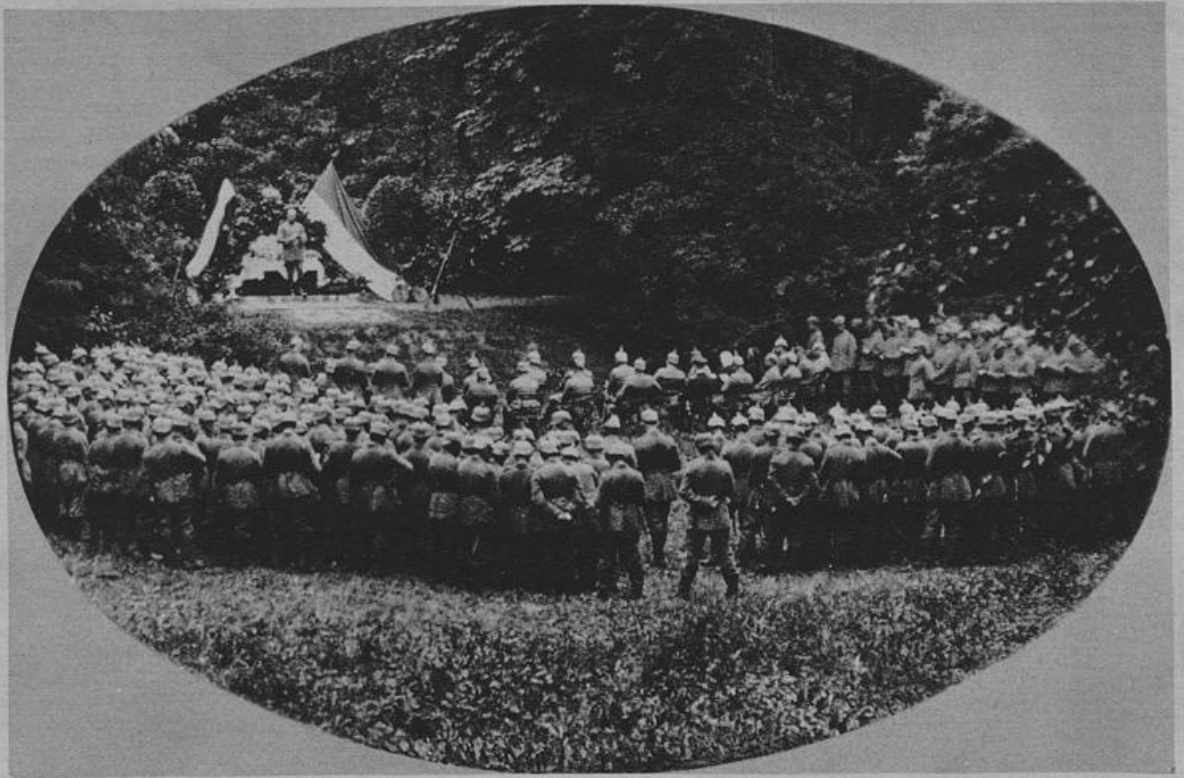
„Soldatenblut!“ Er wies auf seine beiden Stifte, die um so trotziger um sich blidten, als sie strebten, einander im „männlichen“ Verbeihen ihrer eigenen Tränen womöglich zu übertreffen, denn — „Weiber weinen!“ sagte ihnen Papa stets, wenn sie sich empfindlich gestoßen hatten beim Lauspiel. —

„Und du — Ja? Bist du nicht auch ein echtes Soldatenkind und — ein Soldatenweib?“

„Ja!“ Ein leiser Seufzer. „Ich — ja — du hast ja recht wie immer.“

„Brav — brav!“ lobte er und wandte sich dann an die Buben.

„Also einen Hofschwefelhelm willst du, Kurt? Donnerwetter — sich mal an! Und eine richtige Feindesplumpe? Der Theo auch? Allerhand Achtung! Na — wollen sehen, was sich tun läßt. Jetzt hört mir aber genau zu, ihr beiden. Besonders du, Kurt, als der Ältere. Bist jetzt der Stellvertreter von mir.“ — Glühend vor Stolz riß sich der stramme Kurps zusammen wie ein Offizier vor seinem Vorgesetzten bei einer dienstlichen Meldung. „Gut gemacht, Junge — nur die Hacken 'n Gedanken fester zusammen — also — macht eurer Mutter beim Großvater keine Schande und tut im übrigen ganz so, als wäre ich bei euch.“ — „Ja — Papa, und —“



Seldgottesdienst sächsischer Truppen und des Landsturmbataillons Essen in Belgien.

„Die Herren Offiziere an ihre Plätze!“ hallte der kommandogewohnte Bass des Obersten den Bahnsteig entlang. Müßig rauschte auf.

„Gott sei mit euch, ihr Lieben —“ er küßte seine drei, der Scheidende.

„O Gott, Heinz — Heinz! Schon? Er sei auch mit euch allen und unieren Waffen!“ Ein langer, inbrünstiger Aufschrei noch. „Papa — komm bald wieder! Und — und — den Helm und den Säbel — vergiß nicht —“

„Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus,“ zitierte eine übermütige Männerstimme — „Sicher, Reimscheidt — habe Ihnen einen famosen Platz belegt!“

„Sie sind so gänzlich unbeweibt, Kaming —“ Der Hauptmann stieg auf und — sich umwendend: „Ade — bleibt mir gesund! — Ich schreibe —“ Ein Grußwint — „Abfahrt!“ Seinerseits aufsteigend, gab der Oberst das Zeichen. — Laut gellte die Pfeife.

„Hurra! Hurra! Hurra!“ donnerte es innen und außen dem sich in Bewegung setzenden Zug entlang. Da entstand in der Tücher schwenkenden



Wie unsere Offiziere in Feindesland wohnen: Das Innere einer Offizierswohnung in einer Laubenkolonie.

Die gesamte Einrichtung ist von Feldgrauen angefertigt.

Menge eine vom Hallende heraufkommende und sich fort-pflanzende Unruhe. — Ruhe — erheiterte und unwillige — und Kindergetreisch wurden laut. Dann bellte es, tollte es heran. — Kurt horchte auf und rief: „Tacitus! Das ist Tacitus, Mammi!“ Ein Entsetzensgeschrei einiger Damen verdrängte die Jugendstimme:

„O Gott — er wird gerädert!“

Kurt über der Zurückprallenden Achsel hinweg sauste ein großer Tierkörper in wildem Satz nach vorne — direkt in die nun schon schneller gleitende erleuchtete Wagenreihe blindlings hinein — es sah für die Gliedmaßen des Springers äußerst vernichtend, hoffnungslos aus, das Ganze, welches sich sekunden-schnell abgepielt hatte. Militärzüge entwickelten rasch jene Majanz, welche sich über zivilistische Fahrtnormen sieghaft hinwegsetzt.

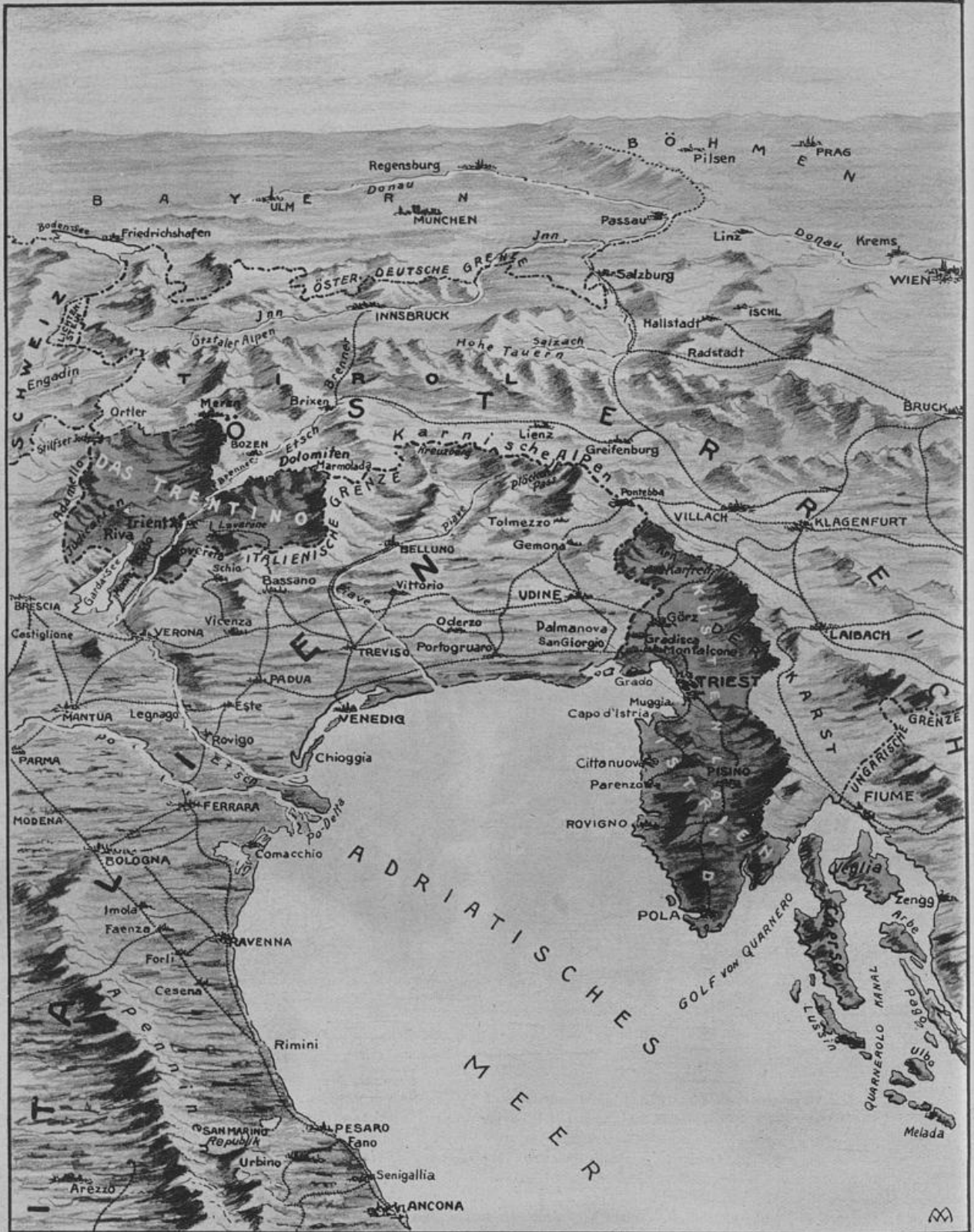
Doch vergebens suchte man vorne auf dem nun leerstehenden Gleise den nach Annahme der Tatzeugen perfektesten Tierkörper, und Kurt sagte gelassen und etwas mitleidig: „Schau, liebe Mammi, den



Nachmittagsrast von Offizieren vor ihrer Laubenwohnung in Feindesland.

Die geschmackvolle Außenarchitektur der von Feldgrauen gebauten Laube ist besonders bemerkenswert.

Phot. Berl. Ill.-Gef.



Höhenkarte des österreichisch-italienischen Kriegsschauplatzes.

Zur Orientierung über den Fortgang der Unternehmungen zu Wasser und zu Lande auf dem neuesten Kriegsschauplatze wird unseren Lesern die vorstehende Karte Norditaliens und der angrenzenden Gebiete willkommen sein.

Kummel! Die glauben, daß Tacitus — die meinen, unser Tacitus wäre so ungeschickt, daß er unter die Zugräder gekommen ist. Er ist einfach mit Papa gefahren. Hätt' ich's doch auch gekonnt!"

Er blickte die Damengruppe, die so geschrien hatte, schier geringschäßig an, ehe er seiner Mutter schmale Hand faßte, um „Papa zu vertreten“ und sie sicher aus dem Gedränge zu führen — jeder seiner paar Zoll Kleinheit ein echter Ritter. Sie, die, kaum auf den Zwischenfall recht achtend, dem Zuge nachgeblickt hatte, bis das Dreieck seiner Deklaternen an der Rückwand des letzten Wagens in blauschwarzer Sommernacht von der Perspektive der Streckenlichter ausgenommen worden war — schien kurz das Turnerkunststud Tacitus' nicht so hoch einzuwerten, als er es gehofft, denn er hielt des nunmehr reisenden vierbeinigen Freundes vernachlässigtes Ansehen mit folgender Auslassung hoch:

blüßung über Tacitus Hereinplätzen im verwegendsten Wortverständnis erholt hatte, übergab er ihm am Ende der Fahrt bei Ankunft an der ersten Etappe dem Schutze des Burschen und hoffte damit die durch Tacitus Auftauchen so plötzlich akut gewordene Frage: „Wenn ich in den Kampf muß — wo lasse ich da den Hund?“ — bestens gelöst zu haben. — So schien es im Rahmen der Verfügungen seines Herrn dem braven Tacitus verjagt zu sein, vom Kriege außer der bunten Verschiedenheit der Nachtquartiere etwas kennen zu lernen. Auch die Bonneausicht, stets um den geliebten Herrn sein zu dürfen, schien völlig verschüttet. Des Hauptmanns Regiment drang mit dem übrigen glorreichen Heere scharmügelnd da, kämpfend dort unaufhaltbar in Belgien vor. Mit ihm auch Tacitus.

Dieser, dessen Abenteuerlust nie schlief, litt unter der strammen Marschzucht nicht Geringes. Die Gelegenheit, bei der er seine Hunde-



Blick auf den Kriegshafen von Genua mit den Docks.

Ein großer Teil der italienischen Kriegsflotte liegt im Hafen vor Anker.

Phot. Leipz. Pressebüro.

„Ich hatt's Papa immer gesagt: Tacitus kommt überall'raus — für den gibt's keine Tür. Sicher hat er das Fenster der Burschekammer kaputt gemacht, weil er nach wollte. Fein, nicht — Mutti?“

Man schob einen neuen Zug heran, und neue Menschen kamen, bittere Abschiedsminuten unter Zuversichtsworten und Lächeln zu verbringen. —

Tacitus, der Vollblutbernhardiner, war ein Charakter. Er war im Zuge heil gelandet, und seines Charakters aber noch mehr des glücklich vollbrachten rührend tollkühnen Sprunges wegen, aus todesverachtend impulsiver Treue getan, nötigte er die militärischen Autoritäten daselbst zu beträchtlicher Hochachtung und zur Erteilung der Mitfahrterlaubnis. Er durfte Schlachtenliebzig werden und bei seinem Herrchen sein. Nachdem sich der Hauptmann von der ersten Ver-

vorzüge in hellstem Lichte strahlen lassen wollte, ließ grausam lange auf sich warten. Da gab es eines schönen Abends in einem aus etwa hundert Bauerngehöften bestehenden Dorfe Quartier. Die Bewohner — geschmeidig wie bestes Handschuhleder.

„Spiegelberg, dir kennen wir,“ wickelte mit Hinblick auf diese überbereite Betulichkeit ein Leutnant dem Premier gegenüber. — „Sieht die Bande nicht überaus harmlos aus? Aber ich verivette meine nächste Monatsgage: Könnten sie ohne persönliche Gefahr an uns ran — mit Bonne schnitten sie uns die Hälse durch.“

Tacitus schien das verstanden zu haben — er wedelte billigend. Der Besitzer des Gehöftes, welches den Hauptmann und etwa zwanzig Jäger beherbergte, war ein Fünfsziger, lang, mager und verwitwet, Außer ihm waren noch zwei ältere Knechte auf dem Hofe. Tacitus

war im Zimmer seines Herrn, als der Belgier diesem einen Zuber Badwasser brachte. —

„Danke, Monsieur.“ — Der Hauptmann begann Waschtoulette zu machen. Nun fuhr er herum: „Aber — Tacitus, bist du ramm-dösig? Was fällt dir ein? Herein da! Pardon, Monsieur.“

Er hatte nämlich eben noch den großen Hund am Halsband zurücktreiben können, sonst wäre es um den schmachtlend höflichen Hausherrn wohl gechehen gewesen. Der suchte sich nun von seinem Todes-schreck zu fassen und klaubte verlegen und eilig ein Ende Wurst vom Boden auf. Er hatte es Tacitus heimlich zustecken wollen, was ihm fast verhängnisvoll geworden wäre.

Der Hauptmann aber tadelte Tacitus' rüdes Betragen.

„Der Mann hatte es gut mit dir gemeint gehabt,“ endete er, in der Waschkübel plätschernd, strafend. Was aber Tacitus durchaus kühl ließ. Der hatte seinen unfehlbaren Instinkt. Menschen sehen

„Zu Befehl!“ wurzelte der Genußene, ein Bild erschrockener Schlaftrunkenheit, im Rahmen der offenen Türe. —

„Wo ist Tacitus?“ rüffte ihn sein Gebieter an. — „Söre bloß den Standal! Wenn das Vieh jemanden abgehehlt hat, dann freu' dich!“

Der Hauptmann frockte, durchs Fenster sehend, überrascht und trat sogleich in den Hof hinaus, denn vom Lichte einer Küchenlampe überhohlet pufften etliche zehn Jäger den fremdlichen Hausbesitzer zwischen sich über eine vom Hofe auf den Heuboden mündende Holzterrappe herab.

„Was ist? Was habt ihr mit dem Manne — was soll die Küchenlampe?“ trat der Kompagnieführer ihnen entgegen. Da begannen sie eine grimmeheisse Erzählung — ohne den schlotttrigen Belgier aus ihren Eisenfüßen zu lassen. Danach hatte dieser mit der Küchenfingel durch das abseitige Dachfenster nach dem fernen Waldestrande zu verdächtige optische Signale durch Freigeben und Abblenden der



Blick ins Steinbachtal. Gemälde von Konrad Schlotke.

In der Kriegsausstellung der Bergischen Kunstgenossenschaft.

meist eine Falle nie eher, bis sie hineingetappt sind. Er zuckte mit den Ohren, was Hände sprach. Hier gefiel es ihm mähiger als bloß mähig.

Kriegers Abendlied und das Geheul der Dorfkötter darüber war verhallt. Alles im Hause schlief. Tacitus tat nur so. Die Nacht und der ordentliche Hund sind Erbfeinde von Elms Zeiten her. Der Bursche schnarchte zum Steinerweichen, und Tacitus Sprung durch das offene Fenster der Burschenkammer wäre selbst dann bei dem Höllenlärm des Gefüges nicht hörbar gewesen, wenn er beschlagene Kommissfahne statt seiner samtweichen Zehenballen an den Füßen gehobt hätte. Wie ein ruheloser Schatten glitt Tacitus draußen herum.

„Was ist denn los?“ rief etwas später der durch heftiges Anschlagen und zorniges Stimmgedröhn gröblich aus wohlverdientem Schlafe gewedte Hauptmann vom Lager steigend. — „Das war ja wohl Tacitus?“ So hatte ihn der Bursche nicht angebunden gehabt.

„Frit! — Ich schraube dem Kerl die Vössel. — Frit!“

Lampenflamme gegeben, wobei ihn, durch Tacitus Mißhilfe, die Soldaten in flagranti erwischt hatten. Der Hauptmann übersehte dem Verdächtigten diese Angaben ins Französische. Die getränkte bauerliche Unschuld in Hemdsärmeln protestierte: Die Herren Soldaten irrten. Vater Trebuchat sei ein Freund der tapferen Preussiens. Ob es ein Verbrechen sei, auf seinem eigenen Dachboden etwas zu suchen? Der Hauptmann übersehte dies den Leuten. Deren Entrüstung wuchs.

„Nee — so was! So'n Lulatsch! Will uns dumme machen! I da soll ihm jawohl gleich —“

„So'n Lügenparzel! Ganz leer ist's da oben! Was gesucht! Ei, sind doch Tacitus nach — haben genug gesehen.“

Da bellte Tacitus wieder laut, was er herausbrachte.

Als sie alle — den Belgier in der Mitte — wieder tjeppan stiegen, sah Tacitus mit hochgehobener Schnauze Standlauf gebend neben einer von ihm im Dielenkutt gewählten Grube. — „Monsieur?“

Die kalte Fronte, mit welcher der Hauptmann, selbst die Lampe hochhaltend, das sauber geschnürte Bündel blinkneuer Gewehre in der Grube beleuchtete, paßte ganz zu des nunmehr schweigenden Hundes wie höhnisch zurückgezogenen Lippen. „Sie kennen unsere Proklamation. Ich sah ein Exemplar davon an Ihrem Hause angehängt. Sie sind unser Gefangener.“

„Gnade!“ winselte nun der erblassend in die schlottrigen Arie Gefangene. Man riß ihn hoch. Er roch den Haß der ihm blühenden Schlinge schon ordentlich.

„Freilich! Gnade! Franktireurgesindel! So was muß baumeln!“

„Morgen früh geschlossen und scharf bewacht zur Etappe mit ihm!“ befahl der Hauptmann kalt und sich von dem Glenden angeleitet abwendend. „Tacitus, komm, mein Hund! Wärst du ein Soldat, müßtest du mit Tagesbefehl vor der Kompagniefrent belobt werden. Weil du aber ein Hund bist — Frey! Morgen kriegt Tacitus eine ganze gebratene Wurst! Und ihr sorgt für den Herrn da! Scharf bewachen! Ist noch was?“

„In Befehl, Herr Hauptmann! Wächtern gehorsamst bitten, den Tacitus da in unsere Belegschaft aufzunehmen zu dürfen,“ baten die strammen Jäger. „Wir haben ihn alle gern und wollen ihn schützen wie einen Kameraden. So ein Tier! Hat ja sogar Siebenmänner-verstand.“

„Habe nichts dagegen.“ Der Hauptmann zwifte seines Hundes langen Behang. „Bedank' dich, Tacitus!“ Der sah von einem zum andern und wedelte leise. „Und nun in die Klappe! Morgen ist auch ein Tag der Mähen. Gute Nacht, Jungen!“

„Gute Nacht, Herr Hauptmann!“ verklang es wie ein einziger

Schlag. Dann durfte Tacitus den Rest der Nacht neben seines Herrchens Lager auf seinen frischgevludten Vorbeeren verträumen.

Stolz trug Tacitus fortan die Kompagnienummer am glänzenden Halsbande auf dem ferneren Siegeszuge durch Belgiens reiche Landstriche. Stolz trug er auch den mächtigen Kopf mit den drei Streifschußnarben — Andenken aus den Schützengraben, wo ihm der teuflische Schrapnellstingfang schon etwas Gewohntes geworden war. Das Erdbuddeln seiner zweibeinigen Kompagniekameraden war ganz nach seinem Hundeherzen. Schön war der moderne Krieg. Brüssel mit seinen Prunkstraßen imponierte Tacitus beim Durchmarsche

wenig. Zudem — er sehnte sich nach neuen Daten im weiten Gelände. So kam man in die Nähe Antwerpens, wo auch Tacitus die jurdithbaren Wirkungen der „fleischigen Berta“ bis in den Schlaf hinein hörte.

„Gott sei Dank,“ sagte der Hauptmann eines Tages — die Mannschaft lockte just ab — „wieder einmal!“ — Er hatte eben eine angetrunzte Meldung erhalten und erhob sich hastig. — „Sechste Kompagnie, an die Gewehre! Spaltet euch, Jungen!“

In der Front. — Ein Hezensabbat von Klängen aller Art. Die Jäger wechselten Stellungen. Man rutschte, sprang, schlich, kroch von Dedung zu Dedung, grub sich ein — da, in dem Höllenlärm des Feuers



Wir hauen uns durch. Gemälde von Gustav Wiethücher.
In der Kriegsausstellung der Bergischen Kunstgenossenschaft.

des Ordnungsoffiziers untersuchte und wichtige Schriftstücke fand;

Der von Tacitus solcherart „apportierte“ Engländer wurde Kriegsgefangener, und seine Papiere schadeten in deutschen Händen den Verbündeten nicht wenig. Als der kommandierende Brigadier übrigens erfuhr, wie die Schriftstücke eigentlich erbeutet worden waren, entschloß sich ihm die dankwürdigen Worte: „Tacitus heißt der Blyhund? Da heißt er recht. Er hat uns viel Blut erspart. Auch einer von unseren vielen schlichten Helden. 'n Abershund sozusagen. Soll nur so fortmachen!“

Das wird Tacitus auch sicher.

ein braufendes, brüllendes Gelächter den Schützengraben hinab — hinauf! Ein versprengter englischer Offizier von den Lands-down Dragonern schien, zumeist abgekommen, die Herrschaft über sein wildgewordenes Ross und seinen Kopf verloren zu haben. Das Ross jagte wenigstens diagonal gegen die Staffeln der Deutschen, und hinter dem Offizier hockte, diesen am Kragen haltend, mit wildem Eisenbiß — Tacitus, so mehr einem Orang-Utan ähnlich wegen seiner komisch kauernden Stellung. Wer konnte wissen, wie sich das Klemente, das dem grotesken Aufzuge vorangegangen sein mußte, abgespielt hatte. Tacitus hielt fest wie Schusterpech und schien den Engländer fast zu erdroffeln. — Sechzig Schritte vom Graben der Jäger stürzte das Pferd, offenbar von einer Kugel ereit, und als zwei Mann über den Weidentwid vorsichtig vortroden, da in der Gegend das Feuer einzuschlagen schien, fanden sie den Tacitus über einem völlig besinnungslosen Menschen gebückt. Aber wie groß war erst das Hallo, als man die dicke Dienstraße



Ein österreichisch-ungarischer Feldgottesdienst in Galizien: Der Stab des Armeegruppenkommandos von Szurmany während der Predigt an einem Sonntagmorgen.

Phot. G. m. b. H.



Deutsche Kunst im Felde: Feldgraue Bildhauer bei der Arbeit an einem Grabdenkmal für gefallene Kameraden in Biolszowa (Russisch-Polen).

Phot. Berl. Ill.-Ges.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. J. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 28.

Düsseldorf, 11. Juli

1915.



Verteidigung einer durch Baumstämme und Erdaufwürfe geschützten Waldschanze. Phot. Paul Wagner

Die erste Pflicht. von Kurt Pabst.

Ein Sommertag. Über den Feldern brüht die Sonne. Kein Wölkchen springt vor. Im Süden lasten dunkle Schatten. Frau Marthe steht in dem Garten vor ihrem Hause auf dem Hügel und jätet Unkraut aus den Gemüsebeeten. Es ist so heiß, daß sie oftmals die Arbeit aussetzt und ein wenig Umschau hält, um zu rasten. Sie wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn und schaut auf die weite Landschaft hinab, die vor ihr ausgebreitet liegt.

Auf den Wiesen jenseits des Bahndammes, der hart an der Anhöhe vorbeiführt, arbeiten die Bauern. Fast alle Bewohner des kleinen Dorfes sind beim Heuen. Sie wollen die Ernte noch einbringen, bevor sie am Ende durch ein Unwetter verderben wird. Denn seit Tagen liegt ein Gewitter in der Luft.

Auf der Landstraße, die ins Dorf führt, geht ein Wanderer. Marthe sieht ihm nach, wie er über den Schienenstrang geht, an dem kleinen Bahnwärterhaus vorbei und endlich in dem Birkenwäldchen verschwindet, hinter dem das Dorf liegt.

Einsam und weit ein Vogelschrei. Sonst tiefer Friede ringsumher. — Da plötzlich läutet es von der Dorfkirche. Was mag es sein? Ruft es zum Gebet — mitten im Alltag? — Sieg! Sieg! jubeln die Gloden. Auf Frankreichs Feldern hat unser tapferes Heer den Feind geschlagen.

Marthes Augen leuchten auf bei der frohen Botschaft. Ihre Brust dehnt sich vor Stolz. Dann aber rinnen bittere Tränen über ihre gebräunten Wangen. Sie hört in dem Glodenlingen ein tiefes Weh zittern, ein banges Schluchzen. Ihre Gedanken fliegen zu den Verwundeten, die durstgequält im Sonnenbrand liegen, weilen bei den Frauen und Kindern, die dieser Krieg zu Wittwen und Waisen gemacht hat. Marthe trauert mit den Vaterlosen. Sie versteht ihren Schmerz. Denn auch sie hat in diesem Krieg ihren Mann verloren.

Am dritten Mobilmachungstag war der Bahnwärter Heinrich eingezogen worden. Das war eine trübe Stunde gewesen, als er von seiner Frau und dem kleinen Klaus Abschied genommen hatte. Er zog hinaus in den Kampf für das Vaterland, dem Ungewissen entgegen, und sein Liebste, Weib und Kind, mußte er zurücklassen. Vier Jahre hatte er mit Marthe in dem Hause auf dem Hügel

gelebt. Sie hatten auf dem Felde zusammen gearbeitet oder einander im Bahndienst abgelöst. Nie war ein böses Wort zwischen ihnen gefallen. In Glück und Frieden waren die Tage dahingegangen. Nun sollte alles ein Ende haben: Heinrich mußte an die Front.

Mit heiterem Gesicht nahm Marthe von ihrem Mann Abschied. Sie wollte stark sein, wollte ihm die Trennung nicht noch schwerer machen. Aber als er ihren Blicken entschwunden war, stürzten Tränen aus ihren Augen — unaufhaltsam.

Die nächsten Tage brachten viel Arbeit für Marthe. Die Bahnverwaltung hatte für Heinrich keinen Ersatz gefunden, so mußte sie den Dienst besorgen. Und der machte mehr Arbeit als sonst. Denn oft rollten Soldatenzüge an der Anhöhe vorüber. Außerdem hatte sie viel im Haushalt zu tun. Aber die Arbeit half ihr, den Abschiedsschmerz leichter zu überwinden.

Doch das Schicksal schlug ihr bald eine tiefere Wunde. Die Nachricht kam, Heinrich sei gefallen. Das warf die arme Frau darnieder, und erst nach vielen Wochen erholte sie sich von ihrem Schmerz.

Die einzige Freude in diesen schweren Tagen hatte sie an ihrem Jungen. Aus seinen blauen Augen lachte ihr der Mann entgegen und mit doppelt herzlicher Liebe überschüttete sie den kleinen Klaus.

An alles dies muß Marthe denken, wie ihr die Gloden die Siegesnachricht verkünden. Aber auch neuer Mut und neuer Glaube dringt ihr ins Herz. Sie weiß, tausend und aber tausend deutsche Mütter und Bräute müssen wie sie leiden. Und sie will es tapfer ertragen — für ihren Knaben, für ihr Vaterland. Jetzt schweigen die Gloden. —

Heiß brennt die Sonne vom Himmel herunter. Das Land glüht und lechzt nach Wasser. Ein stechendheißer Windhauch schleicht über die stummen Felder. Im Westen weht und spinnt ein grauer Flor.

Marthe hat ihre Gartenarbeit beendet. Sie geht ins Haus und macht sich in der Küche zu schaffen. Inzwischen ist der kleine Klaus von seinem Mittagsschlaf erwacht. Sie nimmt ihn auf den Schoß und erzählt ihm von seinem Vater. Der Knabe versteht noch nicht, was seine Mutter sagt. Sie aber hat das Bedürfnis, von Heinrich zu sprechen. So wandert langsam der Nachmittag. — Die Luft wird immer schwerer und schwüler. Gewitterwolken, schwebelnde,



Ein Idyll in Feindesland: Wie unsere Feldgrauen auf vorgeschobenem Posten einen dienstfreien Sonntagnachmittag verbringen.

Wolkensäulen türmen sich im Süden auf. Hinter gelben Schleiern schwimmt die Sonnenscheibe.

Gegen Abend kommt Marthes Mutter aus dem Dorfe herauf. Trotz der Hitze und dem drohenden Wetter hat die alte Frau den weiten Weg gemacht. Sie ängstigt sich um ihre Tochter. Schwere Träume haben sie in der letzten Nacht gequält: sie sah Marthe im Totenbett liegen. Abergläubisch, wie alte Bauernfrauen oft sind, glaubt sie fest, daß Marthe ein Unglück zustoßen wird. Deshalb bittet sie, mit ihr ins Dorf zu gehen und während der Nacht in ihrem Hause zu bleiben. Aber Marthe schlägt das Anerbieten ab. „Wenn es dunkel wird, müssen die Signallaternen unten am Bahndamm angezündet werden,“ sagt sie.

„Das kann ein Bursche aus dem Dorf tun,“ entgegnet die Mutter.

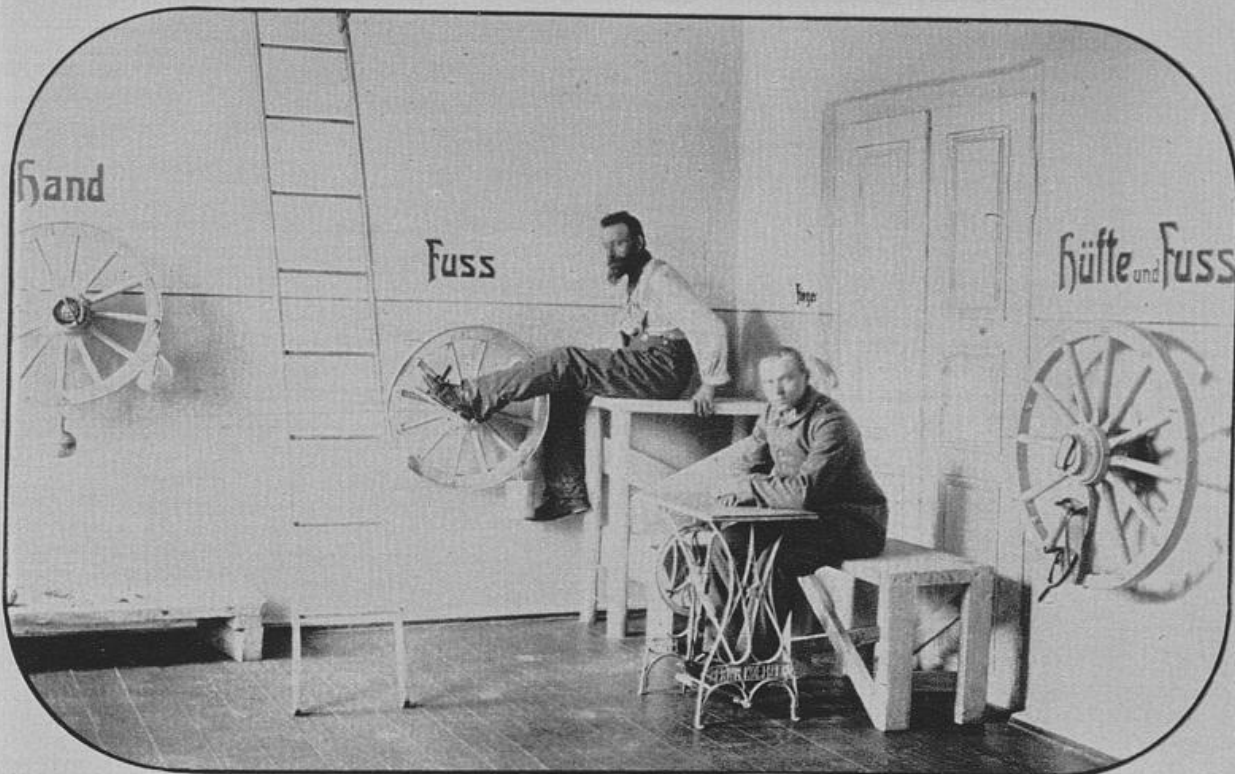
„Mir und niemand anders ist das Amt übertragen,“ antwortet Marthe schlicht. „Ich laß es nicht zu, daß ein Bursche für mich die Arbeit tut. Außerdem,“ setzt sie hinzu, „gegen 9 Uhr kommt der Nachtzug aus K. Da muß die äußerste Weiche gestellt werden. Das will ich selbst tun. Wird ein Fehler dabei gemacht, gibt es ein Unglück.“

Die Wolken werden immer dumpfer. Der Himmel ist ganz düster und erscheint wie ein unendlich tiefer Saß, aus dem flimmernde Fäden hängen. Aus Wiesen und Wegen dunstet Nebel, hinter dem die Landschaft langsam verschwindet. In schweren Stößen weht die schwüle Luft.

Marthe geht den Hügel hinunter und erreicht den Bahndamm.

Das Wärterhäuschen steht an einem Übergang. An jeder Seite befinden sich zwei Wegestrahlen, die durch eine Kurbel geöffnet und geschlossen werden können. Auf hohen Stangen sind rote und grüne Laternen mit ihren Blendungen und Verschiebungen angebracht. Marthe dreht die Lampen herunter, zündet sie an. Dann geht sie in das Wärterhäuschen, um dort so lange zu warten, bis der Nachtzug kommt.

Vor seiner Verheiratung hatte Heinrich in diesem Hause gewohnt. Seine Frau hatte einige tausend Mark mit in die Ehe gebracht. So konnte er das Haus auf dem Hügel bauen und ein Stück Ackerland erwerben. Marthe setzt sich an das Fenster in der Wärterstube und sieht auf die Ebene hinaus.



Orthopädische Behandlung genesender Mannschaften hinter der Front.

Phot. Berl. III. Gef.

Eine von einem Hamburger Arzte, Dr. Deutschländer, im Kriegslazarett zu Grajewo (Russisch-Polen) mit einfachsten Mitteln eingerichtete orthopädische Anstalt für Gelenkbewegungen.

Die Mutter kennt ihre Tochter. Sie weiß: alles Zureden wird nichts nützen. Deshalb entschließt sie sich, allein ins Dorf zurückzugehen. Wie sie in der Tür steht, dreht sie sich noch einmal um und fragt: „Soll ich Klaus mitnehmen? Ich hab' so große Angst um ihn.“

Aber Marthe will das Kind nicht von sich lassen.

So macht sich die Mutter allein auf den Weg. —

Die Luft wird immer schwüler. Fahl und glanzlos versinkt die Sonne. Aber wo sie untergegangen ist, färbt sich der Himmel blutig-rot. Mattes Dämmerlicht überrinnt die Wiesen. Über dem Birkenwäldchen reckt sich drohend die Faust zündender Wolken auf. Dumpf ringt der Wind in den Bäumen.

Marthe bringt den Kleinen Klaus zu Bett. Dann schließt sie die Fenster, geht in den Stall hinter dem Hause und sichert die Viehstände. Nachdem sie alles sorgsam geprüft hat, wirft sie noch einen Blick auf den schlafenden Knaben. Sie möchte ihn gerne mitnehmen. Aber es geht nicht. Endlich tritt sie aus dem Hause.

Es ist ganz dunkel geworden. Hinter dem Wald springt der kalte Nachtwind hervor und jagt leuchend um das Haus und über das Land, das mit dem Sommer buht. Gespenstisch fladern die Signallichter durch das Dunkel. In dem jagenden Wolkengetriebe blaut ein Wetterleuchten auf.

Wie Marthe so einsam in dem Häuschen sitzt und das Gewitter am Horizont aufziehen sieht, steigt die Angst in ihr hoch und schnürt ihr die Kehle zusammen. Sie denkt an ihr Kind, das allein drüben in dem Hause schläft, denkt immer wieder: du hättest Klaus doch mit der Mutter gehen lassen sollen. Die Wolkberge ballen sich immer dichter zusammen. Verglühendes Licht zuckt in durchsichtigen Schwefelschwaden auf. In der Ferne grollt der Donner. Unheimlich ist es in der dunklen Stube. Aus allen Ecken und Winkeln steigen bleiche Schatten. Noch zehn Minuten — dann kommt der Nachtzug.

Marthe schaut sich ängstlich in dem Raume um. Alle Nachrichten fallen ihr ein, die in den letzten Wochen — über — auf Bah-

wärter und von Zugentgleisungen in den Zeitungen gestanden haben. Dazwischen denkt sie immer wieder an ihren Knaben.

In zehn Minuten — Noch einmal windet es auf. Dann tiefe Stille. Starr, geballt horchen die Bäume. Jeder Grashalm steht unbewegt wie in Todesahnung. Im Walde löst sich ein dürres Blatt. Angstvoll schreit in der Ferne ein Hirsch. Schaurig klagend im Echo stirbt der letzte Laut.

Das Läutewerk in der Stube schlägt an. Es ist Zeit. Marthe zündet die Laterne an und geht auf den Bahndamm hinaus. — Ein einziges, tiefes Schweigen um sie her.

Sie läßt die Schranken herunter und geht dann auf dem Schienenweg entlang. Plötzlich schießt ein Blitz aus dunkler Wolkenwand — zuckt die Landschaft in bleichem Lichte auf — versinkt. Was war das? War das ein Mensch — der dunkle Schatten da vorne bei der Weiche? Dampf rollt der Donner. Wieder flammt ein Blitz auf. Scharf späht Marthe in die Ferne. Die Gestalt ist verschwunden. „Dacht' ich's mir doch,“ murmelt sie, „wer hat denn zur Nachtzeit auch etwas bei der Weiche zu schaffen!“ — Marthe beschleunigt nun ihre

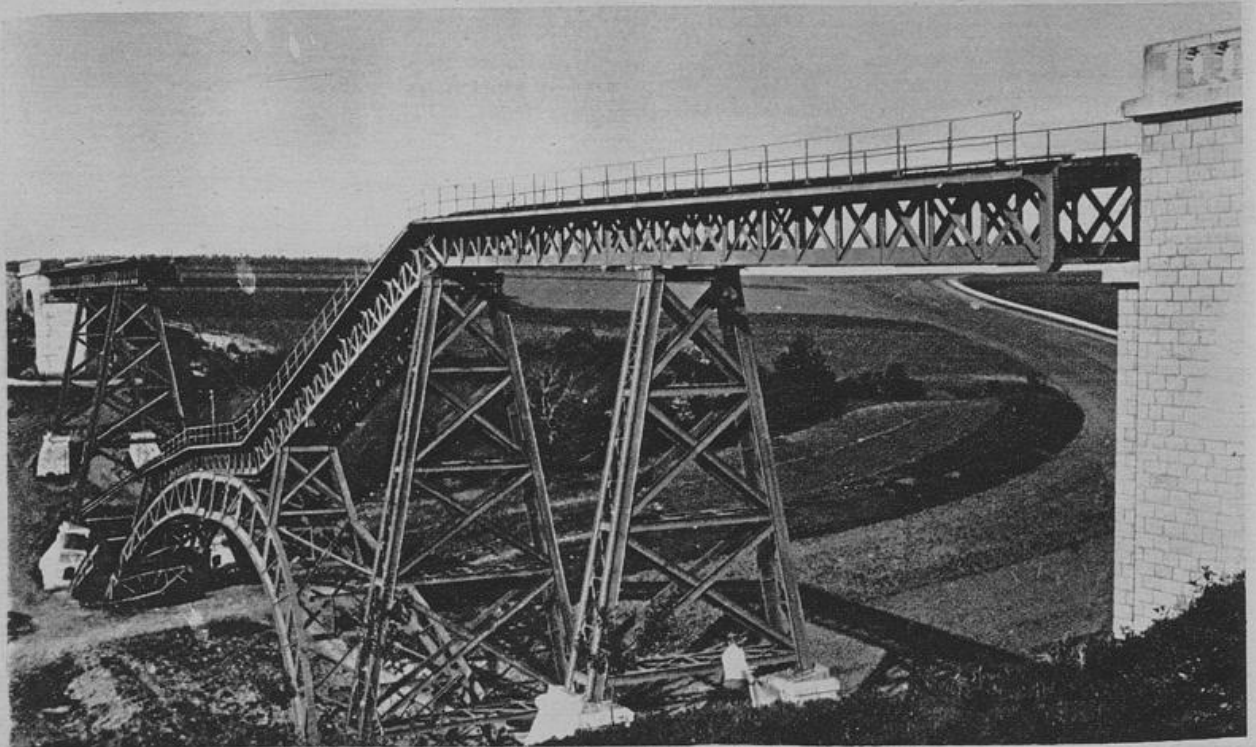


Der kleinste und der größte niederheinische Landsturmann.

Kanonier Schneiders aus Essen (1,22 m). Kanonier Flamming aus Geldern (1,99 m).

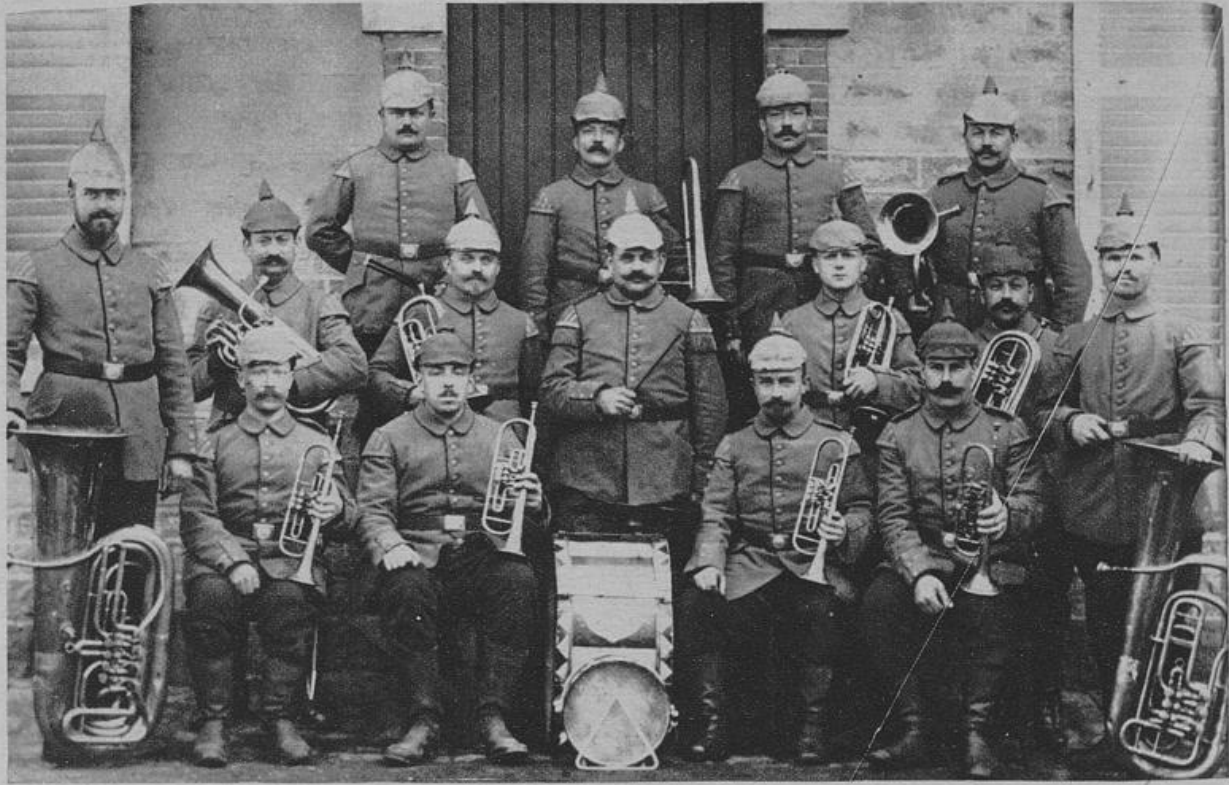
Schritte — sie läuft. Der Sturmwind faßt hinter ihr her, so dicht, daß er ihr mit seinem lauwarmen Atem hinten ins Genick bläst. Heiß und kalt kriecht es ihr über den Rücken. Endlich ist sie zur Stelle. Die Weiche! Aber was ist das? Ein paar Schritte vor der Weiche sind die Schienen losgeschraubt und den Abhang hinuntergeworfen worden. — „Barmherzigkeit!“ schreit Marthe auf. War der Schatten vorhin doch ein Mensch? Wie, wenn er sich hinter dem Damm verborgen hält? Sie bläst die Laterne aus, schlägt verzweifelt die Hände gegen die Stirn. Was tun? In wenigen Minuten muß der Nachtzug da sein. Der Zug mit den tausend Soldaten, die er an die Grenze bringen soll.

Der Donner rattert — er brüllt — kracht. Der Wind pfeift und zerrt wild an den Bäumen. Da — da flammt ein Wetter auf. Der Himmel will in Feuer vergehen! „Mein Kind!“ schreit Marthe auf. Der Blitz hat in den Stall hinter dem Hause oben auf dem Hügel eingeschlagen. — „Mein Kind!“ gelst es noch einmal durch die dunkle Nacht. Der Stall steht, als ob er von oben bis unten mit Petroleum begossen sei, in hellen Flammen. Flackernd steigt eine Feuerfäule



Von den Franzosen zerstörte Brücke an der Bahnstrecke Thiaucourt-Sirey.

Die Art der Zerstörung ist insofern interessant, als nicht die Grundpfeiler zerstört, sondern die tragenden Eisenteile nach dem modernen Schweißverfahren durch gebrannt wurden. So stürzte der Mittelbogen senkrecht in die Tiefe. In der bezeichneten Gegend kämpft eine große Anzahl Truppen aus Westdeutschland.



Die Kapelle des mobilen Bataillons Düsseldorf in Sedan. Es sind alles Düsseldorffer.



Militärische Jugendvorbereitung in München-Gladbach: Schützenlinie.



Zum Durchbruch durch die russischen Stellungen an der Buzsa-Front.

Die Stellungen an den Ufern der Buzsa wurden 6 Monate hintereinander von den Russen gehalten und gewährten einen vorzüglichen Ueberblick über das Gelände, auf dem die deutschen Truppen anführten. Die Seite wurden als Sonnenfisch gleich nach der Eroberung der Stellung an den Abhängen erbaut und bieten einen eigenartigen, äußerst malerischen Anblick. Die eigentliche Schlachtenlinie liegt heute bereits weiter vorn.

Phot. Boedeker.

egen den schwarzen Nachtmel. Der Sturmwind wirft ein Funkenmeer auf das Wohnhaus. „Mein Gott, nur wenige Minuten, und es wird auch brennen!“

„Noch ist es Zeit, das Kind zu retten.“

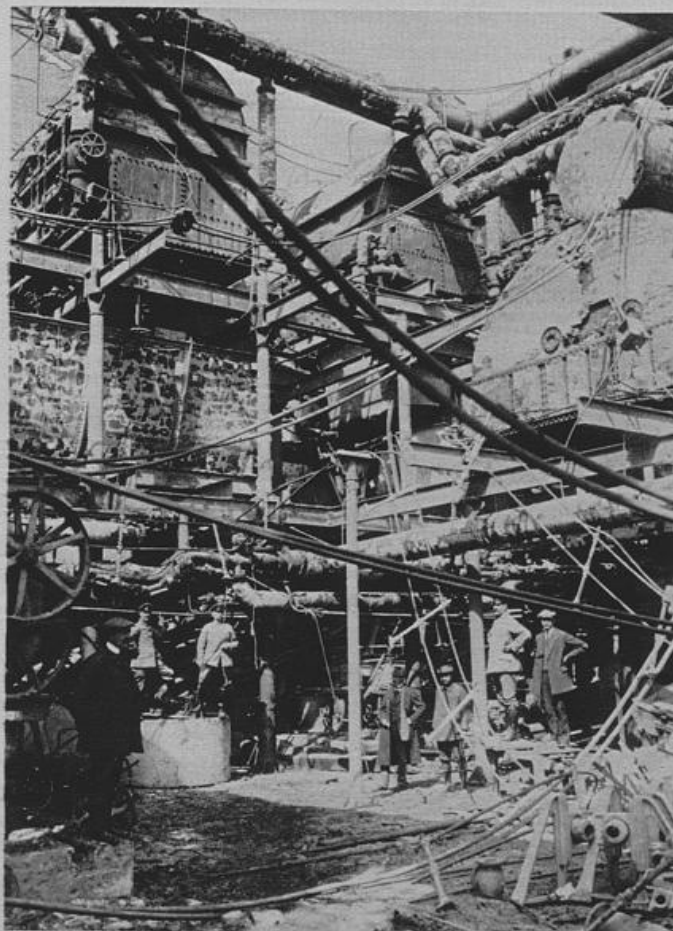
Aber der Zug! Wenn er über die zerstörte Strecke faßt — tausend junge Männer müssen sterben. Ihr schwindelt bei dem Gedanken. Aber wieder tritt ihr Kind vor ihre Seele, ihr kleiner, sonniger Junge. Soll er dort oben —? In der Ferne erscheinen zwei Lichter. Die Schienen stoßen und stampfen. Der Zug!

„Mein Gott, wenn er über die zerstörte Strecke —“

Tausend Mütter sieht Marthe daheim ihre Arme bettelnd nach ihren Söhnen ausstrecken. Soll sie vor ihnen erbleichen müssen? Sie läuft dem Zug entgegen, bleibt stehen, zündet die Laterne wieder an, schwingt sie über ihrem Kopfe hin und her. Der Zug rast heran.

Marthe wagt nicht, sich nach ihrem Hause umzusehen, in dem ihr Liebste, ihr Einziges verbrennt. — Wütend peitscht der Sturm.

Der Führer hat das Signal gesehen. Der Zug hält. Aus allen Wagen springen



Die Ruinen der Zuckersabrik in Przeworsk vor Jaroslaw, die die Russen am Morgen ihres Rückzuges in Brand steckten. A. Sennecke.

Soldaten heraus, fragen, rufen: „Was ist los? Was ist geschehen?“ Pfeifen, Schreien, Kommandos! Einige laufen vor die Maschine, suchen den Führer. Er steht wenige Schritte vor der Lokomotive, beugt sich zu Marthe nieder, die ohnmächtig zusammengebrochen ist. Dann richtet er sich auf, deutet mit der Hand nach vorn. Die Soldaten sehen die aufgedeckte Strecke — für einen Augenblick stockt das Herz — dann begreifen sie: Die Frau dort hat sie gerettet.

Marthe kommt wieder zu sich. Sie erhebt sich ein wenig, weist mit der Hand nach dem brennenden Hause, murmelt: „Mein Kind! Mein Kind!“ Die Männer verstehen. Sofort laufen einige davon, verschwinden in der Dunkelheit.

Wange Minuten vergehen. Sie sind wie eine Ewigkeit.

Das Gewitter läßt nach. Der Donner schweigt. Langsam legt sich der Sturm. Aus zerwehten Wolken gleißt der Mond. Ein Wachtmeister kommt von dem Hause auf dem Hügel zurück. In seinen Armen hält er das gerettete Kind. Er beugt sich zu Marthe nieder und ergreift ihre Hände: „Du brave, tapjere Frau!“



Bild auf das kürzlich niedergebrannte Stadtviertel in Köln.

Phot. A. Grohs.

Man vermutet, daß das Feuer von den gefangenen Russen angelegt wurde. Bezeichnend für die russischen Verhältnisse ist es, daß das ganze, aus Holz bestehende Haus bis auf den Kamin heruntergebrannt ist, während die Schornsteine, wie das Bild zeigt, stehenbleiben.

Der Feldgraue als Tanzlehrer.

Ein helleres Erlebnis
aus Galizien
von M. Trost.

Wie atmeten die scheuen Bewohner des kleinen galizischen Ortes R. auf, als deutsche und österreichische Truppen den Feind hinausjagten. Nun konnte man sich wieder ohne Scheu auf die Straßen wagen, man drückte den waderen Siegern tränenden Auges die Hand und konnte gar nicht genug des Lieben und Guten tun. Nur wenige Mannschaften blieben in dem Ort zurück, der große Strom zog weiter, es galt volle Arbeit zu tun, den Feind auch aus den weiter östlich gelegenen Ortschaften hinauszudrängen. Nur ein kleiner Stamm Bayern blieb zurück, und auf diese tapfern Burtschen ergoß sich der Dank der glücklichen Bevölkerung. Es war nicht so einfach, schnell Unterkunft zu schaffen, aber der einzige Gastwirt des Ortes wandelte den Tanzsaal in eine prachtvolle Lagerstätte, und schmunzelnd freckten sich am Abend die Sieger in das raschelnde Stroh. Es war ein lustiger Raum mit drei großen Fenstern. Szabo, der Gastwirt, gab ihn gern, wer dachte auch in dieser traurigen Zeit ans Tanzen.

Kein Wunder, daß die kleine Dorfstraße, an deren Ende das Gasthaus lag, am kommenden Tage einen großen Anziehungspunkt für die Dorfbewohner bildete. Kleine, bescheidene Liebesgaben, die aber aus dankbarem Herzen kamen, drückte man den Feldgrauen, die eifrig mit dem Putzen ihrer Sachen beschäftigt waren, in die Hände und staunte fast ehrfurchtsvoll die kraftvollen Männer an, die so kindlich und fröhlich lachten und doch so schwere Arbeit getan hatten.

Scheu ließen die Dorf-mädchen davon, wenn die biederen Bayern ihren Dank gar zu herzlich ausdrücken wollten, und so konnten die stämmigen Männer nur immer wieder versichern:

„Ah na, die Russenkerls lassen wir net wieder zu euch kommen.“

Am Abend meldete ein reitender Bote, daß es den vorstürmenden deutschen Truppen gelingen sei, den fliehenden Russen weitere Verluste beizubringen, 5000 Gefangene seien gemacht und weiter schreite der Siegesmarsch. Ein brausendes Hurrageschrei der Bayern war die Antwort auf diese freudige Nachricht. Der größte der Feldgrauen, der Anton Stauffer, zog seine Jacke aus, schleuderte sie mit lautem Jodeler in die Luft, warf dann mit stamenswerter Schnelligkeit das Stroh zusammen, so daß mitten im Saale ein freier Raum entstand, und plötzlich ging es los. Der freudig erregte Mann schuhplattete vor den Augen seiner Kameraden, daß es eine Lust war. Das dröhnte, und die Dielen krachten, denn die eisenbeschlagenen Stiesel waren nicht gerade zum Tanzen geschaffen. Auf den feldgrauen Bein-kleidern klatschte es sich ganz gut, und schon folgte ein zweiter, angefedt von der Lustigkeit des Kameraden.

In der offenen Tür drängte sich die Bevölkerung. An den Fenstern drückten sich die Dorfschönen fast die Nase platt, der Mund stand ihnen weit offen vor Staunen. Was sie da sahen, das hatten sie all ihr Lebtag noch nicht gesehen. Die Gesichter der Schönen verzogen sich zu breitem Lachen, wenn die lauten „Zuchhu“ herausschallten, und allmählich wiegten sich die Dirnen in den Hüften, und die Füßchen trippelten lustig mit.

Zimmer mehr drängten sich in die Tür, die zwei tanzten, als hätten sie ihr Leben lang nichts anderes getan als getanzt. Die übrigen Feldgrauen aber hockten auf dem Stroh, klatschten in die Hände, piffen und jammten die Musik dazu, hin und wieder in das laute „Zuchhu“ einstimmend. Da packte der eine der Tänzer eines der Bauernmädchen und drehte es lachend im Kreise. Obgleich es sich nicht ungeschickt anstellte, ging es doch nicht so recht, und endlich hielten die beiden Tänzer inne. Das war aber nicht noch dem Geschmack der Zuschauer. Man bestürmte nun die Soldaten, weiterzutanzten, die aber erklärten lachend, ohne Dirnbels gehe das schlecht: Die Bauernmädchen zuckten die Schultern und eine tede Dorfschöne meinte, vielleicht könne sie diesen „Klatscher“ erkennen.

Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen. Zahlreiche Soldatenhände packten nun zu, räumten das Nachtlager zur Seite, und nach wenigen Minuten stand ein ziemlich großer Tanzplatz zur Verfügung.

Nun ging es los. Verschiedene Bayern wählten sich ihre jungen Tänzerinnen, und der Anton Stauffer machte sich daran, den Bauerndirnen den Tanz zu zeigen.

Das gab ein Kreischen, ein fröhliches Lachen, und Scherzen, und die Bayern waren des Lobes voll über die Anfertigkeit der galizischen Schönen. Sei, wie man die drallen Mädchen durch die Lust schwenkte!

Das war ein allgemeines Bedauern, als der Vorgesetzte den Tanz für beendet erklärte, aber die Bayern vertrösteten auf den kommenden Tag, und so entfernten sich die Einwohner. Die Augen der jungen Mädchen strahlten, die Wangen waren gerötet und als sie dann in den Schlaf sanken, da gaukelte ihnen der Traumgott die derben Bayern vor, deren Augen sie so freundlich und zärtlich anlachten und deren Hände sie so fest umschlungen hielten.

Es ist in den Nachbarorten nicht geheimgeblieben, daß man in R. so fröhliche Tanzabende feierte. Von nah und fern sind sie herübergekommen, und auch unsere norddeutschen Soldaten haben schon manchen Spaß an den schuhplattenden Feldgrauen gehabt, die voller Stolz den Kameraden ihre gelehrigen Schülerinnen vorführen.



Staatssekretär a. D. Geh. Rat Bernhard Dernburg, Czg.,
ist aus Amerika nach Deutschland zurückgekehrt. Den Aufschlüssen des hervor-
ragenden Staatsmannes über die Lage in den Vereinigten Staaten sieht man
überall mit größter Spannung entgegen. Phot. Dühring

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 29.

Düsseldorf, 18. Juli

1915.



Gefangene Russen in Galizien als Arbeiter beim Straßenbau.

Kilophor.
G.m.b.H.



Auf Patrouille.

Von Robert Heymann.



„Herr Oberleutnant Salm auf Offizierspatrouille,“ lautete der Befehl.

Kerzengerade stand der Oberleutnant vor dem Korpskommandanten. Das Kommando war in einer halbverfallenen Hütte untergebracht, die die Geschicklichkeit und Erfindungsgabe einiger Reserveoffiziere halbwegs wohllich gestaltet hatte. Karten und Skizzen bedeckten die Tische, die aus allem möglichen Material in Eile hergestellt waren.

Mehrere Generalstabsoffiziere sahen über die Karten gebeugt. Der Blick des Oberleutnants, der nicht gleich beachtet wurde, verfolgte die roten und blauen Linien auf dem hellen Hintergrund. Sie zogen sich bald wie Schlangen dahin, bald wie wellige Höhenzüge, bald wieder liefen sie schnurgetade, und dieselbe Linie sah man gegenüber.

Es waren die Stellungen von Freund und Feind, die sich in Schützengraben gegenüberlagen. Die Spitze des Korps hatte am vergangenen Tage den Kampf aufgenommen und sich sogleich eingegraben. Nun standen sich die Feinde gegenüber. Die schwere Artillerie hatte bereits ihre Stellungen eingenommen und am frühen Morgen das Duell begonnen, die Infanterie in den Gräben hatte mit Maschinengewehren eingegriffen. Ein Ansturm des Feindes war zurückgeschlagen worden.

Nun galt es zu erfahren, welche Verstärkungen der Gegner heranzog, um vielleicht am nächsten Tage mit überlegenen Kräften die Schlacht zu beginnen.

Der Offizier las die Zahlen der Regimenter hinter den blauen Linien — das waren die deutschen Armeeteile, die der Korpskomman-

bant augenblicklich zur Verfügung hatte. Da war jedes Glied der langgedehnten Front an seinem Platz: Die Regimenter und die Divisionen, die Batterien und die Flieger, die Munitions- und Proviantkolonnen, die Fernsprehabteilungen und die Funkstationen, die Pioniere und die Arbeitskolonnen.

Ein Ordnungsoffizier saß vor einer Schreibmaschine und arbeitete, als gälte es einen Rekord im Wertschreiben aufzustellen. Nur einmal sah er von seinen Papieren auf und warf dem bekannten Reiteroffizier einen freundlichen Blick zu, dann ging es wieder weiter — tad — tad — tad — die Befehle mußten übertragen werden, damit man sie weitergeben konnte.

Die Lüre ging auf und zu, auf und zu. Ordnungen mit Depeschen, Offiziere von der Front mit mündlichen und schriftlichen Meldungen.

Vom Nebenzimmer herein drang das Tutu — tutu der Telephone, man hörte sprechen, Offiziere kamen mit verschiedenen Meldungen, Befehle wurden gegeben, empfangen, und dann wieder die Stimmen in das Telephon.

Endlich sah der Korpskommandant auf. Er wollte dem Mann persönlich seine Befehle geben.

„Sie müssen nach Südosten aufklären, Herr Oberleutnant.“ Der Kommandant griff nach einer Karte und trat neben den Offizier, der die Hand am Helm, unbeweglich stand. „Notieren Sie sich bitte diese Einzeichnung. Sie reiten über das Dorf, das unserer Schützengrabenlinie zunächst liegt, hinaus. Nehmen Sie Freiwillige mit. Der Ritt kann Sie in nächste Fühlung mit dem Feinde bringen. Unter sieben Mann dürfen Sie nicht mitnehmen. Sechs Mann von der Telephon-



Das Personal der deutschen Gouvernements-Intendantur in Antwerpen.

1. Intendant Ziegler. 2. Feldintendanturat Schneider. 3. Feldintendanturat Dr. Morat.

Abgesehen von der wirtschaftlichen Armierung der Festung Antwerpen und ihren sonstigen laufenden Geschäften lag es der Gouvernements-Intendantur ob, die schwierige Aufgabe des Abtransports der hier gefundenen ungeheuren Warenmassen zu lösen.

abteilung werden Sie begleiten. Im Falle dringendster Gefahr sofort telephonische Meldung erstatten. Sie haben mich verstanden, Herr Oberleutnant?" — „Zu Befehl, Herr General!"

Der Kommandant wandte sich um. Der Oberleutnant eilte hinaus. Ein Stabsoffizier hatte bereits dafür gesorgt, daß die sechs Mann der Telephonabteilung bereitstanden. Der Offizier kam zu seiner Truppe zurück.

„Sieben Freiwillige vor zu einem Patrouillenritt!"

Vierundzwanzig meldeten sich. Er suchte sich seine Leute aus.

Ein befreundeter Oberleutnant prüfte den Revolver nach.

„Sie nehmen mich doch mit, Herr Kamerad?"

„Aber mit Vergnügen! Haben Sie keine Aufgabe bekommen?"

„Nein. Der Oberst meinte, ich sollte mich mal ausschlafen, würde sonst noch zusammenklappen. Er hat ordentlich Angst vor den Herzneurosen, die bei unsern überanstrengten Leuten herumspucken. Bei mir hat's noch keine Gefahr."

„Dann vorwärts!"

Der Mitt wurde angetreten. Die Leute mit dem Telephonapparat führten einen Handkarren mit sich.

Bald war der vorderste Schützengraben passiert. Dann kam noch eine Feldwache, hundert Meter vorgeschoben, mit einem Telephon am Baumstamm.

Hier wurde von den Telephonabteilungen die Verbindung hergestellt. Dann ging es weiter.

Die Reiter voraus, die Soldaten mit dem Handkarren hinterher, ein Reiter bildete den Schluß.

Kein Wort wurde mehr gesprochen. Der leise klingende Draht zog sich über ein weites Feld. Die feindlichen Schützengräben lagen weit drüben in der rechten Flanke. Man kam glücklich daran vorbei.

Die Patrouille hatte die schwerste Aufgabe, die einer Abteilung zufallen kann. Sie war eine sogenannte Todespatrouille, wie der Soldat Abteilungen nennt, die gegen einen noch nicht festgestellten Feind in der Flanke vorgehen müssen, um Erkundigungen einzuziehen. Jemandwo konnte die feindliche Wache auf der Lauer liegen. Nur drei Mann, die da waren, konnten müheelos die Reiter abschießen, deren Silhouetten sich scharf gegen die mondbeschienenen Felder abhoben.

Und hinter ihnen spannte sich der klingende Draht, ein Baum mußte als Stütze dienen, dann ging es wieder weiter, und weiter lief der Draht, immer an einer Spule rollend, die auf dem Handkarren lag.

Von Zeit zu Zeit gebot der Oberleutnant Halt. Er stand im Sattel auf und sah sich um. Nichts. Tiefe Ruhe. Es war, als schloßen die dunkeln Felder ins Ungewisse hinein, als hebe und senke sich die Erde in regelmäßigen tiefen Atemzügen, bedeckt von dem Schleier der Nacht, die silberne Fäden zwischen den Wäldern spannt. Ein Wald wuchs auf, drohend, martig, pechschwarz.



Daniel Freiherr von Salis-Soglio,

f. u. l. Geheimer Rat, Kämmerer und Inhaber des Inf.-Rgts. Nr. 76, Feldzeugmeister, lange Jahre in österreichischen Diensten und berühmt als Erbauer der Festung Przemyśl. Zurzeit steht v. Salis-Soglio im 90. Lebensjahre. Noch rüstig, lebt er auf seinem Stammsitz in Chur (Schweiz). Unser Bild zeigt ihn in seinen besten Jahren.



Wirkung der schweren Feldgeschütze: Das Panzerfort 10 im wiedereroberten Przemyśl.

Phot. A. Grohs.

Man mußte hindurch. Das Telephon hier durchziehen, war nicht angängig. Das Hörrohr wurde angehängt, der provisorische Apparat an einem Baum befestigt.

Die Soldaten von der Telephonabteilung blieben zurück. Die Reiter ritten in den finsternen Wald, Schritt für Schritt, immer geradezu. Wieder ging eine halbe Stunde um.

„Kennen Sie sich hier aus?“ fragte der Kamerad und faltete die Karte auf dem Sattel auseinander.

„Ich finde mich zurecht,“ erwiderte der Oberleutnant. „In einigen Minuten müssen wir an ein Kreuzifix kommen, dann führt ein Weg rechts hinüber zum Schlosse Sobieska und die Straße links in die Sümpfe. Wir werden uns also links halten.“

Sie ritten weiter. Das Kreuzifix kam. Die Soldaten nahmen die Helme ab. Einige schlugen ein Kreuz. Keun gläubige Augenpaare

Hertling war schon tot. Der Graf riß seinen Gaul herum, dem lief dikes Blut über den Hals, hinten und vorne schlug das erschreckte Tier aus — und da — ein Knäuel sich wälzender Kasse und Reiter.

Der zweite Oberleutnant setzte eben die Sporen ein.

„Ich mache Meldung!“ schrie er und jagte davon wie das Unge- witter. Die ganze Patrouille lag in ihrem Blute. Und mit lautem Gebrüll stürzten die Kosaken aus ihrem Versteck, den zurückgebliebenen Oberleutnant als leichte Beute gefangenzunehmen.

Der sah noch auf seine Leute. Wie Sterbende sich unter wälzenden Rossen wanden. Wie Verwundete sich mühsam aufrichteten und hilfsehend zu ihm aufstarrten. Den nächsten Gegner schoß er mit dem Revolver aus dem Sattel, den zweiten warf sein Fallsch her- unter — da hatten sie ihm die Flucht abgeschnitten. Himmel und Hölle — er sollte sich in die Hände der Kerls geben?



Die ersten Austauschverwundeten aus England nach ihrer Rückkehr in die Heimat: Beim Nachmittagskaffee im Kreise des Pflegepersonals im Erholungsheim für Verwundete zu Aachen. Phot. Max Fein.

Die ersten Austauschverwundeten, 187 an der Zahl, kamen nach herzlicher Aufnahme in Holland über Rosendaal nach Aachen, und zwar in den drei von den Städten Altena, Herlohn und Essen gestifteten Lazarettzügen. Nach ihren Erzählungen hatten sie in letzter Zeit über Behandlung und Verpflegung in England nicht mehr zu klagen. Zu ihren Ehren wurden eine Begrüßungsfeier und ein Festmahl veranstaltet; u. a. war von der Kaiserin ein Begrüßungstelegramm eingelaufen.

hingen an dem Bilde des Erlösers. Weiter ging's.

Da war die Kreuzung.

Der Spitzreiter riß plötzlich sein Pferd zurück. Es war Hertling. Er riß den Arm hoch.

„Halt!“ kommandierte der Offizier halblaut. Die Pferde wurden zurückgerissen. Im selben Augenblick gab es rasch nacheinander einen hellen Knall.

Hertling fiel im Sattel, als wollte er sich stellen — da brach sein Gaul in die Knie, er stürzte aus dem Sattel.

Sporen in den Weichen des Gauls kam der Offizier heran.

„Hertling, Junge!“

Zu mehr kam es nicht. In der Deckung des Waldbüchchens lagen etwa ein Viertelhundert Kosaken.

Die gaben Schnellfeuer.

Den Gaul herumgerissen — da war das Kreuzifix — Heiland, nun hilf! — Die Sporen eingesetzt — halt aus, Brauner!

Eine Salbe — ein stechender Schmerz im linken Arm — tut nichts — weiter. — Wohin führte der Weg?

Egal. Weiter, weiter!

Hinterher die wilde Jagd. Die Äste knackten, Zweige knackten, Schüsse knallten — durch — immer durch das wilde Dickicht.

Der Gaul gab her, was er an Kräften hatte. Nach fünf Minuten brach er zusammen, roten Schaum vor dem Gebiß.

Der Reiter lugelte ins Gebüsch. Die Verfolger hatten die Spur verloren.

Da lagen sie, Roß und Reiter. In der Ferne hörte man schießen. Rundum war Ruhe. Die königliche Stille der Nacht, die majestätisch durch die Tannen zog.

Am Himmel funkelten Sterne.

Der Graf fühlte an seinen Arm. Nichts gebrochen. Der Schmerz kam von einer Fleischwunde. Das Verbandzeug aus dem Sattel genommen, verbunden, die Blutung ließ nach.

Der Gaul sah ihm mit brechenden Augen zu. Mit welchen Augen? Aller Jammer der unschuldig leidenden Kreatur lag in dem großen Lid.

Er konnte es nicht ansehen. Armer Kamerad. —

Den Revolver hinter das Ohr — ein schwacher Knall — und der Gaul streckte sich. Nur das rechte Hinterbein schaukelte noch eine Weile hin und her.

Die Augen waren erloschen.

Der Offizier steckte den Revolver in die Tasche. Den Säbel in der Faust, arbeitete er sich durch das Gebüsch.

Schon hatte er die Hintertür erreicht. Hierher war er oft gekommen, wenn das Automobil auf der Landstraße wartete, und war eingetreten.

Nun nahm ihn ein verwilderter Garten auf.

Da war der Stall. Eine Stute heraus — hinauf — rein in den Wald! Das Schloß versank im Morgendunst.

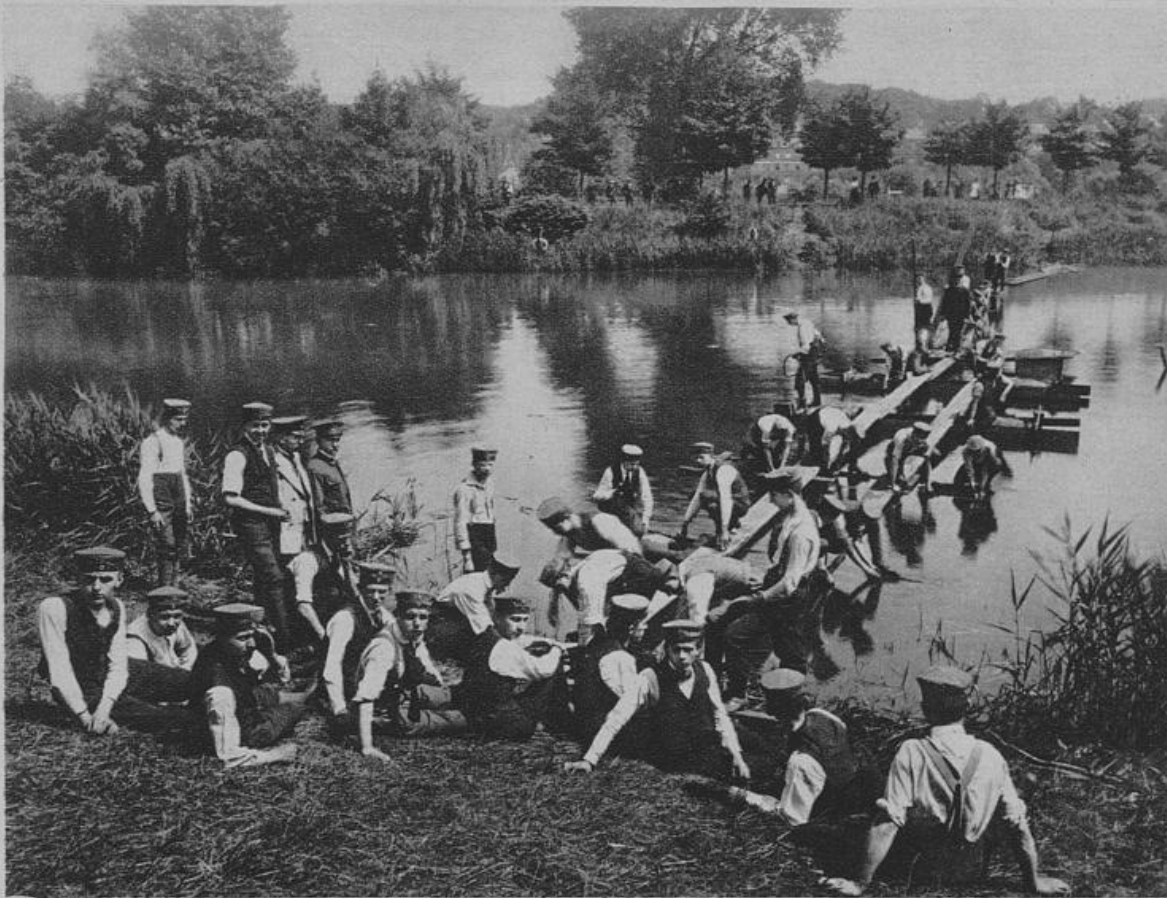
Und dann hörte er weit hinten die heulende Reute. Schüsse. Kosaken suchten seine Spur.

Es galt Tod oder Leben. Die Stute lief wie ein Balkfütrenhof. Der Wald nahm ihn auf.

Vielleicht waren die Kosaken nicht mehr da. Der Weg zurück mußte gewagt werden.

Los!

Er flog dahin. Kein Feind zeigte sich. Da — das Christusbild.



Pionierübung der Landsturm- und Rekrutentompagnie des Freiwilligen-Regiments Düsseldorf. Phot. Renard.

Eine Viertelstunde lang. Sein eigener Schritt ließ ihn aufhorchen. Jede Sekunde konnte er Feuer bekommen.

Wo war er?

Dort drüben wurde es heller. Eine Lichtung.

Drauf los, die Zweige auseinander — und da —

Ein bleiches Schloß. Ein flackerndes Auge, rot und düster, sah aus dem rechten Eckturn. Da war noch jemand wach.

Raus aus dem Dickicht. Herr im Himmel, in deine Hand lege ich jetzt mein Leben!

Es blieb still. Rötete sich nicht dort im Westen der Himmel? Ergoß sich nicht aus einer Untiefe schwerer Wolken eine pflanzfarbene Helligkeit über den Horizont?

Noch nicht. Noch wick die Nacht nicht dem nahenden Morgen. Noch lag das Schloß in Ruhe und Frieden.

— Vorbei. Drei Schüsse, die Heiligkeit des Ortes störend — ihn kümmer't's nicht — durch!

Er findet die Leichen dreier Soldaten von der Telephonabteilung, den zerschnittenen Draht, und hochaußspringend geht die Stute über den von Säbelsieben zerstückten Leib des toten Oberleutnants.

„Auch er — auch er,“ denkt der Flüchtling — und dann:

„Halten!“

Zwei stämmige Landwehrtmänner.

„Deutscher Patrouillenreiter!“

„Passiert!“

Und fünf Minuten später stand er vor seinem Rittmeister. In diesem Augenblick donnerten die Kanonen, und die deutschen Maschinengewehre eröffneten ihren Höllengejang gegen die feindlichen Schützenlinien.



Blick auf den altertümlichen Marktplatz von Altkirch im Oberelsaß.

Der in jüngster Zeit vielgenannte Ort liegt in der deutsch-französischen Kampffront.

Phot. Leipz. Press-Büro.

Des Pommern Notgebet.

Skizze von M. Jben-Fellwod.

Im Osten verbännt die Nacht. Fahle Schatten huschen um die entlaubten Bäume der Landstraße. Im Schneeschlamm marschirt ein Regiment. Eine ungeheure schwarze Schlange. Ab und zu ein verschlafenes Aufgähnen, Husten, ein halbblaues Murmeln. „Vergott, dieses Ausland mit seinem Dred!“ Dann wieder das schwerfällige Tappen der Stiefel, das Geräusch des Marschtrittes.

Aber die aufgehende Tageshelle breiten sich graue Nebelstücher; hüllen langsam alles ein, Menschen, Bäume, Straße; schieben sich durch die Ebene, über die Hügelkämme, durchs ganze weite Land; schalten den Blick aus; dämpfen jeden scharfen Laut. Graue Schwaben, unheimlich, geisterhaft.

Oberst Bröbäck reitet an die Spitze des Zuges. Hauptmann Veiersdorff führt die erste Kompanie. „Herr Hauptmann, langsam! Die Karte zeigt in der Nähe ein Russendorf. Vielleicht empfangen uns Kosaken.“ Der lange Veiersdorff nickt. Er ist müde. Sechs Nächte keinen ordentlichen Schlaf. Und der verfluchte Nebel. Befehl bis in die letzten Reihen:

„Langsamer marschieren!“ Der Oberst

reitet allein voraus. Das schärfste Glas durchdringt den Nebel nur auf zehn Schritte. Der Goldfuchs wiehert, schnobert, bockt. Ein umgestürzter Baumstamm überquert den Weg. Bröbäck steigt ab. — Sollten die Russen —?

Gleichviel. Absicht oder Zufall. Er untersucht den Schneeschlamm auf Spuren. Nichts. Seitwärts ist der Boden fester. Der Oberst bückt sich, stützt, legt das Ohr fest auf die Erde. „Tausendwelt, da reiten Schwadronen. Freund oder Feind? Und nicht allzu ferne. Umgehen uns die Kerls?“ Er prescht zurück. „Das Ganze halt!“ Widerwillig hört die Menschen Schlange im Vorwärtstreiben auf.

Doch nicht etwa hier in Stellung gehen? „Freiwillige vor zur Patrouille!“ Einer springt vor, zwei, zehn, viele. „Halt! Mehr als hundert? Geht nicht. Tut mir leid. Zehn Mann. In zwei Stunden Bescheid, was da vorn los ist. Man hört Reiten. Fünf Kilometer weiter liegt ein Dorf. Suchen Sie zu erkunden, ob wir oder Kosaken es besetzt halten. Sergeant Schröder übernimmt die Führung.“ Die kleine Schar formiert sich. Hand am Helm. Der letzte Gruß. Bröbäck neigt den Kopf. Aber das kühne Soldatengesicht mit den stahlgrauen Augen huscht ein weicher Zug. „Gesundes Wiedersehen!“ —

Die zehn tauchen in das dämmernde Grau. Einer am andern in gleichmäßigem Tritt. Und nebenher unsichtbar der Tod.

Der Sergeant verhält den Schritt. Wieder Baumstämme im Wege. Lauern dahinter nicht braune Gestalten? Er tastet sich vorwärts. Alles ruhig. Nebelspuk. Weiter!

Die Stiefel sinken ein. Der Fuß glitscht im Schreiten nach hinten. Mit heiserem Getöse fliegt ein Krähenschwarm auf, hungergequält. Erwarten sie hier heute noch Opfer?

Aus weiter Ferne klingt's wie Gewehrfeuer. Ein Säusen ist in der Luft. Dann wieder Stille. Der Nebel frisst jedes Geräusch.

Eine Stunde und mehr vergeht. Wie die Nebelfrau braut! Kaum sieht der Folgende seinen Vordermann. Der dicke Bröbäck bleibt stehen. „He, Kamerad! Hörst du den Schuß? Halt! Wer da?“

Keine Antwort. Das Gewehr sinkt nieder. Schröder dreht sich um. „Hier ist die Sache nicht geheuer. Aber Parole: Man! Hört ihr's jetzt? Sie reiten gegen uns. Patrouille teilt sich. Jeder nach drüben, an den Bäumen entlang. Nicht in den Gräben rutschen! Wenn's geht, Pferd erwischen, vorne weg reiten und dem Oberst Bescheid sagen.“

„Wenn's Russen sind,“ brummt Jeder und stapft mit vier Mann hinüber. Der Lärm kommt näher. Noch hundert Schritt. Dann sehen sie die Kosakenpferde. In wilder Wut beschimpfen sich die Reiter gegenseitig. Einer scheint dem andern eine Schuld aufzubürden. Der Nebel hindert sie am schnellen Reiten. Alle Augenblicke stolpert ein Pferd.

Noch wogt die bleifarbene Tarnlappe um die Feldgrauen. Ein paar Sekunden, und sie schützt nicht mehr. Zu beiden Seiten der Straße klaffen Gräben, breit, voll von trübe gurgelndem Wasser. Die Bäume als Deckung! Gewehr im Anschlag! Starren Auges schußbereit. Eine Ewigkeit dünkt die Minute. Wie hunnisches Gelichter zieht's vorüber. Die ersten Reihen sehen nicht rechts noch links. Ein Pferd bricht aus der Reihe.

Streift den Baum, wo Schröder steht, bäumt

sich, fällt. Die Bajonettspitze traf sicher

Entdeckt. Hüter Lärm. Schreien.

Rufen. Die ersten kehren um.

Schüsse fallen. Kosaken fliehen

vom Gaul. Drei Feldgrau

brechen verwundet in die Knie.

Da hilft kein Mut, kein Kol-

ben und Gewehr. Aber-

macht. Eben zielt Schröder

auf den Hetman.

Da ruft der dicke Bröbäck:

„Halt! Ergebung!“

Wirft das Gewehr fort.

Vier andere ihm nach.

Und auf den stolzen

Blick des Sergeanten:

„Die tote Patrouille nützt

dem Oberst nichts. Die Ge-

reiten ihn ja in die Arme.

Gefangen auf solchen Kosaken-

gaul, die Signalpfeife vor und

dann —“ Der Moment atemloser

Spannung bei Freund und Feind

vorüber. Die Verwundeten werden em-

porgerissen, die andern durchsucht und aus-

gefragt. Man vermutet scheinbar ein ganzes

Armeekorps in der Nähe. Eine zügellose Un-

ruhe gärt unter der Reiterkchar. Sie müssen

Böses im Rücken gelassen haben und vor sich

Schlimmes fürchten. Die Offiziere beraten.

Schimpfen, fluchen. Fragen den deutschen Sergeanten, ob einer von ihnen Russisch oder Polnisch kann. Ja, der Pommer Hannemann. Man führt ihn herzu. Dem Tropfshädel will's nicht in den Sinn, daß er sich unter solchen struppigen Hunnenköpfen beugen soll. Die derben Tagelöhnerhäufe krampfen sich ineinander. Ein Stohgebet aus kiefster Seele, voll glühenden Glaubens: „Wenns jetzt tröriden, wat woll verloren sind. Lew Gott, hull's fast un lot de Sünn 'n hät schienen, du last di ud warraftsch das Jern Krüz verdienen.“

Niemand achtet darauf. Keiner versteht's. Kosakenhäufe zerren ihn vor den Hetman. Der fragt ihn was. Und Hannemann antwortet treuherzig. Man sieht das Aufatmen im struppigen Gesicht des andern. — Das Regiment hält die Straße besetzt. Wachen weit vorgeschoben. Drei Stunden sind um. Man wartet. Nahen nicht Schritte? Kommen sie jetzt? Täuschung. Nichts zu spüren.

Oberst Bröbäck ist seitab getreten. „Soldaten! Die Patrouille scheint verloren. Atmen sie noch, werden sie freigehauen. Sind sie gefallen, gib'ts ein Wiedersehen. Es lebe der Kaiser! In seinem Namen



Englische Batterie im Vorgehen.

Nach einer Abbildung in einer englischen Zeitschrift.

ran an den Feind! Sieg oder Tod! Amen." — Der Himmel hört das Amen. Hat auch des PommernKotz auf vernommen. Als öffne sich ein goldnes Tor, bricht die Sonne durch Nebel und Schatten. Auf einmal ein Ruf der Wachen vorn: „Da! Die Russen!“ Der Oberst reißt das Glas an die Augen. Hauptmann Hedermitt und die Leutnants. „Hallo, das nenne ich Glück! Die Kosaken fliehen vor feldgrauen Reitern. Sehen Sie am Horizont? Ganz deutlich. Jetzt

halten sie still. Verfolgen nicht weiter. „Schützenlinie bilden! Hinüber aufs Feld! Bisher 1600! Maschinengewehre!“ Noch verbirgt eine Senkung den Russen die Rot. Sie reiten langsam, sorglos. „Achtung! Feuer!“ Aus tausend Schlünden prasselt Verderben, knatternde Salven. Mann über Mann. Immer weiter. Tack, tack, tack — graufige Ernte. Signale gellen. Rufen der Reiter aus der Ferne. Sie kommen mit jagenden Hufen. Hurra! Hurra! —

Von 5000 Mann die Hälfte gefangen. Die andern tot, verwundet. Eine heiße Stunde. Der Sieg vollkommen.

Wo ist die Patrouille? Bröbäck denkt zuerst daran. Ehe er noch Befehl zum Suchen geben kann, stehen die zehn vor ihm mit strahlen-



Tiroler Standschützen vor dem Ausmarsch an die italienische Grenze.

dem Gesicht. Sechs tragen Kopf und Arm in Binden. Alle im Tumult des ersten panischen Schreckens auf Freundesseite entkommen, mitgekämpft, mitgesiegt. Des biden Brömmes Augen glänzen. Zuletzt kommt Hannemann ans Erzählen.

„De Sunn het nu wirklich schienen. Dat was uns Glück. Dem Düwelskerl, dem Offizier hew id secht, wi stoju mit veer Kompagnien wit torück. Do sünd de Kerls drup to jerriten un sünd so unfoam.“

Der Oberst lachelt. Die andern auch. Bröbäck schüttelt die schwierige Pommernfaust. „Jetzt weiß ich, warum die Sonne schien. Der Herrgott wollt' sich das Kreuz verdienen. Aber weil er nicht erreicht werden kann, mögen Sie in Zukunft sein Stellvertreter werden.“ —



Vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Das Tal von Tarvis, im Hintergrund der heijumstrittens Monte Nero.

Phot. Kripp-
Preße-Büro

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 25. Juli

1915.



Nach den Kämpfen bei Lemberg aufgelesene russische Gewehre werden von galizischen Jungen den Behörden abgeliefert.

Phot. Gebr. Haedel.

Lieschens erste Liebe.

Von Berta Döfler.

Mit unserem Lieschen war seit einiger Zeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, das war klar. Sie, sonst ein quackfüßriger Badfisch, sah jetzt oft still und verträumt. Sie las viel, aber nicht etwa wie sonst gewöhnlich die Marlitt oder die Fischstruth, sondern, wie ich mich staunend überzeugen mußte, Scheffels „Ellehard“.

Ober — und das beunruhigte mich noch mehr — sie stridte, und zwar an einem unerklärlichen Etwas. Da sie aber sehr geheimnisvoll tat und in Kürze mein Geburtstag war, blidte ich gerührt und rüchtsvoll zur Seite.

Wie hatte ich mein Lieschen bisher mit derart eifrigem Fleiß arbeiten gesehen, da sie für gewöhnlich eine schier unüberwindliche Abneigung gegen jegliche Handarbeit zeigte.

Die weißen baumwollenen Strümpfe, die sie vorchriftsgemäß in der Schule zu striden hatte, sind meist unvollendet geblieben.

Und nun dieser urplöbliche heftige Fleiß, der doch mein mütterliches Herz gerabezu beängstigte.

Als ich einmal nun so ganz unermutet in das Zimmer trat, merkte ich, wie sie mit hochroten Wangen gelegentlich zum Fenster hinaus sah.

Sollte hier des Rätsels Lösung sein?

Emsig spähte ich durch die Scheiben, aber nichts Verdächtiges war zu sehen. Nur der große schlanke Referendar, mein zukünftiger Schwiegerjohn, ging langsam vorüber und spähte sehnsüchtig nach unseren Fenstern. Ich wußte längst, wie es um das Herz meiner Ältesten, meiner sanften blonden Hanna, stand, aber erst nach bestandener Staats-examen wollte der gestrenge Vater von einer Verlobung wissen, wie er mit olympischem Stirnrunzeln bereits erklärt hatte.

Der Referendar hatte pflichtschuldigst Besuch gemacht und war auch eingeladen worden, als wir Gesellschaft hatten. Dabei aber war es geblieben. Die beiden Liebenden mußten es, dem Wunsch des Vaters gemäß, dem Zufall überlassen, daß sie sich hin und wieder einmal sahen. Es sollte zugleich eine Prüfungszeit für beide sein, die aber bald beendet war, denn der Tag des Examen war nahe.

Da ich auf der Straße nichts Beunruhigendes wahrgenommen hatte, was meinem Lieschen eine solche Blut in die Adern jagen

konnte, fühlte ich ihr besorgt den Puls. Sie hatte zwar schon alle Kinderkrankheiten hinter sich, aber wer konnte wissen, es war doch schon zuweilen vorgekommen, daß Masern oder Windpocken wiederlamen. Aber ihr glänzender Appetit widerlegte dann wieder meine Befürchtungen.

Weitere beunruhigende Anzeichen ließen jedoch mein besorgtes Mutterherz nicht zur Ruhe kommen. Lieschen sankte nicht mehr mit Hans, unserem Primaner, um den letzten Anteil der süßen Speise, und an ihrem stattlichen blonden Zopf fehlte fast nie mehr die Schleife, ja sie versuchte sogar, vor meinem Ankleidespiegel sich das Haar hochzustecken zu einer „erwachsenen Haartucht“, was aber bei der Fülle ihres blonden Kraushaares täglich mißlang.

Und unter dem Siegel der Verschwiegenheit will ich dann auch noch verraten, daß ich einmal hörte, wie unser Jüngstes zu dem Mädchen in der Küche sagte: „Du, Lene, siehst man es?“ Sie meinte dabei ein Loch im Strumpf.

Es war kein Zweifel, sie war durch irgendein Ereignis ganz plötzlich zur Dame gereist, trotzdem sie noch die Schulbank drückte und Matrosenblusen trug.

Bemerken muß ich noch, daß sie bei ihren Schularbeiten jetzt fleißig bis zur Erschöpfung schien, wenn sie an des Vaters großem Diplomaten-schreibtisch saß, an dem sie ihre Aufsätze und Abersejungen anzufertigen pflegte. Merkwürdig war nur, daß gerade in letzter Zeit ihre Zeugnisse in schroffem und unerklärlichem Gegensatz zu der auf die Arbeiten verwendeten Zeit standen.

Nur ihren Hang für die Genüsse des Lebens — in diesem Fall Eischnitten mit Schlagsahne, wie das bei fünfzehnjährigen Mädchen mit Hängezöpfen häufig beobachtet wird — schien sie nicht eingebüßt zu haben, ja, dieser Hang hatte sich offenbar sogar sehr gesteigert. Ich schloß dies daraus, daß Lieschen auch schon am Montag wegen Veran-

gabung des wöchentlichen Taschengeldes von fünfzig Pfennig bei ihrem Bruder Hans eine Anleihe versucht hatte, mit verneinendem Erfolg freilich. Bei der Schwester hatte sie mehr Glück.

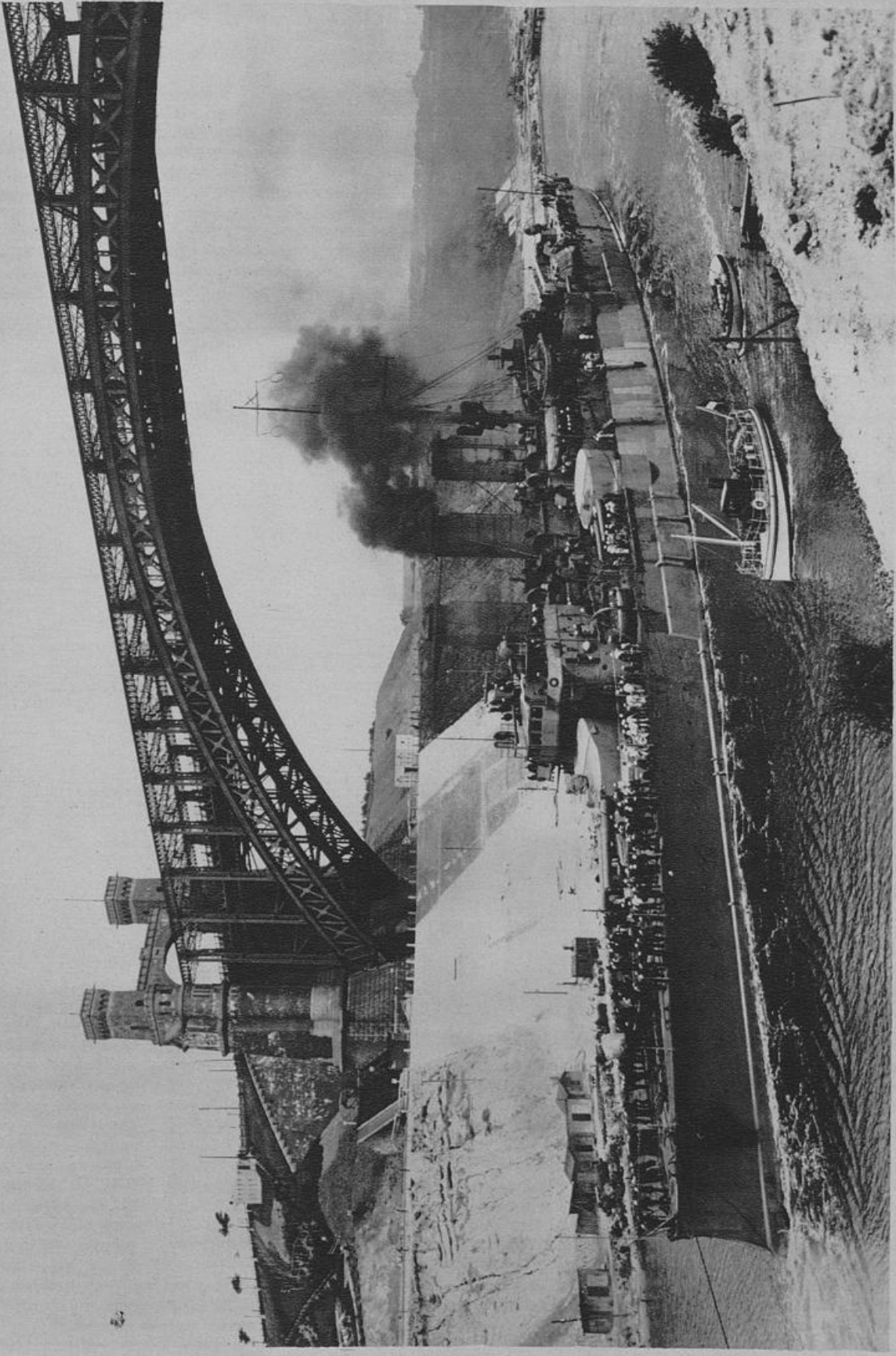
Alle diese Wahrnehmungen gaben meinem mütterlichen Herzen Anlaß zur Sorge. Indessen sollte ich nicht lange im Zweifel bleiben. Eines Nachmittags — Lieschen saß wiederum mit glühendem



Prinz Alexander Ferdinand,

das 2½ jährige Söhnchen des Prinzen August Wilhelm von Preußen.

Neueste Aufnahme von Hofphot. Ernst Sandau.



Der italienische Kreuzer „Amalfi“, der kürzlich durch ein Österreichisch-ungarisches U-Boot versenkt wurde.

Das Bild zeigt den Kreuzer als Begleitschiff der italienischen Königsjacht bei der Kieler Woche im Jahre 1913.

Phot. A. Bernard.

Fleiß und ebensolchen Baden an dem väterlichen Diplomaten-schreib-tisch — kamen Hans und sein Freund und Schulgenosse Heinz Wendt mit weißen Wolljaden und klappernden Schlittschuhen ins Zimmer.

„Diese, willst du mit? Aber 'n bißchen fix.“

„Natürlich.“ Lieschen legte noch schnell einen Klecks ab und klappte dann ein ziemlich umfangreiches Buch zu, um es eiligst in die Büchermappe zu versenken. Da ich dies mit den Augen eines Kriminalisten beobachtet und sofort erkannt hatte, daß das Buch weder einer Kladde noch einem Notabelnheft glich, beschloß ich, mir nach Lieschens Weggang das Buch etwas genauer anzusehen.

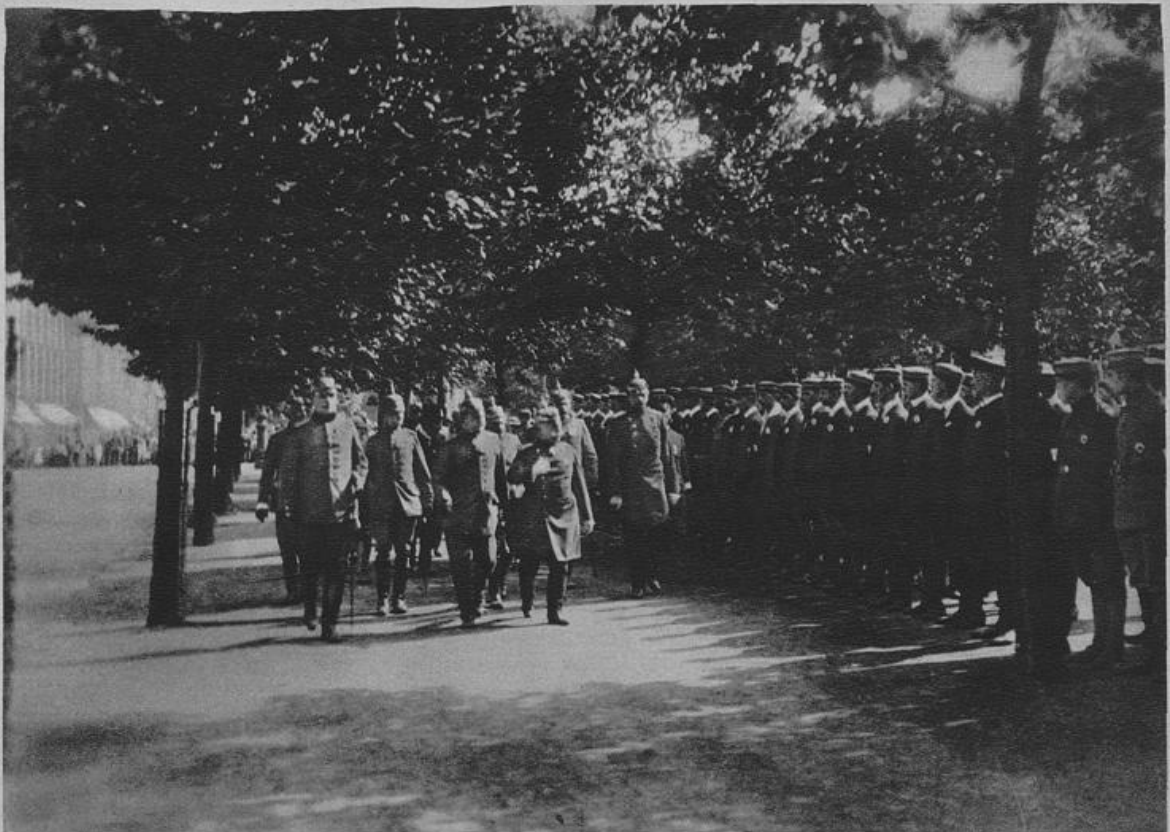
Den großen, semmelblonden Primaner, der ihr „Tanzstunden-herr“ in diesem Winter gewesen war, behandelte sie mit merklicher Kühle, und als er ihr beim Weggehen seine gewohnten Ritterdienste anbot und ihr wie sonst die Schlittschuhe tragen wollte, sagte sie

Buchstaben die verheißungsvolle Aufschrift trug: „Meine Memoiren.“ Da hatte ich also endlich nun des Rätsels Lösung. Meine Jüngste betätigte sich schriftstellerisch. Fast andächtig hielt ich das Buch in der Hand, denn welche Mutter würde nicht gleich mir stolz sein, einer Dichterin das Leben geschenkt zu haben!

Also dafür hatte sie ihr Taschengeld hingegeben, für dieses Buch, das liebe Kind, und ich verblendete Mutter hatte geglaubt, daß sie es für Eisbaisers mit Schlagjahne vergeudet habe.

Voll freudiger Erregung vergrub ich mich mit dem gefundenen kostbaren Schatz in einen Sessel und las und las — wurde jäh aus allen Himmeln und mütterlich ehrgeizigen Täuschungen gerissen.

Da stand es schwarz auf weiß: „Lieschen hatte einen Schwarm.“ Gleich auf der ersten Seite fand ich ein ergreifendes Gedicht mit kühnen und eigenartigen Reimen: An ihn! Und ich erfuhr denn,



Dom Vaterländischen Hilfstag in Düsseldorf: Offiziere schreiten die Front von 2200 Jugendfreiwilligen ab. Hofphot. Julius Sohn

schnippisch mit großartiger, abweisender Handbewegung: „Danke, die trage ich selbst.“ Was ihr von ihrem Bruder die Bezeichnung „Dummes Gör“ eintrug, die sie aber hoheitsvoll überhörte.

Heinz, der große, gutmütige Junge, war so bestürzt, daß seine Beine den Schirmständer auf dem Flur wesentlich früher umrissen als seine erschrockenen Augen ihn sahen. Daß er sie oft mit ihrer Freundin im Sommer gerudert, bis er Wafen an den Händen hatte, schien Lieschen in schnödem Undank vergessen zu haben. Und dabei hatte Heinz neben einigen Kotillonorden eine Visitenkarte, ein vertrocknetes Veilchensträußchen und eine leere Fratinebüte in Besitz, die sämtlich zu Lieschen in irgendwelcher Beziehung standen. Diese Kenntnis verdanke ich dem Vertrauensbruch von Heinzens Mutter. Wir hatten Tränen darüber gelacht.

Als sich das Kleeblatt entfernt hatte, suchte und fand ich das bedeutungsvolle Buch, das in Lieschens bekannten großen, steilen

daß Lieschens „Schwarm“ einen entzückenden gestuften Schnurrbart habe, der sich über marmorweißen Zähnen wölbte, daß sein Gang göttergleich und seiner Augen Feuer entzündend sei. Die vorletzte Zeile war nur angedeutet, weil sich anscheinend kein Reim auf Wilhelm finden ließ, denn die letzte Zeile lautete: „Dein gedenk ich Tag und Nacht, o Wilhelm!“ Trotzdem ich mich in meinen mütterlichen ehrgeizigen Hoffnungen getäuscht sah, weil ich anstatt der erwarteten schriftstellerischen Erzeugnisse nur ein simples Tagebuch vorfand, in dem meine Jüngste ihren „Schwarm“ beherrschte, mußte ich laut auflachen, denn mit der Nacht stimmte es nicht ganz, da Lieschen wie ein Murmeltierchen schlief, so fest, daß es am Morgen Mühe kostete, sie rechtzeitig aus den Federn zu bringen. — Ich las weiter:

13. Januar. Ach war das himmlisch heute auf der Eisbahn! „Er“ kam sofort auf mich zu, das heißt, Hanna war auch dabei, aber die beachtete er nur wenig. Er war furchtbar liebenswürdig, sogar

Vorbereitung der Jugend im vaterländischen Dienst.



Die Landsturm- und Rekrutenkompanie des Freiwilligen-Rgts. Düsseldorf beim Ausheben von Schützengräben.



Die Landsturm- und Rekrutenkompanie des Freiwilligen-Rgts. Düsseldorf beim Anlegen von Wolfsgruben.
Phot. Max Scholz

ein Weidensträußchen, das entzündend zu meiner weißen Zade paßte, überreichte er mir, auch Hanna gab er eins, aber nur damit sie sich nicht zurückgesetzt fühlte, das merkte ein Blinder.

14. Januar. Heute wieder Eisbahn. Er war da. Er übergab Hanna ein Buch, sie möchte es mit Interesse lesen. Hanna blätterte darin, und dann wurde sie sehr rot, als er zu mir im selben Augenblicke sagte: „Gestatten, gnädiges Fräulein,“ und schon waren wir weg, rings um die Bahn. Ob Hanna am Ende eifersüchtig ist? Auf meine Bitte gab mir Hanna das Buch. Ich brannte vor Neugier, „Eckehard“ heißt es. Ich werde es lesen. Ilse Wendt sagte mir freilich, es wäre blöb, weil sie sich darin nicht „triebten“. Aber was tut man nicht alles um seiner Liebe willen? — Hanna sah süß aus heute in dem Samtkostüm. Warum sie nur immer so merkwürdig still ist, wenn „er“ da ist? Sicher kommt sie sich schon alt oder ehrwürdig vor, so als Ehrendame mit zwanzig Jahren.

15. Januar. Wer kennt sich aus mit den Männern — liebt er Grün oder Lila? — Ilse Wendt sagt: Lila zieht die Herzen an. Also wähle ich die Farbe. Heute mit tag ging er wieder vorbei. Todschick sah er aus. Und wie er sehnsüchtig heraufschaute und ehrfurchtsvoll grüßte, als er mich sah! Hanna begoß gerade auf dem Balkon die Tannenbäumchen, sie hat nun mal eine riesige Vorliebe dafür. Süß sehen sie ja aus, aber daß sie so viel Pflege brauchen, hätte ich nicht gedacht. Ob Hanna etwas gemerkt hat?

16. Januar. Er ist fertig, der lila Selbstbinder, heute schide ich ihn ab mit dem Gedicht. Natürlich ohne Namen. „Er“ ahnt es doch. Freilich hab' ich ein paar Maschen beim Striden fallen lassen, aber „er“ wird's vielleicht nicht merken — Liebe macht blind, und dann fehlt mir auch noch in dem Gedicht der Reim auf „Wilhelm“ — da lasse ich einfach die vorletzte Zeile überhaupt fort.

Stillschweigend legte ich das Buch an seinen Platz zurück. Nun wußte ich es. Lieschen war zum erstenmal verliebt. Ihre Liebe galt dem heimlich Verlobten unserer Hanna, und Lieschen war so eingebildet, daß sie ihre Rolle als „Mittel zum Zweck“ nicht ahnte, war so von dem Wert ihrer eigenen kleinen Person überzeugt, daß sie nicht merkte, wie auf der Eisbahn sie die Ehrendame war, ungewollt freilich,

und daß das sehnsüchtige Schauen nach den Fenstern nicht ihr galt, und daß die heftige Pflege, die Hanna gerade um die Mittagszeit den Tannenbäumchen auf dem Balkon angebeihen ließ, nicht ganz absichtslos war. Nun wurde mir auch klar, weshalb Lieschen eine so große Vorliebe für eine gewisse Farbe hatte: sie suchte ihre heiße Liebe durch eine knallrote Bluse und durch ebenjohle Haarschleifen zu kennzeichnen.

Mit einem kläglichen Mißerfolg endete Lieschens erste Liebe, und ich nahm mir vor, daß ihr dies zur heilsamen Lehre werden sollte. Am nächsten Mittag war's.

Lieschen, soeben von der Schule nach Hause gekommen, war alsbald, nachdem ihr bekanntgeworden, daß Besuch im Gesellschaftszimmer sei, im daranstoßenden Wohnzimmer verschwunden.

Da ich nun ihre grenzenlose Neugier kannte, öffnete ich ein klein wenig die Tür und gab Lieschen den Auftrag, nachzusehen, ob die Keller- und Bodenseiten geschlossen seien, da möglicherweise ein Fliegregen eintreten könnte.

Lieschen ahnte die Bedeutung dieses mütterlichen Befehls, um so mehr, als es draußen lustig schneite und hielt sich gehorsam den Nebenräumen des Gesellschaftszimmers fern, bis ich sie rufen ließ. Und da kam sie denn die Treppe herab, immer drei Stufen überspringend. Hochrot vom raschen Lauf und voll brennender Neugier plagte sie wie eine Bombe in das Zimmer hinein. Pflöchlich blieb sie wie versteinert stehen. Kein Zweifel, da war „er“, der Göttliche, und — hatte den Arm um die große blonde Schwester gelegt. Und beide sahen so glücklich, so strahlend aus. „Na, Liesing,“ sagte der Vater er-



Verbandstelle dicht hinter der Feuerlinie.

Phot. G. Bruennlein.

In einer Kirche wurde diese Verbandstelle eingerichtet; hier wird Freund und Feind verbunden. Aus der Gesichtslinie werden die Mannschaften hierher gebracht und kommen gleich in ärztliche Behandlung.

munternd, „gib deinem neuen Schwager ein Patzschhändchen.“

„Schw—aaager?“

Lieschens kleiner roter Mund öffnete sich vor Staunen gerade so weit, daß man bequem ein Praliné von nicht allzu großem Umfang — so wie Lieschen sie gerade liebte — hätte hineinstecken können.

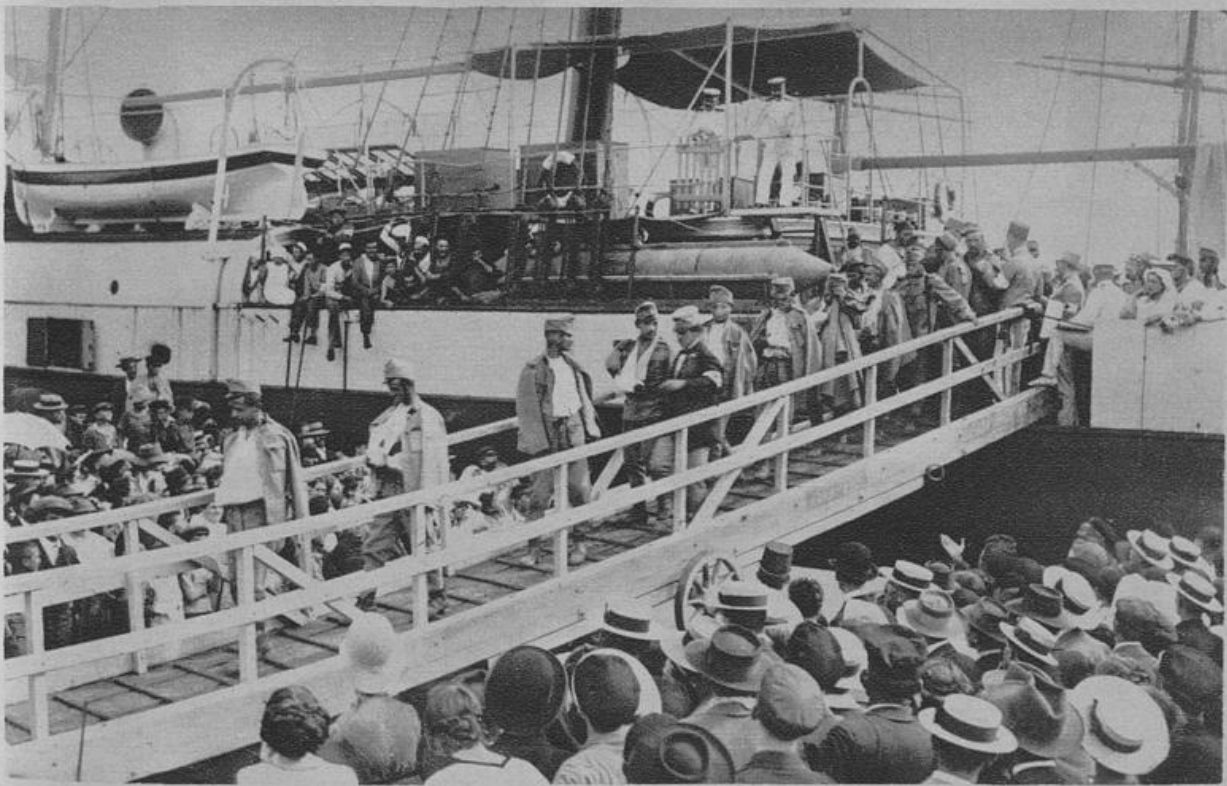
Es war klar, daß sie eben mit tiefem, lähmendem Schreden an das Gedicht dachte, an den Schlipf, an dem ein paar Maschen heruntergefallen waren, an die knallrote Bluse und ebenjohle Haarbänder, deren Farbe „ihm“ ihre brennende Liebe offenbaren sollte. „Er“ aber ahnte nichts. Er kam auf Lieschen zu mit einem der Situation



Dem deutsch-französischen Austausch Schwerverwundeter: Französische Austauschgefangene erwarten in Konstanz den Heimtransport nach Frankreich.

Phot. Reinhold Herms.

Nach Beendigung der zeitraubenden diplomatischen Auseinandersetzungen zwischen den beteiligten Regierungen hat in diesen Tagen der zweite Schwerverwundeten-Austausch zwischen Deutschland und Frankreich stattgefunden. Der Papst hatte sich wiederholt um die Aufrechterhaltung der Verhandlungen bemüht.



Ankunft und Ausschiffung österreichischer Verwundeter im Hafen von Abbazia.

Phot. Jelliffich.

angemeßenen feierlichen Gesichtsausdruck, und reichte ihr die Hand: „Lieschen, nun bist du mein Schwesterchen: ich habe ja bisher nie das Glück gehabt, ein Schwesterchen zu besitzen.“

Lieschen betrachtete den grünen Smirna so angelegentlich, als ob alsbald Beilichen daraus spritzen würden. Ein ungeheures Mitleid mit sich selbst schien sie ergriffen zu haben, so daß sie sich wie eine Märtyrerin vorkam. Dann aber ließ ihr fünfzehnjähriger Verstand sie doch die ganze Sache im wahren Lichte schauen.

Möglichst bald brühte sie sich denn auch scheinbar aus dem Zimmer. Für den Rest des Tages behielt sie eine ungemein weltlichmerzliche Miene bei, was sie aber nicht hinderte, dreimal von der süßen Speise zu nehmen. Ein sanfter Seitenstoß meines Sohnes Hans machte sie auf das — nach seiner Meinung — Ungeheuerliche ihres Tuns aufmerksam.

Er selbst aber hatte heute mit wahrer Todesverachtung abgelehnt, ein zweites Mal zuzulangen.

Der neue Schwager war ja mit bei Tisch, und da durfte „man“ nicht als „gefährlicher Junge“ gelten, wie ihn die Liebe gar oft zu schelten beliebte.

Am Abend dieses so ereignisreichen Tages, als ich meinem Lieschen auf die vom Schlafe tojigen Baden behutjam einen Kuß gegeben hatte, suchte und fand ich noch das so interessante Tagebuch, denn ich ahnte sicher, daß sie auch an diesem kritischen Tage „eingeschrieben“ hatte. Ein Klein wenig fürchtete ich doch, daß es mehr als eine kindliche Schwärmerei gewesen sein könnte. Die inhaltsschweren Blätter, die Zeugen ihres Liebesunglücks, waren herausgerissen.

Ein paar dicke Kledse, die die Größe ihres Hornes anzudeuten schienen, waren das nächste, was ich sah. Dann entzifferte ich mühsam, was sie in scheinbar flüchtiger Hast geschrieben:

„Nie, nie werde ich heiraten, falsch seid ihr alle, ihr Männer.“

Ich hab' mich entsetzlich geschämt. Mir war, als ob ich rasend Karussell führe — — —

Überhaupt dieser angehende blonde Affektor — eine Geschmacksverirrung von Hanna. Sie selbst ist so süß und reizend, und er ist doch eigentlich schon uralt, neunundzwanzig Jahre. Überhaupt ist Blond nicht mein Geschmack, ich schwärme für Schwarz.“

Zwischen Dunkelblond und Schwarz schien Lieschens Herz heftig geschwankt zu haben, denn Dunkelblond hatte sie wieder ausgestrichen, um sich dann endgültig für Schwarz zu entschließen.

„Drüben beim Gärtner sind fünf süße kleine Käschchen angekommen, vielleicht erlaubt mir Mutti, daß ich mir eins davon kaufen darf.“

Heinz Wendt soll mir morgen meinethwegen wieder meine Schlittschuhe tragen. Es ist der Handtschuhe wegen, die etliq dabei zerreißen, und Mutti hat so scharfe Augen.

Ilse Wendt hat einen Laden entbedt, da gibt es entzückende Marzipan-Pralinés, ein Viertelpfund nur fünf- undzwanzig Pfennig, furchtbar billig. Vielleicht gibt mir Mütterchen Vorrschuß auf mein Taschengeld für die Kage und auch für die süßen Pralinés.“

Beruhigt legte ich das Buch an seinen Platz, und in Lieschens Handschuh, den sie allabendlich nach alter Gewohnheit in ihrem Zimmer auf die Fensterbank stellte, versteckte ich diesmal als besonderes Geschenk einen blanken Taler. Am

andern Morgen erwachte sie und fand bald die reiche Gabe, die ich am Abend vorher in den Schuh eingelegt hatte. Und das wirkte bei ihrem jugendlichen Gemüt Wunder. Überraschend schnell, in wenigen Stunden, hatte mein Lieschen sich vom düstersten Welt Schmerz zu sonnigster Daseinsfreude durchgerungen.

Und am nächsten Mittag, an dem sie ohne Zopfsschleife nach Hause gekommen war, zankte sie sich wieder mit ihrem Bruder Hans um die letzte Portion Schokoladepudding.

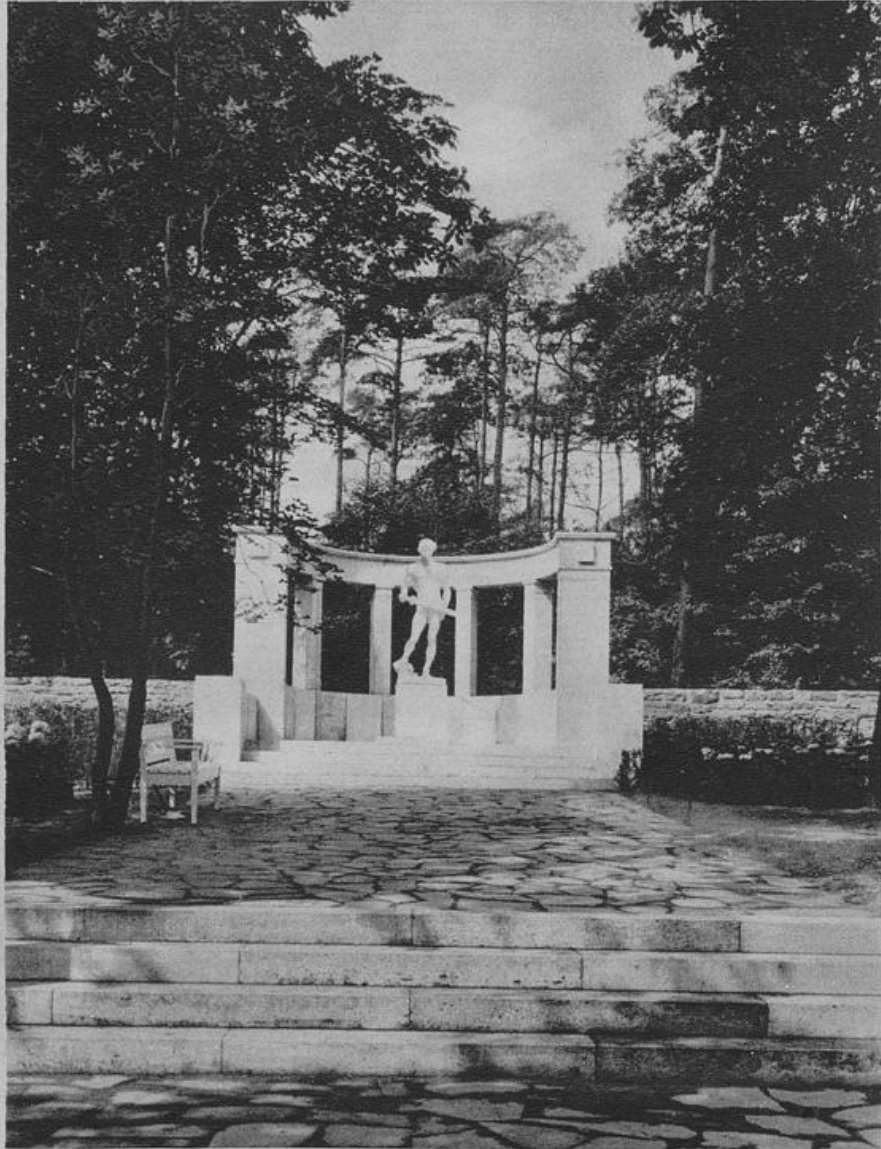


Bild auf den Eingang zum Duisburger Ehrenfriedhof (am Kaiserberg).

Der zur Ausführung gelangende Entwurf „Jung Siegfried“ stammt von Herrn Prof. Noher, Düsseldorf. Die Gesamtanlage des Ehrenfriedhofs ist entworfen von dem Beigeordneten Herrn Stadtbaurat Pregelzer.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 1. August

1915



Deutsche Militärmusik auf dem Ludwigsplatz in Hattonchâtel (Departement Meuse).

Doch eine isf's . . .

Novellette von Ilse E. Tromm.

Im Garten, der die Villa des Medizinalrats Ambrosius umgab, konnte man hineinschauen in die blühende Blumenwelt, die sich hinter dem stillvornehmen und altehrwürdigen Patrizierhaus verbarg.

Widderwachsene Laubgänge, lippiges Rosengeranke und viele leuchtende Beete, über die Schmetterlinge sommerfelig tanzten, gaben dem Garten etwas märchenhaft Verträumtes.

Ein Windhauch brachte schwere Duftwellen herüber zu dem jungen Mädchen, das mit ihrem vierzehnjährigen Herzen in dieser Sonnenschönheit stand und hineinblickte in die bunte Welt hinter dem hohen Gitter.

„Ach, wenn ich nur einmal hinein dürfte,“ dachte sie mit heißem Wünschen, und dann sah sie eine schlanke Frau am Arme eines älteren Herrn, der sie sorgsam führte, und einen Jungen, der wenig älter war als sie.

Diesem Jungen gehörte Hilbe Ambrosius' ganzes Denken. Sie spannte Märchen um ihn und wußte nichts Schöneres, als mit ihm sprechen zu dürfen, seine Freundschaft zu gewinnen.

Ihr Vater war sehr beschäftigt, er hatte keine Zeit, sich um sein Kind zu kümmern, wußte sie unter der Obhut seiner Schwester gut versorgt.

Von ihrer wehmütigen Sehnsucht ahnte er aber auch nichts.

Die Tante aber schalt mit Hilbe, wenn sie sie mit verlangenden Augen in des Nachbarn Garten hineinschauen sah.

„Ich muß ihn kennenlernen,“ dachte Hilbe fortwährend.

Bald hatte sie in Erfahrung gebracht, welches Gymnasium er besuchte, und von dieser Zeit an richtete sie ihre Schulwege stets so, daß sie sich begegnen mußten.

Ihre blonden Locken flogen, wenn er vorüberging, und als sie einmal mit bewußter Bewegung dicht vor ihm ihre Bücher zur Erde gleiten ließ und er ihr diese mit linkscher Verbeugung überreichte, da erglühete ihr ganzes Gesicht vor Stolz und Freude.

Die Freundschaft zwischen ihnen war besiegelt. Nach ihren täglichen Schulstunden huschte Hilbe Ambrosius durch die Gartenpforte hinüber zu ihrem Freund Heinz Liebrecht, und unter den blühenden Bäumen saßen die beiden jungen Menschenkinder bei eifrigem Lernen und Plaudern, und es wuchsen reiche Zukunftspläne in ihren Herzen auf.

„Wenn wir beide unsern Doktor haben, Hilbe, dann errichten wir eine große Klinik,“ und indem sie von ihrer Zukunft sprachen,

erglühete ihre Wangen, und eine echte Kameradschaft entstand zwischen ihnen.

Die hielt die ganzen Schuljahre hindurch, und als sie das Maturum gemacht hatten und die Universität besuchen wollten, kam die erste Trennung.

Hilbe Ambrosius studierte in Heidelberg, Heinz Liebrecht in Bonn. Und während er sein feuchtschröliches Burschentum in vollen Zügen genoß und die ungebundene Freiheit in brausender Jugendlust auskostete, saß sie in ernster Arbeit über ihren Büchern, nur von dem einen Gedanken erfüllt, das Ziel, das sie sich gesetzt hatte, so rasch wie möglich zu erreichen.

Nach zwei Jahren erhielt sie die Nachricht, daß sein Vater, der in letzter Zeit schwer mit geschäftlichen Sorgen zu kämpfen gehabt hatte, an den Folgen eines erlittenen Schlaganfalles gestorben sei. Sie fuhr sofort nach Hause, traf ihren Jugendfreund bei seiner Mutter, aber sein Wesen war so auffällig verändert, daß sie nicht mehr den rechten Ton zu einander fanden.

Seine Mutter war durch den Verlust ihres Gatten tief erschüttert. Die schlechte Vermögenslage kam hinzu, und gramgebeugt saß sie an der Bahre des Toten und war kaum einem tröstlichen Zuspruch zugänglich.

„Mutter,“ sagte Heinz, weil er empfand, daß sie unsagbar litt, „ich werde uns beiden eine gute Zukunft aufbauen.“

Da hellten sich für kurze Augenblicke ihre Züge auf, und ein mattes Lächeln flog über ihr Gesicht hin.

„Mein lieber Heinz, es ist so suchbar, daß ich jetzt dieses Haus verlassen muß, daß alles mit in die Konkurrenz kommt. Was soll ich tun?“

„So viel, daß du leben kannst, wird dir schon bleiben, Mutter — und ich bin ja auch noch da.“

Hilbe Ambrosius faßte einen Entschluß.

„Ich möchte Sie dringend bitten, mit mir nach Heidelberg zu kommen, liebe Frau Liebrecht. Wir sind dann beide nicht mehr so einsam.“

Heinz stimmte diesem Vorschlage rasch zu.

„Siehst du, Mutter, Hilbe findet immer den richtigen Weg. — Wahrhaftig, Hilbe,

ich erkenne immer mehr, welch ein wertvoller Mensch du bist. Du hast stets so großen Einfluß auf mich gehabt.“

Hilbe Ambrosius erwiderte nichts. Nur ein schmerzliches Gefühl zog in ihr Herz, und sie dachte: „Wenn ich dir nie mehr war, als das, was deine Worte jetzt ausgesprochen haben, wofür haben wir dann unsere gemeinsamen Zukunftspläne aufgebaut?“

Libenavik ogfarta sinu
Kraft,
Wir quiaßun was nu
guplafft,
Laut Jader nu wäitar
mit nina Stein,
Wir groß wird dann
wofl Daut/pland/ju!
1915. Max Bowers
Läubegast = Drabtan.

Zu Bismarcks Todestag am 30. Juli: Nachbildung des in Stein gehauenen Gedekspruches Max Bowers im Bismarck-Ehrgarten in Dresden-Laubegast.

Das Leben ging wieder seinen fieten Gang. Frau Liebrecht wohnte in Hilde's Pension, und an schönen Tagen machten sie Spaziergänge, und das herrliche alte Medarstädtchen ließ die Leidende wieder zu aufleben.

„Wie dankbar bin ich Ihnen, liebes Kind, weil Sie mich aus der Enge Herausgenommen haben. Wenn nur Heinz so strebsam wäre wie Sie.“

Und Hilde, die dieselben Gedanken hegte, sagte, das Studium mit seinen vielen Nebenerscheinungen lenkte einen Studenten bei weitem mehr ab als eine Studentin. Für sie gäbe es ja keine Sneipen und Paußböden.

Die Mutter seufzte. „Ja, muß das denn sein, Kind?“

„Es ist, solange es Univerfitäten gibt. Es gelingt nur wenigen, sich vollkommen frei davon zu machen.“

und als man zu vorgerückter Stunde an den Heimweg dachte, sang einer aus einer sentimentalen Stimmung heraus:

„Doch eine ist, die weint um mich,
Die wohnt im fernen Heimatland,
Doch ihren Ring verfeßte ich —
O Academia!“

Da wurde Heinz Liebrecht nicht mehr fröhlich. Das Lied war ihm eigen in die Seele gedrungen. Ob die eine wohl auch um ihn weinte? Wie stolz und glücklich waren sie einst gewesen, und wie leichtsinnig hatte er alles in den Wind geschlagen, Jugend und Schaffenslust und Freundschaft. Er schämte sich. Könnte er je wieder vor sie hintreten?

Es war ihm, als rüttelte ihn einer, und als ob er aus einem



Einweihung des ersten Heims für erblindete Krieger in Berlin.

Phot. Zander & Kahisch.

Fünzig erblindete Soldaten wohnten der Feier bei. Die Aufnahme zeigt die Teilnehmer an der Feier im Garten des Heims. In der ersten Reihe rechts Prinzessin August Wilhelm (X), in der Mitte Frau Geheimrat Erzelenz von Ihne (XX), Leiterin des Heims, und Graf Hochberg (XXX), der die Weiherede hielt.

„Aber das Geld schmilzt zusammen, und wenn er nicht bald sein Examen macht, dann kann ich keine Zuschüsse mehr geben.“

Hilde Ambrosius promovierte und ging nach kurzer Zeit zur Assistenz eines bedeutenden Arztes nach Wiesbaden.

Frau Liebrecht begleitete sie auch dorthin und hoffte sehnlich, von ihrem Sohne auch die Mitteilung zu erhalten, daß er seinen Doktor gemacht hätte. Statt dessen kamen nur Briefe, wenn er Geld brauchte.

Und als eines Tages der Mutter Geldmittel erschöpft waren, hörte man lange nichts mehr von ihm.

* * *

Heinz Liebrecht war in fideler Gesellschaft. Sie saßen bei der Lindenwirtin in Godesberg und sangen fröhliche Studentenlieder,

wüßten Laumel erwache. Er mußte seinem nutzlosen Leben eine neue Wendung geben.

Er mußte ihr beweisen, daß er doch den ernststen Willen zur Arbeit hatte, und daß er ein Mensch werden wollte, der mit stolzer Freude seinem Ziel zustrebt.

Eines Tages stand er vor den beiden Frauen. Die Mutter schrie auf, als sie ihn wiederjah, und sank erschüttert, weinend an seine Brust; Hilde Ambrosius aber stand hochaufgerichtet und ließ keinen Blick ihrer ruhigen Augen von ihm. Erst als sich die Mutter beruhigt und zurückgezogen hatte, brach Hilde ihr Schweigen.

„Du hast dein Wort schlecht gehalten, Heinz.“

„Ich weiß es, Hilde, und ich bin es gewiß nicht wert, daß ich ein gutes Wort von dir höre. Ich hätte arbeiten müssen. Ich wußte, daß wir plötzlich arm waren, aber anstatt zu arbeiten, habe ich ge-

bummelt und immer nur der Mutter Hilfe beansprucht. Aber Hilde, ich werde jetzt ein anderer Mensch. Ihr hört nicht eher von mir, als bis ich etwas erreicht habe.“

„Heinz, was willst du tun? Du bist es mir schuldig, sage mir, was du beabsichtigst. Wie willst du deine Mutter trösten?“

„Ich gehe nach Amerika.“ Sie fuhr auf.

„Heinz — du — und alles waren Träume — alles leerer Dunst?“

„Nein, ich komme wieder, Hilde. Um die Mutter sorge ich mich nicht. Sie hat ihre Heimat bei dir gefunden, und ich bin dir dafür so dankbar.“

„Ach, wozu darüber reden. Ich glaube dir nicht mehr. Du hast noch nichts bewiesen.“

Sie fühlte es heiß in ihrer Kehle aufsteigen, aber mühsam beherrschte sie sich. „Nur nicht zeigen, was er dir trotz alledem ist,“ dachte sie in großer Angst. Dann hatte sie einen Gedanken. Wenn er ernstlich

„Bitte, nicht weiter. Wenn du wiederkommst. Wir haben beide Zeit. Du und ich. Ich will dir noch sagen: Den Ring darfst du nie von dir geben, es sei denn, daß er dich vor dem Außersten bewahren könnte.“

Doktor Hilde Ambrosius verabschiedete sich, da sie im Krankenhaus erwartet wurde, und Heinz Liebrecht blieb noch eine Weile bei der Mutter. Als Hilde zurückkam, war er fort. Es schien ihr von dieser Stunde an, als hätte ihr Leben seinen besonderen Wert verloren. Die Trennung hatte sie tiefinnerlich, schmerzlich getroffen.

Jahre gingen dahin. Hilde Ambrosius hatte längst ihre eigene Klinik. Frau Liebrecht war ihrem Leiden allmählich erlegen, und von Heinz hörte die Jugendfreundin nichts mehr. Zu Anfang waren noch einige Briefe gekommen. Er hatte in überschwenglichen Worten für das Geld gedankt, das er in ihrem Brief gefunden, den er erst



Der neue Brunnen vor dem Landeshaus in Düsseldorf, ein Werk des Bildhauers E. Lauffs, Düsseldorf. Phot. E. Eichtenberg.

arbeiten würde, dann wollte sie ihm von ihren reichen Mitteln das Weiterstudieren ermöglichen. Sie sprach diese Gedanken aus. Er aber wies sie von sich.

„Das kann ich nie annehmen, Hilde. Und überdies, ich habe so wenig das Zeug zum Arzt, wie es mein Vater zum Kaufmann hatte. Ich muß in die Welt. Ich will meinetwegen drüben alles durchkosten, nur aus eigener Kraft muß ich mir jetzt meine Zukunft aufbauen.“

„So geh, meine besten Wünsche begleiten dich. Doch warte einen Augenblick.“

Sie ging in ihr Zimmer hinüber und lehrte nach wenigen Minuten zurück.

„Du mußt mir versprechen, diesen Brief erst in Newyork zu öffnen. Kannst du das? Und nimm meinen Ring als Talisman. Er wird dich immer daran erinnern, daß du eine Heimat hast.“

Tränen traten in seine Augen.

„Hilde, du bist gut, und ich habe dich so —“

bei seiner Ankunft in Amerika öffnen durfte. Dann hatte er noch hin und wieder geschrieben, daß der Existenzkampf drüben noch viel härter sei als in der alten Heimat, und daß er jegliche Arbeit zu verrichten bereit wäre, wenn er dadurch nur die Möglichkeit hätte, sein tägliches Brot zu erhalten. Aber die niedrigste Beschäftigung habe selbst so zahllose Bewerber, daß es ein Wunder sein müßte, wenn er irgendwo angenommen würde.

Dann war kein Wort mehr von ihm zu ihr gekommen.

Hilde Ambrosius schaffte sich durch beharrliche Arbeit einen bedeutenden Namen. Sie erzielte gute Heilerfolge, selbst in komplizierten Fällen, und ihr Mitarbeiter, ein tüchtiger Chirurg, bewarb sich schon seit längerer Zeit um sie, ohne jedoch in ihrem Herzen irgendwelche Empfindungen zu erwecken. Wenn sie es sich auch nicht eingestehen wollte, so glommt doch noch in ihrer Seele eine leise Hoffnung, daß Heinz Liebrecht eines Tages vor ihr stehen würde.

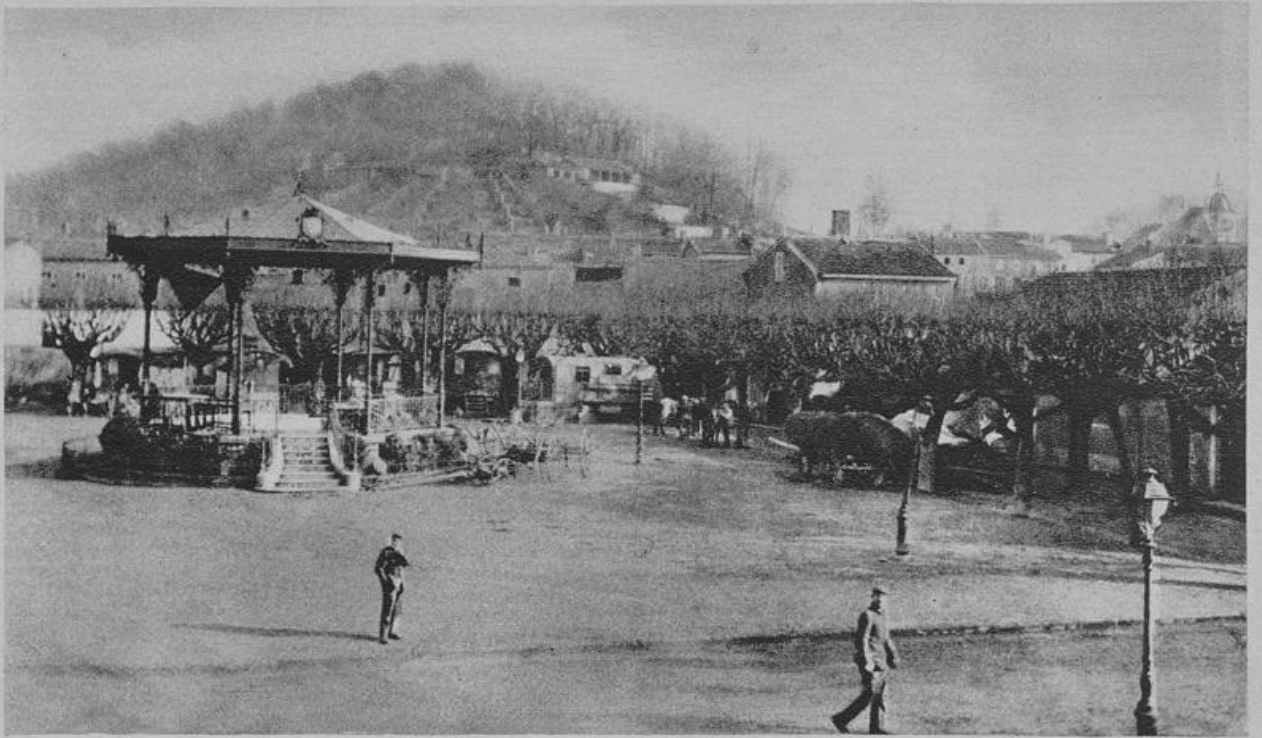
Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz.



Blick in das heißumstrittene Jonzotal, im Hintergrund das vielgenannte Krngebirge.



Die Herrengasse in Görz: Ein friedliches Straßenbild nach zweimonatiger Beschießung der Stadt.



Musikhäuschen in St. Mihiel, im Hintergrund der Kapuzinerberg.



Blick auf das sogenannte Kriegsmuseum in der von uns eroberten Festung Givet.

Das Museum enthält zertrümmerte oder halbverbrannte Gegenstände, die in der zusammengeschossenen Festung von deutschen Soldaten gesammelt wurden.

Der Krieg kam. Es gelang nur wenigen Deutschen in den ersten Kriegstagen, nach Europa hinüberzukommen. Heinz Liebrecht aber hätte sich nicht zurückhalten lassen, wie er auch die allergeringste Möglichkeit sofort benutzte. Er gelangte über Holland nach Deutschland und stellte sich sogleich der Militärverwaltung. Eine große Begeisterung erfüllte ihn. Nun konnte er beweisen, daß auch sein Leben zu etwas nütze war. Freudig zog er in die Schlachten, war der Tapfersten einer und erhielt nach harten Kämpfen das schlichte Ehrenzeichen.

Stolz trug er das Eiserne Kreuz auf der Brust. Dann erlitt er bei einem nächtlichen Sturmangriff in Flandern eine schwere Verwundung und wurde nach Deutschland gebracht. Lange dauerte es, ehe der Heilprozeß so weit vorgeschritten war, daß er beurlaubt werden konnte. Er durchlebte seine Tage in ungezügelter Ungeduld, und endlich durfte er die Reise antreten, an deren Ziel er Hilbe Ambrosius sehen

auf seine Hand, an der jener sprühende Brillant fehlte, den sie ihm als Talisman mit in die Neue Welt gegeben hatte.

Heinz Liebrecht sah ihren Blick.

„Du suchst den Ring vergebens, Hilbe. Er rettete mir das Leben und legte mir den Grundstein zu meiner Zukunft. Laß dir erzählen. Ich irrite halb verhungert durch die Straßen Newyorks, hatte auf der Brooklynbrücke gestanden und hinunter in die Tiefe geschaut und den Entschluß gefaßt, mit einem Sprung meinem jämmerlichen Dasein ein Ende zu machen. Jede Phase habe ich durchkostet. Nichts Menschliches ist mir fremd geblieben. Ich stand nachts in elenden Spelunken und verzapfte schlechte Getränke an lichtcheues Gefindel; ich stand bei helllichem Tage vor Kinos und schrie aus Leibeskräften das Programm herunter und putzte Stiefel in großen Hotels. Hundert Dinge könnte ich dir aufzählen, die ich verrichtet habe.“



Seldgottesdienst an der Front im Westen.

Phot. G. Bruennlein.

würde. Sie wußte nichts von ihm und glaubte ihn drüben jenseits des Ozeans, als eines Tages, in dem Augenblick, wo ihre Gedanken wieder einmal beharrlich mit ihm beschäftigt waren, ein feldgrauer Soldat vor ihr stand, den sie erstaunt betrachtete. Die Züge schienen ihr fremd, und doch glaubte sie irgendwelche Ähnlichkeit mit ihrem einstigen Freund zu entdecken.

„Hilbe!“

Sie erschrak heftig und trat einen Schritt zurück. Er reichte ihr die Hand.

„Hilbe.“

„Du bist es, Heinz — als Soldat?“

Sie faßte sich schnell. Eine Wandlung vollzog sich in ihrem Herzen, und ruhig überließ sie ihm ihre Hände.

„Nun mußt du mir aber erzählen, wie es dir ergangen ist, in den langen Jahren.“

Er nahm den Platz, den sie ihm bot. Ihre Blicke glitten hinunter

Doktor Hilbe Ambrosius lauschte ihm interessiert. Sie empfand großes Mitleid mit ihm; als sie aber daran dachte, daß sie ganz heimlich auf ihn gewartet hatte, da flog ein Lächeln um ihren Mund.

„Einmal war ich im Deutschen Klub beschäftigt. Es ging dort oft lustig zu, und weißt du, bei einem Herrenabend, da hörte ich das alte Studentenlied:

„Doch eine ist, die weint um mich,

Die wohnt im fernen Heimatland;

Doch ihren Ring verlorste ich —“

Du kennst doch das Lied, Hilbe. Wie Feuer ergoß es sich durch meinen Körper. Ich konnte kaum meine freie Stunde erwarten, fürzte fort, lief wie belesen durch die Straßen und — Hilbe, sei nicht böse — ich verkaufte deinen Ring. Er war wertvoll. Und ich ging hin, kaufte mir für das Geld Anzug und Schuhe und fand in dieser neuen Bekleidung bei einem der Herren, der Mitglied des Deutschen Klubs war, eine Anstellung in seiner Fabrik. Mit Feuereifer ging ich a „

die Sache heran. Ich wollte dir beweisen, daß aus mir noch ein ganzer Kerl werden konnte. Wie ein Tier habe ich gearbeitet, und heute bin ich Teilhaber jener Firma, die mich damals angestellt hat." Hilbe Ambrosius lächelte besorgt.

„Gott sei Dank, Heinz, daß du mich von dieser Sorge erlösest! Ich freue mich, daß es dir so gut geht und daß du dich als wahrer Deutscher gezeigt hast.“

„Ich liebe mein altes Vaterland, meine Hilbe, und wenn du willst —“

Sie erschrak. „Er glaubt doch nicht etwa, daß ich ihn jetzt heiraten werde,“ dachte sie, und rasch nach einem andern Thema greifend, sagte sie:

„Wir können jetzt beide zufrieden sein, Heinz. Jeder steht an dem Platz, an dem er stehen muß. Nach dem Krieg wirst du wieder nach Amerika fahren. Man kann auch im Ausland ein guter Deutscher sein, nicht wahr?“

Er sah enttäuscht aus.

„Ich habe es mir so schön gedacht, Hilbe. Zum Beispiel, mit meinem Geld könnten wir ein großes Sanatorium bauen, mit allen neuzzeitlichen Erfordernissen, und ich leitete dann den kaufmännischen Teil.“

Sie lachte.

„Lieber Heinz, dazu ist es zu spät. Mein Wirkungskreis liegt hier. Sieh, drüben das große Haus ist voller kleiner Patienten. Wir bleibt hier so viel zu tun.“

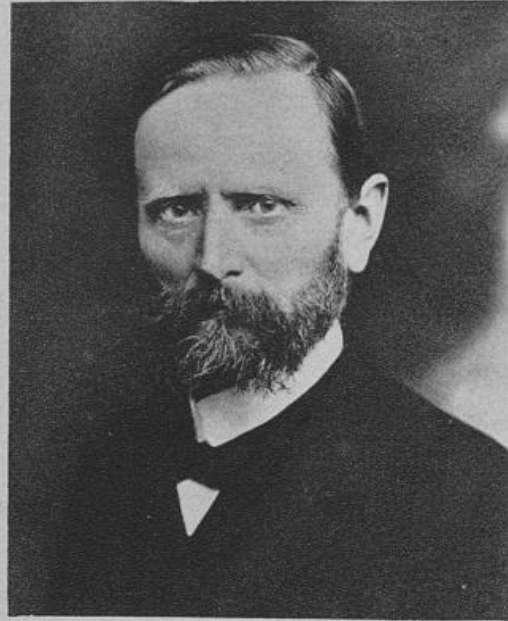
In diesem Augenblick meldete das Mädchen einen Herrn. Hilbe sprang lebhaft auf und eilte dem Eintretenden entgegen.

„Herr Doktor, — sehen Sie, hier ist mein Jugendfreund. Ich erzählte Ihnen bereits wiederholt von ihm.“

Und zu Heinz Liebrecht gewandt:

„Lieber Heinz, — ich stelle dir meinen zukünftigen Gatten, Herrn Doktor Braun, vor.“

Doktor Braun neigte sich über ihre Hand und küßte sie.



Joseph Thyssen, Mülheim (Ruhr), †.

Der Verstorbene, 1844 in Eschweiler geboren, ist in der Öffentlichkeit nie hervorgetreten. Seine unermüdete Arbeit galt der Entwicklung der Thyssenschen Werke. Auch viele gemeinnützige Bestrebungen verlieren in ihm ihren tatkräftigsten Förderer. Der tödliche Unfall ereignete sich im Betriebe des Werkes; als Thyssen auf der Betriebsbahn die Aufschriften und die Ladung zweier Eisenbahnwagen prüfen wollte, kamen diese Wagen in Bewegung. Joseph Thyssen geriet zwischen zwei Puffern. Der Brustkorb wurde ihm eingedrückt. Der Tod trat nach wenigen Minuten ein.



Der Herzog und die Herzogin von Braunschweig an den Gräbern gefallener Braunschweiger bei Kettel (Provinz Namur).

Prof. Wilhelm Kreis, Düsseldorf, 3. Z. in Namur, erläutert dem Herzogs paar seinen Entwurf des an dieser Stelle geplanten Grabdenkmals, eines Denksteins der im Walde hier gefallenen Braunschweiger.

Von links nach rechts: Oberleutnant Tafel; Erz. Graf v. Schulenburg, Gouverneur von Lüttich; Prof. Kreis; der Herzog von Braunschweig; die Herzogin; Major Friedrich.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

„Sie machen mich unendlich glücklich. Nachdem Sie so lange auf das ersehnte Jawort warten ließen, bin ich Ihnen jetzt doppelt dankbar.“

„Ich weiß jetzt erst, daß wir in gemeinsamer Arbeit unser Leben leben können. Diese Erkenntnis flammt in dieser Stunde in mir auf.“

Heinz Liebrecht schaute ganz fassungslos in ihr Gesicht, aber sie lächelte freundlich.

„Nicht wahr, du bleibst unser Gast, Heinz.“

Er lehnte ab, verabschiedete sich bald. Es war ihm, als seien Saiten in seinem Innern zerprungen und als könnte er niemals mehr froh werden.

Hilbe Ambrosius begleitete ihn bis zur Tür, und wie einst nahm sie auch diesmal wieder einen Ring von ihrem Finger und streifte ihn an seine Hand.

„Ein Talisman, Heinz. Er erinnert dich an unsere Jugendfreundschaft. Und wenn der Krieg vorüber und die Welt wieder ruhig geworden ist, dann fährst du wieder über den Ocean — vielleicht wartet dort ein deutsches Mädchen in langer Sehnsucht deiner.“

Heinz Liebrecht stand wie betäubt auf der Straße. Erst die Vorübergehenden rissen ihn in die Gegenwart zurück.

„Ein deutsches Mädchen,“ hatte sie gesagt, und dann trat ein Bild vor seine Seele, und er sah ein schlantes junges Mädchen vor sich, die Tochter seines Teilhabers, der er nicht gleichgültig war, und plötzlich atmete er wie befreit auf.

„Doch eine ist, die weint um mich, Die wohnt im fern-Heimatland.“

Leichten Herzens schritt er über die Straße, blieb an der Ecke einen Augenblick stehen und schaute zu der Klinik hinüber.

Und der üppige Goldregen bewegte sich über dem Gartengitter im leisen Wind, als sende er dem Scheidenden trauliche Grüße.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

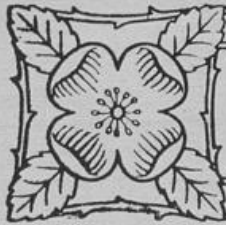
Düsseldorf, 8. August

1915



Krankenvagen einer Sanitätskompagnie im Westen auf dem Marsch durch ein zerschossenes Dorf zum Schlachtfeld.

Phot. Gebr. Barchel.



Meine deutsche Frau.

Erzählung von J. Oppen.



Sie stand vor ihm in ihrem weißen Kleide, den Tennisschläger in den schlanken, etwas gebräunten Händen, das zerzaute Blondhaar umschattete das feine Oval ihres Gesichts mit den unregelmäßigen, doch hübschen Zügen. Die wasserklaren Manaugen ruhten ernst und kühl auf seinem erregten Antlitz.

Ihre Ruhe und Sicherheit entwaffneten ihn.

„Du bestehst also auf deiner Reise nach London?“ fragte er und bemühte sich, seinen Gleichmut zu bewahren.

„Auf unserer Reise,“ war die kurze, gemessene Erwiderung.

„Davon kann unter den jetzigen Verhältnissen kaum die Rede sein.“

„Können politische Verhältnisse, die noch lange nicht geklärt sind, Einfluß auf unsere privaten Angelegenheiten haben? Du bist Professor der Chemie. Was hat dein Laboratorium mit Krieg und Frieden zu tun?“

„Ich bin ein Deutscher vor allem. Wenn mein Herr und Kaiser mich ruft, dann —“

„O, in England ist das ganz anders,“ fiel sie ihm rasch ins Wort.

„In England —“

Er unterbrach sie ungeduldig. „Das kann doch für mich kaum in Frage kommen, wie es in deiner Heimat üblich ist.“

„Ich sehe nicht ein,“ beharrte sie in ihrer Gelassenheit, „warum ich eine Reise aufgeben soll, auf die ich mich gefreut habe. Wir haben so interessante Turniere auszusüchten. Bruder Bob wäre ganz trostlos. Er und ich sind bereits vielfach verpflichtet.“

Professor Hanfen lächelte ironisch. „Dieser Grund wäre allerdings stichhaltig. Doch nun genug, Daisy, all dieser kleinlichen Plänkereien.“ Er ging auf die junge Frau zu und legte in einer innigen Zärtlichkeit seinen Arm um ihre schmalen Schultern. „Das kann ja dein Ernst nicht sein mit der Reise, du bist ja eines Deutschen Gattin. Wenn du mich auch im Augenblick nicht ganz verstehst, so hast du mich doch lieb und fügst dich ganz meinen Wünschen.“

„Du irrst. Ich bin nicht die ideale deutsche Frau, die ganz urteilslose Hingabe ist. Ich sinke nicht zur Erde und bete, wie in dem deutschen Stück neulich, mein hoher Herr. Ich bin dein Lebenskamerad, und als solcher kommen meine Meinung und mein Urteil genau gleich dem deinen in Betracht, und ebenso meine Wünsche. Ich verlange für deine Weigerung Gründe. Deine Dienstpflicht ist lang vorüber. Was also kümmert dich der Krieg?“

„Ich melde mich eben freiwillig. Man wird mich noch brauchen können.“

„Freiwillig?“ jagte sie erstaunt. „Bei uns in England geht keiner von der Gesellschaft.“

„Ich bitte dich, Liebbling, keine Vergleiche. Gewöhne dich doch mir zuliebe daran, nach deutscher Art zu denken und zu leben. Sind wir beide nicht hier glücklich in unserm stillen Rheinischlöschchen? Kannst du nicht das kleine Opfer bringen, die Reise noch einige Wochen zu verschieben, bis sich die Lage geklärt hat. Dann vielleicht —“

„O, du bist ein deutscher Barbar. Bei uns in England gilt das Wort der Lady.“



Aufziehen der Wache in Thiel in der belgischen Provinz Westflandern

Professor Hansen wollte antworten, doch ein erregtes Klopfen unterbrach ihn. Sein junger Assistent stand in der geöffneten Tür, ehe er noch herein gerufen hatte.

„Herr Professor, ernste Nachrichten. Deutschland hat Rußland ein Ultimatum gestellt, in wenigen Tagen muß sich's entscheiden, man glaubt nicht mehr an eine Einigung.“

Der Professor überflog die Zeitung. Seine Frau sah über seine Schultern einige Momente auf das Blatt.

„Well, mein Freund, die Zeit drängt, ich vade ein — du bestimmst dich inzwischen.“ Hansen ließ das Blatt sinken. Die Tür fiel hart ins Schloß, seine junge Frau hatte das Zimmer verlassen. Er zuckte zusammen und wurde blaß. Einige Momente war es still in dem sonnenhellen Raum, der ganz nach englischer Art mit lichten Möbeln ausgestattet war. Über die blumengeschmückte Terrasse sah man weit hinaus das glitzernde Bogenband des Rheinstromes schimmern. Auf sanft ansteigenden Geländen blühten die Reben. Ein Dampfer, bunt bewimpelt, durchschnitt die klare Flut. Fröhliche Klänge tönten abgerissen wie fernes Grinsen zu den beiden Männern herüber. In ihnen schienen gleiche Gedanken aufzusteigen. Der junge Doktor Erbach rief dann lebhaft: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein. Den müssen wir schützen.“

Stumm reichte ihm der Professor die Hand. „Sie nehmen mir das Wort von den Lippen,“ sagte er dann langsam. „Recht so, heute schließen wir, ich habe keine Ruhe zur Arbeit, und Sie suchen gewiß gleich die Thüren auf. Wer weiß, ob nicht bald unsere Stunde schlägt.“

Nachdem der junge Assistent gegangen, stand Professor Hansen noch lange an den geöffneten Fenstern. Im oberen Stodwerk schien Daisy rege Geschäftigkeit zu entfalten. Er hörte Stühle rücken und schwere Koffer schleppen. Es war ein Durcheinander, ein Poltern, ein Scharren, ein Rufen.

Ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen. Sollte sie wirklich gehen, ihre Pläne rücksichtslos verwirklichen, in diesen ernsten Tagen? Er seufzte tief auf.

In seiner kurzen Ehe hatte er schon sehr oft Gelegenheit gehabt, ihren Starrsinn kennen zu lernen und die Selbstsucht, mit dem sie sich durchzusetzen wußte. All die kleinen Gelegenheiten, die ihm Beispiel gewesen, traten in den Vordergrund seines Denkens.

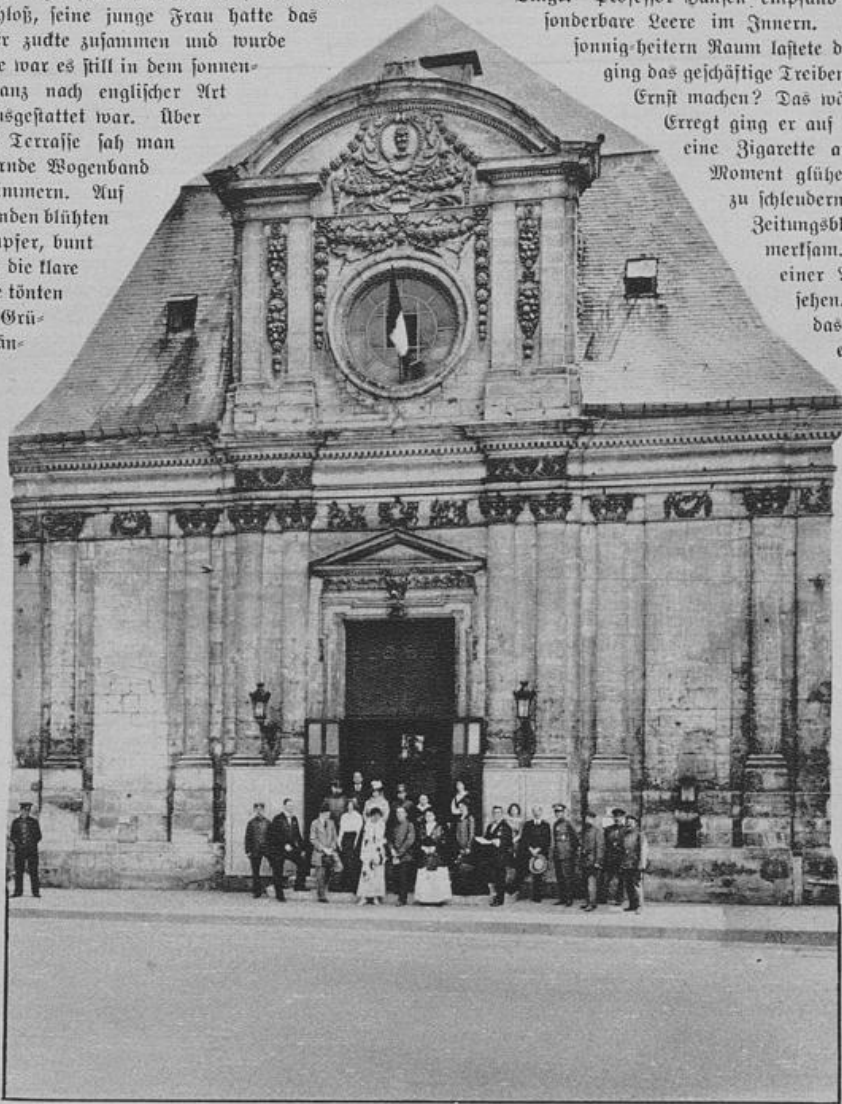
Immer hatte er in liebevoller Weise nachgegeben und seine kleine Tyrannin zu überzeugen gesucht, nachdem sie ihren Willen durchgesetzt. Sie hatte mit Klüßen und Scherzen seine ernstern Ermahnungen fortzuschleichen gesucht und ihn dann immer von neuem mit ihrem eigenartigen Reiz zu fesseln gewußt, daß er, vollständig in ihrem Bann, sich seines heißen Empfindens nicht erwehren konnte. Freilich hatte es sich wohl nur um kleine Alltäglichkeiten gehandelt, die kaum wert gewesen waren, schärfer beurteilt zu werden. Heute stand anderes auf dem Spiele, heute handelte es sich um hochwichtige, ernste Dinge. Professor Hansen empfand mit einem Male eine sonderbare Leere im Innern. Die Einsamkeit in dem sonnig-heitern Raum lastete drückend auf ihm. Oben ging das geschäftige Treiben fort. Sollte sie wirklich Ernst machen? Das wäre denn doch unerhört.

Erregt ging er auf und nieder, zündete sich eine Zigarette an, um sie im nächsten Moment glühend in den Aschenbecher zu schleudern, nahm von neuem das Zeitungsblatt auf und las aufmerksam. Das heisere Kreischen einer Autohupe ließ ihn aufsehen. Sein Auto fuhr vor das Parktor. Bald darauf erschien Daisy im hellgrauen Sommerkleid, gefolgt von ihrer Jungfer. Ohne sich umzuschauen, stieg sie in den Wagen, der Schlag flog zu. Die durchdringenden Blicke Hansens schienen die junge Frau im Wagen zu empfinden. Sie hob den Kopf, grüßte leicht hinauf.

Nach wenigen Augenblicken war sie seinen Blicken entschwunden.

„Wertwürdig,“ murmelte Hansen vor sich hin, „sie geht von ihren Gewohnheiten nicht ab. Jetzt ist die Stunde, in der sie einkaufen geht. Ob das europäische Gleichgewicht gestört wird oder nicht, sie kümmert sich nur um ihre kleine, ihr so hochwichtige Person, alle andern Interessen kommen erst in zweiter Linie. Was lehrt diese Wesensart?“ Er mochte sich die Fragen kaum beantworten. Seine

Gedanken kehrten in die Zeit zurück, in der er gelegentlich eines naturhistorischen Kongresses in London Gelegenheit gehabt hatte, sie kennen zu lernen. Ihr Onkel war ein Freund von ihm gewesen und seit Jahren in regem, wissenschaftlichen Gedankenaustausch mit ihm. Er hatte ihn damals eingeladen, in seinem Landhaus einige Wochen zu verbringen. Dort trat Professor Hansen Daisy näher. Das junge, schöne Mädchen zeigte viel Interesse für seine Wissenschaft, hatte mit Eifer und Verständnis seine Schriften gelesen und wußte so anregend zu plaudern und zu fragen, daß es dem jungen Gelehrten ein Genuß



Gaßspiele rheinischer Künstler an der Westfront.

Die Künstlerschar unter der Leitung von Fritz Ebers vor dem Stadttheater in Caen.

Vordere Reihe von links: Otto Busch, Dr. Kudhoff, Frau Dr. Kudhoff, Frau Direktor Ebers (Rose Rubner), Direktor Fritz Ebers (in Uniform), Frau Cecilie Hendels, Elisabeth Graf-Wolf, Richard Jürgas, Paula Hendels, Friedrich Korges; zweite Reihe: Albert Jansen, Fr. Dr. Orthmann, Theo A. Sprüngli, Helene Orthmann.

Vom Kriegsspiel der Jungmannschaften Düsseldorf und Duisburgs.



Eine Schützenlinie bei dem Begegnungsgefecht zwischen dem Düsseldorfer Freiwilligenregiment und der Duisburger Jugendwehr.



Mittagspause der Jungmannen nach dem Rufe: „Das Ganze halt!“



Nach dem Gefecht.

Freund und Feind sammeln sich in friedlicher Gruppenkolonne, um sich nach einem gemeinschaftlichen Zusammensein wieder nach den Heimatstätten zu begeben. Generalmajor Neuhaus war für das Stellv. Generalkommando des 7. Armeekorps erschienen. Er ließ die Jungmannschaft im Parademarsch vorbeiziehen.

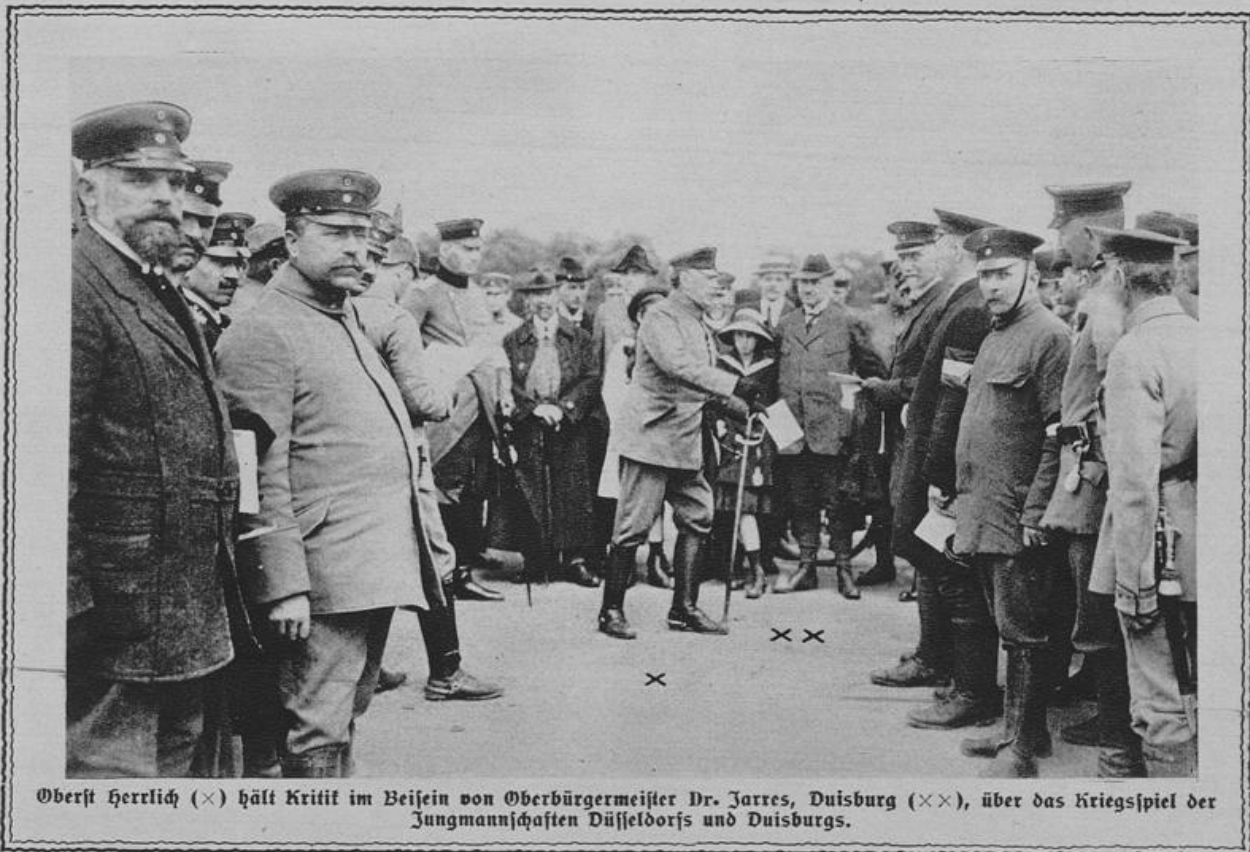
war, mit ihr zusammen zu sein. Dieser eigenartige Mädchentypus, dem er bis dahin noch nicht begegnet war, und dessen charakteristische Merkmale wunderbar gemischte und einander widerstrebende Eigenschaften zeigten, fesselte das Interesse des Gelehrten und des Mannes und beschäftigte seine Gedanken, reizte ihn fast wie ein wissenschaftliches Problem. Sie zeigte ihm offen, wie sie für ihn empfand, ohne jedoch die Grenzen zu überschreiten, die sie von einander trennten. Es war kaum zu verwundern, daß Hansens Herz bald in Flammen stand und sein anfängliches reges Interesse bald einer tiefen, heißen Reizung wich. Seiner Werbung setzte man Hindernisse entgegen, die alle an der Energie seiner Verlobten und an seiner innigen Reizung scheiterten.

Nach kurzen, heißen Sturmwochen sah sie der Herbst als Jungvermählte in die kleine Villa am Rhein einziehen. Daisy lebte sich schwer in die neuen Verhältnisse ein. Ihr Haus führte sie nach eng-

nach innen gekehrte Auge strahlte voll Feuer ins Leben hinein. Es war etwas Freudiges, Erwartungsvolles in ihm, und er riß seine Umgebung damit fort. Man wollte zu gern in dem gasflichen, anregenden Heim des jungen Paares. Er merkte in seinem Glück nicht, daß Daisy Alleinherrscherin war, sie befahl, und man gehorchte. So war alles in vollster Harmonie geblieben bis heute. Jetzt empfand er, daß seine Nachgiebigkeit selbst in kleinen, unwesentlichen Dingen nicht richtig gewesen war.

Aber er hegte die Hoffnung, daß Daisys klarer Verstand ihr den rechten Weg zeigen würde.

Stunden vergingen, ehe sie heimkehrte. Während er sein einjames Mahl einnahm, lasteten zum erstenmal Sorgen auf seiner sonst so heitern Stirn. Erst gegen Abend sahen sich die Gatten wieder. Daisy, reisefertig, nahm Abschied in leicht tändelnder Art, als gelte es einen kleinen Ausflug für kurze Tage. Sie versprach ihm lachend,



Oberst Herrlich (×) hält Kritik im Beisein von Oberbürgermeister Dr. Jarres, Duisburg (××), über das Kriegsspiel der Jungmannschaften Düsseldorf und Duisburgs.

lischem Muster. Hansen ließ sie gewähren. Er vertiefte sich in seine Arbeiten und hatte die Freude, bei Daisy immer Verständnis und Interesse zu finden. Als er ihr einmal darüber seine herzliche Bewunderung und Dankbarkeit ausdrückte, sagte sie:

„Das Interesse für den Mann erweckte in mir das Interesse für seine Wissenschaft, für seine Werke. Ich sah dein Bild, lernte dich aus den Briefen an Onkel kennen, und ich wußte, daß du der Mann bist, der mir als Lebenskamerad bestimmt ist.“

Diese offene Antwort wirkte eigenartig auf sein heißes Empfinden. Er hatte solchen Freimut nicht erwartet. Welches deutsche Gretchen hätte so klar und wahrhaftig geantwortet, fast zu durchsichtig ihre Gefühlswelt ihm preisgegeben? Doch im nächsten Augenblick sagte er sich, welch Unrecht er begangen, nur einen Augenblick diese schöne Offenheit zu bemängeln und leidenschaftlicher und inniger schloß er das holde Geschöpf in seine Arme. So lebte er in den ersten Monaten seiner Ehe in einem beständigen Rausch, seine Bekannten wunderten sich über sein frisches Aussehen, alles an ihm sprudelte Geist und Leben. Seine Bewegungen waren leicht und elastisch, und das sonst sinnend

ihre Ankunft sofort zu melden, hoffte aber bestimmt, ihn in wenigen Tagen bei sich zu sehen.

„Du hast bis jetzt immer das gewollt, was ich gewollt habe, und das böse Zeitungsblatt von heute mittag wird null und nichtig werden, wenn die Sehnsucht dich in meine Arme treibt.“

Zum erstenmal ging er auf ihre Scherze nicht ein. Erst in den letzten Augenblicken vor Abgang des Zuges riß er sie in seine Arme und küßte sie, als gelte es einen Abschied für immer. Momentlang verlor sie ihre tändelnde, leichte Heiterkeit. Sie blieb blaß und still, als der Schaffner aufforderte, den Wagen zu verlassen, und lange wußte sie ihm mit der Hand, bis der davoneilende Zug ihn ihren Blicken entriß.

Die kommenden Tage, die der Professor in fieberhafter Spannung verbrachte, verlebte Daisy im Kreise der Ihrigen heiter und harmlos. Ihre Sportinteressen traten in den Vordergrund, sie war stundenlang im Training mit ihrem Bruder, man sprach nur von den kommenden



Unsere Feldgrauen beim Anlegen einer Wasserleitung in den Vogesen; im Hintergrund der fertige Hochbehälter.

großen Turnieren, von den Wetten, Politil interessierte sie nicht, ja sogar die Briefe ihres Gatten ließ sie einige Tage uneröffnet liegen, bis endlich das große Ereignis wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die Erscheinung trat. Krieg!

Die Ereignisse drängten, immer schärfer spitzten sich die Verhältnisse zu. Englands Haltung war der Gegenstand allgemeinen Interesses. Zum erstenmal herrschte in Rose Garden, dem Landsitz von Daijys Eltern, der heimgekehrten Tochter gegenüber eine seltsame Kühle. Es schien fast, als türmten sich Schranken auf zwischen ihr und den Ihrigen. Die Unterhaltung stockte, wenn sie ins Zimmer trat, die Diensthoten begegneten ihr nicht mehr mit der freundlichen Achtung, die sie sonst gewöhnt war. Sie fühlte sich plötzlich fremd bei den Ihrigen in der Heimat. Briefe und Telegramme, die sie an ihren Gatten gerichtet, blieben unbeantwortet, sie trostete und grollte ihm, und als dann wirklich das Unerwartete geschah, daß England Deutschland den Krieg erklärte, da begegnete sie in ihrem eigenen Vaterhause so viel Feindseligkeit, daß sie es kaum wagte, ihr Zimmer zu verlassen. Ihre Mutter hatte nur Tränen und Vorwürfe für sie, ihr Vater strich ihr wohl manchmal mitleidig über das Blondhaar, doch Bob, der Bruder, unterließ es nicht, sich scharf gegen ihren Gatten zu äußern und das Land zu verhöhnen, das ihr eine zweite Heimat geworden war.

Die junge Frau empfand zum erstenmal in ihrem Leben den Ernst und die Sorge. Sie begriff die Ihrigen nicht. Welchen Einfluß konnte denn dieser Krieg auf die Zusammengehörigkeit der einzelnen Familienmitglieder haben? War sie denn eine andere geworden, weil sie sich den Mann erkoren, den sie liebte, und der zufällig jener Nation angehörte, die ihre Mitbrüder beschiedelten? Galt denn wirklich ihren aufgeklärten Eltern nicht in erster Linie der Mensch der Charakter? Konnte ihr Gatte dafür, daß seine Heimat in Deutschland stand? Sie begann zum erstenmal nachzudenken, und je ernster sie sich mit den Fragen beschäftigte, die jetzt an sie herantraten, desto mehr empfand sie, wie sehr sie ihrem Gatten gehörte, und wie es sie

jetzt zu ihm zog. Sie begriff den alten Bibelspruch, den man ihr am Tage ihrer Trauung so schön in der kleinen Dorfskirche zugefungen hatte: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, dein Volk sei mein Volk.“ Sie liebte ihre Heimat und lächelte trotzdem, daß sie begonnen hatte, in deutscher Erde zu wurzeln. Der Gedanke heimzukehren nahm Form und Gestalt an. Sie hatte ein Unrecht begangen, ihren Mann in den Tagen, die so Ernstes vorbereiteten, zu verlassen, und in ihrer rajchen Art, Entschlüsse zu fassen, erklärte sie den Ihrigen, sie wolle nach Deutschland zurückkehren. Sie stieß auf hartnäckigen Widerstand, doch allmählich machte sich eine gewisse Angstlichkeit bei ihren Eltern und Geschwistern geltend. Sie fürchteten, daß ihnen die Deutsche, die ihre Tochter doch nun einmal geworden war durch die unselige Heirat, vielleicht Schwierigkeiten machen würde, und man war gewöhnt, recht bequem zu leben und jeder Aufregung aus dem Wege zu gehen. So ließ man die Tochter, ausgerüstet mit Empfehlungslungen, in Begleitung einer treuen Begleiterin ziehen. Doch Daijy nahm die alte Freundin nicht mit. Sie schiffte sich allein ein und gelangte nach mühevoller Fahrt endlich an die deutsche Grenze. Lange, mühselige Eisenbahnfahrten in schwülen Augusttagen folgten. Immer wieder mußten die Züge stehenbleiben, um die zahlreichen Militärzüge vorbeizulassen, die die Truppen an die westliche Grenze bringen sollten. Ein farbenreiches, buntes Bild tat sich vor ihren Augen auf. Überall begegnete sie Begeisterung, froher Zuversicht und schöner Hoffnung. Singend und jauchzend zogen die Truppen vorüber, begleitet von wärmster Teilnahme, von innigen Wünschen. Man konnte sich nicht genug tun in Beweisen der Liebe, der Zuneigung, jeder wollte ein wenig teilhaben an dem großen Wirken und Schaffen. Sie lernte in den Stunden deutsche Art kennen und schätzen und begann nunmehr zu begreifen, daß ihr Gatte nicht einen Augenblick gezögert hatte, seine Dienste dem Vaterlande freiwillig anzubieten.

Die alte Heimat mit all ihren süßen Erinnerungen schwand, je mehr sie sich ihrem Reiseziele näherte. Nur noch eine kurze Strecke,

dann war sie in ihrem kleinen Rheinschlöfchen, dann würde sie sich in die Arme ihres Gatten werfen, ihn um Verzeihung bitten, bei ihm bleiben, mit ihm Not und Gefahr teilen. Denn das stand bei ihr fest: sie ging mit, sie verließ ihn nicht. Es mußte für sie einen Platz geben in seiner Nähe.

Als sie am Abend in die Universitätsstadt einfuhr und müde und erschöpft aus dem überfüllten Abteil stieg, war sie enttäuscht, ihren Gatten nicht zu finden, obgleich sie ihm von ihrer Ankunft telegraphisch Mitteilung gemacht hatte.

Vor ihrem Hause angekommen, fand sie es verschlossen und dunkel. Niemand empfing sie. Die heruntergelassenen Rollläden, die verschlossene Tür zeigte, daß die kleine Villa geräumt war.

Ratlos schaute sie sich um. Trostlos preßte sie die Lippen zusammen. Konnte er ihr das wirklich antun? Lange ging sie auf und ab, immer in der Hoffnung, jetzt müßte er kommen. Endlich machte der Kutscher sie aufmerksam, daß es Zeit sei, sich irgend ein Unterkommen zu suchen. Alle Gasthöfe waren überfüllt, überall war Einquartierung, in den Straßen stuleten die Menschen auf und nieder. Endlich hatte Daisy ein Asyl gefunden. Die Nacht verbrachte sie schlaflos, grübelnd, sinnend. Am Morgen erfuhr sie von dem dienstfertigen Portier, der die junge Frau kannte, daß ihr Gatte bereits mit seinem Regiment an die Westgrenze ausmarchiert sei.

Es dauerte lang, ehe Daisy sich in ihre veränderte Lage finden konnte, aber dann gewann das Interesse für die großen, gewaltigen Ereignisse die Oberhand. Sie nahm teil an der Gegenwart, verfolgte mit fieberndem Interesse jeden Zeitungsbericht und forschte und fragte nach ihrem Gatten. Jeden Tag sondete sie Feldpostbriefe und harzte vergebens auf eine Antwort.

In ihrem einsamen Heim hielt sie es nicht aus. Die befreundeten Damen waren vollauf beschäftigt und beteiligten sich an den Liebeswerken. Ihre zarten, schlanken Hände hatten nie eine Nadel gehalten. Sie wußte nichts mit einem Strickstrumpf anzufangen und begann schließlich diejenigen zu beneiden in ihrer eifrigen Arbeit,

die sie früher mit einem spöttischen Achselzucken abgetan hatte. Ihr schönes Schlöfchen stand leer, und sie sann darüber nach, wie sie ihrem Leben Inhalt geben sollte, um in den bösen, endlos langen Tagen, die sich bis zur Unendlichkeit dehnten, die quälenden Gedanken und Selbstvorwürfe zum Schweigen zu bringen. Da sah sie den ersten Transport der Verwundeten zufällig anlangen, sah, wie hilfsbereite Mädchen und Frauen sich der Tapferen annahmen und beschloß, ihre Räume für diesen Zweck einzurichten. Sie begann nun mit Hilfe erfahrener Freundinnen das Rheinschlöfchen in ein Krankenhaus umzuwandeln und empfand zum erstenmal reine Befriedigung in dem Gedanken, für andere zu sorgen, andern Gutes zu tun. Schon nach wenigen Wochen wurden ihr die ersten Verwundeten ins Haus gebracht. Sie stand wohl allen praktischen Dingen ziemlich ratlos gegenüber, aber ihr eiserner Wille und ihre Energie, ihr klarer Verstand ließen sie bald mit Erfolg beobachten und lernen. Und sie wäre glücklich gewesen, wenn nicht Angst und Sorge um den fernem Gatten ihr Herz bedrückt hätten.

Die großen Schlachten bei Lüttich, Namur waren geschlagen, die Deutschen waren in Brüssel eingezogen. Man belagerte Antwerpen. Alles zitterte vor den kommenden Tagen, niemand verhehlte sich, welch schwere Opfer der Fall der Stadt kosten würde.

Im Rheinschlöfchen war alles besetzt, als um Mitternacht eines trüben Herbsttages der leitende Arzt der städtischen Klinik bei ihr anfrag, ob sie noch für einen Schwerverwundeten ein Bett hätte. Daisy räumte ihr Zimmer, und nach wenigen Stunden wurde der Kranke eingebracht. Als sie am nächsten Morgen die leitende Schwester nach dem neuen Patienten fragte, nannte sie Regiment und Compagnie, und Daisy durchzuckte es in frohem Schreck, daß es einer jener Tapferen sei, die mit ihrem Gatten Schulter an Schulter gekämpft hatten.

Nun mußte sie bald von ihm erfahren. Doch die Schwester erzählte ihr, daß der Kranke vorläufig bewußtlos war, und daß niemand zu ihm hinein dürfe.



Auf dem Marsch zur Stellung in den Vogesen.

Eisphot. Eberth.

Es vergingen Tage der Sorge und der Angst. Daisy zitterte um das Leben des armen Verwundeten. Wenn er nun keinen Wunden erlag, verlor sie wieder die schwache Hoffnung, etwas über ihren Gatten von keinem Kameraden zu hören.

Endlich war der junge Mann bei Besinnung, sie durfte ihn für einige Minuten leben. Doch ihre Hoffnung schwand, der Patient konnte sich nicht auf den Namen seines Waffenbruders erinnern. Nun begann sie täglich von neuem ihre Wanderungen nach der Auskunftsstelle, las mit fieberhaftem Interesse, mit fliegenden Pulsen und stotterndem Herzen die Verurteilten und sorgte für die ihr Anvertrauten in mütterlicher Weise. Da endlich kam ihr die erste Kunde vom Kriegsschauplatz, eine Feldpostkarte, nur wenige Zeilen. „Habe die Feuerkugel glücklich bestanden. Seit einigen Tagen weiß ich dich in unserm Heim. Ich danke dir für deine Mühe, jetzt ist mir nicht mehr bange um das, was kommen mag. Mit Gott für König und

jeden Wagen, fragte die Ärzte, die Beamten. Immer kehrte sie nach erfolglosem Bemühen todtraurig heim. Und endlich brachte man ihn ihr ins Haus, ganz unerwartet, nachdem sie schon jede Hoffnung aufgegeben. Ein Schuß war ihm in die Lunge gegangen, todmatt, halb bewusstlos bettete sie ihn auf ihr Lager. Der Arzt hatte geringe Hoffnung auf Wiederherstellung, die Hilfe für ihn war spät gekommen.

In der Nacht wachte Daisy an seinem Bette, die Erschöpfung und der schwere Blutverlust hatten ihm von neuem das Bewußtsein geraubt. Erst gegen Morgen schien er ein wenig teilnehmender zu sein. Da irrte sein Blick im Zimmer, und er schien seine Umgebung zu erkennen. Dann blieb er auf Daisy ruhen, die vor seinem Lager kniete. Er versuchte die Hand zu heben, formte die Lippen zu einem Worte, und die junge Frau glaubte, daß er ihren Namen geäußert hätte. Sie sprang auf und legte ihr Ohr an seine Lippen. Er flüsterte, kaum bemerkbar: „Dank, Daisy, meine deutsche Frau.“



Weihe des Denkmals zum Gedächtnis der gefallenen deutschen Helden im Etappenbezirk Wilkowskii.

Der Etappenbezirk Wilkowskii, bei dem ostpreussischen Städtchen Eydlahnen, liegt in dem russischen Gouvernement Suwalki. Hier ist vor kurzem, wie auch anderwärts im russischen Operationsgebiet, von nachfolgenden deutschen Gruppen zum Gedächtnis für gefallene Kameraden auf einem freien Platz ein schlichtes Denkmal errichtet worden. Acht niedrige Pfeiler, die durch Ketten verbunden sind, umgeben einen mehrfach abgestuften Obelisk, der auf breitem, treppenartigem Aufbau steht. Unten am Obelisk, auf unserm Bild durch Kränze halb verdeckt, befindet sich eine Gedenktafel mit einem sinnigen Spruch. Dem Weiheakt wohnten die ganze eben anwesende Garnison und eine Abordnung der Zivilverwaltung bei, in deren Obhut das Denkmal übergeben wurde.

Vaterland! Grüße dich in Treue. Hansen.“ Die jähe Freude beim Anblick seiner Schrittzüge veranlaßt, denn die Karte war lange gewandert, ehe sie in ihre Hände gelangt war. Was mochte in den letzten Tagen sich ereignet haben? Daisy, die sonst über jede Sentimentalität gelächelt hatte, verwahrte die Karte in ihrem Brusttasche, da, wo ihr Herz so wild und angstvoll pochte, wie ein deutsches Mädchen wohl den Liebesbrief ihres Erlorenen aufhob, und versuchte ihren Pflichten nachzugehen. — Nach wenigen Tagen erhielt sie ein Telegramm von Dr. Erbach, der ihr mitteilte, daß ihr Gatte vor Antwerpen schwer verwundet worden war und, so bald es möglich sein würde, heimgebracht würde. Das waren Tage der Not und der Angst. Selbst die anstrengendste Arbeit konnte ihr nicht über ihren Kummer hinweghelfen. Ihr Körper war müde und siech, ihr Hirn fieberte. Jeder Zug, der Verwundete brachte, fand sie am Bahnhof. Sie durchsuchte mit ihren heißen Blicken

Dann schwanden ihm wieder die Sinne, und die junge Frau verbrachte Stunden der Angst an seinem Lager und war doch glücklich in dem Gedanken, dem Gatten den Glauben an sich, an ihre Treue in den Schmerzensstunden gegeben zu haben. Jetzt erst wußte sie, was eine Ehe bedeute, jetzt erst fühlte sie sich mit dem Gatten eins. Eine starke Freude durchflutete ihr Herz, Kraft fühlte ihre ermatteten Glieder, sie fühlte sich stark, zu kämpfen und zu ringen um sein Leben. Sie mußte Siegerin bleiben, denn in ihr war die Zuversicht erwacht wie unter ihren deutschen Mitkämpfern und Brüdern, die unwandelbare Treue und Opferfreudigkeit geben muß und unerschütterlicher Glaube. Sie wollte liegen, und sie würde liegen. Ein neues Glück aufbauen auf dem Fundament eines unerschütterlichen, ehrlichen Willens, einer unwandelbaren Liebe und Treue nach deutscher Sitte und deutscher Art.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 33.

Düsseldorf, 15. August

1915



Erkundungsfahrt. Urzeichnung von Berthold Clauß.

Stolze Herzen.

Von Kurt Berger.

Efrig greift die alte Dame nach den Briefen, die auf dem Frühstückstisch liegen. Doch enttäuscht legt sie sie zurück. Wieder ist kein Feldpostbrief dabei. Seit einer Woche schon erwartet sie ihn vergeblich — wenn nur nichts passiert ist!

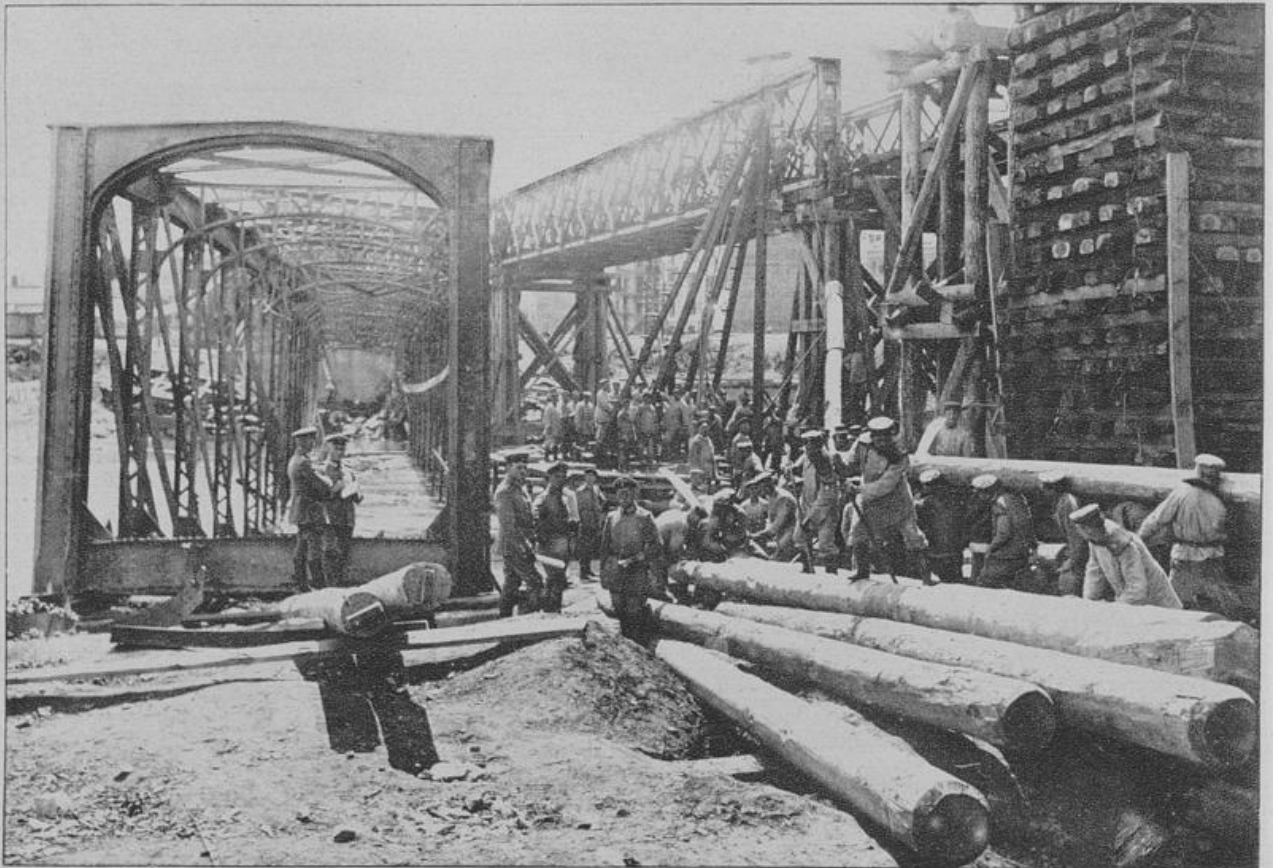
Sie setzt sich an den Tisch, aber das Frühstück bleibt unberührt. In ihren Stuhl zurückgelehnt, blickt sie durch das Fenster auf die Straße hinaus. Häusermauern begrenzen rings ihren Blick, Mauern, nichts als graue Mauern überall. Wie ganz anders war es doch auf ihrem alten Gutshof: da sah man prächtige schattige Bäume, und dahinter dehnten sich die Acker, Wiesen und Felder.

Ihr schönes altes Gut, ja, auf dem „sie“ jetzt waltet. Ob „sie“ wohl Nachricht hat von ihrem Karl? Ihre Schwiegertochter, die Karl gegen den Willen seiner Mutter dort eingeseht hatte. „Sie“ ist schuld daran, daß sie jetzt hier saß inmitten dieses Häusermeers. Zwar hatte sie niemand gezwungen, ihr altes Heim zu verlassen — nein, sie ließ sich von keinem zwingen. Aber sie wollte nicht unter demselben Dach leben mit einer Person, die sich zwischen sie und ihren Sohn gedrängt hatte, mit einer Schwiegertochter, die sie nicht ausgesucht hatte. Und daher war sie in die Stadt geflüchtet, als „sie“ in Benthof eingezogen war.

Dort war ihr Sohn bei ihr gewesen und hatte sie gebeten, zu ihnen zurückzukommen, aber mit ihrem unverbesserlichen Starrsinn hatte sie es stets energisch abgelehnt. Sie wolle sich nicht eindringen wie „gewisse andere Leute“. Dann war Karl aufgestanden und gegangen, denn er duldet es nicht, daß jemand seine Frau beleidigt, auch nicht von seiner eigenen Mutter. Und wenn er fort war, bereute

die alte Frau ihre kränkenden Worte, denn eigentlich hatte sie ja gar nichts gegen ihre Schwiegertochter. Und wäre diese selbst gekommen, um sie zu bitten, wie Karl es tat, so hätte sie bestimmt nachgegeben. „Sie“ hatte aber natürlich auch ihren Stolz, das konnte die Mutter ihr nicht verdenken, ja, es hätte ihr sehr mißfallen, wenn es nicht so gewesen wäre. Sie hatte ja nichts weiter begangen, als daß sie ihren Karl liebte. Daß sie das tat, wußte die Mutter nur zu gut, und gerade deshalb war es doppelt schwer, außerhalb zu stehen. Leer und vereinsamt fühlte sie sich. Ihr Mann war seit vielen Jahren tot, und Karl war ihr einziges Kind. Noch schlimmer wurde es, als das junge Paar den ersten Erben bekam. Es war ja stets ihr schönster Traum gewesen, ein Entelkind auf den Knien zu wiegen, ein Paar weiche Kinderarme sich um ihren Hals schmiegen zu fühlen. Und die Verwirklichung dieses Traumes hatte sie sich selbst zerstört durch ihren unüberwindlichen Stolz. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, wenn sie daran dachte — aber nur, wenn sie ganz allein war; denn niemand sollte je die Frau General aus Benthof seufzen hören.

Am schlimmsten war es nun, seitdem der Krieg tobte. Karl war in aller Eile bei ihr gewesen, um ihr Lebenswohl zu sagen, ehe er mit seinem Regiment austrückte. Wieder hatte er sie gebeten, auf das Gut hinauszuziehen, und wieder hatte sie es abgelehnt. So sah sie nun verbittert in ihrer Einsamkeit, ohne jemanden zu haben, mit dem sie sich gemeinsam freuen und gemeinsam ängstigen konnte. Wenn „sie“ doch nur kommen und sie bitten wollte, ja, nur einen Voten senden wollte, sie gäbe sofort nach. Aber niemand kam. Sie hatte wohl keine Zeit dazu. Sie sollte ja den Gutshof leiten wie ein ganzer



Wiederaufbau einer von den Russen zerstörten Brücke durch unsere Eisenbahnkompagnien.

Mann, mit fester Hand und wissender Umsicht. Ganz wie sie selbst es getan hätte — und ihre Augen leuchteten vor Stolz. Ja, sie waren wohl aus dem gleichen Stoff, schade daß sie nicht nebeneinander standen. Und die alte Dame seufzt so laut, daß sie fast vor sich selbst erschrickt. Rasch erhebt sie sich vom Frühstückstisch und macht sich für ihren Spaziergang zurecht. Sie will hinaus ins Freie, will Landluft atmen, aber die quälenden Gedanken lassen sie nicht los. Sie wandert mit ihnen um die Bette und merkt nicht, daß sie auf dem Wege nach Benthof ist.

Die junge Gutsfrau auf Benthof erhält jeden zweiten Tag Nachricht von ihrem Manne von der Front. Wieder und wieder liest sie seine Briefe, aber es fehlt ihr etwas in ihrer Freude — es fehlt ihr jemand, mit dem sie sie teilen kann. Der kleine Fritz versteht sie noch nicht recht, und die Dienerschaft hört zwar pflichtgetreu zu, die Leute freuen sich, wenn es ihrem Herrn gut geht, aber mit ihr fühlen, das können sie nicht. Sie haben ja ihre eigenen Angehörigen draußen, bei denen ihre Gedanken Tag und Nacht weilen. Und so versucht die junge Frau, ihre Einsamkeit in Arbeit zu ertränken. Am schlimmsten aber war es, daß Karl immer schrieb,

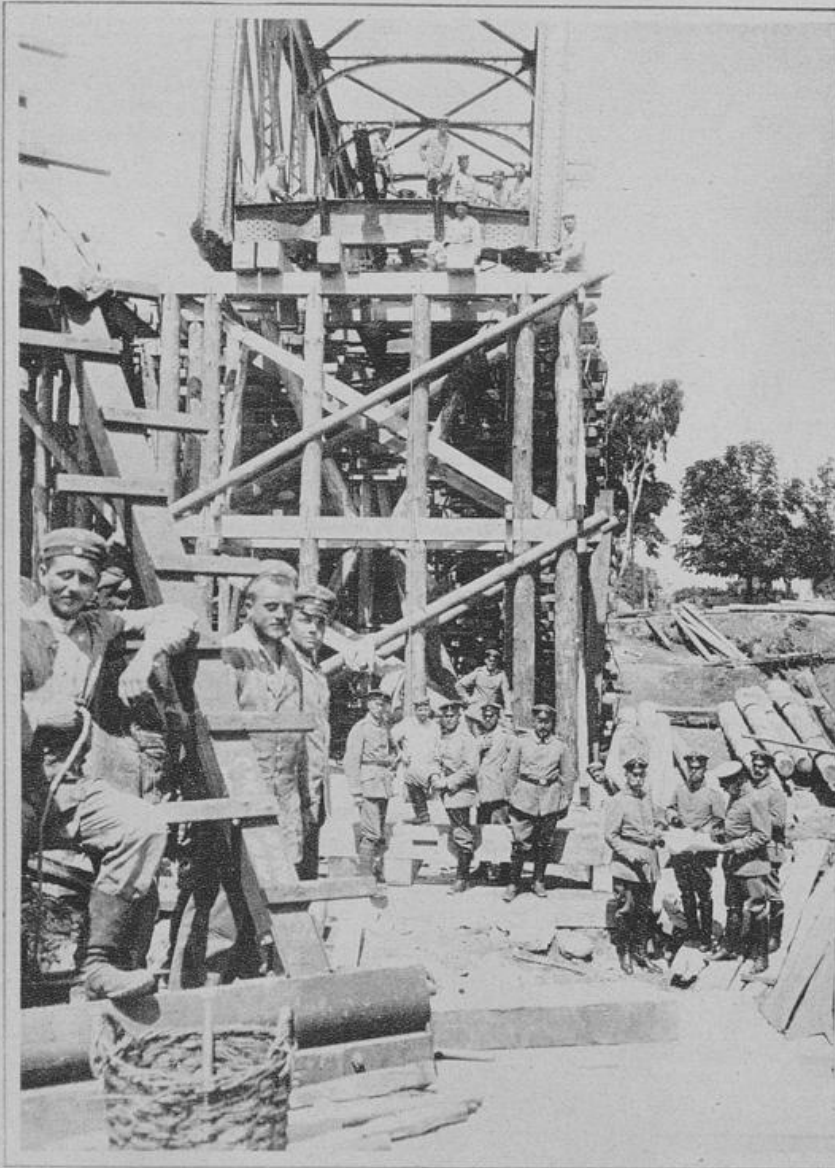
sie solle die Mutter grüßen, wenn sie sie sähe. Das riß die nie verheilte Wunde immer wieder von neuem auf. Sie wußte, wie sehr Karl an seiner Mutter hing; nur die große Liebe zu ihr hatte ihn vermocht, sich von ihr zu trennen. Es schmerzte sie, daß sie die Ursache zu dieser Trennung war, denn sie wußte, wie sehr die beiden darunter litten. Und eigentlich hatte sie nichts gegen ihre Schwiegermutter, diese hatte sich ja von ihr zurückgezogen. Hätte sie sich je gegen sie vergangen, so würde sie oern um Verzeihung bitten, aber sie hatte

sich nichts vorzuwerfen, als daß sie Karl über alles liebte. Das konnte jene ihr scheinbar nicht verzeihen. Doch gern würde sie das alles vergessen, wenn sie nur kommen und ihre Einsamkeit, Freud und Leid mit ihr teilen wollte. Dankbar würde sie ihr sein, ihr die Hände küssen und sich freuen, daß sie sich endlich gefunden hätten. Sie kannte sie aber und wußte, daß sie nie den ersten Schritt tun würde.

Den ersten Schritt — ja, warum tat sie ihn denn nicht selbst?

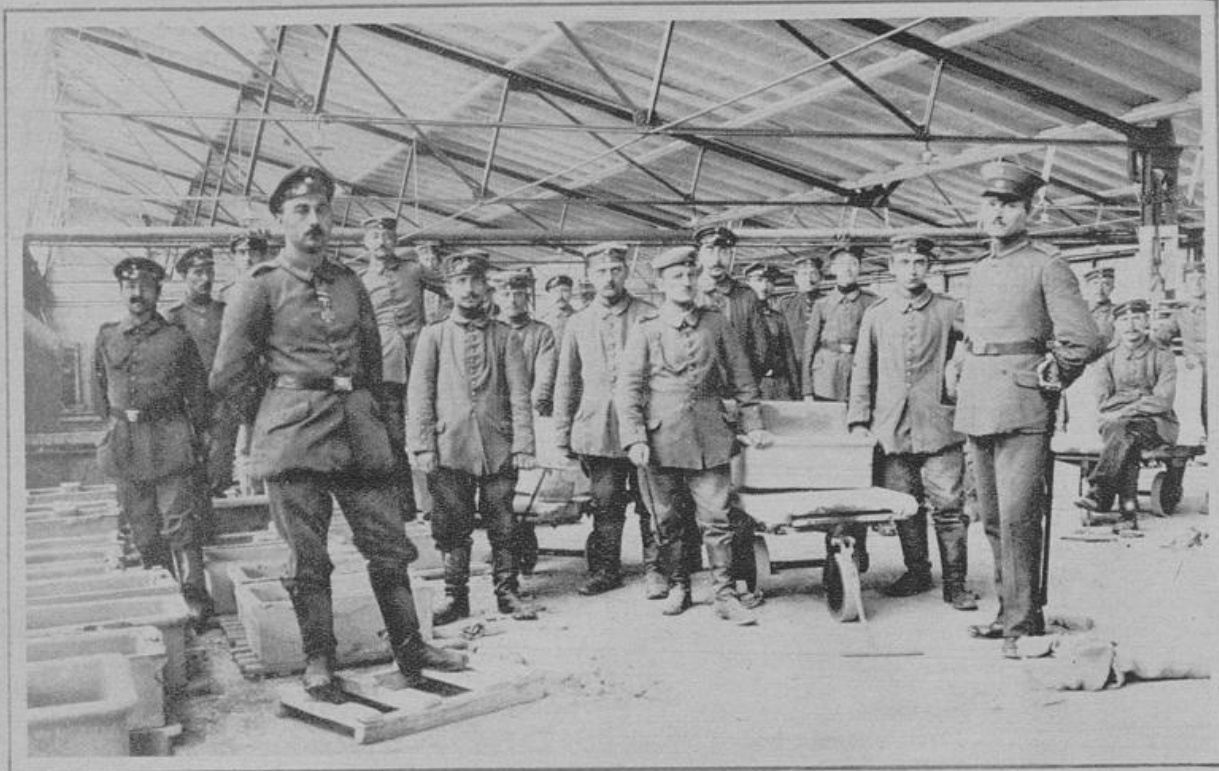
O, dieser Stolz, dieser Starrsinn, den sie gar nicht überwinden konnte! Selbst in diesen Zeiten nicht? Waren das Zeiten, in denen man seine verletzte Eitelkeit pflegte? War das nicht eine Kleinheit angesichts all des Großen, Traurigen? Wenn sie doch nur ein Anliegen an sie hätte, zu zweien, mit ihr würden sie sich schon finden, sie läse ihr dann Karls Briefe vor, und dabei würden sie ihre Zusammengehörigkeit fühlen. Ein Anliegen! Ja, da fiel es ihr ein: Karl hatte ihr ja geschrieben, wenn sie bei der Gutsleitung eines Rates bedürfte, solle sie sich nur an die Mutter wenden, die wisse mit allem Bescheid. Ach, daß sie daran noch gar nicht gedacht hatte!

Und die junge Frau stürzt hinaus, läßt anspannen, nimmt



Ein Teil der von den Russen zerstörten Eisenbahnbrücke ist mit Hilfe eines Holzgerüsts bereits wieder auf den früheren Fundamenten errichtet.

den kleinen Fritz mit und lenkt den Wagen selbst auf dem Wege nach der Stadt. Sie weiß, wie kinderlieb die Mutter ist, und nun hatte sie den kleinen Liebling so lange entbehren müssen. Im Galopp geht's vorbei an den alten Bäumen der Landstraße. Schon liegt vor ihr die Stadt. Aber wer kommt denn dort auf dem Wege daher, stolz und sicher, als gehöre ihr die ganze Gegend — ist das nicht Ihre Excellenz die Frau General in höchst eigener Person? Mit einem Rud hält die junge Frau die Pferde an und eilt auf die Wandelnde zu:



Ausräumung einer englischen Fabrik in Ratingen durch Soldaten der Garnison Ratingen für militärische Zwecke.



Verwundete als Kaffeegäste bei Frau Cz. v. Madensen im Park des Generalkommandos zu Danzig.

In der vorderen Reihe von links: Fräulein Hoppe; die Gemahlin des Generalfeldmarschalls Cz. v. Madensen; die Gemahlin des Generals der Infanterie Cz. v. Schad; Fräulein Ruth v. Madensen, die Tochter des Generalfeldmarschalls; in der Mitte Cz. v. Schad, Kommandierender General des Stellvertretenden 17. Armee-corps.

„Mutter, Mutter, du bist wohl auf dem Wege nach Benthof?“
Die alte Dame richtet sich noch straffer auf, als sie die junge Frau sieht, und sagt mürrisch:

„Nun, das zwar nicht, aber,“ fügt sie zaubernd hinzu, „meine Gedanken waren wenigstens dort.“

Sie bliden aneinander vorüber und luchen nach Worten. Dann bligt es der Mutter durch den Sinn: Sie ist doch nicht gar auf dem Wege zu mir? —

„Du willst mit Friß in die Stadt,“ sagt sie, „du bist wohl auf dem Wege zu mir?“

„Ja,“ antwortete die junge Frau rasch. „Karl schrieb mir, ich könne dich um Rat fragen, falls es nötig wäre — und nun ist es so — ja, am besten wäre es ja, du kämest mit nach Benthof — dann kannst du gleich selbst nachsehen.“

„Ja, ja, das wäre wohl am besten.“

Und im Galopp geht's zurück nach Benthof. Die alte Dame hat Frißchen auf dem Schoß, und die junge Mutter strahlt, als sie

sieht, wie gut sie miteinander auskommen. Auf dem Gutshof angelangt, werden sofort Scheunen und Ställe, Remisen und Keller, Acker und Wiesen besichtigt. Ja, es ist alles in bester Ordnung, Benthof ist in guten Händen, so lange die junge Frau es verwaltet, das erkennt die Mutter mit wachsendem Stolz. Doch plötzlich bleibt sie stehen, sieht die Schwiegertochter scharf an und fragt:

„Bobei wolltest du denn meinen Rat hören?“

„Ach so, ja — ja —,“ stammelt die junge Frau errötend, „es handelte sich wohl nur um Friß — ich wußte nicht, wie es mit ihm einrichten — da ich nun so viel mit dem Gut zu tun habe —“

Da begreift die alte Dame, geht zu ihr und küßt sie.

„Gott segne dich, mein Kind,“ sagt sie, „nun bleibe ich auf Benthof.“ Die Leute auf dem Gut aber schütteln die Köpfe, als sie die Neuigkeit hören.

„Was für Zeiten,“ sagen sie erstaunt. „Was für Zeiten, wenn die alte Erzellenz zurückkommt nach Benthof! Was diese Zeiten doch alles können!“



Ein gesprengter französischer Schützengraben wird von unseren Soldaten neu ausgebaut und mit Sandjäden befestigt.

Zwei Freunde. Von Ignaz Pauer.

Mitten im schwirrenden Sausen unzähliger, bis zu gigantischer Größe ragender Räderwerke, dem dumpfen Dröhnen und bodenschütternden Stoßen der Dampfhammer und Pressen, dem Surren, Pfeifen, Rattern und Schlagen der in fast unabsehbaren Reihen in betäubender Bewegung befindlichen blinkenden Arbeitsmaschinen wurde eine Freundschaft geboren von einer Herzlichkeit und Innigkeit, die jedem Schicksalssturm gewachsen schien. Charles Menard und Paul Frank, leitende Ingenieure der Fabrik René Meunier in Marseille, hatten sich in gegenseitiger rüchhaltiger Anerkennung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten achten und schätzen gelernt.

Fern ihrem Heim hatte der Kampf ums tägliche Brot beide auf dem engbegrenzten heißen Boden zusammengeführt, von dem

aus sie sich emporringen wollten zu sonniger Daseinshöhe. Charles war verheiratet; seine Frau und sein Söhnchen, die er vorausichtlich schon im nächsten Jahre zu sich zu nehmen in der Lage war, wohnten im Norden Frankreichs, wo Charles seinen alljährlichen Urlaub zubrachte, während dem ledigen Paul nur die alten Eltern im fernen Deutschland lebten.

Nach mühevolem Tagewerke saßen die beiden Freunde stets beisammen, Erinnerungen tauschend und Zukunftspläne spinnend in hoffender Erwartung. Sie erwogen die Möglichkeit, auch künftighin und für alle Zukunft beisammen bleiben zu können. —

Da kam gerade das, was sie am wenigsten erwartet hatten: das beiden Unfassbare sozusagen über Nacht. Dunkelschwere Gewitter,

wolken waren kaum an dem politischen Horizont aufgestiegen, und schon zuckten verderbliche Blitze hernieder, und ein Sturm erhob sich, um die ganze Welt mit seinem Toben zu erfüllen. Der Krieg war ausgebrochen; der Fabrikbetrieb wurde eingestellt. Am gleichen Tage hatten beide Freunde ihre Eiserne erhalten, und nun standen sie Abschied nehmend einander gegenüber. Was war es nur, das sie in dieser schweren Stunde nicht die rechten Worte finden ließ? Was lastete beklemmend auf brüder Herzen, daß die Brust sich so schwer hob, den stockenden Atem zu lösen von zwängendem Druck? Ein Gefühl, das bisher in ihrem tiefsten Innern geschlummert hatte, so daß sie dessen Vorhandensein kaum ahnten, war mit einemmal erwacht, so machtvoll, daß daneben trotz aller Sträubens nichts anderes mehr zu bestehen vermochte und von dem einen alles beherrschenden Empfinden zurückgedrängt wurde. Keiner von beiden vermochte sich in dieser banger Stunde Rechenschaft zu geben von dem, was in ihm vorging.

Unter Schwierigkeiten gelang es Paul, über die Grenze zu kommen. Die Ankunft daheim, der Abschied von den Eltern, alles sich überstürzend, und schon war er mit den Kameraden auf dem Wege zum Kampfe. Wenige Tage später hatte er Gelegenheit, sich im siegreichen Sturme eine belobende Anerkennung zu verdienen. Sie hatten von einem französischen Detacheement Besitz ergriffen und begannen nun, nachdem der Feind in regelloser Flucht sein Heil gesucht, sich einzurichten. Jedes Haus wurde in allen Räumen nach Waffen oder feindlichen Soldaten durchsucht. Paul befand sich mit seinen Leuten im Keller eines halb zerstörten Hauses, das sie eben in allen seinen oberen Teilen emsig durchspäht hatten. Auch hier unten war nichts Verdächtiges zu entdecken gewesen, und schon wollte die kleine Truppe den Keller verlassen, als sich in einem mit Stroh gefüllten Winkel neben der Tür ein raschelndes Geräusch vernehmen ließ.

„Oho, was haben wir da?“ Die Finger der Suchenden ströften sich um die Gewehre, kurz abgehackte Kommandoworte schnitten durch die schwere Luft, eine Pause trat ein. — Der Verborgene aber kam trotz des drohenden Befehls nicht zum Vorschein, nur leises, unterdrücktes, würdiges Schluchzen ward



Serbischer Infanterist mit seiner Frau in einer Straße der Festung Nisch. Nach einer ausländischen Zeitschrift.

„den Vater suchen“, erklärte er. Dabei waren sie von dem Sturmangriffe der Deutschen überrascht worden; alles drängte schreiend und jammern nach den Kellern; wie er von der Mutter getrennt worden war, wußte er nicht und auch sonst nichts mehr. Sonst war aus dem Bäckchen nichts herauszubringen, im übrigen fand er sich rasch mit kindlicher Sorglosigkeit in die Situation. Paul bemühte sich nun, dem Knaben ein Unterkommen bei Landsleuten zu verschaffen; diese zeigten wenig Lust, die Sorge um ein fremdes Kind in diesen bewegten Zeiten auf sich zu nehmen, und so blieb Charles bei der Truppe, und weilte er auch fern vom Schusse, so fand er sich doch, so oft sich die Gelegenheit bot, zu Paul, dem er durch munteres Wesen und Plaudern manche trübe Stunde verklärte.

Ein wundervoller Herbsttag war den Menschen zur Freude geboren. Die himmlische Lichtgestalt aber war durch ihre melancholische Schwester, das Leid, verdrängt worden, und die glühenden Sonnenstrahlen stuteten über eine weite blutgetränkte Stätte des Schreckens, in die sich die idyllischen Fluren gewandelt hatten.



Serbische Frauen warten vor einem Hospital in Nisch auf Kunde von ihren verwundeten Angehörigen. Nach einer ausländischen Zeitschrift.



Ein österreichisches Landsturmregiment lagert nach heißem Marsch in kühlem Waldesichatten.

Hilppfer, S. m. b. 4.

Der Kampf tobte heftig um die Festung R. Im Sturmangriffe waren die deutschen Helden vorgebrungen, empfangen vom grinsenden Tod in seiner furchtbarsten Gestalt. Der aber vermochte ihnen nicht zu wehren. Sie drangen vorwärts, vorwärts, immer vorwärts, wenn auch jeder Schritt mit kostbaren Menschenleben erkauft werden mußte.

Paul voran an der Spitze seiner Truppe, nun im Nahkampfe Mann gegen Mann, ein gigantisches Ringen. —

Da — ein französischer Hauptmann drang auf ihn ein wie ein Wahnsinniger, beläut vom Getümmel, berauscht vom Blut; sein Säbel sauste nieder auf Paul, dessen Revolver dem Angreifer die Antwort zufallte, bevor er den zuckenden Fingern des Stürzenden entfiel.

Aber noch ehe sich die Augen der beiden Schwerverletzten schlossen, leuchteten aus ihnen lohende Blicke, die sich flammend kreuzten. —

„Charles!“

„Paul!“

„Sieg! Sieg!“

jauchzte es hinaus in die Weite, durchbligte es die hangende Welt und durchschluchzte es die weiten Lande des Feindes.

Sie alle freuten sich, die teilgenommen hatten an dem opfervollen, aber doch so erfolgreichen Ringen, und nicht zum wenigsten jene, die diesen Erfolg mit ihrem Blute erkauft hatten. Da lagen sie im Feldlazarett bunt durcheinander, Freund und Feind, zerschossen, zerfetzt, blutend, ächzend, höhrend, beläut von den gräßlichen Schmerzen oder der Nachwirkung der

vielfach angewandten Narkose nach lebenerhaltender Operation. —

Aus dumpfem, delirierendem Dahindämmern weckte Paul eine kleine weiche, über sein Gesicht streichende Kinderhand. Der kleine Charles hatte ihn gesucht, hatte nach ihm gefragt, gespäht, geforscht und endlich den Weg zu ihm gefunden. Pauls Sinne rangen nach Erkenntnis, dann faßte er mit glücklichem Lächeln die tröstende Kinderhand.

Lange kosteten sich die beiden mit den Blicken, bis der in dieser grauenvollen Umgebung verschüchterte Knabe endlich umzuschauen wagte. Da sah er den neben dem Schmerzenslager Pauls ruhenden

schwerverletzten französischen Hauptmann, der mit bleichem, schmerzverzerrtem Antlitz regungslos dalag, nur die Brust zuckend gehoben von kurzem, stoßweisem Atmen.

Einen kurzen Moment weilte der Blick des kleinen Knaben auf dem starren Gesicht, dann leuchtete es auf in seinen Augen, glückliches Erinnern froh verlebter Tage das ihn aber zugleich zu erschrecken schien, denn ein Zucken vibrierte durch seinen Leib, dann quälte er sich empor, automatenhaft wendete er sich dem Bette zu, dort aber gab's keinen Halt mehr, heiße Tränen entstürzten seinen Augen und ein schluchzendes „Papa! Papa!“ rief die in weiter Ferne weilende Seele des dort still liegenden Leidenden in die jammervolle Wirklichkeit zurück.

Mühevoll hatte sich Paul aufgerafft, sich halb erhoben und sah nun neben sich ein Wunder erblicken, sah seine beiden Freunde, sah, wie der Große den Kleinen, alles Leid ganz vergessend, mit bebenden Armen umflammerte, und sah, wie der Kleine sich zärtlich an den wiedergefundenen Vater schmiegte; er wollte hin — da aber kam das Fieber und warf ihn zurück in die zerwühlten Kissen. —

Vange Wochen waren vergangen. Die beiden der Genesung entgegengehenden Freunde saßen beisammen im dämmerndenRaume, den nun wieder froh gewordenen kleinen Charles neben sich. Renard hatte Nachricht erhalten von seiner Frau. Was sie erlebt, hatte sie frank gemacht, und nun endlich hatte sie des Gatten Aufenthalt erfahren und

war auf dem Wege zu ihm. Paul reichte dem Freunde die Hand so wie einst, und der ergriff sie so wie einst. Das, was beide zu Beginn des Krieges schmerzlich als trennend empfunden hatten, war geschwunden, weggeschwemmt vom für das Vaterland vergossenen Blute. —

Hoch erhobenen Hauptes stochte steif ein englischer Offizier an ihnen vorbei. „Gott strafe England!“ Hang von außen der Ruf der Deutschen, und: „Er strafe es!“ flammte es in den Blicken, lag es in dem Händedrude der beiden Verwundeten — des Deutschen und des Franzosen.



Nach dem siegreichen Übergang der Deutschen über den Narew: Die durch die deutsche und russische Artillerie zerstörte Kirche der eroberten Festung Rozan.

Hofphot. Kühlewindt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 54.

Düsseldorf, 22. August

1915



Vom österreichisch-italienischen Kriegsschauplatz: Eine österreichische Feldtelephonstation in Tätigkeit.



Tshing-ho.

Von Max Karl Böttcher.



Die Fluten des Si-kiang wälzten sich gelb und träge in breitem Delta in das südchinesische Meer.

Heiße, trockne Mittagsglut lastete über den schmutzigen Wassern, und die langen, breitbrüstigen Dschunken mit den verschörkelten Decks und dem unvermeidlichen Drachen am Kielmast trieben ganz, ganz langsam stromabwärts. Kein Laut ertönte auf dem Fluß, alles Leben schien in der sengenden Glut erstorben zu sein, nur das Gurgeln der Wellen am Kiel, nur das schwache Kaskeln einer Gebetsmühle, die ein frommer Tunguse über Schiffsbord befestigt hatte, und die vom flutenden Wasser gedreht wurde, unterbrachen die drückende Ruhe.

Die Dschunte Tshing-hos, des bekannten Reisgroßhändlers aus Kanton, wurde jetzt mehr landwärts gesteuert. Sie verließ den Hauptarm des Si-kiang und bog in einen der Nebenkanäle ein, der bei Sam-tschaw nach Osten abzweigt, an Jumpyki und Whampoos vorbeiführt und in dem vorgelagerten Inselgewirr in den Kantonfluß einmündet.

Eine Bark löste sich vom flachen Ufer, gerudert von zwei Kulis, und als das Boot an Tshing-hos Dschunte anstieß, warf der Kaufherr eigenhändig ein Seil über die Reling. In der Bark erhob sich jetzt ein Chinese reinsten Blutes, reich gekleidet und mit vornehmen Bewegungen und sahnte nach dem Seile. Die Kulis zogen die Ruder ein und drückten die Bark an die Schiffswand. Der Chinese schwang sich mit kräftigem Zuge an Bord der Dschunte, und die Kulis stießen, still und lautlos, wie sie gekommen, ab und lehrten zum Lande zurück.

Die beiden, Tshing-ho und der neue, den der Schiffsherr mit

Tien-tsun ansprach, unterhielten sich sofort eifrig, sprachen aber nicht chinesisch, sondern portugiesisch, wie man es in Makao zu sprechen pflegt. Sie schritten über Deck und dem Überbau zu, der Tshing-hos Kajüte darstellte, und der fast ganz europäisch eingerichtet war.

„Nun, Tien-tsun, alles vorbereitet?“

„Alles, mein Freund, neunzig Ballen Seide und vierzehn Ballen Teppiche.“

„Gut, wo liegen die Waren?“

„Im Reisschuppen meines Bruders.“

„Also in Tai-ping?“

„Ja, mein Freund, im Reisschuppen. Wenn die Sonne zur Ruhe geht und die Mimosen ihre Düste strahlt, wird deine Bark in Tai-ping Anker werfen. Die Ballen haben sämtlich das Reissiegel und sind von Hsin-ho durchgesehen.“

„Hsin-ho? — ist das nicht jener Zollmeister, vor dem uns El Tavira, der Portugiese, wiederholt warnte?“

„Ganz recht, mein Freund, derselbe. Aber mein Bruder kennt Hsin-ho besser als El Tavira, und er weiß, daß der Zollmeister durch eine gute Summe zu haben ist wie jeder chinesische Beamte. — Er ist freilich etwas teuer.“

„Wieviel gabst du ihm?“

„Ich gab nicht, er forderte.“

„Nun?“

„1000 Hailwan Taels.“

„Beim Drachen Hsi-shus! Das ist viel, fast ein Drittel unseres Gewinnes.“



Deutsche Kavallerie rückt in Warschau ein.

Hofphot. Kühnwindt.

Als es dunkelte, bog ihre Dschunke in den Kantonstrom ein, und als es Nacht ward, legte sie am Reisspeicher vor Tai-ping an.

Der Zollmeister Hjin-ho betrat das Schiff mit seinen Gehilfen, durchschritt die noch leeren Laderäume, und dann begann ein emsiges Treiben am Strande.

Duende von Kulis schleppten die schweren „Reissäde“, die in Wirklichkeit aber doch die geschmuggelte Seide und Teppiche, die mit ungeheurem Zoll belegt waren um die heimische Industrie zu schützen, herbei und verstaute sie auf dem Schiff. Alle waren mit dem Reissiegel versehen.

Nach zwei Stunden war der Schuppen leer. Zwei Dampfpinassen wurden vor die Bark gespannt, da es jetzt stromaufwärts der Zweimillionenstadt Kanton zuzuging.

Es waren etwa 80 Kilometer Fahrt zu machen, da hieß es Voll dampf geben, wenn man in vier Stunden in Kanton sein wollte. Viermal legten die Zollkutter der Flusspolizei an, und viermal wurde die Ladung revidiert, aber da die Beamten am Fallreep von Tching-ho, dem angesehensten Reisgroßhändler Kantons, empfangen wurden, warfen sie nur einen flüchtigen Blick über die Ladung, prüften oberflächlich die Reissiegel, die ja in der Tat echt waren, und kehrten dann schnell auf ihr Zollschiff zurück.

Endlich, endlich kamen die dunklen Mauern, die tausendfach verzierten, durchbrochenen Türme und Zinnen von Kanton in Sicht. Breite gemauerte Kais, Krane und Hebearme, Laufkrane mit Ladebrücken, ja, modernste Getreidesauger, wie wir sie in Hamburg, Neuyork und in anderen Weltplätzen finden, zeigten an, daß ein Riesenhafen, ein Aus- und Einfuhrort ersten Ranges herannahte.

Am Tchingtau-Kai machte Tching-hos Dschunke fest. Aus dem langen Lagerichuppen kamen sofort ein Duzend langgezöpfte Kerle verschlafen und mühsam hervor, sprangen an Bord der Dschunke und schafften auf kleinen Karren die „Reissäde“ in den Lagerichuppen, wo sie durch zwei riesige Falltüren in die Kellerräume gesenkt wurden.

Als der Morgen graute, lagen Dschunke und Schuppen verlassen und still, als hätte sich hier die ganze Nacht nichts gerührt.

Der Zollmeister Hjin-ho wurde aber arg vom bösen Gewissen geplagt. Er war einer der wenigen Beamten des Reiches der Mitte, die bisher unbestechlich ihres Amtes gewaltet hatten, und nur durch den reichen Gewinn hatte er sich dies erstmal zu der Untreue verleiten lassen. Am frühen Morgen ließ es ihm aber keine Ruhe mehr. Er eilte zum Zollchef, einem verschlagenen Chinesen, und teilte ihm mit, er habe längst schon den Großkaufmann Tching-ho im Verdacht, gemeinsam mit dem Seidenhändler Tien-tsun schwere Schmuggler-

geschäfte und Zollhinterziehungen auszuführen. Gestern sei nun Tien-tsun ihm, der Zolldienst gehabt, auffällig freundlich und aufdringlich gewesen. Er habe sich, um der Sache einmal auf den Grund zu kommen, sehr entgegenkommend gezeigt, und Tien-tsun habe ihm darauf eine böse Durchstecherei vorgeschlagen. Seide und Teppiche, aus dem portugiesischen Mafao eingeführt, seien die Objekte. Hier seien die tausend Haitwan Taels, die ihm Tien-tsun als Schweigegehalt gegeben.

„1000 Taels! — Beim Drachen! Das ist ein schönes Geld. Gib es her, daß ich es verwahre und dem Oberchef abliefern.“ Mit Gier nahm der Chef das Geld und ließ den Zollmeister gehen. Er selbst wolle sogleich nach Kanton fahren und mit Hilfe des Polizeikommissars die Lumpen von Schwärzern entlarven.

Als Hjin-ho gegangen war, lachte der Chef äußerst vergnügt, streichelte das Geld und trug es in sein Privatzimmer. Dann bestellte er den Zollkutter und dampfte sehr vergnügt nach Kanton. — Um Mittag ließ er sich bei Tching-ho melden. Erschrocken, aber äußerlich gefaßt empfing ihn nun der Kaufherr.

„Insam, der Zollchef der Außenstation!“ dachte er. „Der Lump Hjin-ho, vor dessen verfluchter Ehrlichkeit uns der Portugiese Tavira so oft warnte, wird uns doch keinen Streich gespielt haben?“

Er bot dem äußerst lebenswürdigen Zollchef den Tee und eine ganz, ganz kleine Opiumpeife. Mit solch einem Opiumpeifchen hatte er schon ganz andere Leute klein gekriegt als den troddeligen, geldgierigen Zollchef.

„Also, bester Freund, was mich herführt,“ hub dieser an, „ich brauche deine Unterstützung. Mein Zollmeister Hjin-ho steht in dem



Prinz Leopold von Bayern, der Eroberer Warschaws.

Prinz Leopold steht im 69. Lebensjahre und ist der einzige noch lebende Bruder des Königs Ludwig III. von Bayern. Er hat als Artillerieoffizier die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht. Seit 1875 ist er mit der Erzherzogin Gisela, der älteren Tochter des Kaisers Franz Joseph von Österreich verheiratet. Nach der Einnahme von Warschau wurde ihm vom deutschen Kaiser der Orden Pour le Mérite mit einem herzlichen Begleitschreiben verliehen.



Aus dem eroberten Warschau: Das Rathaus der Stadt.



Aus dem eroberten Warschau: Der Schloßplatz mit dem alten polnischen Königsschloß.

dringenden Verdachte, Schmuggelleien zu begünstigen, ja, er soll sich sogar den Betrügern selbst anbieten. Und da du vergangene Nacht 1 Ballen Reis hereingebracht, die der Zollmeister abgefertigt, wollte ich dich fragen, ob er etwa dir auch den Vorschlag gemacht, zu betrügen?"

Tshing-ho überlegte einen Augenblick, dann sagte er schnell: „Ja Herr, ich wollte den Betrüger, der immer die hochmütige Maske eines Ehrlichen und Unbestechlichen zur Schau trägt, endlich einmal entlarven und ließ ihn gestern durch meinen Freund Tien-tsun auf die Probe stellen. Tien-tsun log, 104 Ballen Seide und Teppiche zu haben, und bot dem Glenden 1000 Taels, wenn er sie als Reis deklarieren. Und er tat es, — er nahm das Geld.“

„Und nun willst du es zurückhaben?“ fuhr der Zollchef lauernd fort. „I wo! Ich gönne der kaiserlichen Schatzkammer gern diese Kleinigkeit, wenn im Lande der Sonne dadurch ein Betrüger unschädlich

Der Zollchef sah sie flüchtig durch und sagte dann: „Alles in Ordnung. — Der Zollmeister Hsin-ho ist also ein Schurke und soll es büßen.“

Dann verabschiedete er sich höflich von dem Handelsherrn und fuhr mit seinem Kutter wieder hinaus nach der Zollstation.

Hier ließ er den Zollmeister Hsin-ho rufen, der in freudiger Erwartung eines Lobes, vielleicht gar einer Auszeichnung oder Angerhöhung der Rückkehr seines Chefs schon längst geharrt hatte. Aber statt dessen fand er einen Vorgesetzten, der ihn mit eifriger Miene empfing.

„Ich habe die Sache untersucht und gefunden, was ich schon lange vermutete: du bist ein Schurke, Hsin-ho. — Schweig, du bist es! — Gib mir zunächst das Geld, diese 1000 Taels, daß ich sie dem Tshing-ho zurückerstatte.“

„Die 1000 Taels?“ fragte der Zollmeister bestürzt.



Dom türkischen Kriegsschauplatz: Eine Anzahl deutscher Marineleute, zum Teil mit dem Fes, der Kopfbedeckung der Türken, dahinter türkische Reservisten im Hofe einer Moschee in Konstantinopel.

Phot. Vorderer.

gemacht wird. Denn in der Tat, China wird nie groß und reich werden, solange es so viel Schurken im Lande gibt.“

„Du hast recht, Tshing-ho. An Schurken fehlt es nicht,“ bestätigte der Zollchef dem Handelsherrn, dabei vermieden jedoch beide, sich in die Augen zu sehen.

„Und was wolltest du nun tun?“ fragte der Zollchef weiter.

„Ich wollte heute nachmittag zu dir auf die Station, um das zu melden.“

„Sehr richtig, mein Vester, das kannst du dir nun sparen. Und nun zeige mir deine Speicher, um der Form zu genügen.“

„Gern, die Reisballen sind noch da, so wie sie heute früh vom Schiff verladen wurden, mit deines Zollmeisters Siegel verwahrt.“

Ein Droschkentarren wurde gerufen, die beiden stiegen ein und fuhren nach dem Speicher. Da lagen die Ballen, unverfehrt und mit dem kaiserlichen Siegel des Hafenzollamtes versehen.

„Ja. — Oder hörst du schwer? Oder willst du deiner Schurkerei die Krone aufsetzen und leugnen, daß dir Tshing-ho, um dich auf die Probe zu stellen, diese Summe gab?“

Hsin-ho war vollständig fassungslös. —

Ja, was war denn eigentlich los? — Hätte ihm jemand gesagt, der Kaiser hat ganz China an England verkauft um hundert Pfund, so hätte ihn das nicht mehr überraschen können.

Er war seiner inneren, ehrlichen Stimme gefolgt und hatte den Schmuggel, allerdings unter Schonung seiner eignen Person, und das war menschlich, gemeldet. Und nun sollte er auf einmal der Oberfänder sein? Und noch immer starrte er seinen Chef an, der ihn jetzt anschrte: „Nun los, das Geld her! Und sei froh, daß ich dich nicht dem Henter an die Schnur liefere. Also gib das Geld!“

„Aber Herr, das Geld brachte ich dir doch heute morgen, als ich die Sache meldete.“

„Unverschämter, willst du mich zum Diebe machen? 25 Peitschenhiebe sind dir sicher. — Fort! Bist du in einer Stunde nicht mit dem Gelde hier, bist du verloren.“

Da schlich Hsin-ho davon, ganz gebrochen. Jetzt hatte er den teuflischen Zollchef durchschaut, und er wußte nun, daß ihm, wollte er nicht Stellung und Freiheit, wenn nicht gar den Kopf verlieren, nichts weiter übrigblieb, als gute Miene zum schändlichen Spiele zu machen und das Geld noch einmal zu schaffen.

Er trat in sein Haus, suchte sein in vielen Jahren mühsam zusammengewartetes Vermögen zusammen und trug dann die 1000 Taels zu seinem Chef, der die Summe schmunzelnd in Empfang nahm.

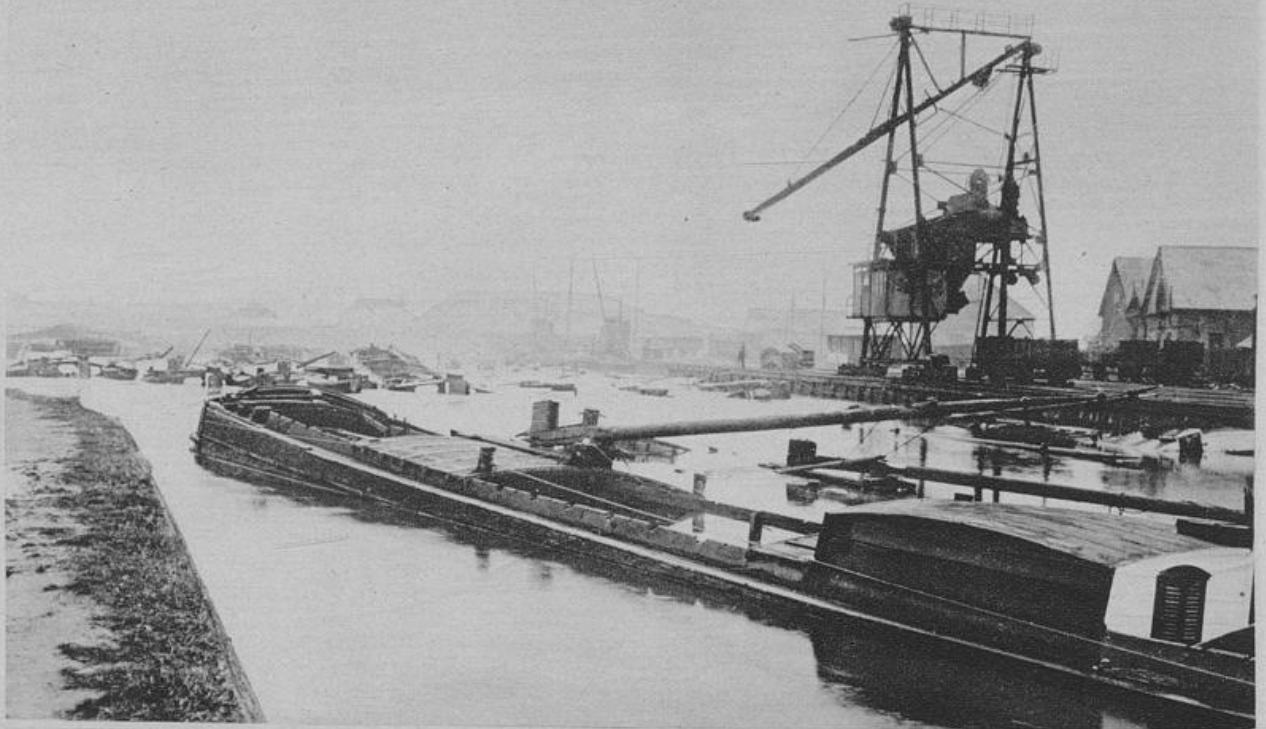
„So, nun will ich Gnade walten lassen und die Sache totschweigen, aber nimm dich in acht.“ Und Hsin-ho ging nachdenklich davon, seine Ehrlichkeit bitter bereuend.

Am nächsten Tage war sein freier Tag. Er fuhr mit dem Kestte

Mr. Evian, ein unansehnlicher Mensch, der einem Gaußierer mehr ähnlich sah als einem pißigen Detektiv, der aber die internationale Gaunerei kannte wie kein zweiter und ein Duzend Weltsprachen, auch die chinesische, fließend beherrschte, hörte mit Interesse den Bericht Sun-lis. „Die Sache interessiert mich. Ich habe ohnehin ein paar Tage nichts zu tun. Ich reise mit Ihnen.“

Er befahl seinem Diener, zwei Koffer zu packen, einen mit seinen üblichen Reiseutensilien, den andern mit etlichen kostbaren Gebets-teppichen, die in seinem Empfangszimmer lagen, und die stark zollpflichtig waren. Dann dampfte er mit Sun-li ab.

An der Zollstation Tai-ping bat Mr. Evian, den Zollchef sprechen zu dürfen. Dieser kam, und Mr. Evian nahm ihn beiseite und sagte: „Ich habe hier ein Kollie echter orientalischer Gebetsteppiche, die etwa 100 Taels Zoll kosten würden. Ich biete dir die Hälfte, Herr, wenn du die Teppiche siegelst und so durchgehen läßt.“



Ansicht des Hafens von Chauny an der Aisne.

Hier wurden viel Glas, Zucker und viele chemische Erzeugnisse verpackt. Der Hafen war von den Engländern durch Verfertigung von Schleppfähnen zeitweilig unbrauchbar gemacht worden. Phot. Reichling.

seines Geldes nach Kanton zu seinem Freunde Sun-li. Sun-li war Agent für eine große Firma und weit in der Welt umhergekommen. Dem erzählte er sein Mißgeschick.

„Hm, ein schwerer Fall, und ich kann hier nicht helfen. Wenn es jemand kann, ist es Mr. Evian.“ — „Wer ist Mr. Evian?“

„Ein Engländer, der in Hongkong wohnt. Er fuhr voriges Jahr mit mir von Europa nach China. Er ist ein guter Detektiv, der unter dem Mantel eines Ingenieurs reist, von der großen englischen Transportgesellschaft gesandt, um Diebstahlschlagungen, die sich Angestellte der Firma in Hongkong geleistet, an das Licht zu bringen.“

„Und du meinst, er könne mir helfen?“

„Es wird ihm ein leichtes sein. Mit geringen Mitteln, denke ich, wird er die ganze Schufsterei entlarven. Ich will heute noch nach Hongkong reisen und ihm deine Sache vorlegen.“

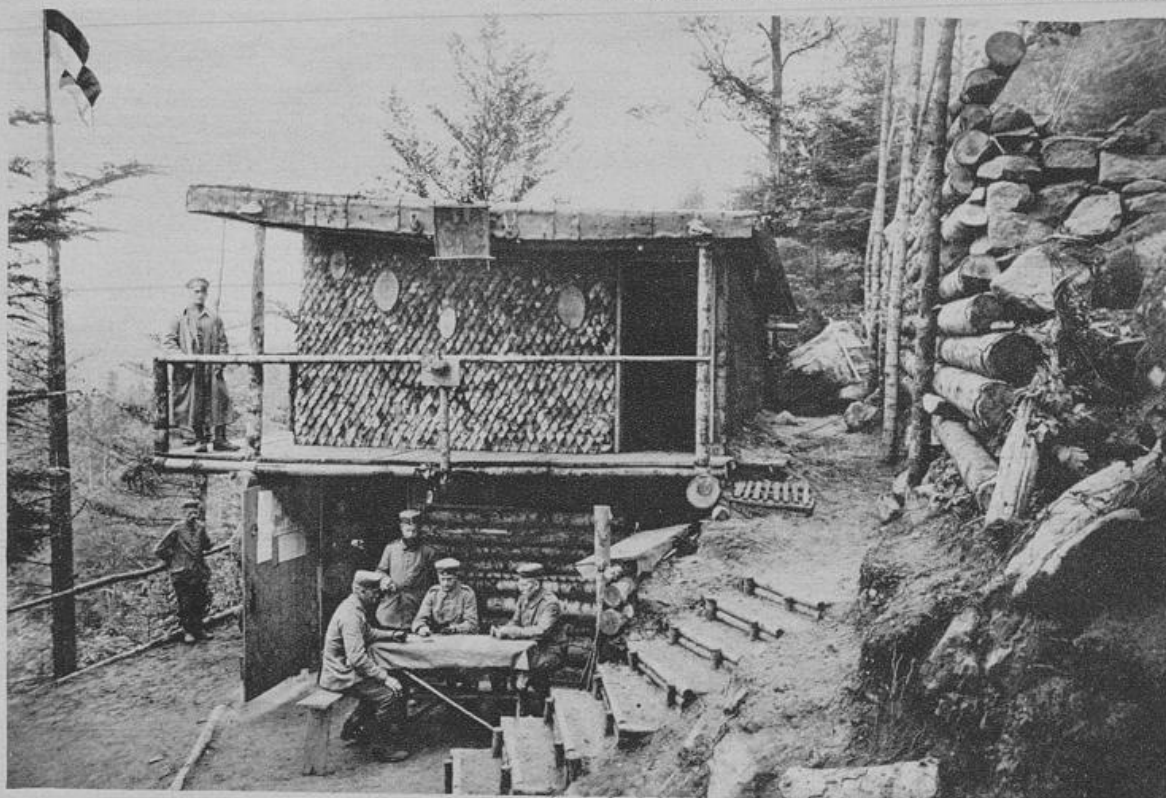
Hsin-ho war einverstanden, gab dem Freunde den Rest seines Geldes, etwa zweihundert Taels, und reiste dann voll Zuversicht heim.

„Gern, Herr, und denke nicht schlecht von mir, aber du weißt doch, Herr, wie schlimm die Zeiten stehen. Revolution im ganzen Lande, seit Monden schon harren wir unseres Goldes, doch die kaiserliche Regierung sagt: Die Republik mag euch zahlen, sie hat die Zolleinkünfte mit Beschlag belegt, und die Republik sagt: Die kaiserliche Regierung mag euch zahlen, denn ihr seid kaiserliche Beamte.“

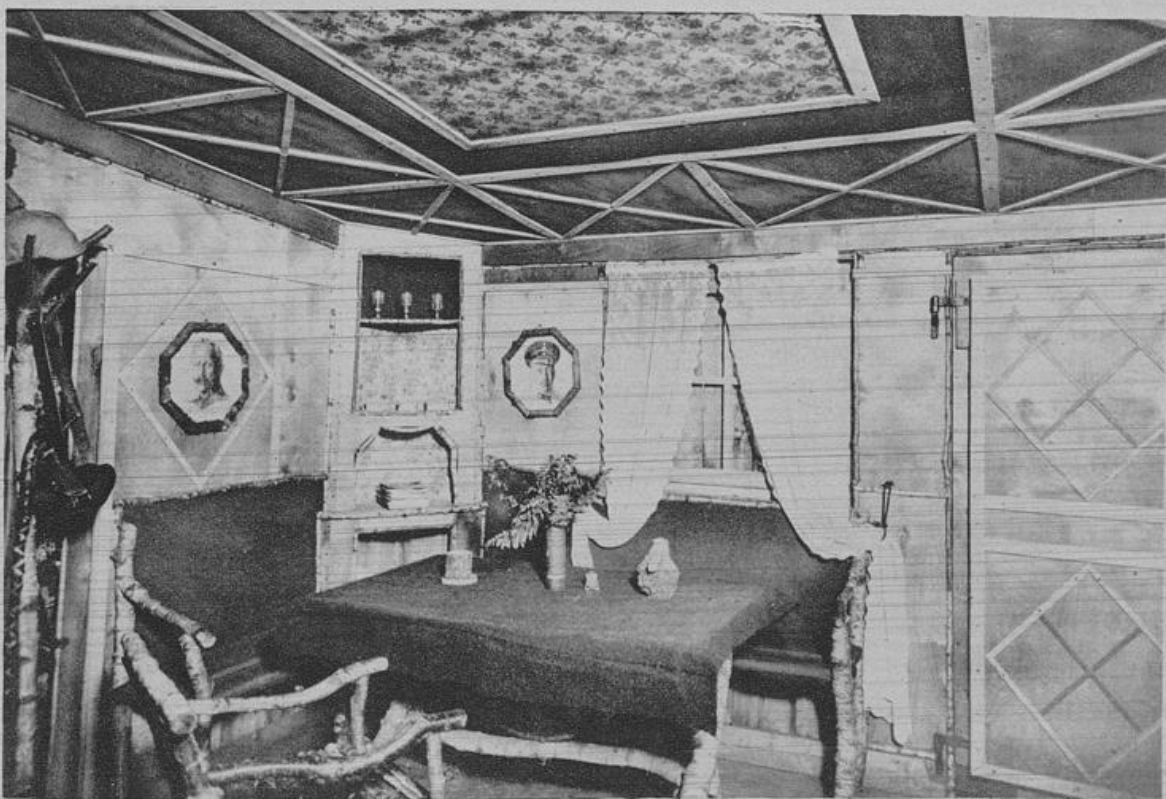
„Ja, ja, bei euch steht es schlimm. Nun, nimm meinen Dank und hier das Geld.“

Schmunzelnd steckte der Zollchef die 50 Taels ein und siegelte das Teppichkollie, und der Detektiv ging erstaunt, wie leicht der Zollchef in die Falle gegangen, davon.

Sun-li hatte unterdessen seinen Freund, den Zollmeister Hsin-ho, unterrichtet, daß Mr. Evian die Sache verfolge. Nun fuhren die beiden, der Detektiv und Sun-li, weiter nach Kanton. Sie gingen zum Basar Dien-tsun, des Teppichhändlers und Komplizen Tching-hos, und Evian bot dem Kaufherrn seine Gebetsteppiche zu fabelhaften, den wirklichen Wert um das dreifache übersteigenden Preisen an.



Eine Unterkunftsstätte unserer Feldgrauen auf dem Vogesenkriegsschauplatz: Offiziers- und Mannschaftswohnung „Preußenhaus“ genannt.



Blick in das Innere des Wohnraums eines Offiziersunterstandes in den Vogesen.

Tien-tsun aber lachte ihn aus. „Solche Teppiche, wie du sie mir bietest, habe ich ein ganzes Lager, und du kannst sie um den vierten Teil der Summe von mir haben, die du forderst.“

„Bei Wischnu, dem Gewaltigen, das kannst du nicht, denn solcher Teppiche, wie die meinen, in Mekka getnüpft, gibt es in ganz China nicht einen. Ich zahle dir sofort 100 Taels, wenn du mir einen zeigst, ich zahle dir 500 Taels, wenn du mir ein ganzes Lager solcher Teppiche zeigst.“

Mit innerer Freude konstatierte er, wie die Mine der Habgier, die er in des bezopften Weltbürgers Seele gelegt, arbeitete, und wie die Habgier die Schlaueit und Vorsicht untergrub.

„Du bist ein Engländer, mein Herr?“

„Ja, Herr, und sobald ich diese Teppiche hier noch verkauft habe, geht es heim.“

„Um, sofort heim?“

„Sofort.“

„Hast du Bekannte in Kanton oder irgendwo in China?“

„Nicht einen Hundeschwanz,“ meinte er.

„Um, — und du würdest wirklich 500 Taels zahlen, wenn ich dir ein ganzes Lager solcher Teppiche zeigen würde?“

„Du hast mein Wort, d. h. wenn du mir sofort das Lager zeigst, denn gönne ich dir nur eine Stunde Frist hierfür, dann schleppst du erst von all deinen vornehmen Bekannten viele solcher Teppiche zusammen.“

„So komm, Herr.“

„Wie, nicht hier hast du die Teppiche?“

„Nein, folge mir.“

Tien-tsun führte den Engländer zu Tching-ho und besprach mit diesem die Angelegenheit, während Mr. Ewian dem Sun-li, der ihnen unauffällig gefolgt war, schnell bedeutete, den Polizeikommissar herbeizuholen und auf ein von ihm gegebenes Zeichen in Tätigkeit treten zu lassen.

Tching-ho weigerte sich zuerst, den Engländer in sein unterirdisches Schmuggellager zu führen, aber als ihm Tien-tsun ver-

sicherte, daß der Engländer der blödeste Kerl sei, der ihm je vorgekommen sei und außerdem auch schon morgen abreise, und 250 Taels für jeden doch ein müheloses Verdienst sei, da willigte Tching-ho ein.

Und nun wanderten sie alle drei, der Engländer, Tching-ho und Tien-tsun, nach dem nahe gelegenen Reispeicher am Kai, und Sun-li folgte, nachdem er einen Polizeikommissar herbeigeht, mit diesem unauffällig. —

Zu Reispeicher wurden von etlichen Kulis ein Duzend großer

Warenballen, die zu ebener Erde lagen, beiseite geräumt und eine kleine Falltür freigelegt.

Eine schmale Treppe führte in den gut ausgemauerten und mit Holz verschalteten Keller. Und da lagen in der Tat die herrlichsten und schönsten Teppiche, 14 große Ballen.

Die beiden Chinesen schmunzelten und zeigten sich ganz erfreut, daß sie den Europäer so reingelegt hatten.

Dieser aber jammerte und ging zerknirsch die Treppe empor, um das Geld schnell zusammenzufuchen.

Nur Tien-tsun ging mit nach oben, während Tching-ho sich erst noch an dem prächtigen Anblende der kostbaren Waren laben wollte.

In der Türe des Reispeichers hungerte nach Art der faulenzenden Kulis Sun-li.

Der Detektiv gab ihm einen

Wink, den der Chineser dem Polizeikommissar weitergab. Und während Mr. Ewian umständlich in seiner Brieftasche nach den 500 Taels suchte, stand plötzlich der Kommissar neben ihnen.

Tien-tsun war so erschrocken, daß er an allen Gliedern schlotterte. Der Kommissar nahm ihn nun mit in den Keller, besah sich den Vorrat geschmuggelter Waren und verhaftete dann die beiden Kaufherren, die in edler Selbstverleugnung alle Schuld auf den Zollchef in Tai-ping schoben. Auch dieser Wadere wurde noch am selben Tage verhaftet, während der Zollmeister seine 1000 Taels wiederbekam und außerdem zum Zollchef von Tai-ping ernannt wurde.



Das zur Nagelung bestimmte Barbarossabild in Kaiserswerth. Hofphot. Jul. Schön.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 35.

Düsseldorf, 29. August

1915



Nach der Einnahme von Warschau: Feldgräue in den Trümmern der gesprengten Innenforts.

Phot. Boedeker.

Das Wunder.

Novelle von Anna Gade.

In der Ecke des Rathausbogensanges hockte auf einem niedrigen, kleinen Schemel ein altes Bauernmütterchen. Ein schwarzes Kopftuch umhüllte den grauen Scheitel und das welle, faltige Gesicht, aus dem die früher so freundlich blickenden Augen müde und traurig in das Goldlicht des herrlichen Frühlingmorgens sahen.

Seit undenklichen Zeiten saß das Mütterchen an den Markttagen an der Ecke des Rathauses und bot, je nach der Jahreszeit, die Erträgnisse ihres Gartens, Beeren, Pilze und dergleichen, sowie bunte Blumensträuße und Waldtränze feil.

Sie schlug sich durch, die alte Frau, recht und schlecht. Armlich und verfallen war die kleine Kate, die sie in ihrem verträumten Walddörfchen bewohnte, und doch verlieh die mächtige alte Kastanie, die schützend ihre grünen Zweige über das moosbewachsene Strohdach neigte und alle Jahre um Pfingsten unzählige leuchtend weiße Kerzen aufsteckte, dem Häuschen etwas friedvoll Geborgenes. Rote Geranien und Pelargonien blühten vor den bunten Kattenvorhängen des kleinen Stubensfensters, in das der Fliederstrauch mit seinen duftenden Blüten spähte, und neben dem alten Ziehbrunnen vor der Haustür stand eine niedrige Baul, ein rohes, von Wind und Wetter tief dunkel gefärbtes Brett, das auf zwei Pfähle genagelt war. Darauf saß, wenn die Sonne an Sommerabenden glühend rot hinter der schwarzen Tannenwand des Waldes versank, ihr Jürgen, ihr Einziger, mit seiner Handharmonika und spielte darauf so hübsche Lieder, eins schöner als das andere. Ihr Jürgen, der so für sie gesorgt, und der nun schon seit vielen Monaten in fernem Lande, drei Schuh unter der Erde, schlief. Seit der Zeit waren die

freundlichen Augen der Alten trübe geworden von all den Tränen, die sie um ihren braven Jungen geweint. Ja, wenn er noch daheim auf dem Dorffriedhof gelegen, wie des reichen Mühlhofbauern Friß, der in einem französischen Lazarett gestorben und dann in die Heimat geholt worden. Wie hatte sie sich gegrämt zu Anfang, daß sie nicht auch in der Lage gewesen, ihren Jürgen heimholen zu können. Sie hatte gemeint, er könne keine Ruhe in fremder Erde finden, weil er so an ihr und der Heimat hing. Und auch ihren eigenen Kummer hätte es erleichtert, wenn sie an sein Grab hätte wandern, wenn sie es hätte schmücken und umhegen, auch nur ein einziges Mal an seinem Hügel hätte stehen können.

Aber ihr alter Pastor hatte sie getrostet: der liebe Herrgott werde auch in der Fremde schon für das Grab des Jürgen sorgen und es mit bunten Blumen schmücken, mit roten Wildnelken und goldenen Butterblumen, mit blauen Bergfahnenblumen und lila Stiefmütterchen und kleinen, weißen Marienblümchen.

Die Käufer hatten sich verlaufen. Es ging gegen Mittag. Auch das alte Mütterchen hatte ausverkauft. Nur ein kleiner Kranz aus leuchtend grünem Waldmoos mit dunkelgrünen Farnblättern war übriggeblieben, den sie in ihrer Kiepe wohl wieder mit nach Hause nehmen mußte. Da ging urplötzlich ein Singen und Klingen durch das Goldlicht des herrlichen Frühlingstages: die Kirchenglocken begannen den Sonntag einzuläuten.

Andächtig ging die alte Frau mit ihrer Hudekiewe durch die winkligen Straßen des Städtchens dem Tore zu und lauschte den



Einbringen Schwerverwundeter in das Etappenlazarett von Rawarusta.

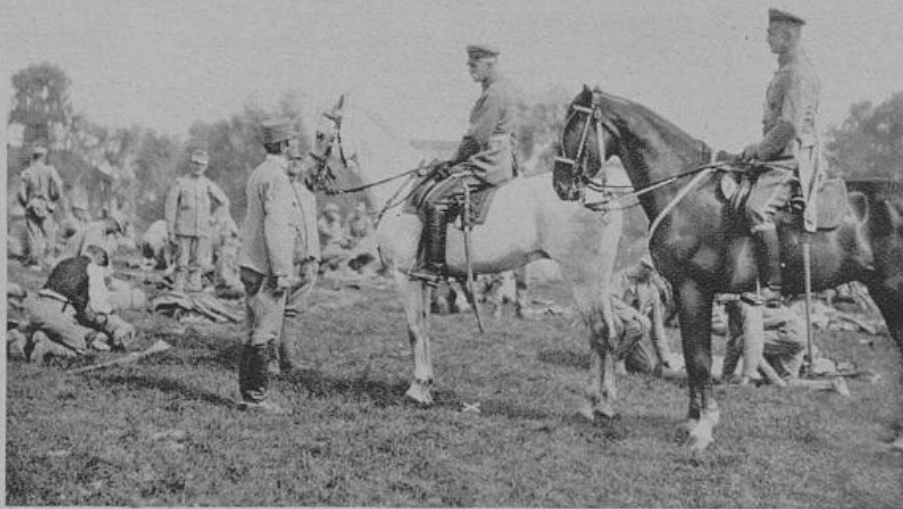
feierlichen Stimmen. War's nicht, als klangen sie anders in diesem Jahre? — Sie dachte wieder an ihn, dem all ihre Gedanken galten, an ihren Jünger, der in fernem Lande schlief und nichts mehr von dem Klang der Glocken hörte und nichts mehr von dem Blühen ringsumher und all dem leuchtenden Maigrün sah. Und er war ein so lustiges, junges Blut gewesen. Und er hatte sein Leben doch so freudig für Kaiser und Reich dahingegeben.

Und wieder brachen bei dem Klang der Glocken die kaum vernarbten Wunden auf, und Schwerver durchfuhr das Mutterherz. Ob wohl auch über seinem Hügel die Sonne so warm und golden schien?

Ob wirklich der liebe Gott für ihn gesorgt und schöne bunte Blumen ihm auf das Grab gepflanzt? Ach, wenn doch ihre Augen die Ferne zu durchdringen und die letzte Ruhestätte zu schauen vermöchten.

Still ging sie weiter. Da fesselte plötzlich etwas ihre Blicke. An einem Fenster des Gasthauses „Zur Post“, wo im Winter auch wohl Konzerte und Vorträge stattfanden, klebte ein großer grüner Zettel,

auf dem mit dicken schwarzen Buchstaben stand: „Panorama! Nur heute und die beiden folgenden Tage! Die Kriegsschauplätze, das zerstörte Ostpreußen usw.! Geöffnet von morgens 10 bis abends 10 Uhr. Eintritt 25 Pfennig. Verwundete frei!“



Dem Zusammenwirken der verbündeten Truppen im Kampf gegen die Russen: Generalfeldmarschall v. Madsen (X) in einem österreichisch-ungarischen Bivak.

Panorama? Sie schüttelte den Kopf. Aber die Kriegsschauplätze. Ob man die dort sehen konnte? — Lange stand sie, und es war, als ginge eine geheimnisvolle Macht von den großen, schwarzen Buchstaben aus.

25 Pfennig! Beinahe ein halbes Brot konnte man schon dafür kaufen.

Und doch — ganz langsam hob sie die grobe Leinwandschürze, unter der sie an den Markttagen eine alte Ledertasche trug, und zog zögernd mit

ihren runzligen, braunen Händen ein abgegriffenes Gelbtäschchen daraus hervor. Scheu sah sie sich noch einmal um. Ob wirklich jeder da hineingehen durfte, hoch und niedrig, arm und reich?

Herzklopfend und allen Mut zusammennehmend, trat sie in das Haus, stellte ihre Kiepe in eine Ecke der geräumigen Diele und sah



Die Verwüstungen der abziehenden Russen im eigenen Lande: Österreichisch-ungarische Truppen bei den Bergungsarbeiten in einem von den Russen angezündeten polnischen Dorf.

Kilophot. G. m. b. H.

sich ängstlich um, bis sie an einer Tür einen zweiten grünen Zettel entdeckte mit der Aufschrift: „Panorama!“

Leise klopfte sie an. Jemand rief „Herein!“ Einen Augenblick zögerte sie noch, dann öffnete sie die Tür und erschrak unwillkürlich, geblendet, wie sie noch war vom strahlenden Sonnenlicht, das draußen den Tag erfüllte. So dunkel erschien es ihr hier im ersten Augenblick. Und so grabesstill. Die Fenster düster verhangen. Und in der Mitte des Zimmers ein kreisrunder Bau mit winzigen Fensterchen und Stühlen ringsumher.

Bekommen blieb sie stehen. Da trat auch schon ein Herr auf sie zu, der hinter einem Tisch in der Nähe der Tür gesessen. „Bin ich wohl recht hier?“ fragte sie scheu und hielt ihm das Geld entgegen. „Wo man den Krieg sehen kann?“

„Jawohl, liebe Frau,“ erwiderte er. „Sie sind sogar die erste, die uns besucht. Bitte, wenn Sie hier Platz nehmen wollen.“ Er wies ihr einen der Stühle an. „Also hier oben sehen die Erklärungen.“

Die alte Frau aber saß derweil wie gebannt und sah ergriffen und weltvergessen in dieses Bild der rohesten Zerstörungswut. Sie meinte die dumpfige, staubige Kirchenluft zu atmen. Sie stand ja mitten drin im weißen Kalkschutt der eingestürzten Mauern. Ein kleines Christusbild lag zwischen dem Eisengerippe eines Fensters. Sie streckte unwillkürlich die Hand danach, wollte es aufrichten.

Da schlug urplötzlich ein silbriges Glöcklein an. Ein leiser Ruck ging durch die Trümmer der Kirche, sie fingen an, sich zu bewegen, glitten langsam weiter — und entschwanden.

In andachtsvollem Erschauern saß die alte Frau. „Ostpreussischer Landsturm bei Malva im verschneiten Schützengraben,“ stand plötzlich, wie hingezaubert, mit hellerleuchteten Buchstaben da. Ach, all die bärtigen, tapferen Krieger. Unmittelbar vor ihr lehnte der vorderste. War's nicht, als ob er atmete? Als ob sein brauner Schnurrbart leise zitterte? In voller Lebensgröße stand er da, Gewehr im Anschlag, das zielende Auge geflissen. Gleich, jeden Augenblick mußte es knallen!



Abführung eines Trupps gefangener Russen durch deutsche Mannen.

Und wenn Sie dann nur immer in das Glas hineinsehen wollen.“ Er machte sich noch einen Augenblick an dem Mechanismus des Aufbaues zu schaffen, dann ging er an seinen Platz zurück.

Und die alte Frau saß, entzifferte mühsam den Text über dem Fensterchen und starrte gehorsam in das Glas. Staunend und selbstvergessen. Sie wagte kaum zu atmen.

Wo war sie nur mit einem Male? In einer zerstörten ostpreussischen Dorfkirche. Sie faltete unwillkürlich die arbeitsharten Hände und hörte und beachtete kaum, daß sich hinter ihr nochmals die Tür öffnete, daß eine sonore, eigentümlich befehlend klingende Stimme ein paar kurze Worte sprach, daß leise silberne Sporen klirrten und daß der Mann an der Kasse eifertig aufsprang, in leisem Ton irgend etwas Entschuldigendes sagte. „Das alte Mütterchen?“ antwortete darauf die befehlende Stimme. „I wo, mein Lieber, das geniert uns nicht. Das lassen Sie nur ruhig sitzen.“

Und schon zog sich der Angekommene, der eine vornehm gekleidete Dame zur Seite hatte, nicht weit von ihr zwei Stühle heraus. „Hier sitzen wir ja wunderschön!“

Ob so ihr Jüngen auch gestanden, bevor er im fernen Osten gefallen war, wohin ihn der Kaiser gerufen?

Und wieder klang das silbrige Glöcklein. Und wieder der leise Ruck, die leise, geheimnisvolle Bewegung: „Straße im zerschossenen Ortelburg.“ Rauchschwarze Häuserruinen. Zerklüftete Mauern und leere Fensterhöhlen, durch die das Grauen sah.

Und wieder schwebte ein Neues heran. Eine idyllische kleine Waldlichtung. Die Sonne lachte. Urolte Tannen ragten zum Himmel empor. Und mitten in dem Grün der Wiese ein feldgrauer, junger Soldat, eine kleine, weiße Schußwolke vor der Mündung des Gewehrs, und um ihn herum wohl an die dreißig oder mehr tote Rosakampferde, die er barmherzig von ihren Verwundungsqualen erlöst hatte.

So folgten erste und auch heitere Bilder, lustige Augenblicksbilder und brotlige Erlebnisse sorgloser Ruhestunden.

Und wieder klang das Glöcklein, schwebte langsam etwas Geheimnisvolles aus dem Dämmer des Zwielichtes heran: „Einsame Heldengräber in der Nähe von Lannerberg.“ Im Schutze grüner Waldbäume, unweit eines Weges, den Pferdehufe zerhauen und

Aus französischen Schützengräben



Abfeuern eines Lufttorpedos mit einer Vorrichtung älterer Bauart.

Die beiden Photographien zu den vorstehenden Abbildungen sind einer französischen Zeitschrift entnommen.



Abfeuern einer Handgranate über die Brustwehr des Schützengrabens.



Ein Schützengrabensmörser fertig zur Abfeuern.

Die Photos zu diesen beiden Abbildungen wurden einer gefangenen Franzosen abgenommen und dann entwickelt.



Gefechtspause im Laufgraben.



Infanterie in den Vogesen auf dem Marsch zum Gefecht.

Hofphot. Eberth.

zertwöhlt, direkt zu ihren Füßen ein flacher, grauer Erdhügel. Ein schlichtes Kreuz. Ein Helm, ein Säbel.

Das Mütterchen faltete von neuem ergriffen die Hände, und Tränen liefen über ihre Wangen. Ein Kranz aus Eichenlaub, ersichtlich in Hast und Eile gewunden, derweil vielleicht der Feind noch drohte, lag auf dem Hügel. „Hier ruht unser unvergeßlicher Oberleutnant Rolf v. Below,“ so stand ganz klar und deutlich auf einer kleinen Holztafel.

Und dicht daneben ein zweiter Hügel. Ein zweites Kreuz.

„Hier, wo er auf einem Patrouillenritt gefallen, schläft unser lieber, treuer Kamerad —

Die Augen der alten Frau werden plötzlich starr. Jäh beugt sie sich vor. Ein Laut ertt durch das Zwielicht des Raumes —

„Jürgen Kollhagen, Manenregiment ..., 2. Eskadron,“ so steht auf einer kleinen Tafel, und so entziffern ihre starren Blicke.

Und zwei Mutteraugen umklammern den flachen grauen Hügel, als wollten sie ihn nimmer lassen. Als wollten sie sich dies schlichte Heldengrab in fernem Land einprägen für Zeit und Ewigkeit.

Ein weicher Eichenlaubkranz liegt auch auf diesem Hügel und auf dem Fußende ein trockener Strauß aus Feldgräsern, wie sie am Wegrand wachsen, ergreifend in seiner Einfachheit.

Da klingt das silbrige Glöcklein. Zwei Mutterhände krampfen sich zusammen, zwei Mutterhände möchten es halten — doch langsam wie es aufgetaucht, entschwebt es wieder ihren Blicken — das Wunder, das ihr erschienen.

Sie weiß es nicht, die alte Frau, daß es ihr vergönnt sein könnte, es wieder von neuem zu sehen, sie weiß es nicht, daß sie aufgesprungen ist, daß sie neben ihrem Stuhle steht, reglos und wie gebannt. Sie eilt dann plötzlich hinaus und kommt nach wenigen Augenblicken zurück — mit ihrem Mooskranz in der Hand.

Diesen Kranz, den möchte sie so gern dort auf ihres Jungen Grab legen. Der Eichenkranz auf seinem Hügel ist schon so weß. Jetzt muß doch etwas Frisches drauf, und dieser Mooskranz — ihr Jürgen würde sich ja so freuen — er ist aus seinem Walde daheim. —

Erjododen sieht sie der Kassierer an, bis ihm ein jähes Begreifen kommt. Sollte es möglich sein, daß diese alte Frau da tatsächlich die Mutter —

Da ist auch schon der Offizier mit den Kreuzen auf der Brust auf das Mütterchen zutreten. „Liebe Frau, wenn ich soeben recht hörte, war es Ihnen durch eine eigenartige Fügung vergönnt, hier unverhofft das Heldengrab Ihres braven Sohnes zu erblicken?“

Das Mütterchen nickt stumm. „Ihr Sohn war demnach der tapfere Soldat, der auf einem dieser Bilder da neben dem gefallenen Oberleutnant ruht?“

Da kommt sie zu sich. Und eine herbe Enttäuschung krampft ihr das Herz zusammen. Ein Bild ist es nur? Aber nein — es ist ja nicht möglich. Ein Bild kann nicht so wirklich sein. Dann ist es ein Wunder gewesen. Ein Wunder vom lieben Gott. Und die Erfüllung ihrer Sehnsucht, einmal am Grabe ihres Jungen stehen zu dürfen.

„Liebe Frau,“ sagt der fremde Offizier und scheidet bewegt die Hand nach dem kleinen Mooskranz aus, „Ihr Wunsch soll trotzdem in Erfüllung gehen, Ihr braver Sohn soll den Gruß seiner Mutter und seines Heimatwaldes haben. Ich werde dafür sorgen.“ —

* * *

Als wenig später das Mütterchen wieder auf die Straße tritt, noch wie von einem Traum befangen, steht ein Kreis von Menschen vor der Tür und sieht einem Wagen nach, in dem der Offizier und die vornehme Frau davonfahren, die ihren Mooskranz mitgenommen haben.

„— Wer? —“ So schwirrt es ihr ans Ohr. „Der General?“ Ach richtig, es stand ja auch im „Anzeiger“, daß er seit gestern gelegentlich der Rückfahrt bei seiner alten Mutter in der Burgtorstraße zu Besuch ist! „Der hat sich hier die Schlachtfeldbilder angesehen?“

Da geht das Mütterchen einsam und unbemerkt zum Tore des Städtchens hinaus, hinaus in das Sonnengold und in das leuchtende Grün des herrlichen Frühlingstages. Nicht mehr so müde und traurig. Eine heilige Freude ist in ihr.

Es ist das Wunder, das sie erlebt und das sie tröstlich geleitet

Die Stunde der Erkenntnis.

Von Hermann Wagner.

Die Familie saß im Garten beim Abendbrot. Die Sonne verglühte groß und prächtig hinter den Bäumen. Sacht und sanft hüllte sich der Tag in die grauen Schleier der Dämmerung. Von der Straße draußen kamen noch die abgerissenen Schreie der Jungen, die die neuesten Nachrichten auszutragen hatten: „Extrablatt! — Extrablatt!“

Otto, der Leutnant, der draußen im Osten verwundet worden war und nun bei den Eltern seiner völligen Genesung entgegen sah, hatte die neuesten Berichte vom Feld vorgelesen und sagte: „Seht ihr, wie wir die Russen jetzt zu Paaren treiben?“

Er wandte sich dabei mit einem selbstsichern, aber doch bescheidenen Lächeln der Reihe nach an den Vater, die Mutter und zuletzt den Bruder Erich.

Dieser aber saß in sich versunken da, sein blaßes, tränkliches Gesicht voller Melancholie und in den Augen, die von Natur sanft waren, einen finstern Zug.

„Erich, was hast du?“ fragte Otto erstaunt.

Schon aber stellte sich die Mutter zwischen die beiden, indem sie für ihren Jüngsten Partei ergriff und sagte: „Nichts. Es ist ihm nur nicht wohl. — Gelt, Erich?“

Und sie fügte, als Erich matt nickte, indem sie sich erhob, hinzu: „Komm, Erich, wir wollen ein wenig im Garten spazieren gehen!“

Hinter dichtem Strauchwerk verborgen stand eine Bank. Spitzige Zweige neigten sich über sie herab, müde von der reichen Fülle gelben Goldregens. Zuweilen schoß eine Fledermaus blind und wie ziellos vorbei im Raum. Sonst war es still.

„So,“ sagte die Mutter, indem sie den Sohn zwang, sich neben sie zu setzen, „jetzt wirst du mir sagen, was dich quält.“

„Ach, du weißt es doch, Mutter,“ versetzte Erich müde.

„Ja, ich weiß es. Oder vielmehr: ich ahne es. Aber du sollst es mir trotzdem sagen. Es wird dich erleichtern, lieber Junge, dich und mich.“

Erich dachte an die Zeit, da er noch ein Knabe gewesen und mit all seinen Kümmernissen zur Mutter gekommen war. Warum sollte er das nicht auch jetzt tun? Sie hatte eine milde Art zu trösten und zu streicheln. Und sie war der einzige Mensch, der mit ihm fühlte.

So sagte er denn: „Ach, es ist einfach der Reiz, Mutter, der mich quält.“

Der Reiz? Wen beneidest du denn?“

„Alle Menschen, die gesund sind und gerade Glieder haben. Ja, die beneide ich. Glühend beneide ich sie. Mich aber verachte ich. Außer tiefer verachte ich mich. Denn was bin ich? Ein Krüppel. Ein Mensch mit einem gelähmten Bein —“

Erich lachte, doch dieses Lachen klang wie ein Schluchzen, wie der Ausbruch eines Leids, das durch die Jahre hart geworden ist.

Der Mutter schnitt das Lachen ins Herz. Sie griff nach der Hand ihres Sohnes. „Mein lieber Junge,“ beschwichtigte sie.

Da aber verlor sich mit einem Male aus Erichs Worten alles Bittere und aller Grimm.

Er sagte: „Nein, Mutter, es ist nicht der Reiz, der mich quält. Ich habe mich mit dem, was ich bin, längst abgefunden und beneide niemand mehr. Aber dieser Krieg liegt doch schwer auf mir. Er hat mir die alten Wunden, die schon fast vernarbt waren, wieder aufgerissen. Er demütigt mich, er nimmt mir alle Menschenwürde. Immer muß ich mich jetzt fragen: Wozu bin ich nützlich? Denn, nicht wahr, wer allein gilt jetzt noch? Nur der Mann. Bin ich ein Mann? Nein. Ich bin ein Krüppel. Ein überflüssiger, nutzloser Mensch.“ —



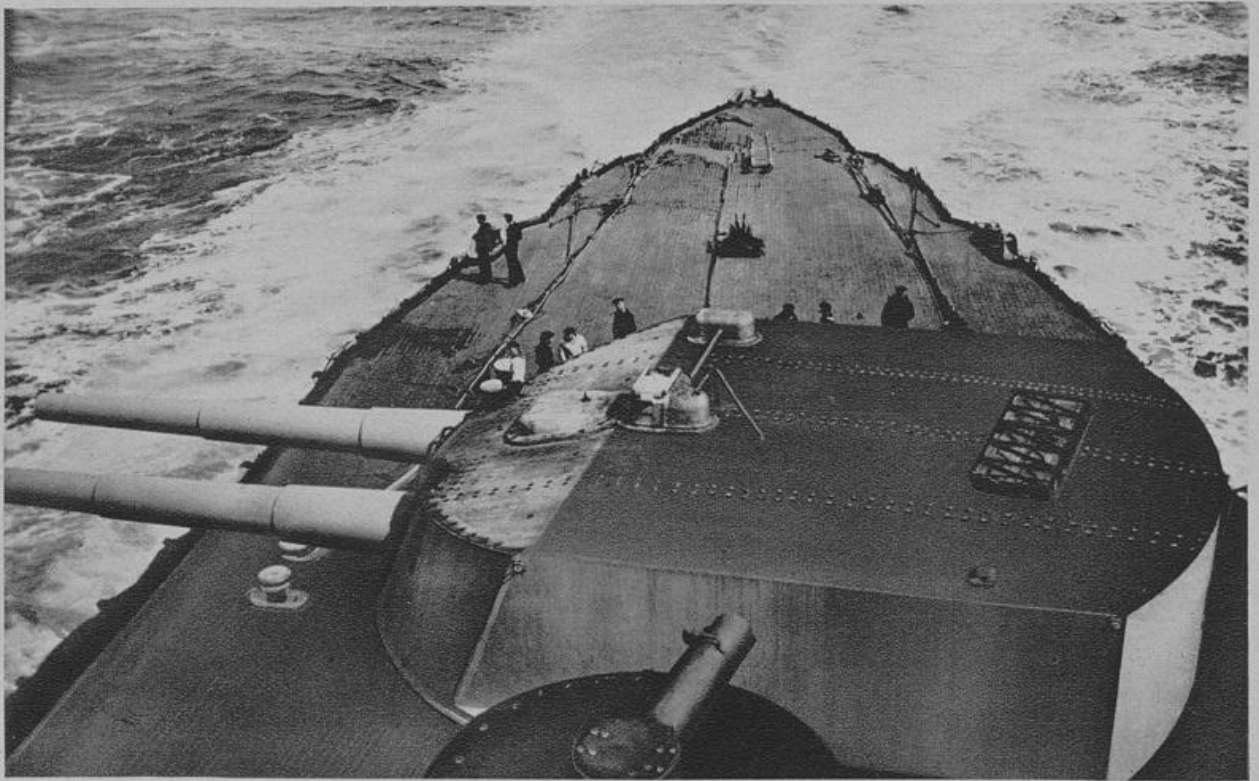
Belastungsprobe einer durch unsere Eisenbahnkompagnien wiederhergestellten Eisenbahnbrücke in Nordfrankreich.

Erich schwieg.
Aber auch die Mutter jagte kein Wort. Es war, als denke sie über etwas Besonderes nach.
Ober als wünsche sie den schönen Frieden der Nacht nicht zu stören, der über allem menschlichen Leid lag wie eine eiserne Mahnung der Ewigkeit.
Schließlich aber wandte sie sich doch an ihren Sohn und sagte: „Mein lieber Junge! Die Menschenwürde fühlst du also von dir genommen? Und nutzlos glaubst du dich? Geh! Wer kann das von sich sagen? — Wende doch einmal recht tief in dich hinein und frage dich, ob du ein Recht hast, dich zu verachten. Frage dich das ernstlich und gib mir Antwort!“

* * *

Es verstrich eine lange Weile. In dieser langen Weile aber ging mit Erich eine große Veränderung vor.

„Gewiß, Mutter. Aber wenn ich bedenke, daß ich selbst doch eigentlich gar nichts tun kann —“
„Wer sagt denn, daß du nichts tun kannst? Glaubst du, diesen Krieg führten nur die, die draußen vor dem Feinde stehen? Ich sage dir aber, daß ihn ein jeder führt, der in seinem Herzen mit dabei ist. Nur der führt ihn nicht, der es fertig bringt, in dieser Zeit innerlich gleichgültig und von dem großen Schicksal unseres Landes unberührt zu bleiben — und wenn dieser auch an der Front ganz vorn stände. Siehst du das nicht ein?“
Erich zögerte.
„Du meinst also, Mutter,“ sagte er dann, „daß ich doch nicht ganz nutzlos bin?“
„Keiner ist nutzlos, am wenigsten Menschen, die eine Gesinnung haben, wie du sie hast, Erich. Und kein Mensch ist nutzlos, der seine Pflicht tut.“
„Was ist meine Pflicht?“



S. M. S. „von der Tann“ auf Vorposten; Ansicht vom Heck des Schiffes aus.

Bewirkte es die Nähe der geliebten Mutter? Bewirkte es die tiefe Ruhe der Nacht? Genug, Erich fühlte, daß sich etwas Starres in seinem Herzen zu lösen anfing, und es schien ihm mit einem Male, daß auch für ihn in diesem Leben noch lange nicht alles verloren sei.

Er sagte: „Mutter, mit dir zu reden tut wohl. Du hast etwas, dem man unbedingt vertrauen kann. Ich danke dir.“

Die Mutter streichelte ihm die Hand.

„Brav, mein lieber, guter Junge! Und den Kopf nun immer hübsch hoch gehalten. Du hast keinen Grund, dich zu schämen oder in übermäßiger Bescheidenheit beiseite zu stehen. Meinst du, daß nur der tapfer und ein Mann sein kann, dessen Glieder heil und gerade sind? Tapferkeit ist eine sittliche Kraft. Du hast sie in gleichem Maße wie dein Bruder. Und du hast ebenso wie er Gelegenheit, sie zu zeigen, wenn du es nur auf dich nimmst, dein leibliches Los mit heiterer Gelassenheit zu tragen.“ —

„Deine Pflicht ist, dich fortan als einen tätigen Teil unseres gesamten großen Volkes zu fühlen, stolz darauf zu sein und dich mit der Gesamtheit zu freuen und mit ihr zu leiden. Aus diesem, wenn du es tust, ergeben sich alle andern Pflichten von selbst.“

Es entstand eine Pause.

Dann aber reichte Erich seiner Mutter die Hand und sagte:

Liebe „Mutter, du hast recht. Und du beschämst mich. Es war falsch von mir, so kleinmütig zu sein und mich so gehen zu lassen. Aber ich verspreche dir, dir von jetzt an Freude zu machen. Hier meine Hand!“

Die Mutter behielt die Hand des Sohnes in der ihren.

Sie sagte: „Freude? Die hast du mir schon immer gemacht. Mein Wunsch ist nur, daß du dir auch selbst Freude machst. Versprich mir dies!“

„Ich verspreche es dir,“ sagte Erich.

Und er wußte, daß er sein Versprechen halten würde.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

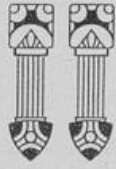
Nr. 56.

Düsseldorf, 5. September

1915



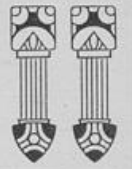
Aus den Kämpfen am Isonzo:
Osterreichisch-ungarische Ballonabwehrkanone in Stellung.



Schwester Peregrina.

Von Siegmund Sebök.

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Magyarischen von Dr. Adolf Kohut.



Die Krankenschwester brachte mir mein Frühstück, setzte es geräuschlos auf meinen Tisch und wollte sich wieder entfernen. „Schwester Angela!“ rief ich sie an.

Sie drehte sich um.

„Ich bitte.“

„Was geschah mit unsern Nachbarinnen, daß sie plötzlich so still geworden sind?“ fragte ich sie.

Meine Nachbarinnen, die im Krankenhaus eines berühmten böhmischen Weltbades in meiner unmittelbaren Nähe wohnten, waren fast immer sehr geräuschvoll. Die eine links schrie in einem fort in unartikulierten Lauten, und die andere rechts seufzte stets. Ich weiß nicht, welche Kundgebung am peinlichsten war. Das Zammern der einen ging durch Mark und Bein, während der Seufzer der anderen ins Ohr, in jeden Gedanken und in die Seele drang.

„Der Oberarzt ließ sie in den entlegensten Pavillon überführen,“ antwortete die Krankenschwester.

„Aber warum denn?“

„Weil sie hier die anderen Kranken mit ihren Wehklagen sehr störten.“

Die Schwester entfernte sich.

Ich hatte meine Nachbarinnen als Patienten nie gesehen und wußte von ihnen nur so viel, daß sie zur Kur anwesend waren.

Im übrigen bestand diese Abteilung ausschließlich aus weiblichen Kranken; nur ich und der Geistliche des Krankenhauses bildeten eine Ausnahme. Sein Zimmer lag dem meinigen gegenüber. Gar oft klopfte ich bei ihm an, wenn es regnete oder sonst nicht rasam war, daß der Kranke das sonnige, aber doch so traurige Gebäude verlasse. Auch jetzt trat ich bei ihm ein. Sein Frühstück stand fast unberührt auf dem Tische.

„Mein lieber Herr Pfarrer, heute haben wir es wirklich verschlafen,“ sagte ich.

„Nach der Frühmesse habe ich mich ein wenig hingelegt, ich hatte die Nacht sehr viel zu tun.“

Plötzlich durchzuckte ein schauerlicher Gedanke mein Gehirn.

„Sie haben doch nicht —?“ fragte ich entsetzt und winkte mit dem Kopfe nach jener Richtung hin, wo das Zimmer der Damen lag.

„Zawohl,“ antwortete er.

„Welche?“

„Alle beide. Sie liegen im Leichenhaus.“

Das also war der entfernteste Pavillon, wo meine Nachbarinnen mit ihrem Lärm niemand mehr störten, weder mit ihren Wehklagen noch mit ihren Seufzern!

Unwillkürlich sann ich darüber nach, welche weiblichen Wesen die beiden gewesen sein mochten, die so vollkommen verlassen dahinstarben. Ich hatte wenigstens nie bemerkt, daß jemand sie besucht hätte, weder Eltern noch Kinder, noch Gatten, noch Freunde. Dann fiel mir ein, daß die eine, die Seufzende, einmal so ganz merkwürdig wie ein Kind schluchzte und die Stimme wie trostlos verzweifelte Sehnsucht klang. Damals legte ich dieser Erscheinung keine Bedeutung bei, aber jetzt klang es in meinen Ohren wie der Ton der Totenglocken oder wie ein unerhörter Schrei nach Hilfe, und ich hörte, hörte in einem fort, wie der schwarze Mantel des großen Unbekannten dahinstreifte, den Sturm und das Haus entlang, auf seinem Wege jedes Leben, das er berührte, vernichtend.

Die grüblerischen Gedanken hatten mich erregt, und ich fühlte mich unwohl. Der Arzt ließ mich in der Nacht beobachten und gebot, daß die beaufsichtigenden Krankenschwestern jede Stunde bei mir eintreten und sich von meinem Befinden überzeugen sollten. Falls sich mein Zustand verschlimmern sollte, müßte mir ein Pfleger gestellt werden. So erschien denn in der Nacht pünktlich mit mechanischer Genauigkeit eine Krankenschwester bei mir. Sie trat leise ein, blickte

mich forschend an, und dann verschwand sie, einem wortlosen Schatten gleich, im Halbdunkel des Flures. Stündlich wiederholte sich diese Szene, nur daß sich immer eine andere Krankenschwester zeigte. Als der Morgen graute, schien für die Schwestern die Zeit gekommen zu sein, mich auf Weisung des Arztes ständig zu beobachten, denn eine derselben ging nicht von mir weg, sondern blieb am Fuße meines Bettes stehen. Die Tür ließ sie offen, was, wie ich glaube, Regel ist, wenn sie sich mit einem männlichen Kranken allein im Zimmer befindet. Ich sah sie mir an. Bisher hatte ich diese kleine Ziti-grangestalt noch nicht bemerkt. Ihr schmales, aber sonst angenehmes Antlitz verbarg sich gleichsam unter dem großen Kopftuch, sie sah blaß und erschöpft aus.

„Nicht wahr, Schwester, Sie gehören nicht zu diesem Pavillon?“ fragte ich sie.

„Nein. Ich arbeite in der chirurgischen Abteilung, aber jetzt ist dort wenig zu tun und deshalb bin ich hierher befohlen.“

„Sie sehen sehr müde aus.“

„Ich bin nur schläfrig. Ich habe diese Nacht viel gewacht.“

Ich blickte sie forschend an.

„Sie sind doch wohl nicht Schwester Peregrina?“

„Ja, die bin ich.“

Meine Überraschung war groß. Von Schwester Peregrina erzählte man sich oft im Krankenhaus. Die zwei Schwestern meiner Abteilung, Bronislava und Angela, der Geistliche und auch der Arzt rühmten sie als die Gewandteste bei den Operationen und als die Stärkste im Nachwachen. Daher stellte ich mir Schwester Peregrina als eine große, sehnige, mächtige, ältere und erfahrene Person, nicht aber als ein so kleines, blaßes Wesen vor.

„Liebe Schwester, Sie hielten wohl in meiner Nachbarschaft Wache?“ fragte ich sie.

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Bei welcher?“

„Bei der rechts.“

„Starb sie schwer?“

„O nein, der Tod ist barmherzig, nur das Leben ist grausam. Haben Sie gehört, wie Ihre Nachbarin manchmal bitterlich weinte?“

„Zawohl.“

„Sie weinte deshalb, weil sie gern noch einmal jemand gesehen hätte. Die übrigen Krankenschwestern glaubten, daß sie sich nach ihren Verwandten sehne, aber ich war besser unterrichtet. Noch nie hatte ich eine so liebe Kranke, aber auch keine, die so sehr gelitten. Und wie schön sie war! Sie haben keine Ahnung davon. Und doch war sie, als sie in unser Krankenhaus kam, bereits dem Tode geweiht. Ich merkte gleich, daß ihre Seele noch stärker sei als ihr Körper. Ich versuchte sie zu trösten und habe auch rasch ihr Vertrauen erworben.“

„Nicht wahr, meine Liebe,“ so fragte ich sie, „Sie erwarten heimlich jemand, der nicht kommt?“ — Sie antwortete nicht.

„Warum teilen Sie mir nicht Ihre Wünsche mit, vielleicht kann ich sie erfüllen?“

„Nein, Schwester Peregrina,“ flüsterte sie leise, „was ich verlange, ist unmöglich.“

„Gott ist barmherzig, wenden Sie sich an ihn.“

„O Schwester Peregrina,“ röhnte sie, „wieviel habe ich damals gebetet, und wieviel bete ich auch heute noch, aber es nützt nichts!“

„Wünschen Sie nicht, meine Liebe, daß wir Ihre Verwandter benachrichtigen?“ fragte ich sie eines Tages.

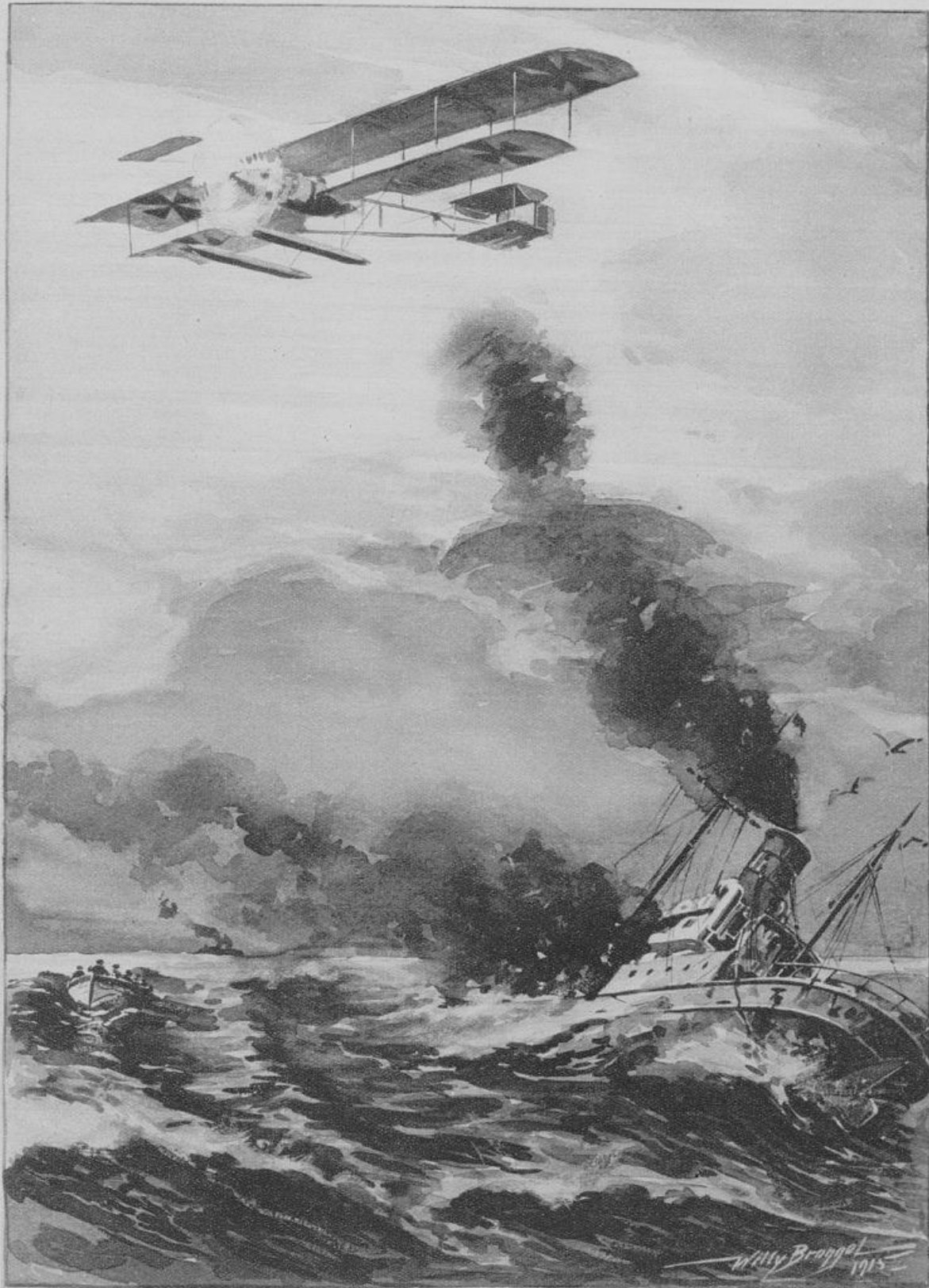
„Nein,“ erwiderte sie, „sie würden doch nicht kommen.“

„Warum nicht?“

„Weil sie mich verleugneten.“

„Aber jetzt, wo Sie so krank sind?“

„In ihren Augen bin ich schon längst gestorben.“



Ein deutsches Flugzeug versenkt durch Bombenwürfe einen englischen Dampfer.

Zeichnung von Willy Bröggel.

Sie hatte recht, der Vorsteher des Krankenhauses hatte ihre Verwandten benachrichtigt, aber nur die frostige Meldung erhalten, daß sie wegen ihrer großen Beschäftigung nicht abreisen könnten.

„Ich kann Ihre Qualen nicht ruhig mit ansehen,“ sagte ich, „denn wenn Sie Ihre körperlichen Schmerzen mit noch soviel Geduld ertragen, ist es doch gewiß, daß Sie keine einzige ruhige Minute haben, ich selbst werde Ihren Verwandten schreiben.“

„Tun Sie das nicht, Schwester Peregrina, ich will sie gar nicht sehen.“

„Ach, Sie erwarten also doch jemand?“

„So ist's, und das ist es, was mich so martert, denn ich verachte mich selbst, daß ich stets an ihn denke und immer erschüttert bin, so oft sich meine Tür öffnet, vielleicht ist er es.“

„Ich verstehe Sie nicht, meine Liebe. Wozu hassen Sie ihn, wenn Sie ihn so sehr erwarten?“

„Es ist meine Schuld. Seinetwegen habe ich meinen Gatten verlassen. Und er hat mich grausam verlassen.“

Tränen stürzten aus ihren Augen und schluchzend fuhr sie fort:

„O wie oft weine ich, wie oft fühle ich, daß mein Herzblut tropfenweise dahinfließt, wenn ich an mein zugrunde gerichtetes Leben denke und dennoch, wie oft muß ich mich dabei ertappen, daß ich nicht um mein vernichtetes Dasein, sondern um meine verlorene Liebe klage!“

Ich bedauerte die kranke Frau so sehr, daß ich in meiner Seele fast eine Genossin ihrer Schuld wurde. Sie wurde nun immer schwächer, und ab und zu fiel sie in Ohnmacht. Mit Grauen gewahrte ich, wie sehr das herrliche Geschöpf vollends zusammenbrach und wie von dieser Blume für immer der Tau, die Schönheit und die Anmut verschwanden.

Eines Tages, als ich sie etwa vierundzwanzig Stunden nicht gesehen, weil mich eine Operation sehr in Anspruch genommen hatte, ließ mich der Oberarzt rufen.

„Schwester Peregrina,“ sagte er, „fragen Sie die Kranke im Zimmer Nr. 16, ob sie Besuch empfangen will?“

Im Zimmer Nr. 16 lag, wie Sie wissen, jene Kranke. Verdukt blicke ich auf und sehe im Hintergrund einen Mann. In diesem Augenblick blickte in mir der Gedanke auf, daß er es sei, das Verhängnis meiner Kranken! Dort stand er düster und unbeweglich, ein wenig das Haupt geneigt.

„Wen soll ich ihr melden?“ fragte ich mit zitternder Stimme.

Der Oberarzt nannte mir seinen Namen, es war der Bewußte.



Deutscher Feldarzt mit französischen Zwillingen.

In stürmischer Nacht wurde der Arzt Dr. S. aus W. in Westdeutschland, welcher einem unserer Feldlazarette in einem alten Schlosse in den Argonnen vorsteht, zu einer armen Wöchnerin des benachbarten Dörfchens dringend gebeten. Dort verhalf er alsbald zwei jungen Franzosen ans Licht der Welt. Die dankbare Mutter ließ sie auf die Namen August und Albert, letzteren nach dem hilfreichen Arzt benannt, taufen.

Meine Kranke lag bleich und ruhig auf ihrem Lager, sie zuckte mit keiner Wimper, als sie mich erblickte, und ich sah in der Tiefe ihrer Augen — den Tod. Der Tod war gleichzeitig mit dem Lebenden gekommen, er schwebte auf dem feinen kleinen Antlitz. — Denn es war ein ganz anderes als das vor einem Tage von mir gesehene. Jeder ihrer Züge hatte sich verändert.

„Meine Liebe,“ sagte ich zu ihr, „ich konnte seit gestern früh nicht kommen, haben Sie eine ruhige Nacht gehabt?“

Sie antwortete nicht. Es schien vielmehr so, als ob sie in der Luft mit großer Sorge etwas beobachtete, was ihren ganzen Gedankengang fesselte.

„Sind Sie in der Lage, jemand zu empfangen? Ein Besuch ist eingetroffen.“

„Wer ist's?“ fragte sie kalt, ohne mich anzusehen und ihre Stimme klang wie die einer mir Fremden.

„Erzählen Sie nicht, ener Mann, den Sie erwartet haben, will mit Ihnen sprechen.“

„Es sei,“ sagte sie gleichgültig, und kein einziger Zug in ihrem Gesicht bewegte sich.

Der Mann trat ein und sah erschüttert auf jene weiße Blume, die im Bette welkte.

„Emmy,“ flüsterte er.

Die Frau antwortete nicht. Mit empfindungsloser königlicher Ruhe blickte sie in einem fort auf jenen unsichtbaren Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit noch immer in Anspruch nahm. Der Mann trat ganz in ihre unmittelbare Nähe und setzte sich auf den Stuhl neben ihrem Lager.

„Wie geht's, Emmy?“ fragte er leise. „Ich habe gehört, daß Sie krank seien, und bin deshalb gekommen. Erkennen Sie mich nicht mehr?“

„Ich fürchte mich,“ sagte sie kaum hörbar.

„Wovor?“

„Daß der Turm — dieser Turm einstürzt.“

„Welcher Turm, Emmy?“

„Dieser Turm über mir — sehen Sie denn nicht, daß er aus lauter kleinen Glasstückchen besteht? So wie er sich bewegt, fällt er zusammen!“

„Sie phantasiert,“ flüsterte mir der Fremde in hoffnungslosem Tone zu. Dieses Geflüster entging augenscheinlich der Kranken nicht, denn sie meinte:

„Reden Sie doch, ich höre. Was verlangen Sie, Ernst?“

„Ich bin gekommen, um Verzehrung zu erleiden, Emmy. Wenn es Ihnen möglich ist, vergeben Sie mir.“

„Ich weiß nicht weshalb,“ gab sie zurück.



Nachrichten aus der Heimat.

Der „Düsseldorfer General-Anzeiger“ bei unseren Feldfrauen an der Front.

„O, wenn es doch wirklich keinen Grund gäbe! Ich weiß am besten, was ich an Ihnen gefündigt habe. Aber ich werde mein ganzes Gel. a Ihnen weihen, meine Fehler gutmachen, Sie werden gesund werden, und dann heiraten wir uns.“

Zum erstenmal blinnte die Sterbende ihn an, aber fremdartig und ein wenig nachgrübelnd, wie dies zu sein pflegt, wenn man von einem merkwürdigen und seltsamen Gegenstand hört.

„All dies ist unnötig,“ sagte sie müde, „ich wünsche es nicht.“

„Aber Sie gestatten mir doch, nicht wahr, daß ich Sie, solange Sie krank sind, täglich besuchen darf?“ fragte er in flehendem Ton.

„Nein, nein! — Kommen Sie nicht! Sie stören das Gleichgewicht — Und der Turm schwankt so sehr.“

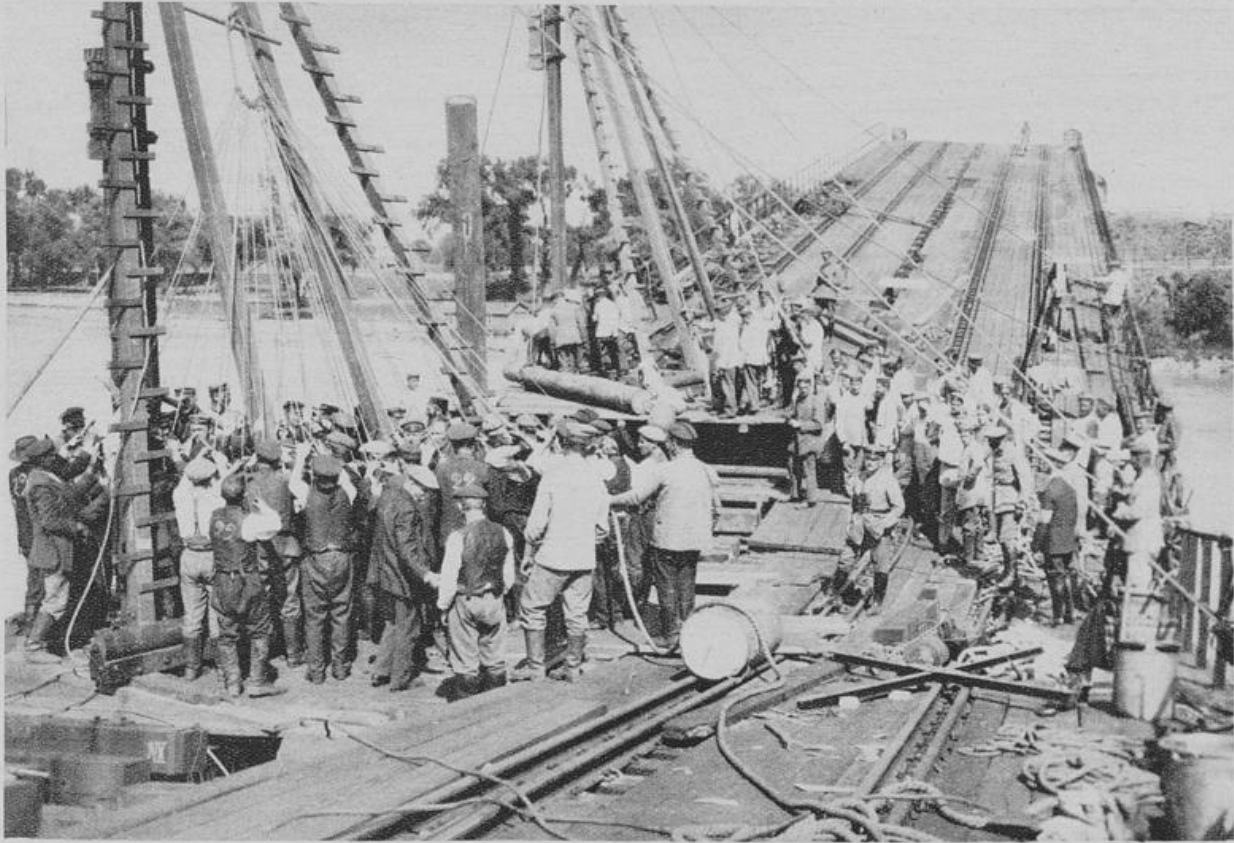
Er erhob sich, als wenn er plötzlich alles verstanden hätte. Eine Weile stand er noch stumm und in sich gekehrt auf seinem Plage. Dann entfernte er sich still, und ich kniete an ihrem Bette, ich wußte,

ich fühlte und sah, daß die unüberwindliche Nacht erschienen sei, die jedes Band auflöst, alle Gegensätze ausgleicht und wie eine unsichtbare Welle von dem Menschen die Qualen, die Leidenschaft und die Unruhe abwäscht, gleich einer zärtlichen Mutter, die ihr Kind einschläfert. Tränen entfüzten meinen Augen, aber ich bemeisterte mich.“

In diesem Augenblick steckte eine Krankenschwester ihren Kopf durch die Tür und flüsternte Peregrina zu:

„Kommen Sie, Schwester, rasch. Mit dem Kranken in Zimmer Nr. 6 können wir wieder nicht fertig werden.“

Schwester Peregrina eilte hinaus, und nachher sah ich sie nur einmal flüchtig. Ich wußte nicht einmal, wann meine Nachbarinnen beerdigt wurden. Nur von den Schwestern hörte ich später zufällig, daß man die Dame von auswärts in Gegenwart ihrer eingetroffenen Verwandten mit Pomp bestattete, während die Beisehung der zweiten Frau ärmlich, in aller Stille, fast verstohlen vor sich ging.



Wiederaufbau der durch die Russen zerstörten Weichselbrücke in Warschau: Hebezeuge und Felddrammen in Tätigkeit. Phot. A. Senned.

Tofilas. Novelle von C. Gerhard.

Der gefrorene Boden knirschte unter den Hufeisen. Wie köstliche Saphir- und Rubinbänder glitzerte der Rauhref an den Bäumen unter den Strahlen der Sonne, die wie ein feuriger Ball am glasklaren Himmel stand. Auf den Feldern lag Schnee; ungewöhnlich früh und streng war der Winter in Nordfrankreich eingekehrt.

Schneller ritt der kleine Trupp Kürassiere vorwärts; die Leute froren, und fast alle trugen das Zeichen von Entbehrungen und Anstrengungen im Gesicht.

Voran trabte der Rittmeister Graf Donat, je ein Leutnant zu einer Seite. Etwas vorgebeugt, schaute er spähend umher. Er hatte seinen Burschen als Quartiermacher vorausgeschickt. Hoffentlich fand er einen menschenwürdigen Aufenthaltsort; die Mannschaften wie die beiden Offiziere bedurften der Ruhe.

Er, nun, er konnte es noch eine Weile aushalten. Er redete sich im Sattel; bewundernd schaute Leutnant Förster ihn an.

Noch immer konnte man den Grafen „Tofilas“ nennen wie daheim in der Garnison, seitdem er in einem lebenden Bilde den Gotenkönig dargestellt.

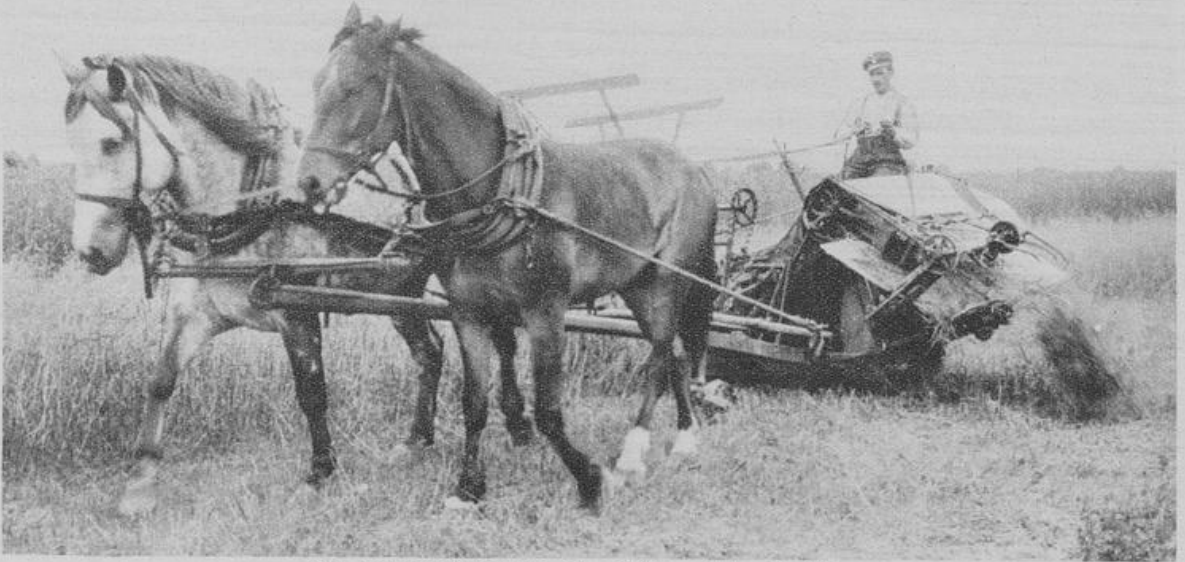
Etwas Sonniges, Leuchtendes, Siegendes strahlte aus seinem schönen Gesicht, den feurigen blauen Augen.

Obwohl er in allen Gefechten einen an Tollkühnheit grenzenden Mut bewiesen, wofür das Eiserne Kreuz seine Brust zierte, war er unverletzt geblieben und sah fast unverändert aus.

Seine Ritterlichkeit, seine feste Hilfsbereitschaft machten ihn zum Abgott der Soldaten, zum besten Kameraden der Offiziere des Regiments.

„Achtung!“ rief er gedämpft. „Reiter nahen!“

Deutsche Soldaten bei der Ernte in Frankreich



Ein kundiger Feldgrauer beim Mähen mit der Maschine.



Eine Abteilung deutscher Soldaten mit einigen Mäh- und Garbenbindemaschinen.

Aber es erwies sich, daß es nicht Feinde waren, sondern eine deutsche Patrouille, ein Offizier und vier Soldaten; gespannt sah man ihnen entgegen.

Plötzlich ging es durch den Körper des Rittmeisters wie ein elektrischer Schlag. Der ihm da entgegentam — haßte ihn. Vor knapp einem Jahre standen sie sich mit den Waffen in der Hand gegenüber. An seinem Ohre pfliffen die Kugeln des Gegners vorüber, er brochte ihm einen Streifschuß bei.

Nach dem Duell war die übliche Ausöhnung erfolgt, der innere Zwiepalt blieb.

Nie würde Harry von Geldern es ihm verzeihen, daß er sich Ursula Dalmar gewann, auf deren Besitz er selbst gehofft, obwohl Ursula ihn nur als feinsinnigen Musiker geschätzte.

„Deine Seele aber gehörte mir seit der ersten Begegnung, Ursula, du mein herrliches Mädchen!“

Nach einer Weile sah er seinen Burschen; sein rotes Gesicht glänzte vor Freude.

„Franz scheint etwas Gutes gefunden zu haben,“ lachte Totilas, und schon hielt der brave Pommer vor ihm und berichtete, daß er ein verlassenes, unverehrtes Schloßchen gefunden.

„Hurra!“ jubelten die Offiziere und Mannschaften. Es war lange her, daß sie sich satt gegessen und mit einem Dach über dem Kopfe geschlafen hatten.

„Du hast noch etwas auf dem Herzen, heraus damit!“ gebot der Rittmeister dem Burschen.

„Im Dorfe nahe dem Schloßchen ist soeben die Feldpost angekommen.“

Da klang ein dreifaches Hurra zum Himmel auf. Und nun stoben die Funken beim schnellen Ritt. Nach knapp einer halben Stunde erreichten sie ihr Ziel, ein zierliches Gebäude im Rotostil. Erst



Wie sich unsere Soldaten auf einer selbstgezimrten Kegelbahn unweit der Kampfstätte vergnügen.

Der andere zeigte ihm seine Feindschaft fast unverhüllt, ein Wortwechsel gab den äußern Anlaß zum Duell.

Jetzt waren sich die Reiter ganz nahe. Harry von Geldern ritt einen elenden Gaul; er selbst war hager und bleich. Ein Jude lief über seine Büge, als er den Rittmeister erkannte.

Sie grüßten ganz kurz, militärisch, da rief Leutnant Förster von Geldern an.

Sie hatten zusammen das Kadettenkorps besucht.

„Nun, Harry, wohin?“

„Nach S. auf Kundschaft!“

„Nimm dich in acht! S. soll voll Franktireurs steden!“

Der andere zuckte verächtlich die Schultern.

„Pah, was liegt mir an meinem Leben! Aber meine Ordre verträgt keinen Aufschub. Ade!“

Er sprengte davon; der Rittmeister sah mit verfinstertem Gesicht da, die Worte Harry von Gelderns gingen ihm nahe.

nachdem alle Räume gründlich abgejucht waren, nahm man von ihnen Besitz.

Die Bewohner mußten in größter Eile vor den „Barbaren“ geflohen sein, sie hatten reiche Vorräte zurückgelassen.

Bald herrschte fröhliches Treiben in dem verwunschenen Schloßchen; aus der Küche drangen liebliche Gerüche; im Speiseaal stellte Franz ehfürlich kostbares Porzellan für die drei Offiziere auf die Tafel.

Die Feldpost kam an, Briefe und Pakete. Hurra! Auch der Rittmeister erhielt eine inhaltreiche Sendung von seiner Mutter, aber noch fehlte ein Brief seiner Braut.

Ein Teil der Postsachen sei noch nicht sortiert, ward ihm gesagt.

Hoffnungsfroh setzte er sich mit den Kameraden an die Tafel, die ungewohnte schmachtaste Genüsse bot und aus dem Keller einige Flaschen Sekt.

Die Ungeduld trieb Totilas dann selbst nach dem Dorfe.

Er schritt am Saum des Waldes dahin; plötzlich drangen laute Stimmen zu ihm und nun der Hall eines Schusses. Er stürzte zu der Stelle; ein Mann kniete auf einem Niedergebrochenen in feldgrauer Uniform, das Messer bligte in seiner Hand.

„Halt, oder ich schieße!“

Ein Hohngelächter antwortete.

Da traf sein Schuß den Franktireur ins Herz.

Mühsam erhob sich der andere, Blut quoll ihm aus dem Stiefel. Entsetzt erkannte der Rittmeister Harry von Geldern.

„Sie wurden überfallen, Herr Kamerad?“

Nur widerwillig rangen sich die Worte über dessen Lippen:

„Ja, wir wurden von Franktireuren beschossen, meine Braven fielen, auch mein Pferd stürzte, einer der Marodeure verfolgte mich; Sie bewahrten mich vor einem schimpflichen Tode.“

„Stützen Sie sich auf mich, ich bringe Sie in unser nahegelegenes Quartier.“

„Nein, mein Auftrag ist erst zur Hälfte erledigt. Senden Sie mir durch Ihren Vurschen ein Pferd.“

„Unmöglich können Sie in diesem Zustande reiten, das Fieber schüttelt Sie bereits. Wenn Sie dürfen, vertrauen Sie mir den erhaltenen Befehl an, ich führe ihn aus — bei meiner Ehre!“

Der andere rang schwer mit sich, da sagte der Rittmeister warm:

„Es wäre mir eine Freude, Ihnen dienen zu können, gewähren Sie sie mir!“

„Es sei!“ erwiderte Harry von Geldern; er war dem Umsinken nahe.

Von Totilas gestützt, erreichte er das Schloßchen, wurde schnell verbunden, gebettet und gestärkt.

Erst dann schwang sich Graf Donat aufs Pferd. Ehe er abritt, wurde ihm ein flaches Kästchen gebracht, es trug die Schriftzüge seiner Braut.

Mit diesem Talisman auf der Brust sprengte er davon.

Die Sonne war verglommen, schneidend wehte der Wind. Totilas wußte, Gefahren drohten seiner, aber dennoch war ein Hochgefühl in seiner Brust, wie es uns nur das tiefste Erfassen unserer Menschenvpflicht verleiht.

Nach einer Stunde hatte er den Ort erreicht, an dem er die feindlichen Stellungen erspähen sollte.

Sein Blut war ihm treu; er sah alles, ohne gesehen zu werden. Mit der wertvollen Botschaft begab er sich zum weitab liegenden Regimentsstabe und dann zurück zum Schloßchen. Dämmerung lag über dem Lande, Schweigen ringsum, nur in der Ferne ertönten einige Schüsse, dann wieder Stille. Allmählich bligte Stern um Stern am Himmel auf, und der Rittmeister dachte daran, daß zu denselben Gestirnen sein Lieb aufsehen würde, daß ihre Gedanken ihn auch in dieser Stunde suchen würden.

Harry von Geldern lag in heftigem Fieber, als er heimkehrte, aber aus seinen ungeschleierten Augen sprach nicht mehr der große Haß.

Endlich öffnete der Graf nun das Kästchen und entnahm ihm einen Brief und Ursulas Bild. Er konnte seinen Blick von den tiefen Augen, dem reizvollen, wehmütigen Lächeln um den feinen Mund kaum trennen.

In ihren Zeilen offenbarte sich ganz ihre hochgejante Seele, ihre Liebe zu ihm, ihr Vertrauen, er werde sich stets als Held und echter Mensch bewähren.

Am tiefsten berührten ihn die Worte:

„Mein Totilas, vergeiß, aber oft denke ich an Harry von Geldern. Es drückt mich wie eine Schuld, daß er um mich leidet, dich haßt. Ich bitte dich, wenn du ihn in Gefahr siehst, hilf ihm, wenn du kannst. Lache nicht über mich, diese bange schwere Zeit flößt seltsame Gedanken ein.“

Feuchten Augen küßte der Rittmeister Brief und Bild seiner Liebsten.

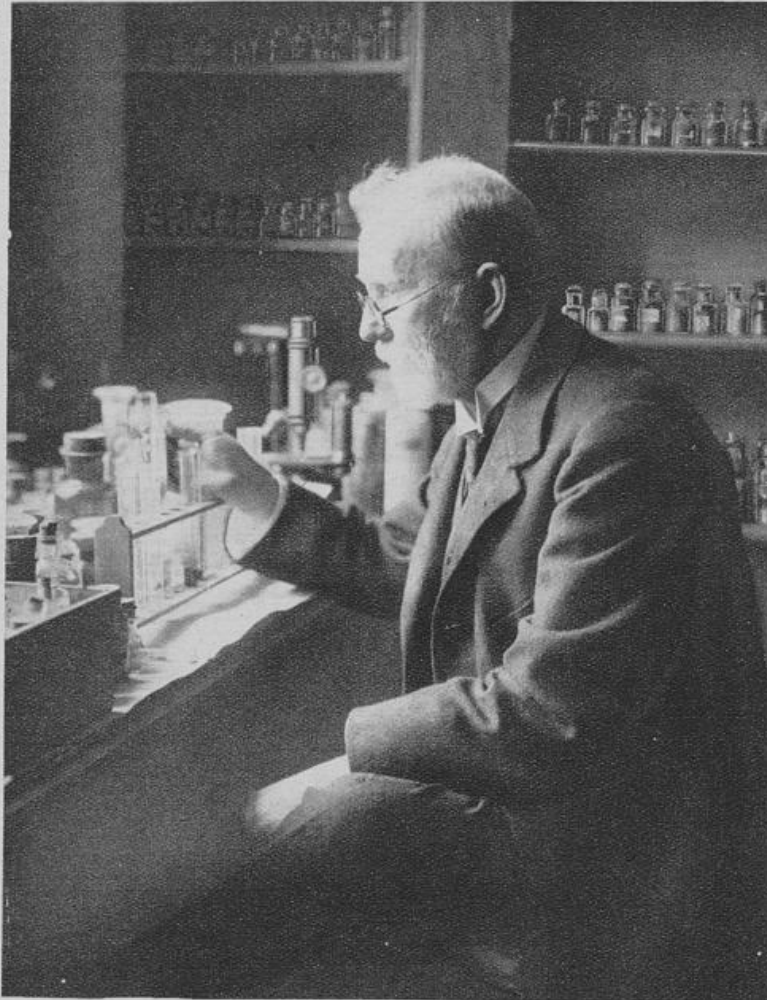
„Ursula, du Geliebte, du ahntest recht, er war in Gefahr und ich half ihm. Nun sind wir befreit von jedem Druck. Laß uns immer Liebe geben, es macht so reich, so froh.“

Warmen Glanz im Blick trat er zu Harry von Geldern, der mit erspürter Stimme sagte:

„Nie hätte ich so handeln können wie Sie. Sie sind der Bessere von uns, und ich gönne Ihnen Ihr Glück. Aus meinem Haß ist Bewunderung geworden.“

„Sagen Sie statt dessen Freundschaft, ja, lassen Sie uns fortan gute Kameraden sein.“

Vom Lager des tief Erschütterten setzte er sich an den Flügel, und feurig und innig erklangen in dem französischen Schloßchen alte deutsche Volkslieder, und der Sang vom guten Kameraden.



Ergzellenz Geheimrat Dr. Paul Ehrlich, der berühmte Arzt †.

In Bad Homburg ist Geheimrat Ehrlich kürzlich nach kurzer Krankheit gestorben. Der berühmte Arzt und Chemiker, der Entdecker des vielgenannten „Salvarsan“, wurde am 14. März 1854 zu Strehlen in Schlesien geboren und war ein Mitarbeiter Robert Kochs. Im Jahre 1896 wurde ihm die Leitung des neuerrichteten Königl. Instituts für Serumforschung in Steglitz übertragen, das 1899 nach Frankfurt am Main verlegt, jetzt mit der dortigen Universität vereinigt ist.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 37.

Düsseldorf, 12. September

1915



Erbeutetes russisches Maschinengewehr im Gebrauch in einem deutschen Schützengraben.

Phot. Max Wippertling.

Der Dichter und der Krieg.

Von Hermann Wagner.

Als Jakobus Feustelmann vor die Musterungskommission trat, tat er das nicht ohne Herzklopfen und nicht ohne innere Empörung. Und nur zaudernd ließ er sein seidenes Hemd sinken, während er die Blicke der sachlich musternden Männer mit stiller Verachtung ertug.

„Ihr Alter?“ fragte der Stabsarzt.

„Achtundzwanzig.“

„Ihr Beruf?“

Jakobus Feustelmann zögerte. Gleich darauf aber glitt es über sein reizvoll durchgeistigtes Schwärmergeischt wie eine furchtbare Drohung. Und er erwiderte: „Dichter.“ —

„Eigentlich etwas schmal,“ sagte ein Beisitzer. — „Haltung schlapp,“ erklärte ein zweiter. Doch der Stabsarzt legte sein summarisches Urteil nur in zwei Worte: „Tauglich! Abtreten!“ Und der Dichter Jakobus Feustelmann trat das erste Mal in seinem Leben „ab“.

Jakobus Feustelmann trug sein Schicksal wie einer, der sich vorgenommen hat, die lächerliche Rolle, die ihm zugefallen ist, mit Fassung und Würde zu spielen. — Er, dessen Phantasie ausschweifend war, hätte sich in die Rolle eines kühn anführenden Generalobersten hineindenken können — sich als Retter zu fühlen, dazu reichte seine Nüchternheit nicht aus. Daraus fand er sich nicht. Niemals. Mit einer Erhabenheit, die versteinert schien, ordnete Jakobus Feustelmann am Vorabend des Tages, da er einzurücken hatte, seinen Nachlaß. Sein einziger Reichtum war sein Lieb. Er vermachte es testamentarisch seiner Braut, die Näherin war und Minchen Schmidt hieß.

Minchen Schmidt strahlte. „Oh, Jakobus,“ rief sie aus, „so bist du doch jetzt endlich einmal ein Mann! Ein richtiger Mann!“

Worauf Jakobus Feustelmann errötete, sie vorwurfsvoll anjah, aber schwieg. Und einrückte.

Jakobus Feustelmann, der bisher nur Kollegen gehabt hatte, bekam nun mit einemmal Kameraden.

Höchst gewöhnliche Leute, die Krause, Müller, Meier, Kohn, Ziebuschke und Zimmermann hießen, die breite und schwielige Hände hatten, viel lachten, noch mehr rauchten, zuweilen spuckten und in allen Fällen recht sonderbare Manieren hatten.

„He, Feustelmann,“ redete ihn etwa irgendein Müller an, „sag mal, was bist du eigentlich zu Hause?“

Jakobus Feustelmann war ratlos. „Verzeihung, meinen Sie mich?“ fragte er.

Worauf ihm unter allgemeinem Gelächter ein Dritter ohne weitere Umstände einen Schlag auf die Schulter gab, „Geh, sei net iad!“ sagte und, sich an die andern wendend, erklärte: „Er ist halt einer, der für die Zeitungen schreibt. Gedichteln und solche Sachen — Feustelmann, gelt?“

Immerhin hatten diese Leute, die nicht wußten, wie man mit einem Dichter sprach, auch Seiten, die wieder mit ihnen versöhnten.

So zeichnete sie ein absoluter Mangel an Falschheit und Neid aus, eine Tatsache, über die Jakobus Feustelmann, besonders wenn er der Kollegen daheim gedachte, höchlichst erstaunt war. Ferner waren sie von jener unbefangenen Heiterkeit, die in höheren, mit Verstand und Erwägung allzusehr belasteten Kreisen unmöglich gedeiht.

Dieser Heiterkeit begegnete Jakobus Feustelmann anfangs mit einem unsicheren Staunen. Aber sie, die für jede Krankheit, be-

sonders des Geistes, die beste Medizin ist, ging allmählich auch auf ihn über, zerlegte seine Schwermut und zauberte auf seine blassen Lippen zuerst ein Lächeln und später ein Lachen. —

Um diese Zeit war es auch,

daß Minchen Schmidt von

ihrem Bräutigam, dem

sie wiederholt Wurst und

ähnliche gute Sachen

geschickt hatte, die erste

vernünftige Antwort

bekam. — „Liebes

Minchen,“ hieß es

in dieser Antwort,

„bitte, schide von die-

sen Würsten, die aus-

gezeichnet waren, bald

mehr, denn es hat einen

Mordshunger dein Ja-

kobus.“ — Erstaunlich war

es, wie sich der Dichter Ja-

kobus Feustelmann langsam, aber

sicher in einen Infanteristen Jakobus

Feustelmann verwandelte. — Daß die

Wandlung leicht vonstatten gegangen war,

konnte niemand behaupten, denn Jakobus

Feustelmann war ein Mensch gewesen, der es

bisher weder verstanden hatte, zu laufen, noch zu stehen, noch zu sitzen.

Diese Fähigkeiten brachte dem Dichter nun ein Feldwebel bei,

und es war schwer zu entscheiden, wer bei diesem Unterricht mehr

schwicht, der Lehrer oder der Schüler.

Schließlich, nach sechs Wochen, war Jakobus Feustelmann so weit.

Der Feldwebel konstatierte das mit einem Seufzer der Erleichterung und indem er dem Dichter vertraulich auf die Schulter klopfte:

„So, Feustelmann, jetzt sind Sie erst ein Mensch. Ein richtiger

Mensch. Wenn Sie in den Spiegel sehen, werden Sie sich überzeugen!“

Jakobus Feustelmann sah in den Spiegel, und das, was er er-

blickte, erschreckte ihn beinahe.

Vor allem befand sich in seinem Gesicht jetzt ein Bart. Ein

Bart, der die schöngeistigen Eigenschaften des Dichters wohl verdeckte,

dafür die männlichen Eigenschaften des Soldaten hervorhob. Denn daß

männliche Eigenschaften da waren, ergab sich schon aus der strammen

Haltung des ganzen Körpers. Die Schultern waren breiter geworden,

das Gesicht hatte Farbe bekommen, und in den Muskeln lag eine

Spannung, die danach dürstete, sich zu lösen. Es war klar, daß der

Dichter jetzt bei einer Schlägerei seinen Mann gestellt hätte.

Jakobus Feustelmann zögerte nun nicht länger, zum Photo-

graphen zu gehen und ein Bild von sich machen zu lassen. Laut dachte

er: als Sonderbarkeit. Heimlich dafür lobte er sich: weil ich ein so

sehrer Kerl bin! Und er hatte nicht unrecht damit. —



Ein gewichtiger Vaterlandsverteidiger.

Von dem Augenblick an, da der Soldat das Gewehr in die Hand bekommt, um scharf zu schießen, brechen die Vorverhandlungen des Kriegsunterrichts ab, und es wird Ernst.

Es war ein sonderbares Gefühl, das der Dichter empfand, als er die ersten scharfen Schüsse abgab. Es schien ihm vor allem, als ob von diesem Augenblick an die Bedeutung seiner Person um ein gewaltiges gestiegen sei. Was er da tat, war etwas sehr Ernstes. Diese Schüsse, dachte er, wenn sie trafen, nahmen anderen das Leben, und diese anderen waren die Feinde.

Zum ersten Male kam ihm damit lebendig zum Bewußtsein, was das eigentlich war, diese Feinde. Aber indem so die Erkenntnis der Gefahr, in die er sich mit andern begab, wuchs, stieg auch zugleich jener Stolz in ihm, der jeden pakt, welcher sich vor eine ernste Aufgabe gestellt sieht. Er fühlte es, wie er mit dieser seiner Aufgabe wuchs; die Freude, die bisher nur als ein winziger Funke in ihm geblüht hatte, schlug zu einer hellen Flamme in ihm auf, und alles Gute und Rechte, das bisher gebunden in ihm gelegen hatte, bekam Luft, weitete sich und füllte ihn ganz aus.



Ein Kriegsfreiwilliger Veteran von 70 Jahren: Feldwebelleutnant Koch aus Mannheim. Er hat an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 teilgenommen und in letzterem bereits das Eisene Kreuz errungen.

Von dieser Stunde an begann Jakobus Feustelmann ein guter Soldat zu werden.

Die Änderung, die mit ihm vorgegangen war, war so groß, daß jeder, der mit ihm verkehrte, sie ganz schnell merken mußte.

Alles, was er tat, tat er jetzt von selbst und mit Freuden. Und so traf es ihn als ein großes Glück, als er erfuhr, daß man ihn, der als Rekrut eingerückt war, schon zum Gefreiten befördert hatte.

Da Jakobus Feustelmann daheim in seinem Kreise als Meister gegolten hatte, so gab es natürlich auch Jünger, die auf ihn schworen.

Ihnen teilte der Dichter seine Beförderung mit, in sehr gehobenen Worten.

Einer der Jünger, Ernst Amadeus Schüllerich mit Namen, schüttelte, als er Jakobus Feustelmanns Brief las, verständnislos den Kopf.

Er begriff gar nicht, wie sich jemand freuen konnte, nur weil er Gefreiter geworden war.

Nun, er beschloß, auf alle Fälle ein Gedicht über den betreffenden Gegenstand zu machen.

Der Weg über die Blindheit. Von Hermann Horn.

Beim Sturm über das freie Stoppelfeld versagte dem Schullehrer und Offiziersstellvertreter aus einem schwäbischen Städtchen plötzlich der rechte Fuß, als er darauf springen wollte.

Er stürzte vornüber zusammen, schlug sich zwei Vorderzähne ein und blieb eine Weile bewußtlos liegen. Als er wieder zu sich kam, war sein Zug nicht mehr zu sehen. Und ob es nicht viel anders sein konnte als vorher, schien ihm doch, als sei der Kampf, das Schießen und Schreien schon weit von ihm und läme nur mehr herüber wie ein wirres Fest.

Er richtete sich langsam auf, untersuchte sich und merkte, daß der Fuß nicht mehr wollte. Aber am Sterben war es noch nicht, und das merkwürdige

Gefühl zweier ausgebrochener Zähne war viel aufdringlicher als der Schmerz der eigentlichen Verwundung. Er konnte, wenn er das

Wein mit den Händen festhielt, ganz gut ein wenig umherrutschen. Als er dabei war, fühlte er ein Paar ernste Augen auf sich ruhen. „Es wird wieder, Herr Schullehrer,“ sagte einer neben ihm.

Da war es ein junger Schreinermeister aus dem Heimatstädtchen, der unter ihm gestanden hatte.

„Kann ich Euch helfen?“ fragte er ihn.

„Da ist nichts mehr zu helfen, Kamerad,“ sagte der Verwundete. „Mit mir ist's aus. Aber wenn du mir was tun willst, schnall mir den Tornister ab und gib mir den Viehschlag oben drauf, das Bild von meiner Frau und meinem Bubem ist drin.“

Das tat der Schullehrer dem Verwundeten und legte ihm den Ranzen bequem unter den Kopf.

Dann, als er sich selber auch zurechtgelegt hatte und nach dem grauen Himmel schaute, wo die Wolken, von einem rauhen Wind getrieben,



Acht feldgraue Brüder im Dienste des Vaterlandes.

Die hier Dargestellten sind die sämtlichen Söhne der Witwe Küster in Köln a. Rh. Alle acht befinden sich als Infanteristen im Felde; der jüngste gehörte dem Rekrutenjahrgang 1915 an. Der eine der Brüder wurde bereits für tapferes Verhalten vor dem Feind mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Die acht wackeren Burschen, von denen der zweitjüngste den Deutschen Kaiser zum Paten hat, sind die Freunde und der Stolz ihrer alten Mutter.

rascher dahin zogen, fiel ihm ein, er müßte doch eigentlich fragen, ob er einen Gruß ausrichten soll oder so etwas, wenn er früher nach Hause käme.

Als er sich dem Kameraden zuwandte, sah er nun, wie dieser Schreiner vor dem Bilde seine Andacht verrichtete und nicht gestört werden durfte; und ob er auch bald darauf den irren Glanz des Todes in diesen Augen aufdämmern sah und das Zittern und Streden der letzten Regungen den Körper durchlief, ergriff ihn doch über alles die Kraft und das Glück, die für diesen einfachen Mann die Familie gebildet haben mußte, daß er nur den Blick auf die Lieben hatte zu richten brauchen, und sie waren da und verkärten ihm die letzte Stunde.

Nichts Schweres konnte sie für ihn gehabt haben, so glücklich war er hinübergeschlummert.

Was er da sah, wollte an ihm rütteln, denn er war nicht glücklich, und die Freuden der andern weckten leicht die verborgenen eigenen Schmerzen; da zerbarst hinter ihm krachend die Luft. Regelmäßig wiederholte es sich, fuhr mitunter unruhig durcheinander in Kreuzungen und Zusammentreffen der harten Schläge und ließ ihn ängstlich erbeben, denn er wußte, wenn hinter ihm eine Batterie in Stellung war, würde sie und damit er selbst wohl auch bald unter Feuer genommen werden. Die Kameraden würden ihn nicht hören und auch keine Zeit für ihn haben. So war nichts anderes zu tun, als das Schreckliche zu ertragen — zu ertragen wie alles, was ihm das Leben Schweres gebracht hatte.

Und da kam auch schon die heulende, jingende Antwort hoch oben in kleinen grauen Wölkchen, und dahinter das laute Krachen der platzenden Geschosse.

Die Erde um den Daliegenden ward lebendig, frob auseinander, Eisenstücken summt von Steinen empor, und er schloß die Augen.

Alle Lebensregungen waren zu stiller, erwartungsvoller Ergebung zurückgedrängt. So geschah es, daß sich, als dicht neben ihm ein lauter, schrecklicher Knall ertönte und ein schlimmer Schmerz ihm aus dem Gesicht und den Augen brannte, während sich zugleich eine schwere Last von Erde über ihn warf, aus der bangen Erwartung

seines Innern nur die stille, fast ein wenig neugierige Frage auslöste: Was ist nun mit dir geschehen? —

Die Glieder gehorchten alle, auch das Herz hörte er schlagen, ebenso wie die Lungen gehen — nur über seinen Augen lag irgend etwas. Er fühlte den zudenden Schmerz dort, er sah nicht, es schien Wasser aus ihnen zu laufen, und als er die Lider aufzureißen glaubte, war nichts als Nacht um ihn.

Aber er war so ergeben, daß er sich nur sagte, was geschieht nun mit dir — was muß werden — welche Leiden mußt du den vorhandenen deines Lebens von jetzt an noch hinzufügen? —

Und er lächelte zu tiefst in seinem Innern, was da noch kommen könne, was schwerer war, als was er schon ertragen hatte.

Da begann sich in ihm eine merkwürdige Angst zu erheben, die nach den Ursachen seiner Leiden suchte, um ihrer Herr zu werden und den neuen begegnen zu können.

Jrgendwo tief in seinem Innern fand er die Anfänge, wo sich sein Leben geteilt und hartnäckig begehrt hatte, seine Kräfte für anderes hinzugeben, als worin ihn die Wirklichkeit gesetzt und mit tausend Banden verstrickt hatte. Dies einstig genossene Leben, das ihn früher so beglückt gehabt hatte, war ihm darüber zur Qual geworden, und eins ums andere der feingesponnenen Bänder hatte er abgeschnitten; hatte sich der Ruzil verscrieben mit Haut und Haar und mußte doch ein Schullehrer sein und Vater.

Ach, welche Leiden hatten sich dazwischen aufgetan! Und nirgends waren die Fülle und das richtige Wachstum gewesen, die das Glück bedeuten.

Düster und leer war er geworden — und ausgeblutet.

Zuletzt hatte er sich auf ein Konzert verheißt, das Ruhm, Ehre und Geld bringen sollte und die Erlösung aus der schlimmen Lage — da war der Krieg gekommen.

Er sah sie noch, die seine Frau war, mit den zwei Kindern am grünen Tor an der weißen Mauer stehen, dahinter lag zwischen hohen Obstbäumen das rote Dach des Schulhauses.



Malerischer Blick in den Hof einer Feldpostexpedition im Westen. Hofphot. Eberth.

Ihrer beider Hände hatten kalt ineinandergelegen.

„Soll ich denn wirklich nicht mit an die Bahn gehen?“ hatte sie gefragt.

„Du denkst,“ war seine Antwort gewesen, „die Frau Förster und die Frau Pfarrer könnten so oder so denken, besteuern —? Aber ich kann ihnen kein Schauspiel geben.“

Und dagegen hatte sie aufgeschluchzt und geschrien: „Soll das nun unser Abschied sein?“ — Wahrhaftig, wie es ihn gequält hatte, und doch hatte er heimlich gedacht, mein Konzert wird nun nie fertig — nie — —

So war der Abschied von den Seinen gewesen, nach denen es



Außenansicht des Kaiserlich Deutschen Postamts in Namur.



Und wie hatten sie sich doch einst geliebt!

Jetzt hörte er's neben sich flüstern, Kameraden hoben ihn auf, sie wanden Binden über seinen Kopf und das zerschossene Bein, und dann schaukelte er auf einer Tragbahre.

War es Nacht oder Tag? — Wehten noch die Wolken am grauen Himmel dahin? —

Er meinte sie zu sehen und sah sie doch nicht recht — über ihm zogen graue Massen — endlose Massen, bis er einschlief.

Die Schmerzen der nächsten Tage waren groß, aber eine seltsame, ernste und stille Trauer wand sich zuweilen daraus hervor, und ward ein schmerzliches Staunen, wie das mit seinem Begehren, ein Komponist werden zu

Im Schalteraum des Kaiserlich Deutschen Postamts in Namur.

ihn doch immer wieder gedrängt hatte in ungestilltem Verlangen.

Schritt für Schritt war er auf der schlechten Fahrstraße fortgegangen, eine braune, nackte Schnecke war über den Weg getrocknet, gerade auf einen schweren, gelben Kieselstein zu, der in dem klitschigen, tiefen Wagengleise in der schwarzen Erde gelegen.

Wie ihn die Sehnsucht zerrissen hatte, zurückzulaufen, und wie er doch nicht dazu fähig gewesen, weil er doch nur wieder vor ihr gestanden hätte wie vorher!



Im Postabfertigungsraum des Kaiserlich Deutschen Postamts in Namur.

wollen, möglich gewesen war, und daß all das andere Leben, das er nun sehnsüchtig empfand, darüber verlorengegangen war.

„Was ist's, Feldwebel, warum so still?“ fragte ihn der Arzt.

„Werde ich,“ erwiderte er langsam und bedächtig, „werde ich völlig blind sein?“

„Unsinn, ein abgeprallter Granatsplitter hat Euch nur das Gesicht verschlagen, aber mit den Augen hat das nichts zu tun!“

Aber der Schullehrer schwieg und dachte, er wisse das besser.

Er hatte abgeschlossen mit seiner Betgangenheit, und ganz tief in seinem Innern regte sich das neue Lebensbegehren.

Er suchte Fühlung mit Frau und Kind, beugte sich vor ihnen und suchte die verschütteten Wege zu ihrer Liebe wieder aufzugraben.

Vielleicht würde er dann ein kleines Häuschen haben, wo er von seiner Pension würde leben können.

Ach, er würde langsam auf den Begegnungen seines Gartens hin und her gehen, die Blumen riechen und die warme Sonne über die Hände gleiten lassen.

Mild, friedlich und sanft mußte ein Leben werden — vielleicht



Exzellenz Freiherr v. Bissing, Generalgouverneur von Belgien.
Neueste Aufnahme vor der Veranda seines Residenzschlosses
in Trois Fontaines bei Vilvoorde.

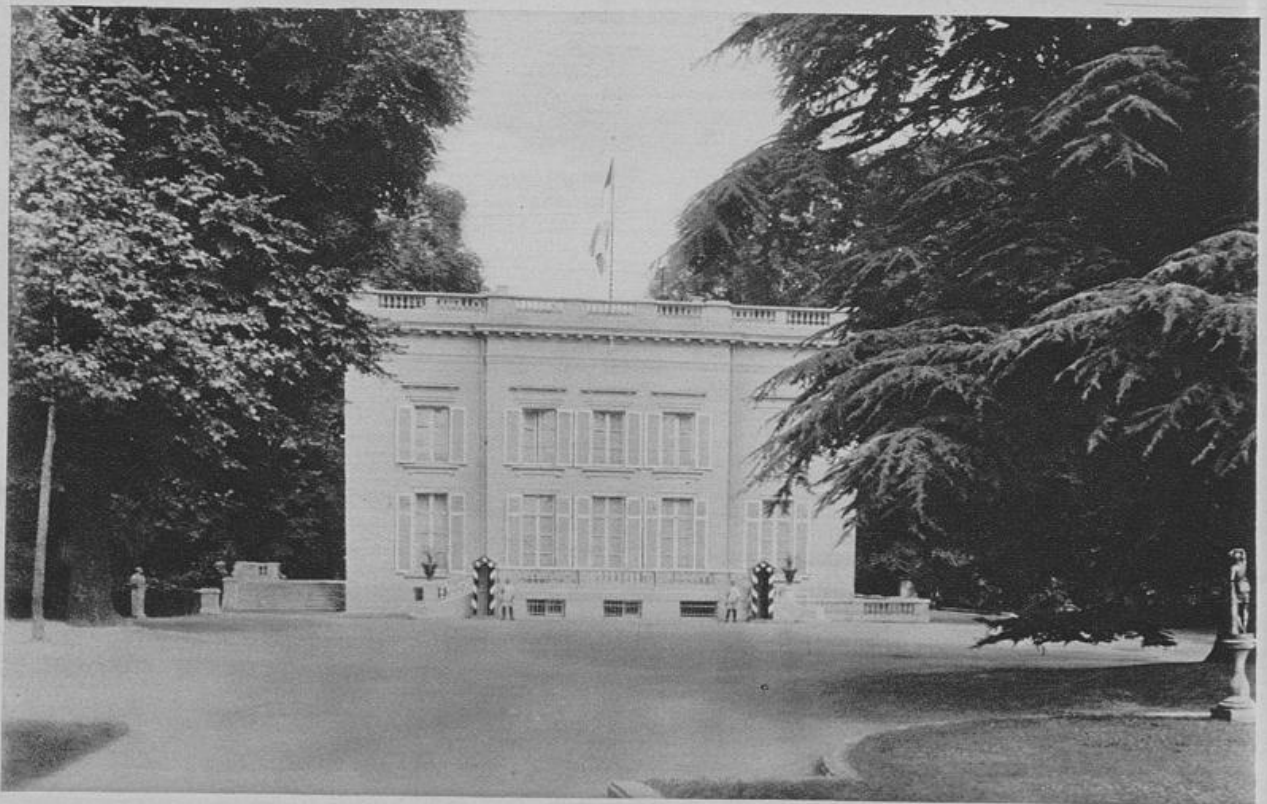
würde er langsame und friedlich Orgelmelodien erfinden.

Traurig, lächelnd mußte er hören, wie das Leben an ihm weiterglitt. So sann er zwischen den Stunden der Leiden, und über der Trauer wuchs diese stille Blume der neuen Lebensform und breitete dann leise ihre Blätter aus.

Dann kam der Tag, wo er an einem Stoch, den Kopf völlig verbunden, in den Wagen humpelte und zur Bahnhalle gebracht wurde. Mit der Eisenbahn ging es nach Deutschland.

Fremde Stimmen schlugen an sein Ohr, es wurde gesungen, gelacht, gestöhnt, während die Räder rollten und rollten. Mitunter berührten ihn sanfte Frauenhände, labten ihn und schenken ihm gütige Worte voll Mitleid, die seine Trauer aufs neue entsaften, wie der scheidende Tag der stillen Nacht leise jeuzenden Wind entlockt.

Einmal hielt der Zug, und viele entstiegen dem Wagen, und er fühlte, wie ihre Freude über ihn hinwegte und ihn seltsam erregte, daß es ihn nicht litt und er sich auch hinausführen ließ. Er fühlte einen weichen Frauenarm, der ihn langsam mit sich zog. Und als ihm



Schloß „Trois Fontaines“, die Residenz des Generalgouverneurs von Belgien, Generals Freiherrn v. Bissing, Exzellenz,
inmitten herrlicher Parkanlagen auf einer Anhöhe am Westufer des Seekanals bei Vilvoorde. Samion & Co., Brüssel

eine laute Stimme rief, hier zu stehen, bis man ihm etwas gebracht hätte, und er nun allein stand, fühlte er plötzlich, daß sein Verband nicht mehr so festsaß wie seither, und in einer unbeschreiblichen Empfindung konnte er sich's nicht verjagen, ihn von sich zu reißen. — Erst fühlte er's kühl in seinem Antlitz, dann stieß er einen leisen

Schrei aus, der ihm selbst unbekannt und erstaunlich war, und sah in ein unerhörtes Wunder.

Ein mildes Blau quoll vor ihm in den letzten Erregungen vor dem Dunkel, das aus der Erde und ihren Schatten, aus dem Himmel und von allen Seiten kam. Glühend rote und stille, silberne Lichter schwammen darin, und auf dem Geäder stummer Gleise, die weit den Abden bedeckten, stand eine große, schwarze Lokomotive, aus der sich schnee-weiße Wolken entfalteten.

Weit in der Ferne stand ein roter, glühender Streifen am Horizont, über dem graue Wolkenschichten schwermütig zerfielen.

Und er stand und schaute und schaute — —

Er gewahrte nicht, daß rings um ihn die ergriffenen Menschen nicht mehr zu gehen wagten und still zu seiner Seite und hinter ihm standen.

Er erlebte einen jener seltsamen Augenblicke, wo alle Kräfte dem Dasein hingegeben sind, es umfassen und von ihm neu befruchtet werden. Vielfältig und zart und fein im Werden schien er sich zu sein und fühlte doch die Lust dieses Glückes als eine Macht, die tief aus dem Innern kam und alle Vielheit zum Gewoge einer reichen inneren Musik umgebildet hatte.

Was er gelebt, gelitten, geliebt und begehrt, das schenkte ihm, von dem unbegreiflichen Schicksal durcheinandergeworfen, die höchst eigene Macht dieses Augenblickes, der erfüllte, versöhnte, beglückte und in die neue Ferne wies.

Und als sich ihm gleich darauf viele Hände entgegenstreckten und er in all die bewegten Augen sah, fühlte er in unaussprechlichem Glücksgefühl, wie er jetzt ein Eigener geworden war, der sich und der Welt gerecht werden konnte zu aller Zeit.



Quartier des Oberstleutnants Dr. phil. h. c. v. Abercron, das von Soldaten seines Regiments errichtet wurde.

Vor dem Gebäude befinden sich hübsche Anlagen, und an den Fenstern sind Blumenkästen mit blühenden Blumen angebracht. Im Rücken des Hauses ist eine starke Barricade errichtet, das Dach ist ebenfalls gut gedeckt und mit Erde beworfen, um es vor Entdeckung durch Flieger zu schützen.

Oben links: Oberstleutnant Dr. phil. h. c. v. Abercron,

der bekannte Kustschiffer, Kommandeur eines Reserve-Infanterie-Regiments auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Sämtliche Orden hat Oberstleutnant v. Abercron sich im jetzigen Kriege erworben. Hofphot. Oscar Cellmann.



Flus den jüngsten Kämpfen in Polen: Lager geflüchteter Juden im Freien.

Die Kämpfe in Polen haben auch der Zivilbevölkerung Leiden mannigfacher Art gebracht. Die Einwohnerchaft jüdischer Bekenntnisses, die von den russischen Machthabern nicht selten der Deutschfreundlichkeit geziehen wurde, war unter dem russischen Regiment besonderen Bedrückungen ausgesetzt. Das gilt ebenso von den Bewohnern des flachen Landes, die in der Regel den weniger bemittelten Kreisen angehören, als auch von denen der Städte, wo sich mehr die wohlhabende polnische jüdische Bevölkerung befindet.

Klopfer, G., m., b., h.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 58.

Düsseldorf, 19. September

1915



Aus dem wiedereroberten Ostgalizien: Am Dorfbrunnen.

Die M. G. K.

Von Georg v. Heydemarck.

Seit achtundvierzig Stunden lagen wir im Feuer. In zwei Nächten kaum eine Stunde unruhigen Schlafes. Der Morgen des dritten Tages kam herauf. Wieder taste und tobte der Artilleriekampf. Und wieder griffen die Franzosen an. Zweihundert Meter vor unserm Drahthindernis brach ihr Sturm zusammen.

Was noch übrig blieb, flutete in wüster Unordnung in die Gräben zurück.

Wir atmeten auf: bis zum Abend würden wir nun Ruhe haben; dann würden sie es noch einmal versuchen. —

Meldung an die Division.

Der Sprechdraht ist schon wieder längst von Granaten zerrissen — also reiten.

„Reiten Sie zur Division und bringen Sie Meldung. Wann sind Sie soweit?“

„Auf der Stelle, Erzellenz!“

Wie ich gehen will, ruft er mich zurück.

„Nein, warten Sie noch eine Weile!“

Kaum kann ich ihn verstehen bei dem Höllenlärm. Wir setzen uns unterm Schutz des Hanges wieder hin.

„Ich wollte, ich hätte die Maschinengewehrkompanie erst da,“ seufzt er.

Wir nicken.

Ja, das wäre eine große Hilfe. Aber morgen erst ist sie zu erwarten — leider.

In dem Augenblick verlegen die Franzosen ihr Artillerief Feuer nach vorn.

Ich springe auf.

„Gestatten Erzellenz?“ —

Er nickt.

Im Nu bin ich unten am Fuß des Hanges und schwinde mich auf meinen Schwarzen. Los!

Die Leute schauen mir alle nach.

Ein paar hundert Meter vor mir schlagen wieder Granaten ein. Dort gerade, wo ich hinreiten muß.

Verteufelt nochmal!

Und doch kommt mich das Gruseln nicht an dabei. Das machen die tausend Augen, die jetzt an mir hängen.

Immer noch im Schritt.

Jetzt sehen mich die Franzosen drüben.

„Jäh! Jäh! Jäh! Jäh!“ schwirrt mir's um die Ohren.

Mitten drin bin ich jetzt in der Infanteriegeschloßgarbe.

Jetzt bin ich dort, wo sich ein leichter Rauch über den vier frischen Granatlöchern kräufelt.

Ubel! Ubel!

Trab! Angflich wirft mein Schwarzer den Kopf zurück. Er weiß nicht, was das für Brummer sind.

Jetzt rechtsum und übers freie Feld.

Eine Geländewelle läßt mich den Blicken meiner Kerls verschwinden.

Hinter mir schon die vier zierlichen Wölkchen der platzenden Schrapnells.

Nun aber los!

Sporen rein — ein scharfer Gertenhieb — und hui! springt mein Schwarzer an. Mit dem Winde um die Wette. Quer übers freie Feld.

Hei! Und in rasendem Galopp kommt mir ein wunderbares Gefühl der Sicherheit. Herrlich!

Scharf halblinks.

Zielt nur da drüben, denk ich lachend. Und trifft mal vor allem.

Ein heißer Stolz zieht mir ins Herz.

Weil Hunderte mich vernichten wollen — und es doch trotzdem nicht können.

Nur noch vierhundert Meter — dann kommt ein Waldstreifen, hinter dem ist Deckung.

Ich beuge mich leicht vornüber und klopfte meinem Schwarzen leise den Hals.

„Brav! Brav, Liebling! Immer los!“

Seine zierlichen Hufe berühren kaum den Boden.

Wieder eine Lage Schrapnells.

Zu kurz!

Noch hundert Meter!

Los, Liebling! Los!

Immer näher, immer näher — ein letzter Satz, und prasselnd schlagen die Zweige des Kieferngebüsches über uns zusammen.

Hurra!

Nun scharf links. Gespannt horche ich — nichts mehr. Sie geben's auf.

Gott sei Dank!

Wieder mal glücklich durchgehuscht.

Ich lasse meinen Schwarzen in Trab fallen und setze mich im Sattel zurecht.

Guter Kerl.

Noch einmal bin ich gesehen — wie ich über die Höhe reite, hinter der das Dorf liegt.

Unbeschossen komme ich drüber weg. Im Schritt geht's den Hang hinunter.

In der Schule, dem Divisionsstabsquartier, gebe ich meine Meldung an den Generalstabsoffizier ab.

Hundemüde bin ich. Und zwei Stunden dauert's noch, bis der Befehl rauskommt.

Also Zeit zum Schlafen.

Aber wo?

Neben der Schule die Kirche. Sonst stehen nur noch drei Häuser vom Dorf.

Rauchgeschwärzte Mauern überall.

Auf dem Fußboden des alten Gotteshauses zertretenes altes Stroh. Ich werfe mich hin und bin zwei Minuten später schon fest eingeschlafen.

Ein hartes Mütteln weckt mich. Im Nu bin ich hoch — der Generalstabsoffizier.

An allen Gliedern bin ich wie gerädert. Ist ja auch kein Wunder bei dem Steinfußboden.

„Herr Major?“

Er winkt mich hinaus.

„Erzellenz läßt Ihnen sagen, der Befehl kommt erst heute abend raus, und da sollen Sie gleich wieder zurückreiten in den Hegenkessel. Ihr Kommandeur wird Sie vorn brauchen. Den Befehl schide ich heute abend mit einem Mänen.“

„Zu Befehl!“

Wie ich eben mein Pferd aus dem Schuppen ziehe, höre ich meinen Namen rufen.

Ich drehe mich um: der Divisionskommandeur.

„Erzellenz?“

Er kommt auf mich zu und drückt mir die Hand.

„Tag!“

„Tag, Erzellenz!“

Er weist auf einen Reiter, der gerade hinter einer Mauerruine verschwindet.

„Eben hat sich der Führer Maschinengewehrkompanie Reserve 302 bei mir gemeldet. Da können Sie ihm ja gleich den Weg nach dem Hegenkessel zeigen.“

Hurra! Sie sind da, unsere lieben Maschinengewehre! Gott sei Dank!

„Reiten Sie nur gleich hinter ihm her und bieten Sie ihm Ihre Führung an!“

„Zu Befehl, Excellenz!“

Schon habe ich ihn.

„Herr Hauptmann?“

Er dreht sich im Sattel um.

„Mein Pferd hält und ich kann den erhaltenen Befehl ausführen.“

„Adjutant Brigade Bithum! Habe den Befehl, dem Herrn

Hauptmann den kürzesten Weg in den Hexentessel zu zeigen und zu führen.“

Er reicht mir die Hand.

„Famos, famos! — Wissen Sie was — wir reiten mit meinem ältesten Zugführer schon mal voraus, um einen gedeckten Annäherungsweg zu erkunden. — Ich hide ihn dann zurück, die Fahrzeuge zu holen. — Oder meinen Sie es vielleicht anders?“

„Nein, so ist es doch schon das Beste.“

Zu Dreien reiten wir jetzt los.

Kaum haben wir die letzten Ruinen hinter uns, als uns ein paar Patronenwagen entgegenkommen.

Reserve 303? Nau? Ist doch unsere Brigade. — Wollen wahrscheinlich tränken fahren.

Der Letzte von den Fahrern kennt mich. Früherer Rekrut von mir. Ich nicke ihm freundlich zu.

„Tag, Reichsner!“

Haftig zerrt er am Zügel, daß die beiden Säule stehen.

„Herr Leutnant!“

Ich halte.

„Wollen Herr Leutnant in den Hexentessel?“

„Gewiß!“

Er macht ein besorgtes Gesicht.

„Herr Leutnant, das hat keinen Zweck mehr — die Franzosen sind durchgebrochen.“

„Dann muß ich erst recht vor, guter Kerl.“

Weiter!

Der Kanonendonner wird härter und härter.

„Wie ich da meine Fahrzeuge vorbringen soll, ist mir noch schleierhaft,“ meint kopfschüttelnd der Hauptmann.

Wir biegen von der großen Straße ab.

„Wo ist denn nun eigentlich der berühmte Hexentessel?“ fragt mich der Leutnant.

Ich weise geradeaus.

„Dort, unmittelbar vor uns hinter dem schwarzen Waldberg.“

Schweigen.

Es ist so heiß — oder kommt mir's nur so vor?

„Die Franzosen sind durch,“ hat der Kerl richtig gesagt?

Wie mag's da jetzt vorne aussehen? Die armen Kameraden! Wenn wir nur erst vorn wären.

Trab!

Da — dreihundert Schritt vor uns — in der Luft — vier zierliche Rauchwölkchen.

Schrapnells! Esst! Schwirren die Bleikugeln umher.

Unruhig nage ich an meiner Unterlippe. Wenn wir nur die Maschinengewehre erst vorn hätten. Gerade jetzt, wo es da so hart zugeht, sind sie so bitter not.

Wir bleiben unwillkürlich im Galopp.

Hochwalb.

Wieder im Schritt.

Das wütende Artillerief Feuer scheint nachzulassen — Gott sei Dank! Das



Enthüllung des „Eisernen Hindenburg“ auf dem Königsplatz in Berlin.

Das in Erlenholz ausgeführte Denkmal ist das Werk des Bildhauers Marschall. Die Enthüllung fand in Gegenwart der Prinzessin August Wilhelm, zahlreicher hoher militärischer Persönlichkeiten, der Gemahlin, der Tochter und der Schwester des Feldmarschalls v. Hindenburg statt. Der Reichskanzler und der Oberbürgermeister von Berlin, Wernulsh, hielten Ansprachen. Prinzessin August Wilhelm schlug im Namen der Kaiserin den ersten Nagel ein. Während der Feierlichkeit kreuzten ein Parfival und ein Zeppelin über dem Königsplatz.

vom angeblichen Durchbruch der Franzosen ist natürlich unsinniges Gerede — kein Mensch kommt zurück.

Der Hauptmann sieht suchend umher.

„Vertel?“

„Herr Hauptmann?“

„Auf diesem Wege bringen Sie nachher die Kompagnie nach, hier sind sie nicht eingesehen.“

„Zu Befehl!“

Weiter!

Das Artilleriefeuer schwillt wieder an. Der Waldbrand vor uns, aus dem wir heraustreten müssen, liegt unter schwerem Feuer. Pfassend laufen die Granaten hinein — hundert Schritt vor uns.

Wir müssen warten.

Ein Graben.

Zwanzig Kerls liegen drin.

„Nanu? Führer?“

Ein Sergeant springt auf.

„Wasserholer, Herr Leutnant!“

Ich winke ihm, sich wieder hinzulegen. In den Kochgeschirren und Milchkannen müssen sie das Wasser zwei Stunden weit herbeischleppen.

Immer wütender grollt und rollt der Geschützdonner.

Der Hauptmann meldet sich.

„Maschinengewehre? Und heute schon — das ist ja großartig! Herzlich willkommen! Wie meinen Sie? — Ja gewiß, sofort ranholen lassen — jawohl — trotz des Feuers. — Aber was ist denn das?“

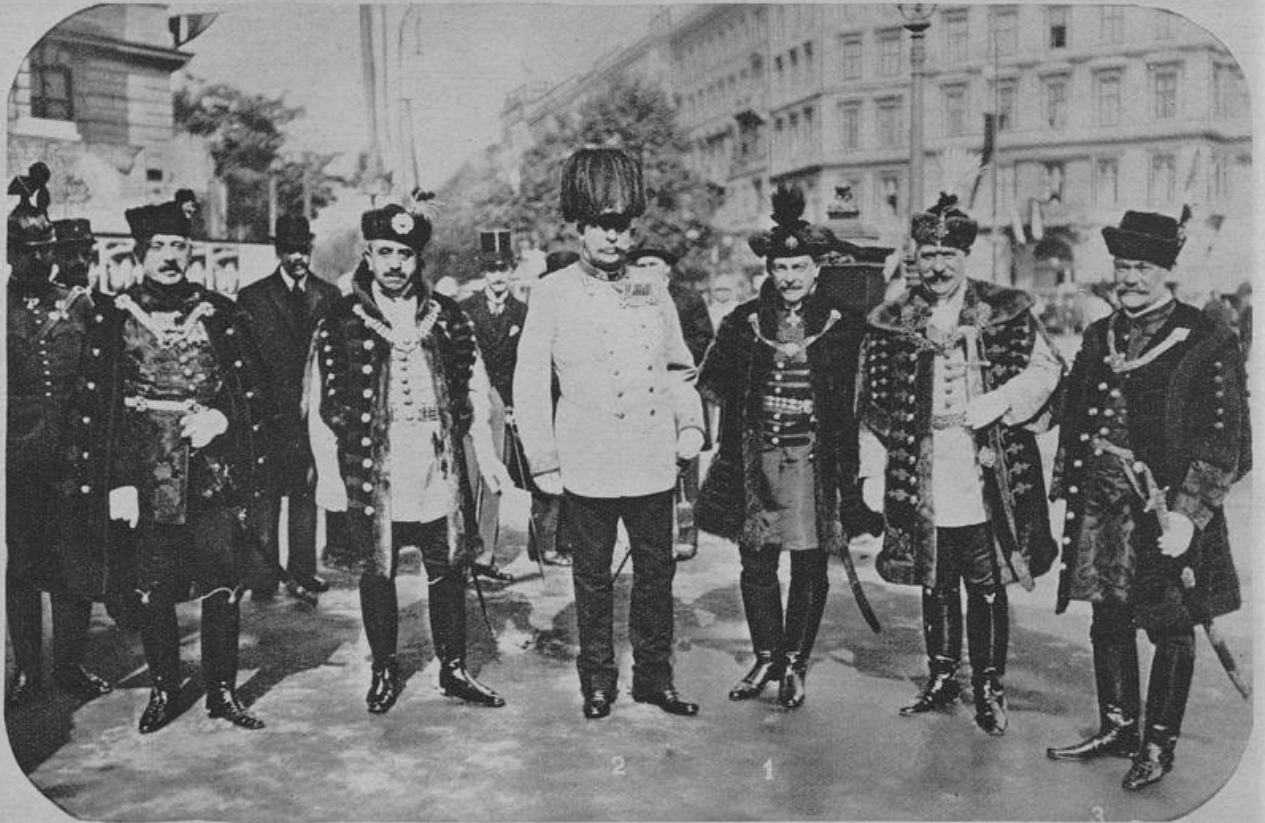
Er weist auf den Weg, der über den „Schwarzen Berg“ führt. Unsere Augen folgen seiner Hand.

„Um Gottes willen — die Maschinengewehrkompanie!“

In ruhigem Schritt zotteln die Pferde mit den schweren Fahrzeugen herunter — angesichts des Feindes. Auf dem Wege, der vollkommen eingesehen ist von drüben — der einzige Weg, den sie auf keinen Fall nehmen durften.

Keiner von uns spricht ein Wort.

Jeden Augenblick muß es kommen, das Entsetzliche — daß der Franzose unsere schöne Maschinengewehrkompanie in Grund und Boden schießt.



Zur Kaiserhuldigung der ungarischen Magnaten in Wien: Gruppe Budapester Stadtvertreter.

1. Oberbürgermeister Dr. Stefan v. Barcsy; 2. Österreichischer Landesverteidigungsminister Baron von Schönauich; 3. Stadtvertreter Dr. Brody der geistige Urheber der Huldigung. Phot. Karl Seebald.

Wir sitzen ab und stellen uns hinter den Graben.

Es ist entsetzlich.

Endlich verlegen sie das Feuer nach links. Nun aber los! Aufgelesen!

Durch den Hochwald in scharfem Galopp. In der Linken den Zügel, Rechte vors Gesicht, daß die Zweige nicht die Augen ausstechen — so jagen wir durch die Tannen.

Jeden Augenblick kann der Feind den Waldbrand wieder mit Feuer belegen.

Schneise. Rechtsum!

„Tr-r-a-a-ab!“

Den Hang hinunter in die Talmulde, wo die Reserven liegen.

Ich wende mich im Sattel.

„Da, Herr Hauptmann — unser Regentessel!“

Wir sitzen ab. Die steile „Himmelsleiter“ hinan.

„Dort — Seine Exzellenz!“

Langsam, unendlich langsam rückt sie den steilen Hang herunter. Passen die da drüben denn heute wirklich gar nicht auf? So ein lohnendes Ziel sich entgehen zu lassen!

Immer noch nichts.

Noch eine Minute — und alles ist gut.

Die Minute vergeht — die Kompanie ist kaum im Grunde — da bricht's los.

Wie Hagelschauer kommt's herübergesaust — die Ohren sind wie taub — am jenseitigen Hang spritzen mächtige Dredvullane auf — aber unsere Maschinengewehre sind in Dedung.

Warum die Kompanie ohne weiteres nachgefolgt war? Ein mißverständener Befehl — der nun doch zu unserm Glück ausgeschlagen war. Denn ob wir sonst die Kompanie ohne Verluste bis hierher vorgebracht hätten — wer weiß?

Und uns allen sanft's wie ein Alp von der Brust.

Gott — sei — Dank!

Wandlungen. Von Fritz Kaufmann.

Göbde's waren das, was man meint, wenn man von „feinen Leuten“ spricht. Ohne jede Beimischung von Ironie. Ganz einfach: feine Leute.

Frau Göbde war Witwe nach einem höheren Beamten. Sie sprach selten viel, aber das, was sie sagte, klang nie anders als sehr gewählt. Sie suchte gleichsam immer nach Worten. Aber sie fand diese Worte. Und wenn sie sie einmal gefunden hatte, dann kamen sie von ihren schmalen, blassen Lippen wie Sapungen, über die eine Diskussion weder erlaubt noch möglich war. Mama hatte es gesagt.

Ganz das Ebenbild ihrer Mama war Anneliese. Hübsch, aber noch viel mehr „fein“. So fein, daß man es ganz vergaß, daß sie auch hübsch war. Es war wohl möglich, sie zu bewundern, doch kaum angängig, sie zu lieben. „Schickt sich das?“ hätte sie auf diese Zumutung hin etwa erstaunt-vorwurfsvoll gefragt. Ihre sanfte, noch farblose Seele war eingeschnürt in starre Formen. Vom Leben der gemeinen

Der Mama, deren scharfen Augen diese inneren Anfechtungen nicht entgingen, machte das schwere Sorgen. Und eines Tages fragte sie, ohne erst lange nach Worten zu suchen, rund heraus: „Leo, fehlt dir etwas?“

Und Leo, der fühlte, daß die Stunde der Entscheidung nun gekommen war, antwortete kurz und fest: „Ja, Mama.“

„Was ist es?“ fragte die Mama.

Da biß Leo die Zähne zusammen, gab sich einen Ruck und antwortete: „Es ist dieses, daß ich mich schäme, Mama. Es ist Krieg, und tausende haben sich schon ausgezeichnet. Ich aber sitze noch daheim und pflege meine Gesundheit.“

„Aber Kind —“

„Nein, Mama,“ unterbrach sie da der Sohn gegen seine Gewohnheit gereizt, „du darfst mich nicht abhalten. Es würde auch nichts nützen. Ich bin entschlossen, mich freiwillig zu melden.“



Generalleutnant Czjellenz Fleck (X) verteilt Eisene Kreuze an Offiziere und Mannschaften.

Wirklichkeit wußte sie nur dieses, daß es notwendig sei, es von sich fernzuhalten. Ihr Herz war so sauber wie der weiße Battist, auf dem sie schlief. Und daß ihr kleiner, schlanker Fuß nicht allzusehr mit dem Staub der Straße in Berührung kam, dafür sorgte das schöne Auto, welches ihr zur Verfügung stand.

Was durfte man unter diesen Umständen von dem einzigen Sohn Leo erwarten? Nun, er entsprach vollkommen den Anforderungen, welche seine Mama in sittlicher und ästhetischer Hinsicht an ihn gestellt hatte. Er war ein braver Sohn. Ein echter Göbde, der Jura studierte, und der es zu etwas bringen würde.

Dennoch schien es, als ob er in Stunden der Nachdenklichkeit an sich, das heißt an seiner Wohlerzogenheit, leide. Es waren unlegbar Triebe da, die, der junge Mann gestand sich das nicht ohne leise Schauer des Entsetzens ein, zu seinem peinlich gescheitelten und sorgsam gepflegten Haar in Widerspruch standen. Triebe, die zu bändigen ihm zuweilen recht schwer wurde. Die er aber doch bändigte.

Anneliese, die zugehört hatte, machte große und erstaunte Augen. Eigentlich war sie über den Ton Leos empört. Aber dieser Empörung war ein Gefühl der Genugtuung beigemischt. Ein Gefühl, für das sie gar keine Erklärung hatte. —

Leo ging also und meldete sich freiwillig, und obwohl er den körperlichen Anforderungen nicht so ganz zu entsprechen schien, nahm man ihn doch und bildete ihn aus.

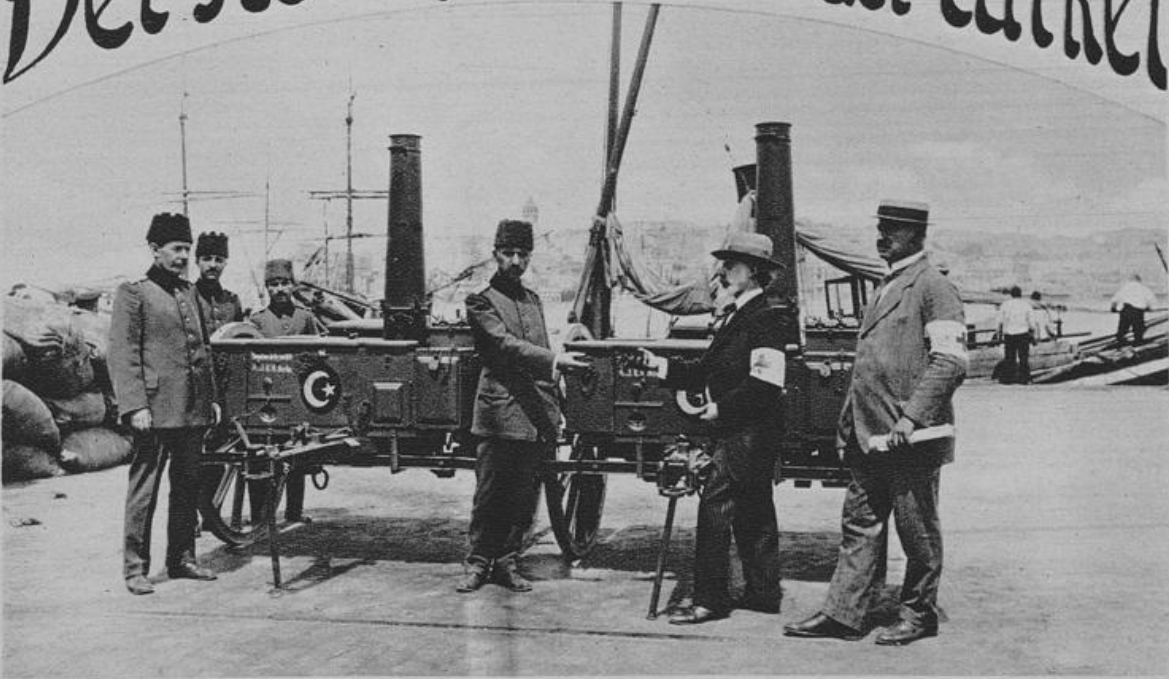
Diese Ausbildung war für Leo sozusagen eine Prüfung. Aber er, der bisher alle Prüfungen bestanden hatte, bestand auch diese, und er bestand sie gut. Er lernte es, Dinge nicht zu vermissen, die ihm bisher unentbehrlich gewesen waren, und sein Herz griff willig nach Stützen, die ihm seine Erziehung bisher verboten hatte. Er war nicht mehr Leo Göbde, sondern „Kamerad“, und zwar ein guter Kamerad.

So kam er ins Feld, einer unter aber tausend anderen, weder besser noch schlechter, ein Atom in einer Masse. All sein eigenes Fühlen



Auf der Verfolgung der Russen: Oesterreichisch-ungarische Pioniere machen die zerstörte Eisenbahnbrücke über den Dniestr bei Halicz wieder betriebsfähig.

Der Rote Halbmond in der Türkei



Übergabe zweier von Deutschen in der Türkei gespendeter Feldküchen durch Dr. Kossig an den Roten Halbmond.

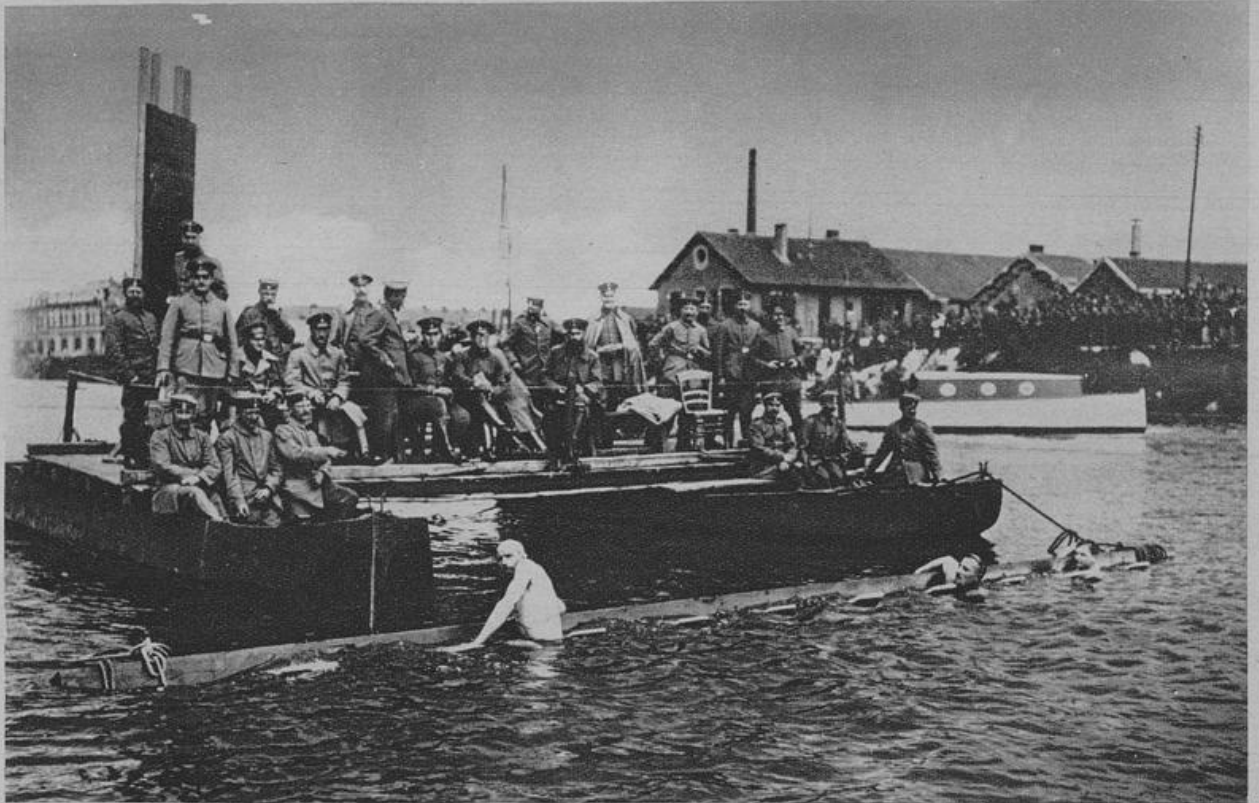


In den Dardanellenkämpfen gefangene und verwundete Engländer in ihrem Nachtquartier. Phot. H. Grohs.

und Denken schien ausgeschaltet, er fühlte und dachte nur noch mit jenen Nerven und mit jenem Gehirn, die einer großen Allgemeinheit gehörten, dem Heere. Diese große Allgemeinheit erdrückte den einzelnen nicht, sondern zog ihn nur an sich, hielt ihn fest und gab ihm ein neues Leben. Ein Leben, das eine einzige helle Flamme war, und dem gegenüber das Leben von früher nur einem Flämmchen gleich, das trüb und traurig schwelte.

Monate hindurch blieb Leo im Felde. Nichts von dem, was groß war, und auch nichts von dem Gräßlichen blieb ihm erspart. Es war, als ob sein Leben sich um die Erfahrung von Jahrzehnten bereichert hätte. Und ein unendlicher Reichtum von vollem Menschentum hatte sich in ihm gesammelt. So einfach, fühlte Leo mit einem Male, war der, den man den Menschen nannte, und in seiner Einfachheit doch so tief. Und alles kam letzten Endes nur darauf an, daß man sein Herz

Darauf läufte ihr Leo die Hand und sagte: „Was uns trennt, Mama, ist dasselbe, was uns in früheren Zeiten geeint hat: die Form. Die Form, die in unserem Hause immer etwas Totes war, nach der wir Lebenden aber erzogen wurden. Was das Leben war, das wußten wir nie, und das durften wir auch nie wissen. Du bemühest dich, uns einen Niegel vor dieses Leben zu schieben, und dieser Niegel war dir die Form. Haben wir jemals jemanden geliebt? Nein, wir waren immer nur höflich zu den anderen. Hat uns jemals jemand geliebt? Nein, auch die anderen sind immer wiederum nur höflich zu uns gewesen. Aber es gibt Menschen, die mich lieben, Mama, und diese Menschen liegen draußen in schmutzigen Gräben, oft selbst voller Schmutz, niemals aber ohne Herz. — Nun, es drückt mich nieder, zu wissen, daß du wohl nie etwas für diese Menschen übrig haben wirst.“ — Anneliese hatte zugehört, und es schien, als halte sie den Atem



Vom Schau- und Wettschwimmen der Garnison Namur zum Besten der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen. Als Festplatz war der Truppenübungsplatz der Pioniere an der Maas gewählt. Die 1. Landsturm-Pionier-Kompagnie richtete alles für das Schwimmen Nötige her, erbaute die Tribünen, die Zelte usw. Es waren 3—4000 Personen erschienen, die dem Rennen mit großer Spannung folgten. Unser Bild zeigt das in der Maas verankerte Ziel.

jung und unbesleckt genug bewahrte, daß es die Fähigkeit nicht verlore, zu lieben und zu achten.

Zu dieser Gesinnung wandelte der Krieg Leo. Er war reif, reif und fast vollendet. Und so traf ihn die Kugel.

Leo kam als Kranker, aber schon halb Genesender heim und wandelte nun durch die Zimmer der elterlichen Wohnung als ein blasser Mensch, der gleichsam das Gespenst seiner selbst war.

Gab es etwas, worunter er litt?

Häufig fragte sich dies in stillen, vergrämten Stunden seine Mutter, und es vergrößerte nur ihren Gram, daß sie nicht mehr im Zweifel darüber sein konnte, daß ihr geliebter Sohn als ein völlig Fremder nach Hause gekommen war, der ein inneres Leben führte, an dem sie nicht teilhatte. Und eines Tages, als sie vermeinte, dies Fremde nicht mehr ertragen zu können, setzte sie ihren Stolz beiseite und stellte an Leo die Frage, was es denn sei, welches sie beide trenne.

an, und als fange in ihren Augen gleichfalls jenes Fremde zu glänzen an, gegen welches sich die Mutter so sehr sträubte.

Frau Göbde aber erwiderte nichts. Sie stand auf und entfernte sich. Sie war mit einem Male wunderbar still.

Doch noch am gleichen Abend nahm sie Leo beiseite, legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Woher weißt du denn, Leo, daß ich die nicht mag, die du liebst? Oder daß, wenn sie mir vielleicht früher einmal fremd waren, ich jetzt nicht das Verlangen habe, ihnen nahe zu kommen? Bist du nicht mein Kind? Liebe ich dich nicht? Und war ich nicht nahe daran, dich zu verlieren? — Sieh, du warst so weit fort, und mein Geist war nicht mehr jung genug, dich zu begleiten. Führe ihn jetzt! Er wird gern mit dir gehen.“

Und sie legte die Arme um ihren Sohn, denn sie fühlte, daß nichts Fremdes mehr zwischen ihnen stand.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 59.

Düsseldorf, 26. September

1915.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: In Feindesland stationierte Bergmannskompanie, die ihrem schon in Friedenszeiten mit schweren Gefahren verbundenen Beruf mit besonderem Mut und staunenswerter Todesverachtung nachgeht. Die Tätigkeit der aus den verschiedensten Regimentern gesammelten Mannschaften besteht in Unterminierungen, welche oft bis unter die Stellungen des Feindes führen.

Notre-Dame de Lorette.

Von Robert Heymann.

In goldenen, reinen Linien zieht sich der Horizont um die Spitzen der Höhen.

In den Gärten der zerstörten Landhäuser blühen Blumen. Auf den Straßen, die nicht von den mörderischen Granaten bestrichen werden, spielen Kinder.

Zwischen die waldbreichen Höhen schmiegen sich die französischen Dörfer: Liévin, Givendy, Jugres. Rauchsäulen steigen aus den zerstörten Trümmern.

Wuchtig und schwarz reckt sich das Bois de Bovigny auf der Höhe von Lorette.

Lorette —
Ach, wieviel Seufzer tranken die Winde, die über dich hinstrichen! Wieviel Blut floß über deine gelbgrünen Felder! Wieviel Flüche erstarben im Rauschen deiner Wälder! Und wie viele Gebete tauchten sich noch um die Trümmer deines Madonnenbildes, Notre-Dame de Lorette, zu der früher einmal die frommen Frauen der Dörfer wallfahrten, um den Segen der Himmelskönigin zu erbitten!

Und jetzt?
Zerfressen, zerwühlt der Berg von Granaten und Schützengräben, die Luft durchzittert von dem Dröhnen der Geschütze, das Blau des Himmels beschmutzt von weißen Schrapnellwöllchen.

Vorsichtig schiebt sich die Streifpatrouille, der ein wichtiger Auftrag gegeben wurde, unter Führung des Oberleutnants näher an die feindlichen Stellungen heran.

Der Oberleutnant aber nimmt das Glas vor die Augen und sucht nun die Rauchlinie ab, aus der dort drüben ein Dorf emporsteigt.

Seine Leute liegen auf den Knien. Er steht aufrecht und beobachtet.

Und für Sekunden vergiftet er, daß dort drüben wohl Hunderte von Feuereschlünden lauern, vergiftet, daß alles versunken ist, was einst die Menschen zu Gottes Ebenbildern gemacht hat: Daß man jetzt nichts mehr weiß von Universtitäten, von Kant und Goethe und Viktor Hugo.

Daß man Schiller besudelt, und daß Maeterlinck die deutsche Kultur bespuckt, daß man das menschliche Blut verleugnet und mit der Kultur zweier Jahrtausende Fangball spielt. Er sieht mit dem Gefühl, dieser Oberleutnant, der bis zum August des verfloßenen Jahres in einem deutschen Gymnasium Literaturgeschichte lehrte.

Ein Zink zwitschert und schwingt sich über einen zerschnittenen Drahtverhau. Von einer Staupe nicken goldgelbe Blüten herab. Die Wiesen haben gestifte Mäntel. In Rot und Gold ist der Laubwald getaucht. Mit schwarzer Tinte sind die Tannennälder auf den silbernen Grund von Felsen gesetzt. Blaugrün steigen die Wiesen empor. Wenn sich die Sonne plötzlich hinter heranballenden Wolken verbirgt, dann fällt ein Schatten wie eine drohende Schiffsalshand über all das hochende Leben.

Sekundenlang.
Dann wischt die Sonne lachend die Schatten hinweg, und wieder blaut oben in italienischer Reinheit der Himmel.

Was würde Nietzsche zu dem allen sagen, denkt der Offizier: Zu dieser Schönheit und zu diesem Mord in all der Schönheit. Zu dem titanenhaften Leid in der aufwachenden Bejahung des Lebens, in der Jungfräulichkeit der Natur — ja, was würde dazu Nietzsche sagen. Kann hatte der Oberleutnant den sonderbaren Gedanken ausgedacht, da entstand ein Säusen in der Luft.

Als ob ein boshafter Teufel pfeilschnell durch die Atmosphäre führe, machte es hui — i — i — i — i so schneidend und niederträchtig, daß sich das Herz dagegen aufbäumte und den nachfolgenden fürchterlichen Krach als eine Erlösung empfand.

Eine Erdwolke war hochgegangen und lockte die Sanitäter nach dem Einschlagplatz der Granate.

Da lag junges Leben mitten im Frühling, der verwundert aufhorchte, und stöhnte laut in qualvollem Leide.

Der Oberleutnant stand aufrecht.

Er wischte sich ganz verwundert mit der Hand über die Stirne, ohne zu merken, daß diese Hand purpurrot wurde.

Er wehrte dem Sanitätsunteroffizier ab, der ihm Hilfe bringen wollte:

„Kümmern Sie sich um meine Leute und sehen Sie, was mit meinem Glase los ist. Ich kann nichts sehen!“

Der Sanitätsunteroffizier blickte das Glas an, dann

den Oberleutnant. Und er antwortete rauh, weil ihm die Tränen in die Kehle fliegen:

„Das Glas ist in Ordnung, Herr Oberleutnant.“
Da wandte sich der Offizier um. Seine blutbesleckten Augenhöhlen starrten über das blühende Land:

„Dann bringen Sie mich zurück. Ich bin blind!“



Ein Jöyll aus Flandern: Deutsche Matrosen beim Fischen am Meeresstrand.

Der Oberleutnant stand aufrecht.

Er wischte sich ganz verwundert mit der Hand über die Stirne, ohne zu merken, daß diese Hand purpurrot wurde.

Er wehrte dem Sanitätsunteroffizier ab, der ihm Hilfe bringen wollte:

„Kümmern Sie sich um meine Leute und sehen Sie, was mit meinem Glase los ist. Ich kann nichts sehen!“

Der Sanitätsunteroffizier blickte das Glas an, dann

den Oberleutnant. Und er antwortete rauh, weil ihm die Tränen in die Kehle fliegen:

„Das Glas ist in Ordnung, Herr Oberleutnant.“

Da wandte sich der Offizier um. Seine blutbesleckten Augenhöhlen starrten über das blühende Land:

„Dann bringen Sie mich zurück. Ich bin blind!“

Sie brachten ihn zurück. Die Ärzte legten ihm einen Verband an. Er sagte:

„In einem Lazarett bei Arras wirkt meine Frau als Pflegerin. Ja, will zu ihr gebracht werden.“

Er kam in das Lazarett bei Arras.

Er stieg aus dem Wagen. Die Schwester wußte nichts. Sie stand ahnungslos da und betrachtete die Verwundeten. Da stand ihr Mann vor ihr, auf einen Stod gestützt, die weiße Binde vor den Augen.

Die weiße Binde hatte verräterische Flecken.

„Hans!“ ruft sie. „Hans! Ich kann es ja noch gar nicht glauben — Hans!“

„Du,“ sagt er und nimmt sie bei der Hand. „Du,“ und er dämpfte die Stimme. „Du — ich kann dir nun nichts mehr sein. Ich weiß nicht, wie es nun kommen soll. Ich bin blind.“

„Blind?“ stöhnt sie aus dem tiefsten Schacht des verwundeten Herzens auf.

„Ich bin blind,“ wiederholt er.

Da schlingt sie die Arme um ihn, ja, da drückt sie den schlanken Körper ganz eng an ihn, so daß sie nicht zwei Menschen sind, daß sie eins scheinen, ein Leib und eine Seele, eine Kreatur, und jauchzend spricht sie:

„Du — noch vor einer Zeit haberte ich mit dem Schicksal, daß ich dir nun bald, wenn du wieder zurücktreten würdest in deinen Beruf, nichts mehr sein könnte, nur Weib. Nur Weib — und ich meinte, das sei zu wenig, viel zu wenig. Und nun bist du blind. Muß ich dir da nicht Mutter sein?“

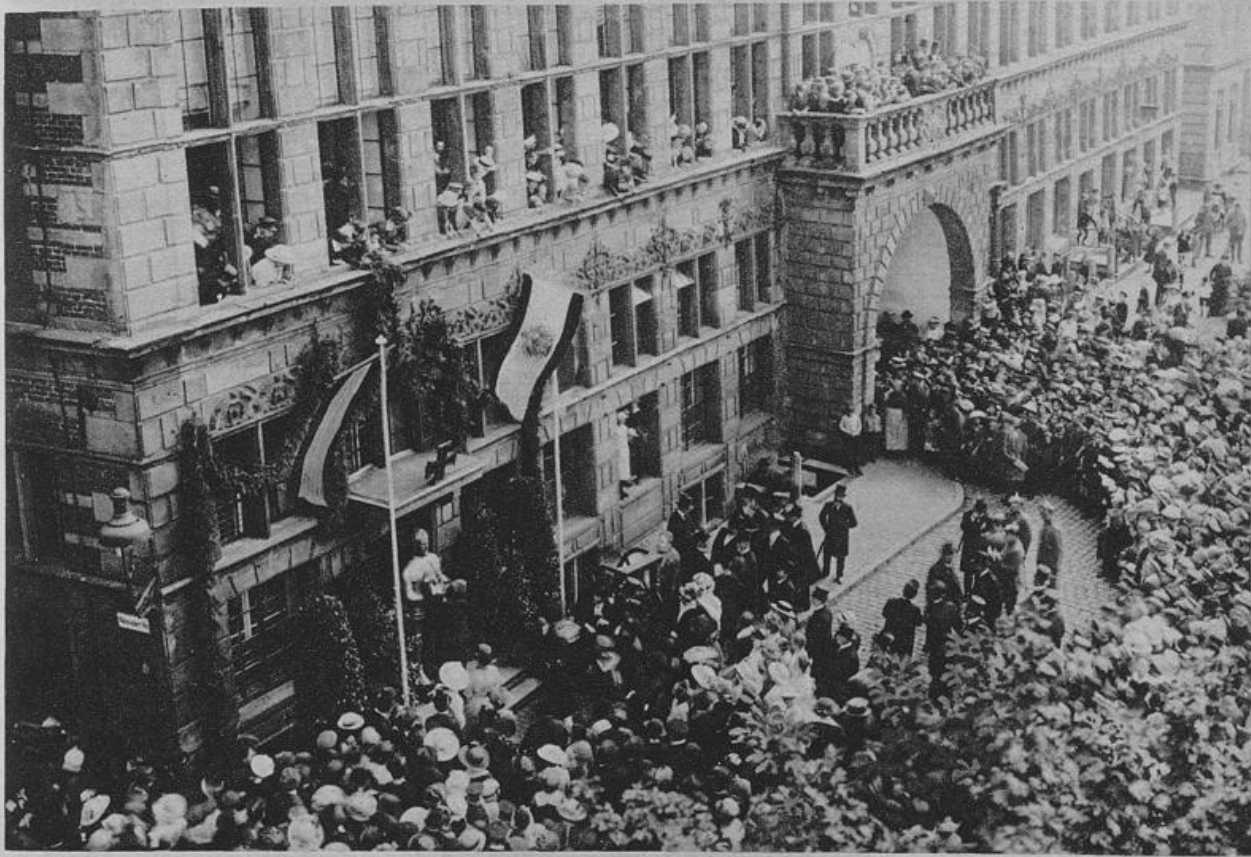
„Mutter — du willst mir Mutter sein?“

Sie antwortete nicht. Denn das Wort kam über sie wie ein Evangelium. Und in seiner Brust löst sich ein Stein, der hieß Verzweiflung.

Der löst sich auf in nichts.

Denn der Blinde ist plötzlich sehend geworden. Er hat ein inneres Gesicht bekommen.

Und aufrecht schreitet er dann an der Seite seiner Frau in das Lazarett.



Feierliche Einweihung des „Isern Keerls“ in Emden.

Als Patenstadt des ruhmgekrönten Kreuzers gleichen Namens hat die Stadt Emden jetzt vor dem Rathaus einen etwa 2 Meter hohen „Eisernen Ritter“ zur Nagelung für wohltätige Zwecke aufgestellt, der die Gesichtszüge des Kommandanten des Kreuzers „Emden“, des Kapitäns von Müller, trägt.

Den Entwurf zu dem Denkmal schuf Bildhauer Liebich.

Wieder vereint. Skizze von Edmund Grote.

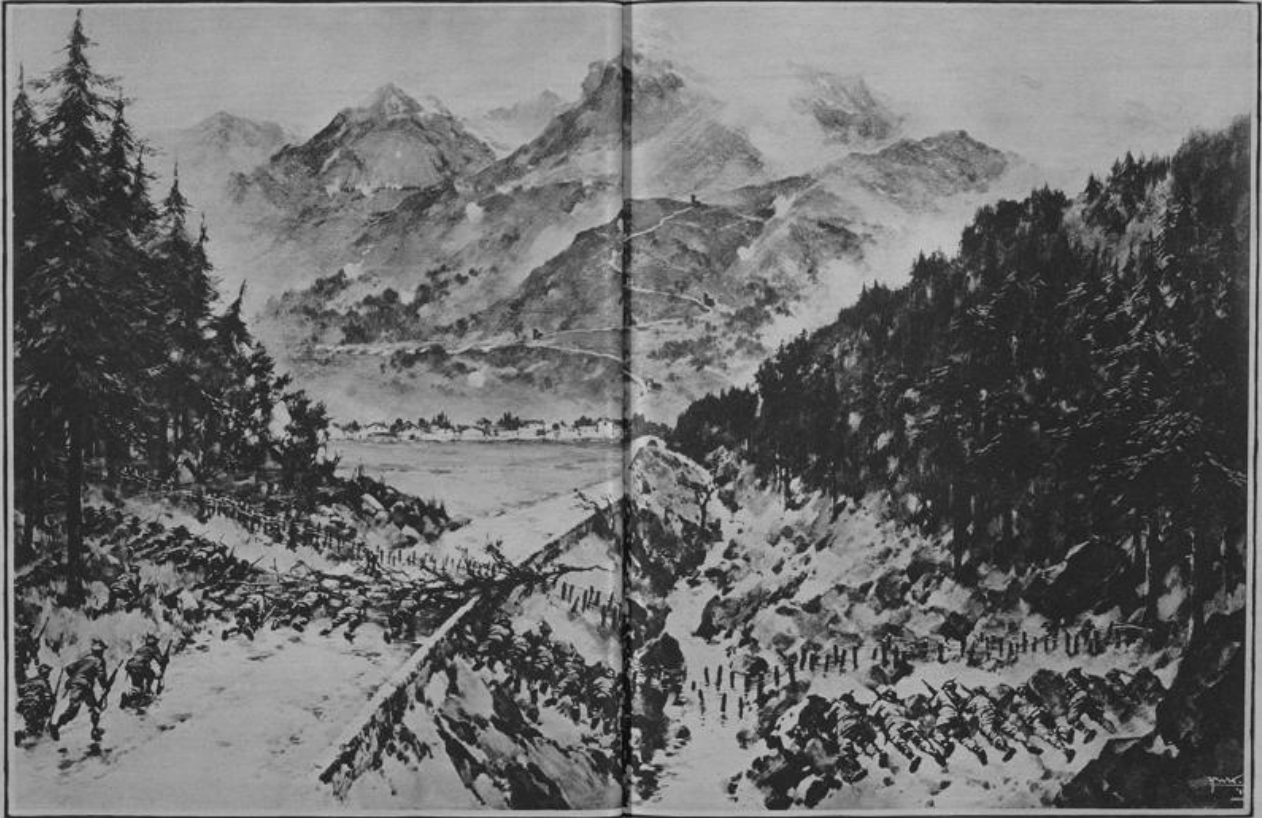
„Solla, alter Junge, wo kommst du denn her?“ rief ein Fliegerleutnant einem Kameraden zu und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Hans? Donnerwetter, die Freude, dich wiederzusehen! Bin auf kurzen Urlaub hier, um meine liebe kleine Frau mal wieder zu begrüßen.“

„Wart, ich begleite dich ein Stück. Ach, stimmt ja, bist in den Ehehasen eingelaufen. Na, meinen herzlichsten Glückwunsch hast du.“

„Danke. — Du, dent' mal, morgen fliege ich nach Paris.“

„Mit Bomben? Beneide dich. Ich muß hier hocken und die Dinger einfahren. Einfach begeistert, was? Und da sagt der Kerl in aller Gemütsruhe, er fliegt morgen nach Paris!“



Vom italienischen Kriegsschauplatz: Angriff italienischer Infanterie auf von den österreichisch-ungarischen Truppen verteidigtes Dorf in den Alpen.

„Du, hier muß ich mal 'rein. Weißt du, ein paar Rosen — —“
 „Versteh' schon. Ich muß in den Stern. Also auf Wiedersehen und viel Glüd.“

„Wiedersehen.“ Er trat in den farbenprangenden Blumenladen und kaufte einen prächtigen Strauß bleicher Teerosen. Es waren ihre Lieblingsblumen — — Oh, wie er seine drollige kleine Frau überraschen wird. Er konnte im Geiste schon ihre trippelnden Schrittden hören. Sie wird öffnen, ihn anstarren. „Na, so was!“ — Und schon liegt sie ihm in den Armen, herzt ihn ab. „Du Herzblatt, Schnuderchen, Liebling du —“ Wie deutlich konnte er sich das alles vorstellen. Ja, er liebte sie wie seinen Augapfel. Sie war ja noch so jung, so vertrauend und so allerliebste als Hausmütterchen in schneeweißer Schürze. Das herzige Ding war seine Freude, sein alles. Wie hätte er leben können ohne sie? Er konnte sich's nicht ausmalen. So mit ihr mochte er ewig leben. Schöner konnte er's überhaupt

Sie trocknete sich ein paar Tränen, die in ihren ehrlichen Augen glänzten.

„Was erzählen Sie da?“ fragte er verwirrt. „Wo ist meine Frau?“ — „Fort.“ — „Wohin?“

Da guckte sie ihn erstaunt an. „Auf den Friedhof doch.“

„Was will sie denn da?“

Ganz erschreckt prallte sie einige Schritte zurück.

„Sie wissen noch nicht?“

„Wo ist meine Frau?“ schrie er, entsetzt ahnend.

„Ja, — sie ist doch gestorben, und so schön! — — Und sie hätte Sie so gern noch mal gesehen und — jetzt ist sie schon begraben —“

„Tot — —?“ rief er heiser, wachsbleich. Die Frau nickte ernsthaft. „Ja, ja, Lungenentzündung macht schnell. In neun Tagen war's zu Ende.“



Kriegsgefangene Inder im Halbmondlager Wünsdorf (bei Zossen) beim Keulenkampf.

Den Lebens- und religiösen Gewohnheiten der Leute ist nach Möglichkeit Rechnung getragen, und auch für Unterhaltung ist gesorgt.

nicht haben. Freudig klopfenden Herzens rief er ein Auto, das ihn schnell nach Hause brachte. Oh, wenn er doch schon da wäre. Er konnte es nicht mehr aushalten. Rein, die Überraschung. Endlich hielt der Wagen. Da war das Haus, wo sein Glüd wohnte. Im zweiten Stock, hinter den schönen, roten Geranien. Eine ganze Wohnung war doch für jetzt noch zu groß. Später, wenn ein kleiner Liebling angekommen wäre, ja dann — — Er stürmte hinauf, schellte an. Jetzt — jetzt wird sie kommen. Noch mal schellen. Jetzt! — Noch immer nicht. Wenn sie nicht zu Hause wäre? Ärgerlich! — Da kam die dicke Hausbesitzerin herunter und setzte, als sie ihn sah, ein wehmütiges Gesicht auf.

„Sie sind zurückgekommen? Leider zu spät. Sie ist schon drunten. Gestern ist sie geholt worden. Ja, ja, so ist's in der Welt: heute rot, morgen tot. — Mein herzlichstes Beileid, Herr Blumenfeld. Sie war eine so nette Frau, und wir haben sie immer gern gehabt.“

„Mein Herzlieb tot — —!“ leuchtete er fassungslos und brach mit schmerzlichem Schrei zusammen. — —

Am andern Morgen stand er vor ihrem Grabe. Ein herrlicher, wolkenloser Himmel breitete sich über ihm, in dessen unendliches Blau Lerchen ihr Morgenlied trillerten. Die goldige Sonne leuchtete warn herab, glitzerte auf den zitternden, tauigen Blättern der träumenden, alten Eiche, in deren Schatten er stand, und weckte die zahlreichen Blumen auf den Gräbern, daß sie herrlich ihre bunte Pracht entfalteten. Nicht der geringste Windzug. Alles still. Nur das jubelnde Singen und Flöten der Vögel. Die ganze Natur atmete und sproß Freude und Friede und Lebenslust. — — Und er? Langsam legte er einen Strauß bleicher Teerosen auf den blumenüberladenen Hügel, worunter sein Glüd, sein Leben begraben lag. — — „Deine Lieblingsrosen,“ murmelte er tonlos. „Bleich wie du — kalt wie du — —“ Und keine weichen Arme umfingen ihn, keine purpurnen Lippen preßten sich

auf seinen Mund, kein Plaudern und Scherzen. Nur Grabesstille — und das freudige Trillern der munteren Vögel.

So stand er lange und starrte auf den kleinen Berg von Blumen. Keine Träne erleichterte seinen Schmerz, kein Gebet murmelten seine Lippen. Nein, er stierte mit glühenden Augen und rührte sich nicht. — Das war frohe Wiederkehr — —! Jetzt war er bei seinem Lieb, bei seiner drolligen kleinen Frau — — Warum rief sie nicht: „Du Herzblatt, Schmuckerdchen, Liebling du — —?“

Das Flugzeug stand bereit. Der Behälter war voll Benzin, alles geölt, geprüft. Zum Start fertig. Oberleutnant Blumenfeld zog die schwere leberne Jacke an, setzte den Sturzhelm auf. Sein Fahrgast, der Beobachter Leutnant von der Gips, befestigte sechs schwere Bomben neben seinem Sitz.

„Na, ich wünsche Ihnen viel Glück, Herr Kamerad! Der Flug ist gefährlich, und die Franzmänner sind auf der Hut!“ sagte einer der Offiziere, die den Apparat umstanden. Blumenfeld lächelte kalt.

„Habe schon oft die Kugeln pfeifen hören. — Und wenn ich getroffen werde, was liegt daran? Mein Glück ist doch begraben,“ setzte er leise hinzu.

„Er ist schrecklich, Ihr Verlust, ich begreif's wohl, Herr Kamerad. Sie sind noch zu sehr angegriffen. Ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt, zurücktreten und — —“

„Ach was —“ rief der Flieger aufgeregt und bestieg den Sitz. „Herr von der Gips, fertig?“

„Alles in Ordnung.“

Der Propeller wurde angedreht. Knatternd setzte sich der Motor in Bewegung. Ein blauer Benzindampf hüllte die Leute ein. „Los — —“ — „Glück ab — Glück ab!“

Leicht wiegend glitt der Doppeldecker über die weite Fläche. Schneller und schneller wohl 20 Meter weit. Dann zog Blumenfeld Höhensteuer. Gleich einem befreiten Vogel erhob sich der Aeroplan majestätisch in sein Reich: das Luftmeer. Unendlich ruhig schwebte



Der kleinste und der größte Kraftwagenführer einer Etappeninspektion im Osten.



Nicht explodierte englische Minen als Gartenschmuck vor einem deutschen Offiziersunterstand.

er dahin, in mäßigem Tempo aufwärts. Der Wind sang um die Stangen und Drähte, der Propeller furrte, der Motor ratterte. — Blumenfeld atmete befreit auf. Wie klang ihm das ewige Lied des Windes so süß, wie die Gefahr so verlockend.

„Prachtvolles Wetter,“ schallte es an sein Ohr. Er nickte. Von der Gips hatte recht. Kein Lüftchen Wind, leichtbewölkter Himmel und keine Gewittergefahr. Der Flug konnte nicht günstiger gelegt werden. Die Sonne war fast untergegangen. Nur sie in der lustigen Höhe wurden von ihr noch beschienen. Die Erde lag schon in Schatten. Da unten kroch eine Proviantkolonne ihren Weg, ein Auto vom Roten Kreuz fuhr vorsichtig zurück von dem Feldlazarett. Das rote Kreuz auf weißem Felde war eben noch zu erkennen. Jetzt waren sie über die vordersten Gräben. Nun ging's über den Feind. Blumenfeld warf einen Blick auf den Höhenmesser, in dessen Glas sich die Sonne spiegelte. 300 Meter. In das Wolkengewirr rechts mußten sie hinein. Es würde sie decken. Er lenkte also Südost. Von der Gips merkte seine Absicht und nickte beifällig. Der würde ihn schon über Paris bringen. Wie aus Erz gegossen saß er da, kaltblütig und unerschrocken, ein echter Flieger.

Sie stiegen schnell. Schon nahmen die feuchten Nebelmassen sie auf. Das milde Abendsonnenlicht wich einem melancholischen Grau. Unter ihnen verschwand die Welt, über ihnen das Blau des Himmels. Nur häßliches Grau oben, unten, zu beiden Seiten. Fröstelnd schauerte Blumenfeld zusammen. Oh, er fühlte sich so verlassen und lebensmüde. Welchen Zweck hatte es für ihn noch, zu leben? Sein Ideal, sein Glück lag ja begraben. Was sollte er ohne Freude und Lebenslust noch hier weilen? O Schicksal, wie bist du grausam! — Mit einem Ruck riß er sich zusammen. Jetzt nicht grübeln und denken. Anderes war seine Pflicht. So lenkte er gedankenlos, mechanisch. Die Nacht brach ein, ihre finsternen Schatten senkten sich auf die Erde, hüllten sie in undurchdringliches Schwarz. Und der Apparat mit den Todesmutigen raste hinein in das Ungeheure, in die Dunkelheit. Die Eulenfittiche hoben sich die breiten Flügel des Riesenwogels ab.

Am Himmel flimmerten einige Sterne. In der gährenden Tiefe glänzte ein mattes Licht, sonst Dunkel. Und der Motor knatterte, der Propeller surrte, der Wind sang. — — Wieder fiel Blumenfeld in Träumereien. Er sah seinen Liebling vor sich, wie damals nach der Hochzeit, als sie zum ersten Male allein waren. Sie schlang ihren Arm um seinen Hals, sah voll hinreißender Hingebung und Bewunderung zu ihm auf. Er fühlte ihr mildes, unschuldigcs Auge mit den langen Wimpern auf sich ruhen, erblickte ihre roten Wangen, hörte sie flüstern: „Du Starter, du Bester auf der Welt du — —“ Dann schmiegte sie sich an ihn und rief: „Wir werden glücklich sein —“

Ja damals — da war er glücklich, zu glücklich. Und nun — —? Er heftete sein brennendes Auge auf das Steuer und in das undurchbringliche Dunkel, das ihm entgegenstarrte —

Und rasend flog der Aeroplan weiter, bald in Wolken, bald in freier Luft — nach Paris, der großen Lichtstadt.

Eisern aushaltend führte Blumenfeld, bis aufs Zuerste durchrüttelt von nagendem Schmerz und lochender Wut gegen das Schicksal.

„O Liebling, mein Einziges, warum mußt du sterben? Warum ließe ich dich zurück, so allein —?“ Keine Antwort wurde ihm. Nur der Wind sang in den Stangen, und der Motor surrte — — Ihm schwindelte. Nur für einen Moment die Augen schließen. Doch plötzlich schoß ein blendend weißer Strahl herauf aus der Tiefe, durchschneidet das Dunkel wie ein flammendes Riesenschwert und suchte langsam den Himmel ab. Ein Scheinwerfer. Immer näher kam er heran; er drohte sie zu verraten. Jetzt — jetzt mußte er sie treffen!

„Höher —“ schrie nun von der Gipf in das Sprachrohr. Blumenfeld riß am Höhensteuer. Steil ging's bergan — doch schon ergoß sich eine Fülle von Licht über die beiden Mutigen.

Das kleinste Teilchen des Motors funkelte und glänzte. Blendend weiß erstrahlten die Tragflächen. Sie mußten sichtbar sein. Und schon knatterten unten Schüsse. Blumenfeld lächelte kalt. „Schießt und trifft nur,“ dachte er grimmig.

Unterdessen stiegen sie in höchster Eile. 1000 Meter gab der Höhenmesser an. Jetzt donnerte es unten auf — ein Zischen — ein heftiger Knall. Hoch über ihnen war ein Schrapnell geplatzt. An vielen Stellen waren die Tragflächen durchbohrt. Vor ihnen zeigte sich ein neuer Scheinwerfer, dessen Spiegel sehr hoch stehen mußte. Blumenfeld wachte plötzlich: der war vom Eiffelturm. Jetzt waren sie über Paris, dem riesigen Säulensee. Aber kein einziges

Licht war zu erkennen. Alles lag in tiefer Ruhe und Dunkelheit. Wieder ein Knall, ein Zischen, ein Plätschen. Schon näher. — Nun folgte Schuß auf Schuß in furchtbarem Getöse, markerschütternd, nervenzerrissend.

„Zum Eiffelturm!“ rief von der Gipf. Blumenfeld nickte und nahm Kurs nach links. Jetzt war's Zeit. Die Scheinwerfer hatten sie verloren. Also herunter — —! In entsetzlicher Geschwindigkeit glitten sie bergab. Schon waren sie über dem Turm. Gipf löste drei Bomben und stürzte sie in die Tiefe. — Noch drei. — Ein einziger, schneidender Krach. — Nun wieder bergauf. Zu spät. Ein Zischen, ein Plätschen in allernächster Nähe. —

Ein kurzer Stich zuckte in Blumenfelds Schulter, ein starker Blutstrom — „Getroffen —“ schrie er und blickte um. — Da lag von der Gipf mit blutender Brust. Tot —

Weiter flog der Doppeldecker, trotzdem lange Fesseln an seinen Tragflächen flatterten. Die Maschine lief noch. Öl- und Benzingefäß ganz. — Gerettet.

Blumenfeld führte mit übermenschlicher Kraft — Vor seinen Augen flimmerte es. Ihm schwindelte. Aber mit eiserner Willensstärke hielt er das Steuer, trotzdem die Hand krampfhaft zitterte und das Blut in Strömen floß. Er hinderte nicht seinen Lauf. Was sollte er leben? Stumpf-sinnig sank er zurück und starrte in die Nebelmassen, die gespensterhaft Formen bildeten. Hoher der Apparat stieg höher. Seine Kräfte ließen nach, seine Sinne unerblickten sich. Es kam ihm vor, als fahre er in unermeßlicher Geschwindigkeit zu seinem toten Lieb! Rechts und links sah er Gestalten in fliegenden Gewändern. Sie begleiteten ihn. So führte er noch lange, lange — —

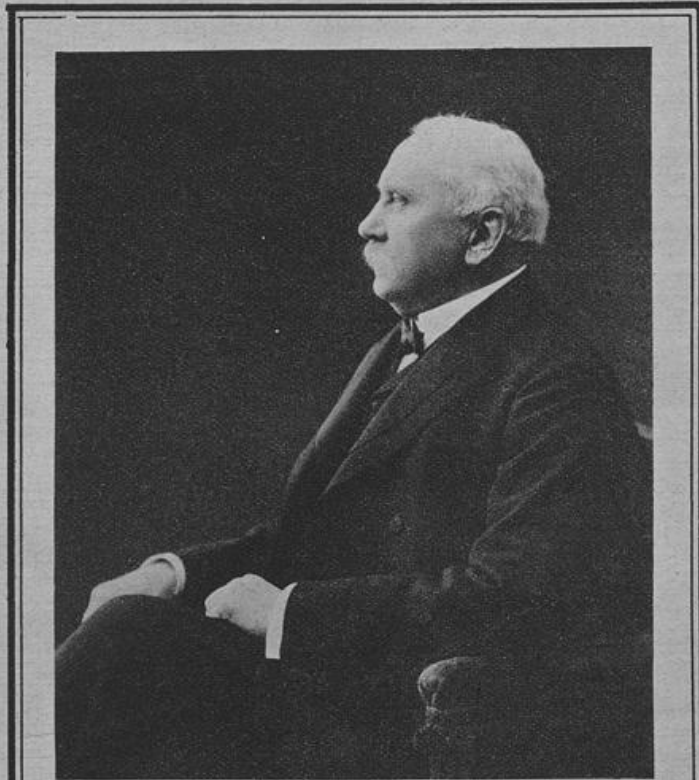
Aber einmal mußte es Licht werden, der Nebel würde verschwinden, hell wie noch nie die Sonne strahlen, und da wartete er auf ihn, um ihn zu

empfangen und ewig sein zu bleiben. —

Plötzlich schrie er auf. War sie da nicht? Winkte sie ihm nicht zu? Wie flatterte ihr graues Kleid, wie bleich sie war — aber sie lächelte, sie lebte! — —

„Herzlieb, teuerstes — ich komme. Warte, nicht so schnell — —“ Mein Gott, wollte sie nicht zerfließen im Nebel? „Weibe,“ leuchtete er verzweifelt und sprang auf — breitete die Arme aus und — verschwand in der gährenden Tiefe. — —

Alles ruhig. Langsam trieben Nebelfesseln daher und verschwanden im Dunkel. Plötzlich schoß ein Feuerstrahl durch die Nacht wie ein Riesenschwert und suchte nach dem verlorenen Flieger — — —



Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Ernst Schieß †.

Kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres ist Ernst Schieß auf seinem Landsitz in Düsseldorf-Erkrath gestorben. 1840 in Magdeburg geboren, besuchte er die Technischen Hochschulen in Hannover und Karlsruhe und arbeitete dann in Belgien und England. 1865 gründete er in Düsseldorf seine Maschinenfabrik, die Tausende von Arbeitern und Beamten beschäftigt. Große Verdienste hat Schieß auf dem Gebiete des Werkzeugmaschinenbaues, der heute die wichtigste Rüststätte für die Herstellung von Waffen und Munition ist. Die deutsche Werkzeugmaschine ist der vielverbreiteten amerikanischen vollkommen gleichwertig geworden. Schieß hat sich als Vorsitzender des Vereins Deutscher Werkzeugmaschinenfabriken bemüht, durch das deutsche Erzeugnis die amerikanische Ware zu verdrängen. Er war lange Jahre Vorsitzender der Rhein.-Westf. Klein- und Maschinenbau-Berufsgenossenschaft und ein hervorragender Förderer des Ausstellungswezens, so 1902 in Düsseldorf und 1910 in Brüssel. Im kommunalen Leben der Stadt Düsseldorf war er eine führende Persönlichkeit.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 40.

Düsseldorf, 2. Oktober

1915.



Ruthenin vor den Überresten ihres Heims, das die Russen zerstört haben.

Seine berühmte Frau.

Skizze von Lohar Anud Fredrik.

Wissen Sie was, Frau Berger, jetzt gehen Sie hinüber zu ihrer Kollegin vom Chor und gönnen mir noch ein Viertelstündchen Ruhe, ja?"

Die dicke Garderobefrau sah zögernd auf die schöne und junge Schauspielerin, die, schon im Kostüm, vor ihrem Ankleidespiegel sah und sich schminkte.

„Ja, aber det Diadem —“

„Mache ich selbst, liebe Berger. Gehen Sie nur.“

„Na, denn,“ entschlossen drückte die Frau die Ähnte herunter „denn is es ja jut, denn jeh id noch 'n Viertelstündken bei die Meiern von 'n Chor. Na, um 'n scheenen Kranz ooch, sehr verehrte Frau Präsit.“

Die Tür fiel hinter der Alten ins Schloß. Maria Ringhetti war allein. In ihren feinen, ringgeschmückten Fingern hielt sie den Schminktisch und zog dicke, bläulich-schwarze Striche um die dunkeln, großen Augen, daß sie noch tiefer und leuchtender erschien.

Schon wollte sie den Schminktisch beiseite legen, da sie ihrem präsenden Blick schön genug erschien; ihr Spiegelbild aber weckte ihre Gedanken. Wie hatte die Alte doch wieder gesagt? durchsuchte es sie. „Frau Gräfin,“ — sie hatte es ihr streng verboten, aber immer wieder nannte sie sie so und quälte sie — „Frau Gräfin“. Und mit einem Male war es ihr, als habe sie diese beiden kurzen Worte noch nie vordem gehört; wie etwas ganz Neues tauchten sie in ihrem Bewußtsein auf.

Fast geistesabwesend sah sie da und sah verjorren ihr Bild im Spiegel an, und langsam entglitt ihr der Schminktisch.

Das also war sie, blühend, pruntdoll, geschminkt ... Maria Ringhetti — nein, nicht doch — Frau Gräfin — die Frau Gräfin. Maria Ringhetti war sie einmal gewesen, vor vielen Jahren, bevor sie die Frau Gräfin wurde. Nein, das war auch wieder nicht richtig; sie war ja auch keine Frau Gräfin mehr, sie war nun doch wieder Maria Ringhetti, die berühmte Ringhetti, die mit ihren achtundzwanzig Jahren wie eine Achtzehnjährige aussah und das Gretchen und die Julia süß und mädchenhaft-keusch zu spielen verstand wie keine.

Ein leiser Wehlaut glitt über die gefärbten Lippen der schönen Frau. Ja, spielen konnte sie diese Gretchen und Julien, spielen, daß man an die Jungmädchenhaftigkeit ihrer Gestalten glaubte — sie, die Mutter zweier Kinder, sie, die Mutter, die diese Kinder und deren Vater verlassen konnte, um diese Gretchen und Julien zu spielen.

Wie selig war sie damals gewesen, als sie die Zwillingsbuben zum ersten Male in ihren Armen gehalten hatte. Ein ganz klein wenig hatte ihr Mann den verdunkelnden Fenstervorhang geöffnet, daß gerade ein Sonnenstrahl durch die dichten Blätter der alten Kastanien, die das Gutshaus umrauschten, dringen konnte und auf die beiden winzigen Menschenkindlein in ihren Armen fiel.

War das das Glück? — Sie hatte es vermeint. Sie war ja so glücklich gewesen, so namenlos glücklich — damals — ja, damals — Und nach kaum einem Jahre konnte sie all dies Glück verlassen, um dem Glück in anderer Gestalt nachzujagen, um dahin zurückzukehren, woher sie gekommen war, woher er sie sich geholt hatte — zum Theater.

Wie dieser Gedanke in ihr wach geworden war, sie nicht mehr losgelassen hatte, weder Tag noch Nacht. Wie er ganz allmählich und unbemerkt zum Plan gereift war, und wie es dann mit einem Male über sie gekommen war, ohne daß sie dagegen an konnte. — Irgendein kleiner Streit um eine wirtschaftliche Frage war es gewesen, und mit kalten, entsetzlich kalten und lieblosen Worten hatte sie es ihm gesagt, daß sie den Kampf des Lebens gewöhnt sei, daß ihr das zärtliche Verwöhnen und das ruhige Leben auf dem Lande zum Überdruß

geworden sei, daß sie das Leben so nicht mehr ertragen könnte. Und er — er hatte sie nur liebevoll mit seinen guten Augen angesehen und dann ihren Kopf an seiner Brust geborgen. Da hatte sie geweint, sich ausgeweint, sie hoffte, sich gesund geweint. Aber es war nicht so! Ihr Sehnen war stärker als ihr Wille.

Ein paar unerquickliche Wochen, die nicht frei von Zorn und Zant waren, gingen durchs Land. Sie war unzufrieden, jetzt wurde sie launisch und verbittert; sie fühlte, wie sie ihn quälte, ihm das Leben vergällte. Und wollte es so. Bis er in einer kurzen, harten Auseinandersetzung sagte, daß er nicht Lust habe, sich den „Mann seiner berühmten Frau“, den „Mann der Maria Ringhetti“ nennen zu lassen, daß sie alle Hoffnungen, je zur Bühne zurückzukehren, begraben sollte, wenn sie in seinem Hause bleiben wollte.

Da hatte es in ihr ausgebeht. Empirren ließ sie sich nicht. Statt daß er ihren Seelenkampf erkannte und achtete, forderte er ihn als etwas Selbstverständliches, wollte sie zwingen, sich seinem Willen zu fügen. Und warum? Um nicht der Mann der Ringhetti zu heißen. Also aus lächerlichem Mannesstolz heraus.

Mit harten Worten hatte sie es ihm in das erblickende Gesicht geschleudert und war mit trostigen, tränenschweren, aber trockenen Augen gegangen, und aus der Gräfin Respekt war wieder Maria Ringhetti geworden.

Ja — so war es gekommen. Sie seufzte leise und schmerzlich auf, und durch das Schwarz des gemalten Augenringes zog eine lichte, schwere Träne eine Spur.

Und dann, was dann? — arbeitete ihre Erinnerung weiter. Gewiß, ihre Hoffnungen hatten sie nicht betrogen. Aufwärts, weiter aufwärts ging ihre Bahn; der Ruhm des Tages füllte ihr Leben aus, daß die Vergangenheit nur noch selten und larm vor ihr erstand. Und doch: Füllte der Ruhm wirklich so ganz ihr Leben aus? Kämpfte sie nicht manchmal gegen die Erinnerungen, die sich zu Gaste luden? Auch der Ruhm kann ja zu etwas Alltäglichem werden. Ja, etelte es sie manchmal nicht fast an, dieses Talmiglicd, diese Welt des Scheins, in der sie lebte und — und leben wollte? War nicht bisweilen eine große Leere und Ode in ihr, daß sie sich ganz einsam und verlassen vorlam, daß sie nur weinen, nur weinen konnte? Aber nein — sie wollte nicht weich werden.

Hart und fast herrlich warf sie den schönen Kopf in den Nacken und strich sich mit der zarten Hand über die Stirn. Noch war sie jung und schön, jung und schön genug, ihrer Kunst zu leben. Später, ja später —

Aber auch dann würde sie ihm doch nicht die Hand zuerst zur Veröhnung bieten. Er hatte ihr gleichsam die Tür gewiesen — er mußte zuerst kommen.

Aber würde er auch kommen, überhaupt zu ihr kommen? Und wann — wann? Sie wollte ihm ja so gern, so von Herzen gern entgegen —

Ein gedämpftes Glodenzeichen schreckte sie aus ihren Gedanken empor, die wieder weich und wehmütig werden wollten. Das bedeutete: In fünf Minuten Beginn der Vorstellung.

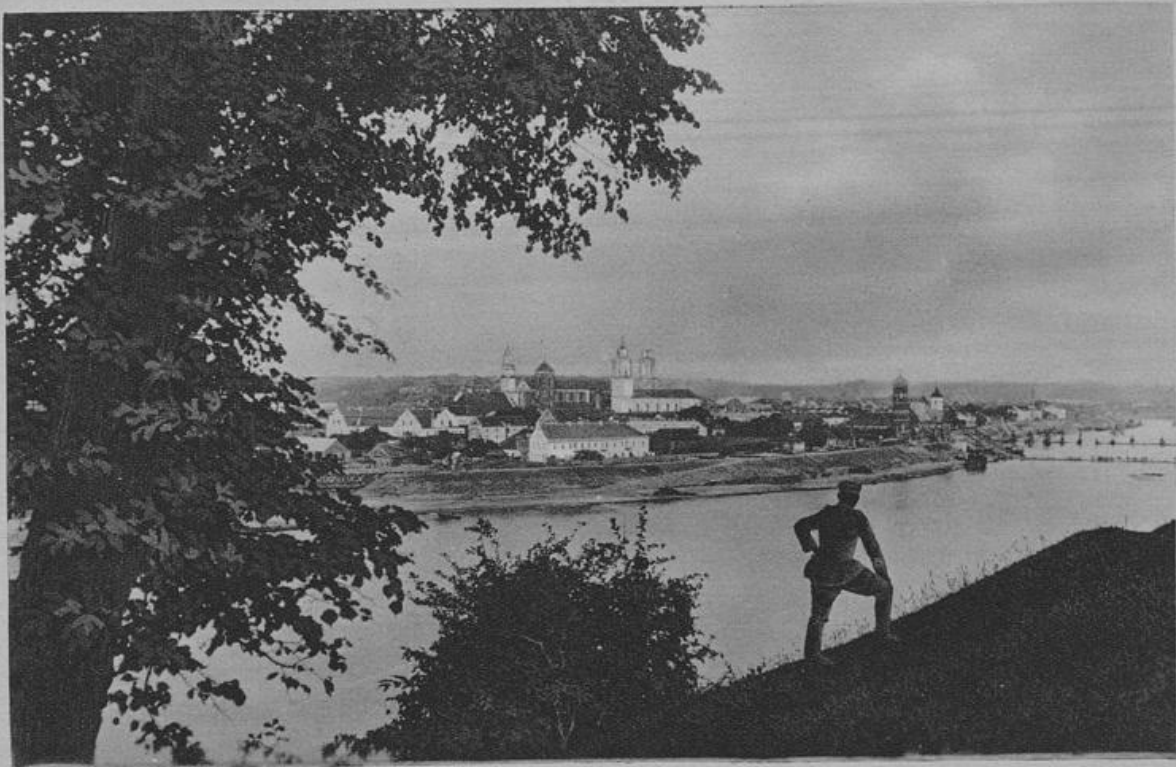
Sie erhob sich und griff nach dem Diadem. Ganz langsam und schwer, mit einem wehen Lächeln drückte sie es auf das Haar, das in schweren Wellen dunkel und voll auf ihren entblößten Schultern lag. In fünf Minuten würde aus Maria Ringhetti Julia werden, die süße, zarte Julia mit den unschulbigen Kinderaugen. Man würde sie bejubeln, und zu den vielen Lorbeerkränzen an den Wänden ihres Boudoirs würden neue kommen mit glänzenden Seidenschleifen und goldenen Aufschriften: „Der schönsten Julia“, „Der großen Künstlerin.“ —

* * *

Aus dem eroberten Kowno



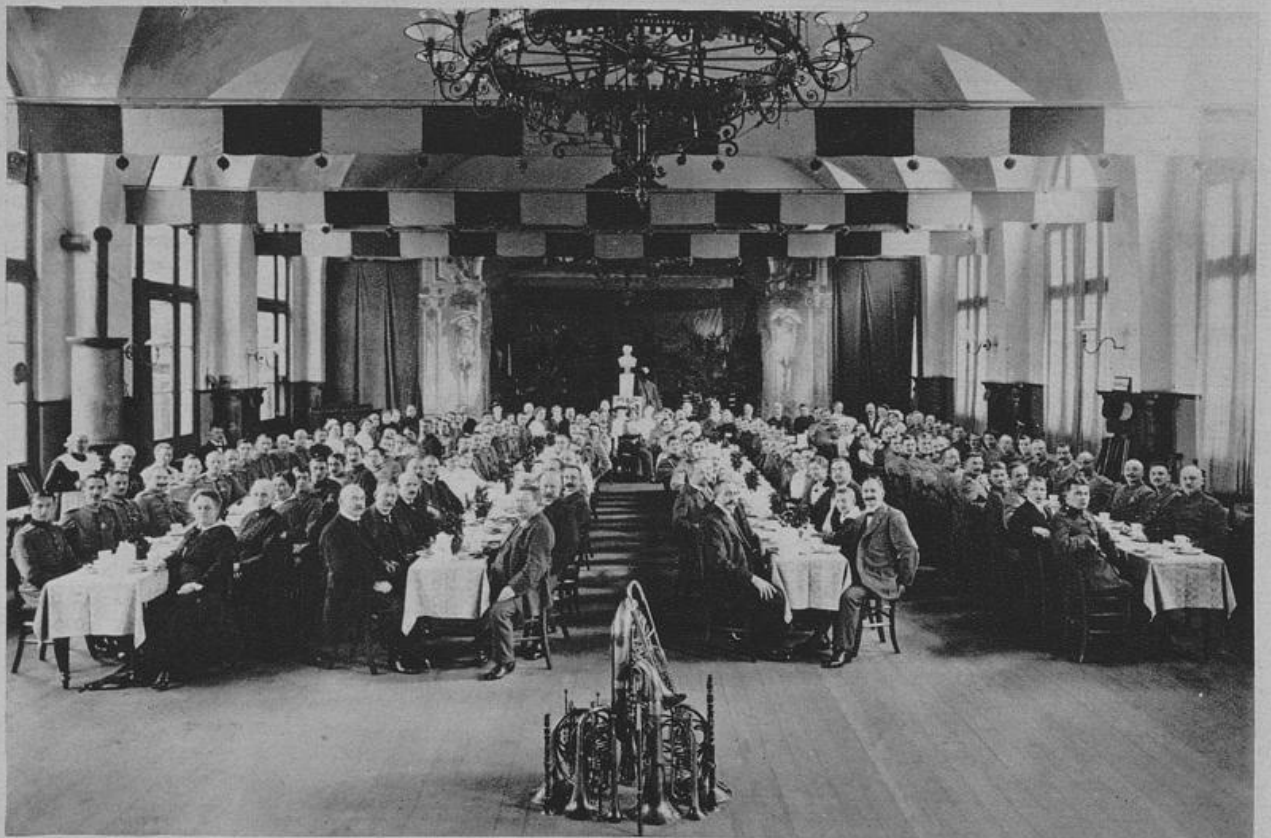
Wirkung eines Volltreffers aus einem deutschen 21-cm-Mörser im Zwischenwert von Sort I.



Gesamtansicht Kownos mit der von unsern Pionieren erbauten Njemenbrücke.



Lustige Musikkapelle aus Düsseldorfer Landwehrleuten in Feindesland.



Sestnachmittag für die Verwundeten des Flora-Lazarets, dargeboten und geleitet von den Damen der Friedrichsstadt in Düsseldorf.

Phot. J. Henne.

„Nach dem Stadttheater,“ sagte der Pförtner des vornehmen Gasthofes zum Wagenführer und schloß hinter dem hoch und schlank gewachsenen, noch jungen Mann in elegantem Pelzmantel die Tür des Autos.

Mit scharfem Knattern und leisem Klingeln glitt der Wagen über den hartgefrorenen Schnee, der das Asphaltpflaster bedeckte, in raschem Tempo alle anderen Gefährte überholend.

Plötzlich bremste der Führer scharf. Ein helles, anhaltendes, wohlbelanntes Klingeln erscholl — die Feuerwehrl. Ein langer Löschzug raste in wilder Hast an dem Auto vorbei, und in kurzem Abstand noch einer und wieder einer.

Menschenmengen hasteten hinterdrein, schnellatmig, mit offenen Mänteln, hutlosen Köpfen und schreckhaften Augen: „Feuer — Feuer, das Stadttheater brennt — das Stadttheater brennt!“ rief es, schrie

Der Nachthimmel schien wie in Feuer gebadet. Flammengarben schossen wie brennende Säulen über die Dächer der nächsten Häuser, die die Straße von dem Theater trennten.

Plötzlich trat ein großes und furchtbares Grauen in die Augen des Herrn, den der Wagenführer „Herr Graf“ angeredet hatte.

„Hören Sie,“ sagte er hastig mit einer seltsam spröden Stimme zu dem Mann, „hier haben Sie ein Zwanzigmarkstück für Ihre Mühe. Fahren Sie zum Hotel zurück und sagen Sie, falls etwas passieren sollte — mir etwas Menschliches passieren sollte — daß man an — an meine Frau — die Gräfin Rehsfeldt auf Kammingen bei Hannover telegraphiert — Rehsfeldt auf Kammingen — merken Sie es sich —“ Und ehe der Wagenführer noch antworten oder danken konnte, war der Graf im Gewühl verschwunden.



Kriegsregatta, veranstaltet von der deutschen Hafentantantur in Gent: Die Sieger im Vierer-Rennen.

Der Start befand sich an der von den Engländern gesprengten Kanalsbrücke (Ceeneuzener Kanal) bei Langerbruegge, die fleißige deutsche Pioniere wieder passierbar gemacht haben. Zur Ausfüllung der Pausen zwischen den verschiedenen Rennen waren ein Schwimmen über 150 Meter und ein humoristisches Schifferstechen eingelegt. General d. Inf. Frhr. v. Hügel und Generalst. Graf v. Westarp verteilten die Preise, die den Siegern in Gestalt wertvoller Andenken überreicht wurden.

es durcheinander, brüllte es einer dem andern zu und strebte die Unglücksstelle zu erreichen.

Mehrere Male versuchte der Wagenführer durchzukommen. Unmöglich. Und als sich die Menschenwogen lichteteten, sperrte eine Kette von Schutzleuten die Straße ab. Ungeduldig ließ der Insasse des Autos das Fenster herab:

„Nun, was ist denn los?“ fragte er unvorsich.

Der Führer stieg vom Bod, öffnete den Wagen Schlag und zog die Mühe:

„Der Herr Graf werden entschuldigen, aber das Stadttheater brennt, und ich kann nicht weiter —“

„Was — Mann — was sagen Sie da — das Stadttheater —?“ Mit einem Satz war der Herr aus dem Wagen und starrte mit aufgerissenen, wie gelähmten Augen in die Richtung, in der das Stadttheater lag.

Mit wildem Aufzischen schossen die dicken Wasserstrahlen aus den Dampfpumpen in die loderbenden Flammen. Aber immer nur ein kurzes Zischen und weißliche Wölkchen gaben von ihrer Wirkung Beweis und unterbrachen nur auf Minuten das Prasseln und Leuchten des Feuers.

Wieder und wieder züngelten die Flammen empor, und immer wilder und gieriger, wie es schien. Sie krochen an den Fenstern und Türen hinauf und glitten peilschnell über die Treppen.

Atemlos, fast lautlos, wie gebannt von dem grauig-prächtigen Schauspiel stand die Menschenmenge. Nur das Rassel der Maschinen, die kurzen, harten Kommandoworte der Wehrführer, die eiligen Schritte der Wehrleute legten einige Unterbrechung in das berstende, frachende, knisternde und knatternde Geräusch des Feuers und das Spritzen und Zischen des retten sollenden Wassers, mit dem es seine Kraft aufgab.

Pföpflich drängte ein Mann durch die Menschenmassen, die wie eine Mauer standen. Ein Herr in Zylinder und kostbarem Pelzmantel, mit wachsbleichem Gesicht und wilden, starren Augen. Einen der leitenden Feuerwehrleute packte er rauh am Arm:

„Um Gottes willen, sagen Sie, sind Menschenleben in Gefahr?“

„Nee, nee, beruhigen Sie sich man,“ versuchte dieser den Aufgeregten zu beschwichtigen, „is ja alles raus, alles in Sicherheit gebracht worden!“

„Aber auch alle? — alle?“ fragte der andere angstvoll weiter. „Auch Maria Ringhetti, meine ich — die, welche die Julia spielen sollte?“

Seine Worte waren von den Zunächststehenden gehört worden; ein paar gerettete Künstler und Künstlerinnen befanden sich darunter. „Maria Ringhetti,“ raunte es. „Ja, wo ist die Ringhetti, die Ringhetti?“

Lautlos harrete die Menge. Minute um Minute verrann. Mehrere Wehrmänner stülpten die Schutzhelme über, um ebenfalls in das brennende Gebäude zu dringen. Immer tiefer und tiefer fraß das Feuer, und schon glommen kleine Flämmchen an der Tür, durch die der Tollkühne verschwunden war.

Da erschien in dem glühenden Rahmen eine Gestalt mit unkenntlichem, rauchgeschwärztem Gesicht, ein verhülltes Etwas in ihren Armen tragend.

Ein einziger, erlösender Jubelschrei brach von den Lippen der Menge. Tausend Hände streckten sich dem Retter entgegen, aber trotzdem seine Knie wankten, gab er seine Last nicht von sich, sondern hielt sie fest umklammert und schüttelte ablehnend den Kopf.

„Einen Wagen — schnell einen Wagen — holt nur einen Wagen!“ — — —



Hinter der Front in den Dogesen: Brigadeschuster bei der Arbeit in seiner Werkstatt.

Hofphot. Eberth.

Und mit einem Male ging es wie ein Brausen durch die Menge: „Maria Ringhetti, — wo ist die Ringhetti?“ Als aber keine Antwort kam, wurde es plötzlich still, ganz unheimlich still. Hunderte von Augen sahen plötzlich mit furchtbarem Entsetzen auf das brennende Gebäude, das für der besten eine ein brennendes Grab geworden war.

Dann auf einmal ein wilder Aufschrei — der Herr, der zuerst nach Maria Ringhetti gefragt, hatte Hut und Mantel von sich geworfen und war, ehe die Wehrleute ihn hindern konnten, in das Theater gestürzt.

Im untersten Stodwerk lagen die Künstlerzimmer. O, er kannte das ihre ja ganz genau. Wie oft hatte er sie früher — wie vor langen Jahren erschien es ihm mit einem Male — hier erwartet, wenn sie in den Zwischenpausen oder nach der Vorstellung zu ihm eilte. Die Türen und Dielen glimmten schon, und von oben herab langten gierig die flackernden Flammen nach ihm und sengten ihm Haare und Kleider. Aber vorwärts — nur vorwärts!

Ganz still lehnte Maria Ringhetti in ihrer Ecke und sah nur aus halbgeschlossenen Augen auf den Mann an ihrer Seite, der leise und zart ihre feine, noch etwas matte Hand streichelte.

„Ernst,“ sagte sie ganz leise und faßte seine Hand warm.

Einen Augenblick lang sah sie der Mann mit unsicheren Blicken an; dann schlang er seine Arme um sie, als wollte er sie an sich ziehen. Aber er tat es nicht, sondern sagte nur wie unbewußt:

„Ich habe mich so sehr nach dir gesehnt, Maria!“

„Du Lieber, Lieber!“ Sie warf die Arme um seinen Nacken. „Ich ja auch!“

„Du auch?“ jubelte er auf. Dann riß er sie an sich: „Seit Wochen sitze ich jeden Abend im Theater, nur um dich — dich, Maria, zu sehen,“ berichtete er weiter.

Da schmiegte sie sich ganz fest, wie schutzsuchend, an seine Brust: „Und nun hast du mich zum zweiten Male heimgeholt, Ernst. Und jetzt für immer!“ versetzte sie leise und glücklich.



Bei der Passierscheinkontrolle auf der Landstraße an der belgisch-französischen Grenze: Während die Passierscheine geprüft werden durchsuchen Beamte der deutschen Feldpolizei die mitgeführten Waren.



Aus den Mußestunden unserer Feldgrauen:- Fischfang für die Kompagnieküche.

Phot. A. Grohs.

Weibliche Soldaten an der Front.

Aus früheren Kriegen sind die Namen von mancherlei Frauen bekannt, die, von väterländischer Begeisterung erfüllt, mit der Waffe in der Hand gegen den Feind zogen. Man denke nur an Jeanne d'Arc, an Eleonore Prochaska und an das bremische Heldennädchen Anna Lübring, das in den Reihen der Lühover tapfer gegen die Franzosen focht. Diese außergewöhnlichen Vorfälle sind der Ausdruck der äußersten Kräfteanspannung eines in seiner nationalen Existenz bedrohten Volkes. Wie vor hundert Jahren, so auch heute: Im Heere unserer Bundesgenossen dienen mehrere Frauen, die sich im Kampfe gegen den Feind schon vielfach hervor getan haben. In der Stunde, da das Vaterland von übermächtigen Feinden angegriffen wurde, litt es diese Mädchen nicht mehr dabei; nun kämpfen sie im Waffenrock an der Seite ihrer männlichen Kameraden, mit denen sie alle Nöte, Entbehrungen, Gefahren und Freuden teilen. Fräulein Sophie Haleczka ist unter diesen weiblichen Angehörigen der ukrainischen Freiwilligenformationen besonders bemerkenswert, da sie für tapferes Verhalten vor dem Feind die silberne Tapferkeitsmedaille erhielt und zum Wachtmeister befördert wurde. Fräulein Haleczka ist 24 Jahre alt, stammt aus Lemberg und studierte bis Kriegsausbruch deutsche und slawische Philologie



Srl. Sophie Haleczka und Anna Dmyterko, zwei tapfere österreichische Soldatinnen.

in Graz. Sie überstand die Mühsale des Feldzuges gut und war, seit Kriegsausbruch im Felde stehend, im Laufe eines Jahres insgesamt nur neun Tage krank. Ihre Auszeichnungen erhielt sie für Verdienste im Kavalleriepatrouillendienst. Eine Kollegin von ihr im Waffendienst ist die bisherige Lehrerin Anna Dmyterko, die sich gleichfalls im Krieg durch tapferes Verhalten hervor getan hat. Diese weiblichen Freiwilligen werden nach dem internationalen Recht als Soldaten angesehen; denn sie haben den Fahnen-eid geleistet und führen die gleichen Waffen wie die Männer.

Man findet übrigens weibliche Soldaten auch im russischen Heere; zwei von ihnen, die wir im Bild zeigen, gerieten in Gefangenschaft. Die eine ist ein erst sechzehnjähriges Mädchen, die andere, Marfa Malko, ist die Frau eines inzwischen gefallenen russischen Unterleutnants aus Wolfschansk. Sie kämpfte bis zu ihrer Gefangennahme tapfer an der Seite ihres Mannes.

Etwas ganz anderes sind jene berüchtigten Frauen und Mädchen, die den russischen Freischaren (Partisanen Otrjady) angehören, die sich selbst an Gefangenen vergreifen und mit Bomben aus dem Hinterhalt arbeiten. Diese weiblichen russischen Franktireurs werden selbstverständlich nicht als reguläre Soldaten angesehen und demgemäß behandelt.



Marfa Malko, eine russische Unterleutnantsfrau, in Uniform. Sechzehnjähriges russisches Mädchen, das in Uniform mitkämpft.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 41.

Düsseldorf, 9. Oktober

1915



Ein gemütlicher Sonntagnachmittag hinter der Front.

Ein Held.

Episode aus den Kämpfen im Westen. Einem Kämpfer nacherzählt von T. S.

Unteroffizier Bender!
 „Herr Oberleutnant?“
 „Die Drahthindernisse vor den feindlichen Schützengraben müssen in dieser Nacht zerstört werden. Unsere Kompanie hat die Drähte des Verhaues dort vor uns zu zerschneiden. Nehmen Sie vier oder fünf Mann und gehen Sie heute abend in der Dunkelheit vor!“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“
 „Um vier Uhr früh müssen Sie zurück sein.“
 „Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“
 „Ich erwarte, daß die dritte Kompanie ihre Schuldigkeit tut, daß Sie Ihre Aufgabe restlos lösen.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“
 Der Oberleutnant wendet sich zum Gehen — grüßt.
 Der Einjährige-Unteroffizier Bender erhebt die Hand zum Gruß, schnellt die Haken zusammen. Dann eilt er zu seinen Leuten und richtet seinen Auftrag aus.

Da klopfen die Herzen der tapferen Infanteristen.
 Drahtverhaue zerstören — dicht vor dem Feinde — Todesgang — aber es muß geschehen. Sie melben sich, die Tapferen, Todesmutigen, mehr als Bender braucht. Er wählt die fünf neben ihm Stehenden.

Um Mitternacht geht's los — kriechend — lautlos — langsam.

Glücklich kommen die sechs an den Drahtverhau.

Bald geht's knips — knips — knips — ganz leise — fast unhörbar — Auf dem Rücken liegend zerstören die Tapferen mit erhobener Hand die Stacheldrähte. Nichts rührt sich.

Da richtet sich einer auf — da noch einer. Hodend, hüpfend zerschneiden sie die oberen Drähte.

Unteroffizier Bender knirscht mit den Zähnen über die Unvorsichtigkeit seiner Leute. Er möchte ihnen zurufen, es ihnen verbieten. — Es geht nicht — dicht vor dem Feinde — alles bleibt still — der Feind scheint nichts zu merken.

Und weiter tönt's knips, knips, knips — ganz leise, fast wie im Takt. Auf einmal kommt's pänk, pänk und fortgesetzt pänk, pänk. Das Knipsen hört auf.

Unteroffizier Bender kriecht vorsichtig zu seinem Nebenmann. Der rührt sich nicht — ist tot — Kopfschuß. Bender kriecht weiter — der zweite auch tot — und der dritte — vierte — fünfte.

Bender bebzt, es hält ihn nicht mehr, die Nerven lassen ihn im Stich; er kriecht zurück — bleich — vor Entsetzen fast gelähmt.

Glücklich kommt er zu seiner Kompanie und melbet sich.
 „Sie kommen allein? Wo haben Sie Ihre Leute, Unteroffizier?“
 Bender würgt es in der Kehle; er kann nicht reden. Er zeigt hinter sich.

„Zurückgeblieben? Wie soll ich das verstehen?“

„Tot!“ kommt's heiser aus Benders Munde.

„Herrgott! Und die Drähte beseitigt?“

„Noch nicht alle.“

„Sie müssen aber weg!“

„Ich gehe noch einmal, Herr Oberleutnant.“

„Halten Ihre Nerven noch aus?“

„Ja, ich denke.“



Entüllung des von Fhrrn. Krupp von Bohlen und Halbach nebst Gemahlin gestifteten „U 9“ bei der Weddigen-Gedächtnisfeier in Kiel.
 Nach einem Entwurf des Architekten Kennard, des Direktors der Kieler Handwerkerschule, wurde auf der Germaniawerft ein auf einer Säule ruhendes Unterseeboot aus Holz hergestellt, das am Tage der Wiedertekehr der Vernichtung der drei englischen Kreuzer durch Otto Weddigen eingeweiht wurde. Nach ein em Musikkvortrag der Marinekapelle hielt Oberbürgermeister Kindemann eine tiefempfundene Ansprache, in der er Weddigens gedachte. Dann vollzog Prinzessin Heinrich von Preußen die erste Nagelung, es folgten Prinz Heinrich von Preußen, der Gouverneur von Kiel, Großadmiral v. Köster, der Oberbürgermeister u. a. Vorträge der vereinigten niedersächsischen Gefangenevereine verschönten die Feier. Die Nagelung geschieht zum Besten der Hinterbliebenenfürsorge.



Das Kaiserliche Jachtclubgebäude in Kiel, jetzt als Lazarett eingerichtet, von der Seeseite.



Das Kruppsche Logierhaus in Kiel, in dem zur „Kieler Woche“ regelmäßig die vornehmsten Sportsleute wohnen. Es dient jetzt als Lazarett.

Wie es Rheinländern im Felde geht.



Ein guter Fang: Feldgraue aus dem Rheinland, die sich einen französischen Riesenbär gefangen haben.



Rheinländer mit einem Prachtexemplar von requiriertem Ochsen, den sie festlich geschmückt haben.

„Aber nicht allein gehen!“

„Nein, ich nehme mir einen Mann mit.“

„Nur einen?“

„Ja, nur einen, es ist besser.“

„Gut.“

Nun erzählt Bender, wie alles gekommen war. Der Oberleutnant zieht die Stirn in Falten und murmelt: „Die Bande hat Eulenaugen; aber trotzdem —“

„Die Drähte werden zerschnitten, Herr Oberleutnant.“

„Aber vorsichtig, Unteroffizier, recht vorsichtig!“

Unteroffizier Bender nimmt sich einen Gefreiten mit.

Beide kommen glücklich drüber an und schneiden die Drähte vorsichtig durch — ganz langsam — unhörbar.

Die Mitte, wo die Pfähle am weitesten stehen, ist frei. Die Drähte sind alle zerschnitten, nun noch einige an der Seite.

„Herrgott! Sind die Drähte zerschnitten?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

Der Offizier eilt an den Feldfernsprecher. Kurze Zeit darauf beginnt die Kanonade. Der Feind wird mit Granaten und Schrapnells überschüttet. Er antwortet.

Die Erde bebt — Flammen sprühen — Vertundene stöhnen — schreien. In den Unterständen und Schützengraben alles in gespannter Erwartung der kommenden Ereignisse.

Vier Stunden dauert die furchtbare Kanonade, vier lange Stunden. Nun naht der Sturm. Die Offiziere haben die Uhren in der Hand — 7,30 — 7,40 — 7,50 — 7,55 — 8 Uhr. Die Zeit ist da — eine Rakete steigt auf — noch eine — noch eine.

Die Deutschen verlassen die Schützengraben, gehen vor — bleich — mit klopfenden Herzen — Grimm in der Brust — Zorn in der Faust. Kommen zehn Meter vor — da speit ihnen die Hölle Kugeln



Anlage eines bombensicheren Verbandsplatzes unmittelbar hinter der Front im Westen.

Der Gefreite fängt dort an zu knipsen — nichts rührt sich — rings Totenstille — er hebt den Kopf.

Pänk, pänk geht's da.

Der Gefreite ist getroffen — sinkt zurück — sagt keinen Laut — ist tot — Kopfschuß. Der Unteroffizier bebt vor Wut — knipst weiter — weiter — langsam — vorsichtig.

Schon rötet sich der Himmel.

Unteroffizier Bender hat es geschafft — er kriecht zurück — vorsichtig — und doch infolge der Aufregung schweißtriefend.

Im Morgengrauen erreicht er seine Kompanie und meldet sich.

„Wieder allein, Unteroffizier?“

„Zawohl, Herr Oberleutnant.“

„Wo haben Sie den Gefreiten gelassen?“

„Ist gefallen.“

„Was sagen Sie?“

„Tot — Kopfschuß.“

entgegen. Hier stult einer um und dort wieder einer. Aber weiter geht's — weiter — sprungweise. — Maschinengewehre treten in Tätigkeit — mähen die aufgesprungenen Feinde nieder.

Voran geht's — voran — durch die zerstörten Drahtverhaue — mit zusammengebissenen Zähnen.

Der Leutnant der dritten Kompanie fällt — der Wizefeldwebel übernimmt den Zug — fällt — Unteroffizier Bender tritt an seine Stelle. Jetzt sind sie vor den feindlichen Schützengraben angelangt. Handgranaten werden geworfen. Die Wirkung wird in Stellung abgewartet. Und dann hinein.

Endlich der Kampf Mann gegen Mann.

Furchtbar haust der Tod.

Die sich ergeben, werden zurückgeschafft. Und weiter geht die Welle der stürmenden Deutschen in den nächsten Schützengraben hinein. Unteroffizier Bender springt seinem Oberleutnant, der mit drei Feinden kämpft, zu Hilfe. Schnell sind zwei niedergedrungen.



Von den Franzosen in Brand geschossene Fabrik in Pagny a. d. Mosel.

Der einzige Erfolg der heftigen Beschießung Pagnys durch die Franzosen war, daß die einem französischen Einwohner gehörige Fabrik in Flammen aufging.



Deutsche und österreichisch-ungarische Verwundete in einem Feldlazarett in Galizien.

Da trifft den Oberleutnant die heimtückische Revolverkugel eines Franzosen, der sein Gewehr wegwarf, um sich zu ergeben.

Wutverzerrt, seiner Sinne kaum mehr mächtig, zerschmettert Bender dem falschen Franzmann den Schädel.

Siegreich geht's weiter. Der Widerstand des Feindes ist gebrochen; er leistet nur noch schwachen Widerstand, geht zurück.

Nun gegen das Dorf.

Die Artillerie hat hier gehörig ausgeräumt. Kein Haus ist verschont geblieben. Haufen von toten Feinden versperren den Weg. Darüber hinweg geht's. Der Feind empfängt die Deutschen mit Schnellfeuer. Sie werfen sich nieder — Maschinengewehre sprechen ihre furchtbare Sprache. Die Franzosen stuzen.

Das Dorf befindet sich in den Händen der Deutschen. Mehrere tausend Gefangene, einige Geschütze und Maschinengewehre sind erbeutet. Ein herrlicher Sieg!

Freilich hat er auch große Opfer gekostet. Von der dritten Kompagnie bedecken 29 Tote und 70 Verwundete das Schlachtfeld. Ähnlich sieht es bei den andern Kompagnien aus.

Aber der Feind hat weit mehr Verluste, fast doppelt soviel, ohne die Gefangenen.

Als Unteroffizier Bender später im Lazarett aus der Bewusstlosigkeit erwacht, wundert er sich, daß er noch lebt.

Alle Überlebenden können es nicht begreifen, wie sie dem Blutbad lebend entronnen sind.



Dem Besuch des französischen Generalissimus Joffre an der italienischen Front: Joffre auf der Automobilsahrt durch die Karnischen Alpen.

General Porro und Oberleutnant Gamelin. General Joffre (links); neben ihm General Cadorna.

Da bekommen sie auch von der Flanke her Feuer. Ein deutsches Gardebataillon kommt stürmend heran.

Das halten die Nerven der Franzmänner nicht aus. Von vorn Feuer, von der Seite Feuer, hinter ihnen krepierende deutsche Granaten, die den Rückzug erschweren, sicheren Tod bedeuten. Das geht über Menschenkraft. Sie werfen die Gewehre weg, erheben die Hände. Nur noch vereinzelt fallen Schüsse.

Sieg! Sieg! Gloria, Vittoria!

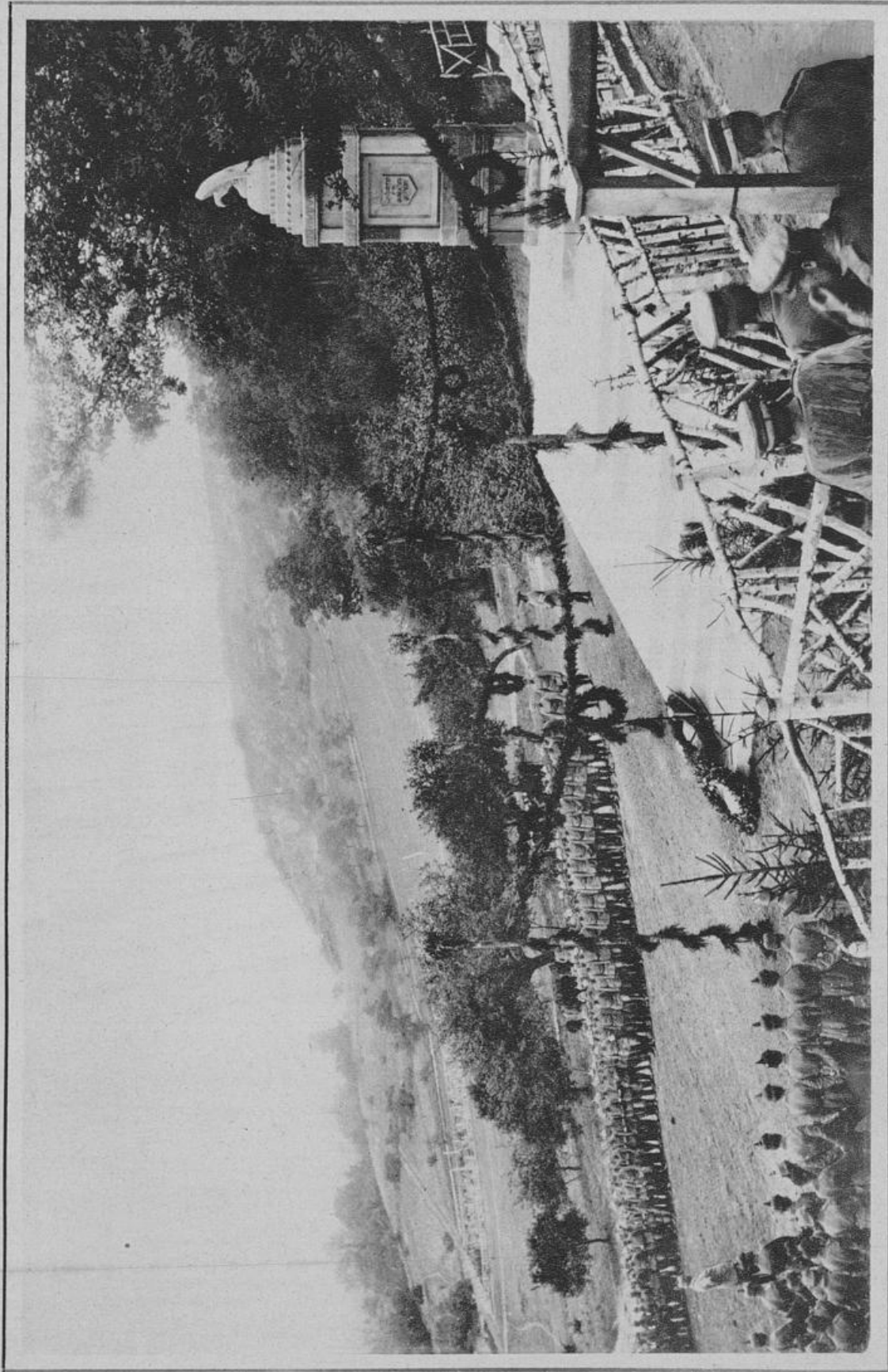
Unteroffizier Bender wischt sich den Schweiß von der Stirn; er freut sich des Erfolges, zu dem auch er beigetragen hat.

Plötzlich fühlt er einen heftigen Schmerz in der Hüfte; er ballt die Faust und sinkt um. Nun hat ihn doch noch eine Kugel getroffen — ist er das letzte Opfer dieses Tages geworden.

Nach einigen Wochen wurde Bender eine große Freude bereitet. Die Oberschwester des Lazarets überbrachte ihm seine Leutnantsbestallung. Mit leuchtenden Augen und freudigem Stolz nahm er das Schriftstück entgegen.

Ein großes, heißes Glück aber durchzog sein Herz, als ihm der Oberarzt eines Tages das Eiserne Kreuz überreichte, das vom Regiment eingetroffen war. Es war der Lohn für seine gefahrvolle, todesmutige Tätigkeit vor dem Sturm der dritten Kompagnie. Tränen der Rührung traten in seine Augen. Nun hatte er nur noch den Wunsch, bald zu genesen, um wieder gegen den falschen Feind kämpfen zu können.

Dieser Wunsch wird in Erfüllung gehen, wie der Stabsarzt versichert; freilich wird sich der Held einige Wochen gedulden müssen.



Einweihung des Denkmals zu Ehren der Gefallenen des Infanterie-Regiments Nr. 159 in Siles.

Das Denkmal wurde vom Unteroffizier Haag vom Inf.-Regt. 159 und einigen Kameraden nach eigenem Entwurf hergestellt. Bei der Einweihungsfeier, an der u. a. auch General Erzengel v. Spiehl teilnahm, hielt Divisionspfarrer Klüppel (Klub), die Ansprache. Vor Jahresfrist fanden an dieser Stelle heftige Kämpfe statt, die dem Vordringen der Franzosen ein Ziel setzten, und in denen sich Rheinländer besonders ausgezeichneten. Im Hintergrunde des Dorfes Siles sichtbar.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 42.

Düsseldorf, 16. Oktober

1915.



Zur Eröffnung eines ständigen deutschen Theaters in Brüssel.

Die Mitglieder der neuen Bühne: Vorn liegend: Herr Hans Snaad. Sitzend, von links nach rechts: Frl. Marg. Albrecht, Frl. Marie Berner, Frl. Rose Lichtenstein, Herr Dr. Jaeschke, Frl. Gerda Marx, Frl. Jutta Pagendorf, Fr. Käte Steinth. Stehend, von links nach rechts: Herr Jos. Habritius, Herr Friedr. Otto Fischer, Herr Kurt Keller-Mebri, Herr Georg A. Koch, Herr Ernst Epslein, Herr Hans Kaiser, Fr. Amalie Wittmann, Herr Felix Hauser, Herr Karl Schöpp, Herr Friedr. Dern. Im Hintergrunde: Herr W. Schröder, Herr Georg Vorlauf, Herr Walter Berner.

Das „Deutsche Theater in Belgien“, eine Schöpfung des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung, soll den ganzen Winter über spielen; es ist im Schloßparktheater in Brüssel untergebracht und steht unter Leitung des Herrn Dr. Jaeschke. Neben seinen Aufführungen in Brüssel wird es auch Gastreisen in die Provinz antreten und in allen Garnisonen des Besatzungsheeres in Belgien und Nordfrankreich spielen.



Meerwunder.

Blodabestizze von Hermann Dreßler.

Die „Glenartney“, mit einer Reisladung von Bangkok nach London unterwegs, hatte wirklich Glück auf ihrer Fahrt. Bei ruhiger See war sie ausgelaufen, und es schien, als sollte sie in unge störter Fahrt auch ihren Heimathafen London erreichen.

Aber dem Kanal hing der Mond als schmale Sichel am Himmel und streute sein spärliches Silber in die Perlmutter schüssel der See. Leichte Zirkuswölkchen zogen wie langausgestreckte weiße Kiefernarme von Südost nach Nordwest. Geipensternhaft drohend saßen sie in den Himmelsraum hinein gen England, gleich den sich allmählich greifbar gestaltenden Rache schwüren und Verderbenswünschen der gigantischen deutschen Nation gegen den Verräter Albion.

Der Kapitän der „Glenartney“ war seit zehn Stunden nicht von der Kommandobrücke gewichen. Er wollte selbst über seine Reiskracht wachen.

Nachdenklich stierte er in die seltsamen Wolkengebilde, und es schien ihm, je länger er hinsah, als ob immer neue Gestalten daraus hervorwüchsen.

Fliehende Wolkenschiffe glaubte er zu sehen, die von phantastischen Gestalten küstenwärts gehetzt wurden. In entsetzter Hast jagten sie im Lustocean dahin, bis sich in der Ferne alles in einen wüsten Anäuel verwirrte, in dem sich die spukhaften Unge stalten durcheinandervälzten wie zuckende, schwerringende Menschenleiber.

Wahrhaftig, er hatte Schweißperlen auf der Stirn und fühlte sich plötzlich nervös.

Ein unerklärliches, brüden des Grauen überkam ihn, — aber es war auch eine wahre Seelenfolter, diese Fahrt, deren Verlauf er erst kennen würde, wenn er in die Themsemündung einfuhr und die Küstenseezeichen von England sich im Glase zeigten! Jeden Augenblick konnte ja eins dieser stählernen deutschen Seeungeheuer aus der glühernen Flut da vor ihm auftauchen und ihn samt seiner Reisladung auf den Meeresgrund hinabschiden.

Das leise Zittern seines Schiffes, das der Stoß der Maschinen hervorrief, kam ihm plötzlich unheimlich vor. Es identifizierte sich mit dem Zittern seiner eigenen Seele. Aus dem Rauschen der Fluten am Kiel formenten sich ihm drohende Worte. Ssss—sch—sch! Ssss—sch—sch! Das scharfe, pfeisende Auszischen, das sein Ohr seit Jahren zu hören gewöhnt war, jetzt klang es ihm wie leuchtende Wut wie sprühender Haß—Haß—Haß.

„Goddam! Ich bin ja empfindlich wie ein Vackfisch!“ sagte er zu sich selber und fuhr sich mit dem Armel über die schweißfeuchte Stirn. Aber es kam keine Ruhe über ihn.

Er zog die Uhr.

Zwei Uhr früh!

In drei Stunden konnte er also bei glatter Fahrt in London einkaufen.

Dann sollte aber eine Flasche besten Porters daran glauben müssen. Und ein ordentliches Frühstück mußte man auch mal wieder in Ruhe genießen.

Es würde schon glücken.

Und während er sich selbst Mut zuzusprechen suchte, schien ihm der Schiffsboden durchsichtig zu sein, und er konnte wie durch ein grünes Glas bis auf den Grund des Meeres blicken.

Schiffstrümmer! Zerrissene Planen! Zerfetzte Landskleute! Seegerät aller Art im Kiel, darüber aufragend zerbrochene Masten. Geborstene Kessel am Grunde und darüber elle Seetiere, die mit gierigen Augen nach seiner „Glenartney“ glockten und die abscheulichen Glieder begehrlieh nach ihm auszustrecken schienen.

Abblenden! Sofort!

Wie in einer unwillkürlichen Ausrerung seiner Befürchtungen hatte er den Befehl durch den Maschinentelegraphen gegeben.

Die wenigen Lichter, die man noch an Bord aufgesetzt hatte, verlöschten, und die „Glenartney“ jagte wie ein erblindeter Delphin durch die Flut, die sich in leichter Dämmung hob und senkte.

Der Kapitän zog wieder die Uhr.

Ein Viertel auf drei!

Ach, wie langsam die Zeit schlich, seit man in das Patrouillen gebiet der deutschen Tauchboote eingetreten war.

Aber endlich würde es doch Morgen werden, und einmal würde man doch ans Ziel gelangen.

An welches?

In jeder Minute suchte sein Blick die Uhr.

Veinahe halb drei Uhr!

Ganz ferne im Osten schien es, als ob schon ein leichter, grauer Lichtstreifen sich über die ewigen Wasser spanne und sanfte Strahlen säden auf den Wellen schwammen.

Endlich!

Sein Blick blieb darauf haften.

Die Wolken nahmen aber so sonderbar schnell zu an Helligkeit, und der Schein war fast zu silbern für das Tageslicht um diese Zeit.

Und jetzt — wie ein lähmender Schreck durchzuckte es ihn — jetzt schien sich der Lichtstreif merkwürdig kreisend zu bewegen, streifte hier und da fernschimmernde Wellenkämme und verschwand.

Das war nicht das Auge Gottes, das den Ehrlichen aus dem Schlafe zum gerechten Tagewerke erwecken sollte! Das war das juchende, beutegierige Auge eines Raubtieres!

Ganz dicht über Wasser war es erschienen, blickend, heimtückisch funkelnd, und war wieder verschwunden.

„Blinklicht — nachbord voraus!“ rief im selben Augenblick der Ausgud im Mast.

„Australischer Hamme! Blinklicht!“ schrie der Kapitän wie sinnlos. „Das war — — der Feind.“

„Voll dampf voraus!“ lief das Kommando in den Heizraum und in die Maschinenkammern.

Die Heizer der Nachtschicht rissen die Feuerbuchsen auf und saßen fester die breiten Schaufeln.

Keuchend stießen sie ihrem unerzättlichen Moloch die schwarzen, lebenspendenden Steine in den Rachen, daß die rote Lohe herausleckte und der Schweiß in Strömen von den nackten Oberkörpern der Männer herabfloß und in leichtem Dampf schleier die gestrafften Rücken umspielte.

Die „Glenartney“ durchschnitt jetzt mit größter Schnelligkeit die Fluten. Die Wellenbäume brachen sich in hastigem Rhythmus am Bug.

Ssss—sch— —! Ssss—sch— — —!

Haß! — — Haß! — — Haß! heulte das Meer, und der Nachtwind schien in den Rachen eine ganze Rache salala auf- und niederzubrüllen.

Der Kapitän spannte mit allen Sinnen in die Nacht.

War das Nerven spiel oder Wirklichkeit? Konnte die Wirklichkeit überhaupt solche phantastischen Erscheinungen erzeugen?

Dicht vor Nachbord blitzte jetzt wieder das Raubtierauge auf.

Wie etwas Wesenloses, von allem Stofflichen Losgelöstes schien es direkt auf den Wogen zu treiben.

Aber es ließ ihn und sein Schiff nicht los, jagte in gleichem Tempo neben ihm her, heftete sich bei jeder Kursänderung in mathematisch genauer, gleicher Distanz an seine Fahrt und näherte sich dann langsam, unheimlich, unabwendbar!

Haß! — — Haß! — — Haß! jangen die Fluten am Kiel.

Der Kapitän fuhr sich wie ein Irreter mit gespreizten Fingern durch das Haar, von welchem der Südwestler herabgeglitten war.

Es war nicht möglich, es mußte ein Traum sein, ein Alp.

Aber er sah es doch deutlich.

Wie ein gebietender Finger streckte sich ein schmaler Lichtkegel nach seinem Schiff aus und tastete suchend nach dem Namen, der am L überbug angebracht sein mußte.

Jetzt hatte er ihn gefunden! Zweifellos!

Wie es schadenfroh und satanisch aufblitzte in der kleinen, glühenden Strahlenpupille!

Sie lenkte ihren Blick jetzt nach der Kommandobrücke, und dort blieb er haften.

Der Kapitän war augenblicklich in silbernes Licht getaucht. Er kam sich vor wie einer, der unverhofft nadt auf die Straße gestoßen wird, und empfand das Bedürfnis, sich schnell zu verkriechen.

Und jetzt sah er, wie in den Lichtkegel, der unten auf dem Wasser seinen Ausgangspunkt zu haben schien, ein Mensch trat.

Seine Umrisse schienen in der Lichtflut ins Riesenhafte zu wachsen.

Ebel und schön wie das Scheinbild eines Künstlers stand er da. Mit gelassenen, kraftvollselbstbewußten Gebärden gab er nach rechts und links Befehle und rief ein paar Worte in den unteren Raum.

Die Mannschaft der „Glenartney“ war an Deck erschienen und starrte gebannt auf das Meerwunder. In der Spannung lag lähmende Willenlosigkeit. So blendet die Otter den Vogel durch ihren Blick.

Sie fühlten sich in der Gewalt dieses Wunders, willenlose Sklaven des Riesen, der da unten auf seinem winzigen Fahrzeug in der Lichtflut stand.

Er hob jetzt ein Sprachrohr zum Munde, und klangvoll, aber gebieterisch scholl ein Stopp! herauf zur „Glenartney“.

Stopp!

Als ob selbst die Maschinen im Banne des unheimlichen Gebieters ständen, erstarrten die Stempel der Kolbenmaschinen in ihrer Bewegung.

Und dann erfolgte das, was alle an Bord der „Glenartney“ schon vorausahnend als etwas ganz Unabwendbares fühlten.

Ihr Kapitän wurde auf Befehl des Riesen ausgebootet, die Schiffspapiere wurden eingesehen und kontrolliert. Dann kam der Kapitän in Begleitung deutscher Tauchbootmattrosen zurück mit hängendem Kopf und bleich bis an die Halskrause. Nun hastiges Zusammenraffen und Schnüren der wenigen Habseligkeiten in den Kojen und Kabinen, dann der Sprung in die Boote und der letzte Blick auf die „Glenartney“.

In kurzen, wenigen Minuten war alles getan.

Dann tat das lauende Raubtier seinen Vernichtungssprung.

In wahnfinnigem Aufbrüllen zerriß es die stolze „Glenartney“, daß nichts von ihr übrig blieb als ein paar Pfosten, die wie zudende Glieder im Strudel kreisten.

Befriedigt schloß jetzt das stählerne Raubtier sein Zyklopenauge und

tauchte unter, um den heraufdämmernden Tag im grünlichen Licht der würgenden Fluten zu erwarten.

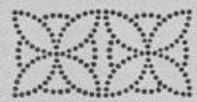
Meldung der englischen Admiralität:

Der Dampfer „Glenartney“, von Bangkol mit einer Reisladung nach London unterwegs, wurde am 20. morgens 2½ Uhr, von einem deutschen U-Boot torpediert. Er sank in wenigen Minuten.



Dorgeschobener Beobachtungsposten mit Fernsprechanlage an einem Abhang in den Vogesen.

Hofphot. Eberth.



Der tapferere Lehmann.

Humoristische Kriegserzählung von A. Janson.



Wenn ich diese Geschichte wahrheitsgetreu berichte, tue ich es ungern. Sie ist peinlich; nicht für Frau Lehmann, für die es auf dieser Erde nichts Peinliches gibt. Wohl aber für Herrn Lehmann, obwohl er sich, wie wir sehen werden, am Schlusse glänzend rechtfertigt. Herr Lehmann ist in seinem bürgerlichen Stande ein Schneidermeister. Nicht so ein großer, der Kunstwerke teurer Anzüge Schöpfer ist, und der sich seine echt englischen Stoffe aus Krimmischau und Gera kommen läßt. Nein, Herr Lehmann nähte Herrn Rat Lude-meyer abgerissene Knöpfe aus den Leib und Herrn Buchhalter Dörfler neue Hofenböden. Da begab es sich, daß er im Jahre 1906, nach dem Tode von Frau Lehmann I, die Jungfrau Elisabeth Kunigunde Vöfler,

abzuspielen. Sein Verstand riet ihm, nicht mehr weiter zu kneipen, seine Kehle begehrte nach mehr. Aber schließlich ist doch der Verstand der Klügere, nach einem unbestritten weisen Wort gibt der Klügere nach, und so kam die unverständige Kehle bei Herrn Lehmann meist recht ausgiebig zu ihrem Recht.

Ich glaube, es genügt, wenn ich an dieser Stelle nochmals darauf hinweise, daß Frau Lehmann II ausnehmend energisch ist.

Da kam der große Krieg. Wenn Lehman als rechter Diplomat die täglichen Ereignisse gründlich in sich verarbeiten wollte, hatte er doppelten Anlaß, die Sitzungen unter anregenden Gesprächen im Ratskeller auszudehnen. Als das Mitte August einmal wieder



Verladen eines Transportes Sanitäts- und Wachhunde in Essen für die Militärdressuranstalt Lüttich zwecks Ausbildung zum Dienst an der Front.

1. Unteroffizier Ronge, Dressleur; 2. Feldwebel Täuschner, Leiter der Militärdressuranstalt Lüttich; 3. Unteroffizier Vogt, 4. Gefreiter Wülfer, Dresseure; 5. Architekt Gronemeyer, Vorsitzender der Meldestelle Essen; 6. Reinah, Sanitäter.

Seit Anfang des Krieges haben die Sanitätshunde manchen verwundeten Feldgrauen vom Tode gerettet. Es hat sich im Laufe der Zeit herausgestellt, daß die Hunde auch zu anderen Diensten zu verwenden sind, so zum Polizei-, Patrouillen-, Post- und Wachdienst. Die Beschaffung der Hunde hat der Verein für Deutsche Schäferhunde, Sitz München, übernommen. Die Kosten für die Ausrüstung usw. werden vom Verein getragen. Der Verein hat an vielen Orten Sammelstellen errichtet. Von diesen kommen die Hunde in großen und kleinen Transporten an die Front. Die für die Wachen bestimmten Hunde gehen jetzt alle durch die Militärdressuranstalt in Lüttich. Dorthin senden die Truppenteile geeignete Mannschaften, welche mit den Hunden in einem dreiwöchigen Kursus ausgebildet werden. Die Sammelstelle Essen lieferte bis jetzt über 350 Hunde.

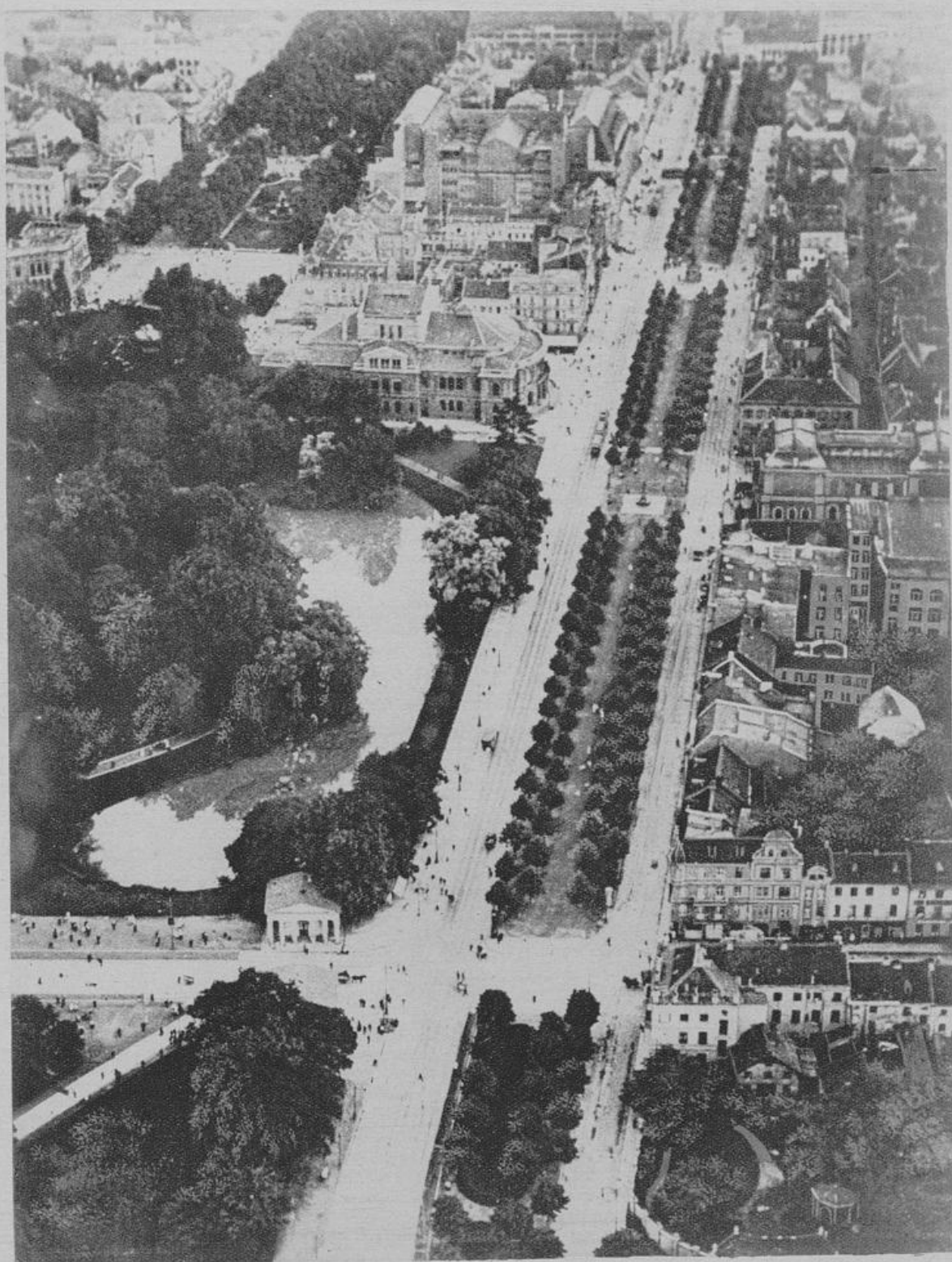
geboren am 9. Mai 1878, in sein Haus nahm, ihm die Hausfrau zu erblicken. Und wie es so närrisch in dieser Welt nun einmal zugeht, sie heiratete ihren Brotgeber. Wohlverstanden: sie ihn, nicht umgekehrt! Nun erwies sich das sanfte Lämmlein Lieschen Vöfler als — ich will mich hier recht vorsichtig ausdrücken — als energische, ja als ungemein energische Frau Lehmann II. Wer erschöpfend ermeßeln will, was das heißt, muß wie ich die geborene Vöfler kennen.

Die staubige Tagesarbeit und das Hocken im Zimmer soll nach Herrn Lehmann den lebhaftesten Drang auslösen nach einem abendlichen Glase Bier. Wir haben keinen Grund, ihm zu mißtrauen; denn er hat noch niemand von uns belogen. Wenn auch seine Frau das als faule Flaufen auslegt. Er war auch Diplomat, wenn das in gegenwärtigen Zeiten als unbedingtes Lob aufgefaßt werden darf. Saß er einmal fest, pflegte sich in seinem Innern ein erbitterter Kampf

geschah, fand er sich von seinem Gemahl aus der „gemeinschaftlichen ehelichen Wohnung“ ausgeschlossen, wie sich der rechtskundige Stamm-tischgenosse Herr Rechtsanwaltschreiber Weiß später ausdrückte. Da ging Lehmann schnurstracks in den Ratskeller zurück und meldete sich freiwillig. Man prüfte ihn auf Herz und Nieren, um ihn sofort einzustellen.

Davon erfuhr nun freilich Frau Lehmann II einstweilen nichts, denn auch in dieser Sache feierte die vorsichtige Diplomatie unbestrittenen Sieg. Erst später, als der werdende Freiwillige mit seinem umschnürten Pappschächtelchen der Stätte seiner militärischen Ausbildung entgegenfuhr, benachrichtigte eine kurze Ansichtspostkarte die Strohwitwe von dem kühnen Entschluß.

Wir wissen nicht mit Sicherheit, wie sich die Verlassene zu dieser Tatsache gestellt hat. Nur soviel ist gewiß, daß sie zunächst den Inhalt



Eine Hindenburg-Ehrung in Düsseldorf: Umbenennung der Alleestraße in „Hindenburgwall“.

Die Stadtverordneten in Düsseldorf beschloßen, der bisherigen Alleestraße, auf der sich die Denkmäler Kaiser Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes, das Stadttheater und die Kunsthalle befinden, zu Ehren des Generalfeldmarshalls Hindenburg den Namen „Hindenburgwall“ zu geben.

Phot. Jul. Schön.

ihrer Geldbörse gezählt und den Herrn Briefträger Schulze mit einer recht wenig schmeichelhaften Anekdote beglückte, als er sich teilnahmsvoll erkundigte: Ist auch wohl injezogen, der Herr Zemahl? Und wir wissen ferner von Frau Witwe Kleemann, die gerade gegenüber wohnt und wie eine Spinne im Netz auf alles lauert, was für die Öffentlichkeit der nächsten Nachbarschaft von Interesse sein kann, daß sie sich als nächstes die Kriegsunterstützung gesichert habe. Frau Lehmann II war eben nicht nur ungewöhnlich energisch, sondern auch sehr fürs Geld. Dann, als sie die Unterstützung erstmalig empfing, machte sie sich auf den Weg, um den ungetreuen Gatten zurückzufordern. Aber man weiß einmal, daß das nicht so leicht ist. Es geht bei den Soldaten wie mit zuviel gezahlter Steuer. Was der Staat einmal hat, gibt er nicht wieder her. Und besonders gab es der königliche Hauptmann nicht wieder heraus. Denn er war ja nicht mit

Eines Tages erwischte ihn eine Schrapnellkugel. Nicht schwer, beileibe nicht! Aber doch so, daß Herr Lehmann sehr schlecht gehen und noch viel schlechter sitzen konnte. So schickte man ihn ins Lazarett. Als ihm der Arzt eröffnete, daß er am Sonntag zu vierzehntägigem Heimurlaub entlassen werde, erfüllte ihn das mit sehr gemischten Gefühlen. Auf einer Seite schante sich sein Herz danach, sich im Ratskeller von den Freunden bewundern zu lassen und erzählen zu können. Auf der andern Seite erfüllte ihn das unvermeidliche Wiedersehen mit Frau Lehmann mit nicht geringem Unbehagen. Man wird das verstehen, denn wer von uns hat nicht schon einmal etwas auf dem Kerbholz gehabt? Und dann war die geborene Löffler, wie wir schonend angedeutet haben, eine Frau von nicht gewöhnlicher Willenskraft. Und sofort an die Front zurück? Schön war es dort auch gerade nicht immer gewesen. Ja, das Geschicks würde ihn nicht geschreckt



Zu den Kämpfen um den Görzer Brückenkopf: Brücke bei Görz, die trotz heftiger Beschießung durch die Italiener keine namhaften Beschädigungen erlitten hat.

Frau Lehmann II verheiratet. Glücklicherweise, wie er zu seinem Adjutanten sagte, als Frau Lehmann mit gütiger Unterstützung zweier stämmiger Musketiere das Zimmer verlassen hatte; denn sie war im Laufe der Verhandlung ungemein energisch geworden, ja man könnte sagen, höchst unliebenswürdig, wenn das bei Damen nicht vollkommen ausgeschlossen wäre. —

Lehmann lag seit drei Monaten im Schützengraben. Es mußte wohl etwas von dem Blute seines Berufsgenossen, des früheren Schneiders und späteren berühmten Generals Derfflinger, in ihm liegen. Wie denn anscheinend überhaupt die ehrsame Zunft der Schneider besonderen Kampfesmut zu beweisen scheint, wenn sie die Elle mit dem Schwert, das Bügeleisen mit dem Gewehr vertauscht. Wer kennt nicht auch das Märchen vom tapferen Schneiderlein?

Tatsache ist unbedingt, daß auch der Schneidermeister Lehmann das Eisene Kreuz erhielt und zum Unteroffizier befördert wurde. Wegen Tapferkeit vor dem Feinde und bewiesener Entschlußkraft."

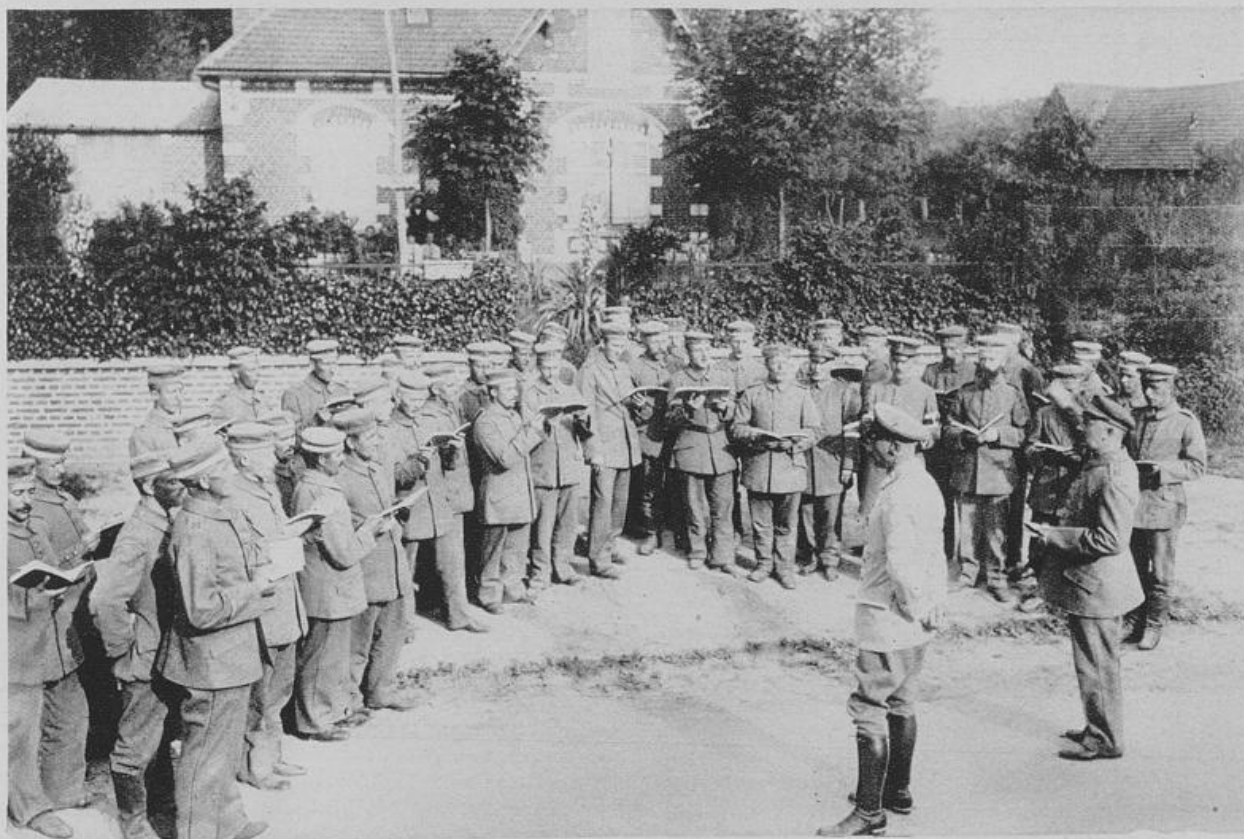
haben. Das war er gleich von Anfang an gewohnt gewesen. Frau Lehmann hatte ihn so oft wütend beschossen mit schweren Töpfen, daß ihm die dicken Bohnen mit Speck wie Schrapnellkugeln um die Ohren pflogen, mit splitternden Steingutköpfen als Granaten und seinem Bügeleisen als Zwölfpfünder. Aber er war ja nun der Herrscher einer Gesellschaft stammer Kerle, und er wußte jetzt, wie man es anstellen mußte, um unangenehme Menschen firme zu machen.

Lehmann, Lehmann, bester Lehmann! Wenn du ahntest, welcher Unterschied manchmal zwischen einem stürmenden Engländer, einem wilden Turko und Frau Lehmann II geb. Löffler sein könnte.

Als er gegen Abend seine Wohnung betrat, war alles leer, nicht aber verlassen; denn man sah, daß sie nur auf kurze Zeit verlassen war. So schnitt er sich in der Küche Wurst und Brot ab, aß, nahm den Hauschlüssel hinter der Küchentür weg und wanderte in den Ratskeller zu seinen Freunden. Es war an diesem Abend wohl schwerlich ein Zufall, daß wieder der Durst über den Verstand siegte. Wie



Deutsche und holländische Grenzwaſche an der belgiſch-holländiſchen Grenze bei St. Anna-ter Muiden.
 Phot. Hoſlwein & Girde.



Geſangverein „Feldgrau“ bringt einem Hauptmann in Avricourt ein Ständchen.

Phot. Gebr. Haefel.

soll es auch anders sein, wenn die unermüdete Erzählerlehle mit Freibier aufgefrischt wird. Als Herr Unteroffizier Lehmann gegen Morgen das eheliche Schlafgemach betrat, bemühte er sich eines leisen Trittes. Man weiß es nicht, ob aus Rücksicht auf die ungestörte Nachtruhe der liebenden Gattin oder aus Gründen, die Uebelbedenkenden näher liegen könnten. Vorsichtig lehnte er das Gewehr zu Häupten gegen sein Bett, und zart schob er die schweren Stiefel in greifbare Nähe, wie es dem Krieger zur zweiten Natur wird, wenn Alarm und überall die Gefahr einer feindlichen Bevölkerung droht. Und Frau Lehmann



DER SCHMIED VON ESSEN

Den Helden zu Ehren, und zur Heilung der geschlagenen Wunden, errichtet im Jahre 1915



Preis dieser Nagelkarte 50 Pfg.

Ein interessantes Kulturdocument zur Geschichte des Weltkrieges: Genaue Nachbildung des Gutscheins vom „Schmied von Essen“ in einer illustrierten französischen Zeitschrift.

Die Unterschrift zu dem Gutschein in dem französischen Blatt lautet: Bon pour un clou à planter dans la statue du „Forgeron d'Essen“. Ce bon porte comme inscription: „Le Forgeron d'Essen. En l'honneur des héros et pour la guérison de leurs blessures, érigé en l'année 1915“. Dans l'encadrement: „Les hauts faits ne seront pas oubliés, grâce au donateur, le Forgeron d'Essen“. En bas, le prix: 50 pfennigs.

Zu deutsch: Gutschein zum Einschlagen eines Nagels in das Denkmal des „Schmiedes von Essen“. Dieser Gutschein trägt als Inschrift: „Der Schmied von Essen. Den Helden zu Ehren und zur Heilung ihrer Wunden, errichtet im Jahre 1915“. In der Umrahmung: „Große Taten bleiben unvergessen, Dank dem Spender, der Schmied von Essen.“ Unten: Preis 50 Pfennig.



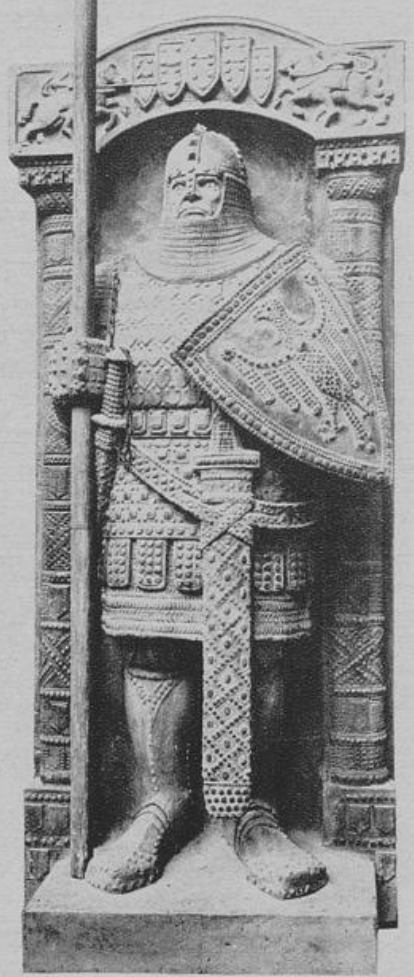
Ein Kriegsnagelungszeichen in Wesel: „Held Siegfried in Eisen“.

schließ weiter den Schlummer des ahnungslosen Engels. Aber nicht lange! Dann erhob sich ihres Gatten tiefer Waß zu einem donnernden Schnarchen. Die geborene Löffler, die zu dem Groll der Monate den dieses langen Abends zu lodernnden Flammen genährt hatte, erwachte. Mit wenigen Schritten stand sie vor dem Lager des Mannes, im wallenden Nachtgewande wie ein Geist vom Mondlicht umflossen, zerrte an der Decke und überhäufte den Feingelehrten mit einer ausgewählten Sammlung der trübseligsten Ausdrücke einer langjährigen Praxis. Der so unfaßt aus seiner Ruhe Gewedte hatte wohl gerade von irgend-

im Kriege so verwildert ist, daß er die liebevolle Gattin mit dem geladenen Gewehr bedroht? Wenn das auch nicht ganz wahr ist, so hat sie es doch erzählt; zur größten Entrüstung der holden Weiblichkeit der ganzen Straße. Der Unteroffizier Lehmann und Ritter des Eisernen Kreuzes ist schon längst wieder im Felde und hilft die Russen prügeln. — Seinen mächtigsten Feind hat er ja nun in den Staub gezwungen. Durch ein einziges siegreiches Nachtgefecht und nach einem siebenjährigen, hoffnungslos erscheinenden Kriege. Jetzt, meint er, will er auch noch mit dem Feinde draußen fertig werden. Und ich denke, das hoffen wir alle.

einem aufregenden Kriegseignisse geträumt. Die schlohweiße Gestalt vor sich sehend, war er trotz seiner Schlaftrunkenheit mit einem einzigen Satz aus dem Bett, mit hocherhobenem Gewehrkolben auf den unbekanntenzeind eindringend. Verfolgte ihn, als er schreiend zur Tür flüchtete. Freilich, dann kam es Herrn Lehmann zum Bewußtsein, daß er sich nicht im Schützengraben, sondern daheim befand.

Aber eins muß noch gesagt werden, daß Frau Lehmann von dieser Nacht an ihre vielbesprochene Tatkraft eingebüßt hat. Wie soll man auch nicht, wenn man mit einem Manne zu tun hat, der



Der „Eiserne Roland“ in Aachen, eine Schöpfung von Prof. Karl Bürger.

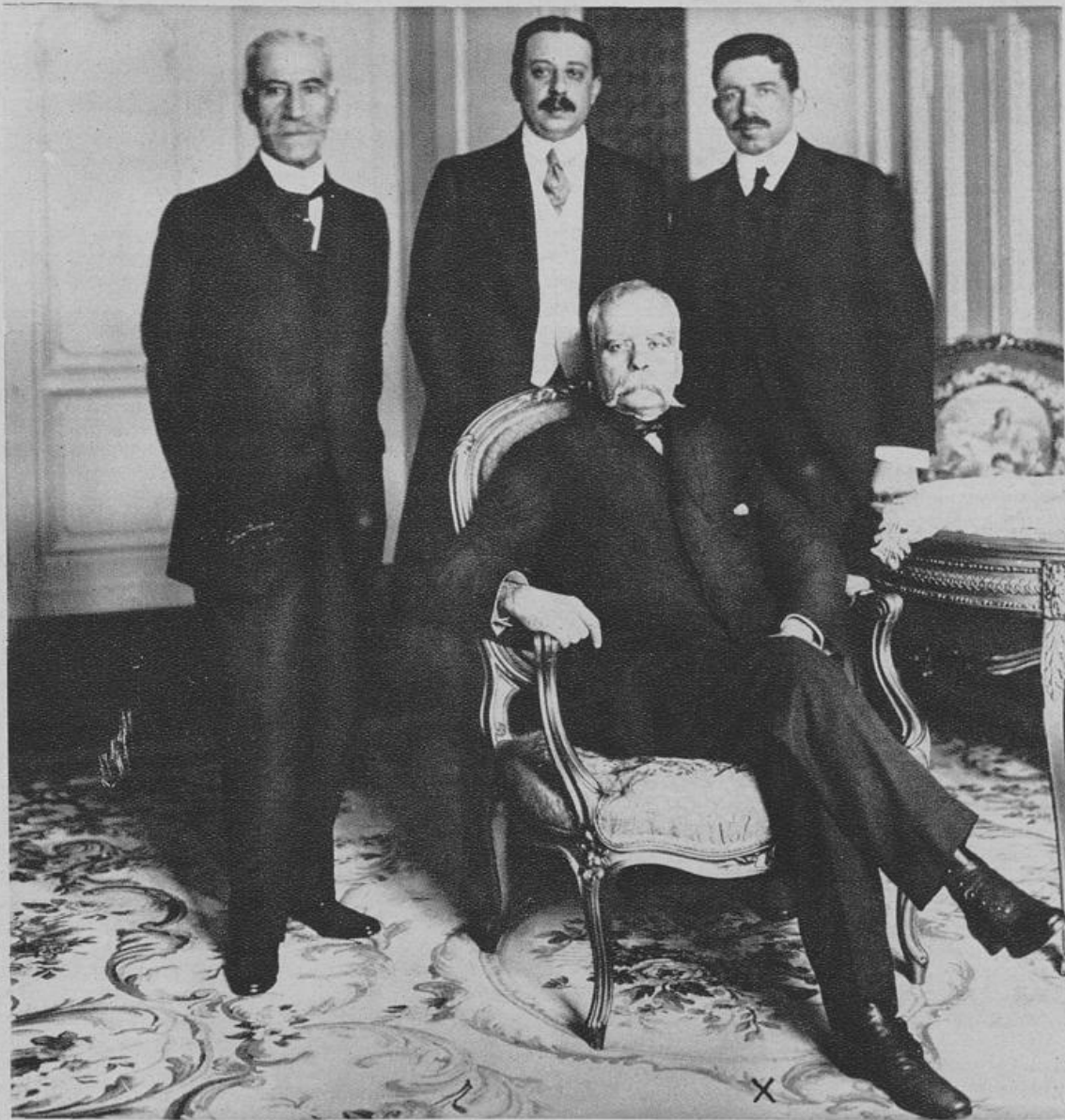
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45.

Düsseldorf, 25. Oktober

1915.



Zum Ministerwechsel in Griechenland: Der neue Ministerpräsident Zaimis (X).

Das heilige Feuer. Kriegserzählung von Otto Schreiber.

Noch eine stumme Umarmung wechselte der türkische Marineleutnant mit seinem schönen jungen Weibe Suleika. Dann schritt er über den schmalen Steg, der von der Lände nach dem deutschen U-Boot führte, dem er als Lotse zukommandiert war.

Der deutsche Kapitänleutnant stand auf Deck seines Bootes und begrüßte den Kameraden herzlich. Sie kannten sich erst seit einigen Tagen, waren aber trotzdem bereits gute Freunde geworden.

Die Bootspfeife schrillte.

Die Tawe, welche die graue Stahlgarre noch an Land fesselten, wurden eingeholt. Die Schrauben begannen mit heftiger werdenden Schlägen das Wasser zu peitschen, und das schlanke Fahrzeug feuerte sanft schaukelnd im ruhigen Fahrwasser der Daranelenstraße dem offenen Meere zu.

Achmed stand auf der Kommandobrücke. Mit ernstem Auge studierte er die Karte. Die Minensperre war besonders dicht belegt, seit zwei französische Kanonenboote auf gut Glück versucht hatten, hier einzubringen.

Es war ihnen nicht treu gewesen, das „gute Glück“. Sie lagen draußen, zwölf Kilometer vor der Einfahrt, am Grunde.

Nein, hier kam kein Feind durch!

Im Zidjad lenkte Achmed durch seine Befehle das Boot. Oft mußte er sich dem Strande der Meerengen so weit nähern, daß man die Leute vor ihren Hütten zu erkennen vermochte. Die staunten dann wohl über das neue Fahrzeug!

Mittlerweile senkte sich der Abend herab.

Die untergehende Sonne färbte die fählernen Ränder der Kommandobrücke und des Turmes in bligende Goldleisten und spann einen langen, glühenden Faden landeinwärts.

Man fuhr eben zwischen den alten Sultanschlössern Mohammeds II. hindurch: Kilid-Bahr und Kale-Sultanie.

Mit abergläubischer Scheu spähte Achmed zu ihren breiten, mit Fenstern besetzten Fassaden empor und bemerkte mit unverhehlter Freude, daß die Westfront von Kilid-Bahr im Abendchein glühte, während sich Kale-Sultanie in düsterer Schwärze in die Felsenklippen zu verkriechen schien. Eine schwarze Wolke lag breit und massiv, schwer und unbeweglich nach jenem Himmelsstrich, als wollte sie verhüten, daß ein Sonnenstrahl die Zinnen jenes alten Schlosses vergolbe. Achmed wußte, was das nach dem Volksglauben zu bedeuten hatte.

Doch er durfte jetzt keinen Gedanken nachhängen. Je weiter man sich der eigentlichen Kriegszone näherte, desto enger wurden die Maschen des Minennezes.

Er ließ die Fahrt deshalb verlangsamen.

Am Osthimmel glühten einige Sterne auf. Die Hitze über der Meerenge legte sich. Eine leichte Brise kam von der See her auf. Hoch oben im Äther schwamm, vom brausenden Rotor getragen, ein Flieger landeinwärts. War es ein heimkehrender Marinepilot oder ein Feind?

Man erreichte die Ausfahrt.

Von Sedbil-Bahr und Num-Kale griffen die Scheinwerfer herab auf das Meer und umtasteten für kurze Augenblicke wie spähende Sinnesorgane das Fahrzeug, bis sie sich überzeugt hatten, daß da unten auf dem Wasser tapfere deutsche Bundesgenossen hinausschwammen, um den Feind aufzusuchen und zu vernichten. Noch eine Stunde Fahrt, und man hatte die Minensperre passiert. Nun trat Achmed die Führung des Bootes wieder an den deutschen Kameraden ab.

Suleika war, solange es anging, dem deutschen U-Boote, das ihr den Gatten entführte, mit den Augen gefolgt. Nun war sie vom Landefai zu ihren Kindern zurückgekehrt.

„Wann kommt der Vater wieder?“ fragte Karma, die Jüngste, und streckte die Arme nach der Mutter aus.

Suleika nahm das Kind empor und stieg auf das Dach ihres Landhauses. Von hier aus hatte sie einen weiten Blick über die Berge. Hier hatte sie in Zeiten des Friedens die schönsten Stunden des Tages mit Achmed verlebt.

Sie hob die Kleine auf den Schoß. Die Buben setzten sich neben ihr nieder und baten sie nach Kinderart, etwas zu erzählen.

„Noch nicht, Kinder,“ vertröstete Suleika, „die Märchenstunde ist noch nicht da.“

Das sagte sie, um die Kleinen hinzuhalten. Sie war jetzt nicht imstande, Geschichten zu erzählen.

Mit nervöser Unruhe wanderte ihr Blick immer wieder hinauf zu den Felsenhöhen, auf welchen die beiden alten Sultanschlösser lagen und ihre Silhouetten scharf umrandet gegen den Abendhimmel abhoben.

Aber plötzlich schien sich ihr gebrücktes Wesen zu erheitern.

Sie setzte Karma zu Boden und ging bis an die Umzäunung ihres Dachgartens, als müßte sie den Bergen näher sein. Die Sonne streute mit zunehmendem Glanze ihr Gold in die hohen Bogenfenster von Kilid-Bahr, daß es an den Simsen herabtroff wie glutflüssiges Metall und das alte Schloß mit einem geheimnisvollen, magischen Zauber umwoh.

Und wenige Kilometer davon entfernt, nur durch die Meerenge getrennt, hing Kale-Sultanie in den Klippen, düster und schwarz. Auch nicht eine einzige Zinne fing einen Abendstrahl auf. Eine Wolke, wie eine verzerrte Frage anzusehen, grinste vom Firmament herab auf das Asiatenschloß und schien mit bewußter Absicht jeden Sonnenstrahl wegzufangen.

Suleika schien sich an dem Anblick nicht satt sehen zu können. Erst als der nieder sinkende Abend alles in Grau hüllte, lehrte sie zu ihren Kindern zurück.

Sie war wie verwandelt, heiter, glücklich, als wäre ein Unheil, das noch kurz zuvor drohte, von ihr abgewendet worden.

„Setzt euch zu mir, ich will euch erzählen!“

Die Kinder drängten sich dicht an die Mutter.

„Vor vielen hundert Jahren lebte ein mächtiger Sultan, er hieß Mohammed II. Der führte viele glückliche Kriege, eroberte zwölf Königreiche und zweihundert Städte. Sein Reich dehnte sich über Asien und Europa aus.“

Dieser mächtige Herrscher ließ zwei Schlösser bauen, die ihr dort in der Abenddämmerung noch erkennen könnt.

Das eine davon, Kilid-Bahr, diente ihm als Lustschloß. Dort brachte er die Tage seines Glückes zu. Deshalb ließ er es prächtig ausstatten. Spiegel und kostbare Gemälde bedeckten die Wände, seidene Teppiche zauberten blühende Matten an den Boden, und Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser plätscherten im Vorhof.

Wenn der Abend anbrach, dann wurden oben im Schlosse alle Lichter angezündet, und die hohen Fenster warfen ihren Schein weit ins Land hinaus. Die Fischer, die draußen auf dem Meere ihre Netze senkten, wußten dann: Unser Herr ist im Glück, unserm Volke ist Allah gnädig.

Aber Allah schickte auch Tage der Sorge und des Schmerzes über das Haupt Mohammeds. Zwei Kriege verlor er, und manches unterworfenen Volk empörte sich.

Dann zog Finsternis in das Herz Mohammeds ein, und die Pracht von Kilid-Bahr war ihm zuwider. Er suchte dann die Mauern von Kale-Sultanie auf.

Dieses Schloß glich innen einer Totenkammer. Schwarz und schmutzlos waren die Wände. Kein Teppich deckte den Boden. Dumpf und schauerlich hallten die Schritte auf dem Steinboden wider. Fledermäuse und Eulen spukten wie unheimliche Kobolde um die Turmzinnen. Selbst am Tage lag das Schloß schwarz wie ein Sarg da oben, und die Vögel hielten in ihrem Lauf inne, damit kein Sonnenstrahl durch die Fenster falle.

Auch hier wurden abends alle Lichter argezündet, aber nicht zu frohem Feste. Der Sultan ging dann einsam und mit finsternem Gesichte durch die leeren Räume bis der Morgen dämmerte. Oft konnte man seinen Schatten am Fenster vorbeihuschen sehen wie ein Gespenst.

Wenn die Fischer draußen auf dem Meere die Fenster dieses Schlosses erleuchtet sahen, verstummte ihr Gesang. Sie wußten dann: Allah hat unserm Herrn Leid geschickt, er zürnt unserm Volke.“ —

Suleika machte eine Pause und sah wieder hinauf zu den Höhen von Kilid-Bahr und Kale-Sultanie die jetzt mit der Nacht in eins verschmolzen schienen.



Seldgraue Matrosenabteilung auf einem Übungsmarsch an der flandrischen Küste. Phot. Hohlwein & Girde.

„So ist es noch heute,“ fuhr sie dann fort. „Wenn das heilige Feuer in den Herdern von Kilid-Bahr brennt, so ist Allah seinem Volke gnädig. Wenn aber Kale-Sultanie einmal Licht in den Fenstern zeigen sollte, so müßtet ihr zu Allah beten für unsern Herrscher, unser Volk und euren lieben Vater!“ —

Unterdessen glitt das U-Boot in das Ägäische Meer hinaus. Der Wachhabende stand mit dem Nachtfernrohr am Auslug und spähte scharf vor sich in die See. Plötzlich drang von ferne das Schlagen einer Schiffschraube schwach an das Ohr des Offiziers. Er erstattete sofort Meldung: ein feindliches Patrouillenboot! Der Kommandant gab schnell seine Befehle.

Der Dedel des Turmluts wurde zugeschwungen. Wenige Augenblicke später war das Boot von der Oberfläche verschwunden, nur der Periskopmast rechte sein blaugraues Stielauge noch um zwei Meter über die Flut empor.

Unten im Bauche des Tauchbootes sah der Kapitanleutnant über das Bild gebeugt, das ihm die monderhellste Oberfläche des



Matrosenwache in Blankenberghe.

Phot. Hohlwein & Girde.

Meeres in wechselnden, hüfchen den Wibern durch den rotierenden Winkelspiegel zeigte. Jetzt aber schien ihn etwas auf der kleinen Platte besonders zu interessieren. Er fixierte den Spiegel im Kranze des Periskopmastes und ließ das vorüberhuschende Kinobild erstarren.

Da lagen sie vor ihm, die feindlichen Panzerriesen, die zu suchen er ausgefahren war. Stumm, mit abgeblendeten Bullaugen, schoben sie ihre riesigen Silhouetten gegen den Nachthimmel. Alle Positionslaternen waren landwärts gelöscht. Im weiten Hintergrunde fliegen von Zeit zu Zeit leuchtende Raketen in den Himmel auf. Farbige und strahlend schossen die feurigen Schlangen zum Firmament auf.

Der Kommandant wußte, was dies zu bedeuten hatte: Lichtsignalbesessen! Man hatte ihn entbedt. Er war bereits gemeldet. Er glaubte fast, das Leben sehen zu können, das sich nun im Bauche der scheinbar schlafenden feindlichen Stahlriesen entfaltet.

„Mannschaft alarmiert! Maschinen unter Höchstkraft! Schieß-

luken öffnen! Geschütze schußbereit! Schotten dicht! Pumpen aufgeschlossen! Signale, gedämpfte Kommandos!"

Bermutlich stoben schon Zerstörer und Torpedoboote nach allen Seiten davon, wie Jagdhunde auf der Spur des Wildes. Jetzt hieß es schnell handeln. Auch war man auf anderthalb Kilometer heran.

Der Kapitänleutnant ließ sein Boot bis zum Austritt auftauchen. Er mußte ein sicheres Ziel haben. Der erste Schuß mußte ein Volltreffer sein, sonst war das gewagte Spiel verloren. Der Oberrohrmeister und Torpedo-Oberbootsmannsmaat standen hinter ihrem Geschütz. Ziel und Entfernung waren genau eingestellt. „Feuer!“

Die Detonation des Abschusses schlug dumpf bellend in die Nacht. Sofort antworteten Schüsse von allen Seiten. Die Engländer feuerten blind nach der Richtung, aus welcher der feurige Strahl aufgezuckt hatte. Aber all ihren Donner übertönte plötzlich ein Geräusch wie von

berstenden Felsen und zerreisendem Eisen. Die schwarze Silhouette am Horizonte des Nachthimmels schien sich schwer nach einer Seite zu neigen.

„Lute zuschwingen! Lants füllen!“

Der Maschinentelegraph trug die Befehle in den Maschinenraum. Feindliche Torpedoboote jagten heran, aber wo eben noch ein deutsches Tauchboot im Mondschein gegeistert hatte, kreisten bloß noch ein paar lichernde Wasserstrudel. —

Am Abend des nächsten Tages warfen die Wellen Schiffsteile und Rettungsgürtel an das Land, auf denen der Name des englischen Linienschiffes „Majestic“ stand. Klid-Bahr, das Orakelschloß, glühte wieder im Abendschein, als die Helben der Nacht ihren Stationshafen aufsuchten, und Kale-Sultanie hing schwarz in den Felsen.

Allah war seinem Volke gnädig.



Blick in eine Sammelstelle für Metallverwertung in Düsseldorf.

Phot. Josef Henne.

Die Liebe höret nimmer auf . . . Von Martha Jankowksi.

Muß i denn — muß i denn — zum Städtle naus — hell und frohgemut klang das Lied von den frischen Lippen der Jugendwehr, der die Ehre zuteil geworden war, die ins Feld ziehenden Soldaten bis zum Bahnhof zu begleiten.

Die Töne drangen auch in die stille kleine Straße, wo an einem Fenster ein blasses, junges Mädchen lehnte und traurig sinnend den ferneren Klängen lauschte. Wie oft — seit dem 4. August des großen, heiligen Jahres 1914, an dem Karl Bertram ausgezogen — hatte sie diese Klänge gehört, die den in Sieg und Tod ziehenden das letzte Geleit gaben. Und das bunte Bild stand wieder vor ihren

Augen — die mit Blumen reichgeschmückten Soldaten und die sie begleitende Menge. Junge Bräute und Frauen gingen mitten im Zuge, Seite an Seite mit dem Liebsten — um noch bis zuletzt ihre Zugehörigkeit zu ihm zu betonen — um ihn bis zur letzten Minute besessen zu haben — ehe sie ihn dem Vaterlande abtreten mußten — vielleicht für immer. Magda war's nicht vergönnt gewesen, Hand in Hand mit dem Liebsten zu gehen, nur von ferne konnte sie ihm folgen. Neben ihm — da schritt sein Vater, der stolze, reiche Handelsherr — da durfte sie, die kleine Musiklehrerin, keinen Teil haben an ihm — sie war ja nur seine heimliche Braut.

Alles war so plötzlich über die beiden gekommen. — Erst beim Abschied wurde es ihnen klar, daß nicht Jugendfreunde, gute ehemalige Spiellameraden auseinandergehen wollten, sondern zwei Menschenkinder, die sich heiß und innig liebten. Da hatte Karl mit seinem Vater gesprochen, aber dieser war hart und schroff geworden; er wollte keine Bettelbirn in sein reiches Haus, — und dann, gleich wieder weich werdend, hatte er Karl gebeten, doch nicht jetzt, wo es vielleicht für immer scheiden hieß, ein fremdes Mädchen zwischen Vater und Sohn zu stellen. Nun war Magda zwar keine Bettelbirn, aber recht arm war sie. Die kleine Pension der Mutter reichte gerade für die allerbekcheidensten Ansprüche — und so gab Magda, die zu Lebzeiten ihres Vaters eine gebiegene musikalische Ausbildung erhalten hatte — Klavierunterricht. Ein Zertwürfnis mit



Der Kronprinz im Gespräch mit einem Landwehrmann aus dem Rheinland.

Dieser hat ehemals der 2. Kompanie des 1. Garde-Regiments zu Fuß angehört, deren Hauptmann der Kronprinz war.

dem sonst so gütigen Vater mochte weder Karl noch Magda jetzt herbeiführen — und so mußten sich die beiden gedulden — und heimlich Abschied voneinander nehmen. Sie waren ja beide noch jung — und der Sieg, der Sieg ihres herrlichen Volkes — der brachte wohl auch ihnen den Sieg. Die Wangen des armen Mädchens aber wurden immer blasser. Sie wußte ja so wenig von dem Liebsten — seit zwei Monaten hatte sie keine Nachricht von ihm erhalten. Drüben im Nachbarhause — vielleicht gar den stolzen Vater fragen — das brachte sie nicht über sich — und so blieben ihr denn nur die Tageszeitungen.

Die langen Spalten mit den schwarzgeränderten Anzeigen, die den Jammer einer Welt in sich trugen, die durchflogen die armen, vertveinten Augen des Mädchens hastig und scheu — und ein tiefes Aufatmen folgte



Ein Fürstenfamilienbild aus vergangener Zeit — aufgenommen am Hessischen Hofe anlässlich der Verlobung des Zaren mit der Tochter des großherzoglichen Paares in Darmstadt.

1. Kaiser Wilhelm II.; 2. Zar von Rußland; 3. die Zarin; 4. Königin Viktoria von England †; 5. Prinzessin Heinrich von Preußen; 6. Prinz Alexander von Battenberg †; 7. Großherzog von Hessen †; 8. König Eduard VII. von England †; 9. Onkel des Zaren † 10. Kaiserin Auguste Viktoria; 11. Prinz Battenberg, Großadmiral von England; 12. Kaiserin Friedrich †.

dann jedesmal — sein Name war nicht dabei — Gott schüßte ihn! Und immer öfter — wie auch heute — stand Magda am Fenster und sah hinüber nach dem Nachbarhause — als müßte ihr dieses Kunde geben von dem Fernen. —

Die Töne waren verflungen, aufseufzend wollte Magda vom Fenster zurücktreten — da stieß sie. Die Tür des Nachbarhauses öffnete sich, und Karls Vater trat heraus — und kam mitten über die Straße — gerade auf ihr Häuschen zu.

Ein heißer Schred durchzitterte das Mädchen. — Was wollte der bei ihnen? Noch nie hatte der reiche Nachbar ihre Schwelle überschritten. Nun hörte sie ihn nebenan mit der Mutter sprechen — eine Kunde brachte er wohl, eine Kunde — —

Wildes Schluchzen peitschte ihren Körper, die Hände krampten sich ineinander — aber kein Gebet kam über die Lippen. Gott — dessen Vatergüte sie so fest vertraute — hatte das Unfaßbare doch

zitterte das Wort von Magdas Lippen — „nie mehr soll er die schöne Welt sehen, nie mehr die Sonne —“

Zärtlich streichelte der Vater über das blonde Haar, er hoffte ja so viel von diesem jungen Geschöpf, würde Magda seine Hoffnungen erfüllen — würde sie den dornenvollen Weg gehen, um seinem Jungen das Leben wieder licht zu machen?

Da hob sie das Köpfchen. „Vater,“ flüsterten die zudenden Lippen, „laß mich zu ihm, vielleicht hat das Leben doch noch etwas Sonne für ihn.“ Ein tiefes Dankgefühl erfaßte den alten Mann, unendlich beschämt fühlte er sich diesem schlichten jungen Mädchen gegenüber. Dankbar faßte er Magdas Hand und führte sie über die Straße. Die Freitreppe des alten Patrizierhauses stiegen sie empor — wild begann Magdas Herz zu schlagen — Karl, war er hier — war er schon daheim?

Und dann stand sie in dem leicht verbunkelten Zimmer, durch das zitternd und scheu die Sonnenstrahlen zudten, gleichsam als wüßten



Zum Schwerverwundeten austausch mit Rußland: Die Schwerverwundeten verlassen in Sahnij das Schiff und betreten zum ersten Male wieder deutschen Boden.

Phot. Etio. film, G. m. b. H.

zugelassen. — Man rief ihren Namen, zuerst bäumte sich alles auf in Magda — sie wollte ihn nicht sehen, den harten, stolzen Mann — und stand dann doch sofort vor ihm — er brachte ja Kunde von Karl!

Ernst und traurig schaute der alte Mann in die kindlich-weichen, süßen Züge des jungen Mädchens. Schwer wurde ihm das Neben, der Mutter gegenüber war es viel leichter gewesen. — Aber schon nach seinen ersten Worten jubelte es ihm von den zudenden Lippen entgegen: „Er lebt, Vater — er lebt! Und ich, ich darf zu ihm, darf ihn vielleicht pflegen!“ Und ehe es der alte Herr hindern konnte, hatte sie seine Hand ergriffen und küßte sie so dankbar und innig, als hätte er ihr soeben ein Märchenglück verheißen. Der alte Mann seufzte tief auf: „Magda — du hast mich wohl nicht recht verstanden, blind ist Karl — blind haben sie ihn geschossen — meinen schönen, stolzen Jungen. — Nun verlangt er, daß du ihm entsagen sollst, er will nicht deine frische Jugend an einen Blinden ketten.“ — „Blind“ — leise

fiel, daß für sie hier kein Platz sei, daß wenigstens der todblasse junge Soldat dort keinen Teil hatte an ihnen.

Wie mit tausend Schwertern schnitt es durch Magdas Seele — seine Augen, seine schönen, frohen blauen Augen — nie mehr würden die ihr entgegenleuchten in inniger, heißer Liebe. —

Teilnahmslos hob Karl Bertram den Kopf, dann lauschte er, das war ein anderer Tritt, der sein Krankenzimmer noch nicht betreten hatte, und der ihm doch so vertraut und heimlich klang — wie eine Erinnerung an ferne, köstliche Tage. —

Und dann hatte er sie erkannt — sein Lieb, seine Magda — aber leise abwehrend hob er die Arme: „Geh, geh, Liebling, das sollte ja der Vater gerade verhindern, ich wollte dich nicht mehr sehen — ach, sehen.“ — Er schwieg — aus Magdas Augen aber fielen lautlos geweihte Tropfen. Sie kniete an seiner Seite nieder, küßte seine schönen, schlanken Hände — und unaufhaltsam rieselten ihre Tränen darauf



Ein Feldarzt bei der Arbeit auf dem Kriegsschauplatz.

Phot. W. Braemer.

und nahmen fort Jammer und Graus — und all das Elend, das sich in seiner Seele aufgespeichert hatte und sie langsam vergiften wollte. Und ganz leise und heimlich fing es in seinem Innern an zu singen — von fernem, schönen Tagen, in denen es auch für ihn noch etwas Sonne geben würde, Sonne, die das Glück in seine armen, lichtlosen Augen gießen würde. — Die Tage schwanden, der starke, kräftige Körper redte sich wie in gesunden Tagen, nur beim Gehen merkte man sein Gebrechen an dem schwankenden Gang, der aber von Tag zu Tag sicherer wurde. Auf Magdas Arm gestützt, besuchte er alle Plätzchen, an denen sie als Kinder getollt und gejubelt hatten. Und allmählich begann Karl Bertram wieder Lebensmut zu schöpfen — er war ja auch nicht zur Untätigkeit verdammt — die Hände, die die Tasten so wunderbar zu meistern verstanden, waren ihm geblieben. Noch etwas anderes aber kam dazu und machte ihm das Leben begehrenswert — die vielen Bilder erbarungslosster Grausamkeit und aufopferndster Ka-

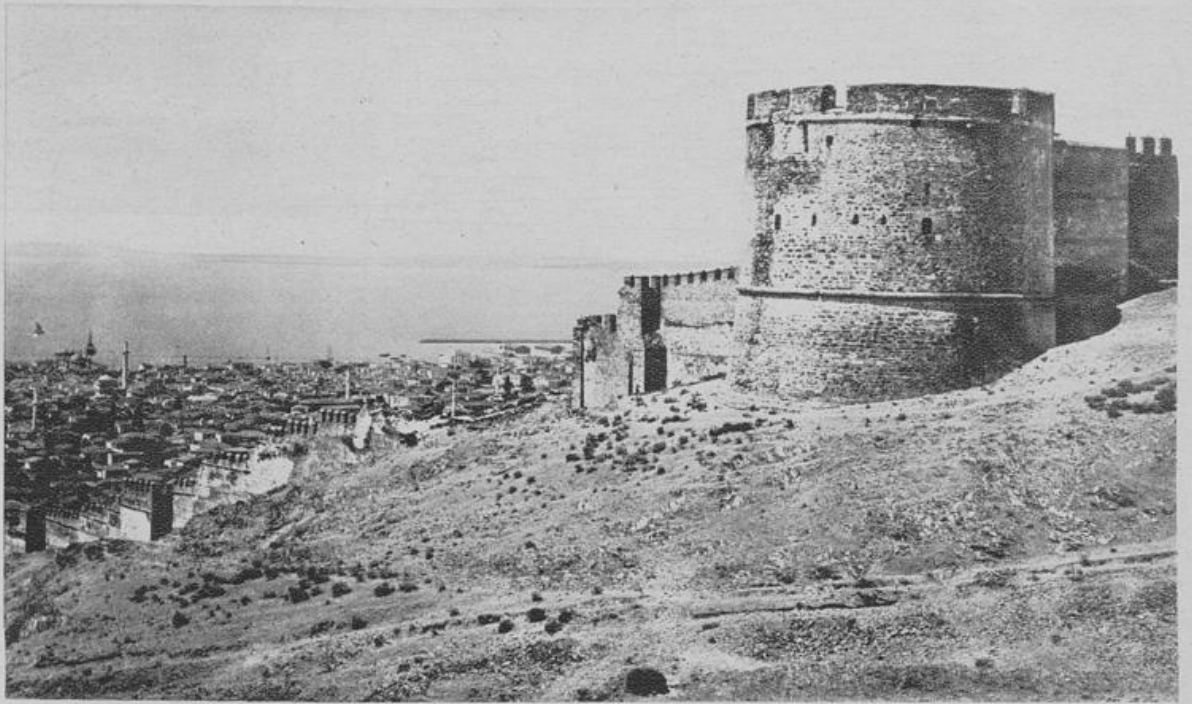


Rasieren, Frisieren und Haarschneiden im Felde.

Phot. Paul Lamm.

merabschaft, wie sie ihm der Krieg täglich gezeigt hatte, formten sich zu Worten, die Magda emsig aufzeichnete. Schon früher hatte Karl geschrieben — allerhand lustige Sachen, die viel Anklang gefunden hatten, dieses Werk aber, das er mit seinem Herzblut schrieb, würde ihn den Besten anreihen. — So kam der Tag, der Magda zu seinem Weibe machen sollte. Ernst und feierlich läuteten die Glocken Magdas Hochzeitstag ein, der Himmel blaute über den beiden, die Hand in Hand zum Altar schritten. Fest und aufrecht ging der Bräutigam, kaum merklich war die sorgsame Führung durch die blasse, holde Braut. Der alte Geistliche, der die beiden fast vom ersten Kinderschei an kannte, sprach lieb und gütig zu ihnen von der Liebe, die nimmer aufhört und alles überwindet.

In selbigem Vertrauen auf eine viel Glück verheißende Zukunft drückte Karl Magdas kleine Hand an seine Brust, als er die Verheißung hörte: Ich will dein Steden und Stab sein, ich, dein Gott — und durch mich das treue Weib an deiner Seite.



Blick von der Festung auf Stadt und Hafen Saloniki.



Der Kai und der Hafen von Saloniki.

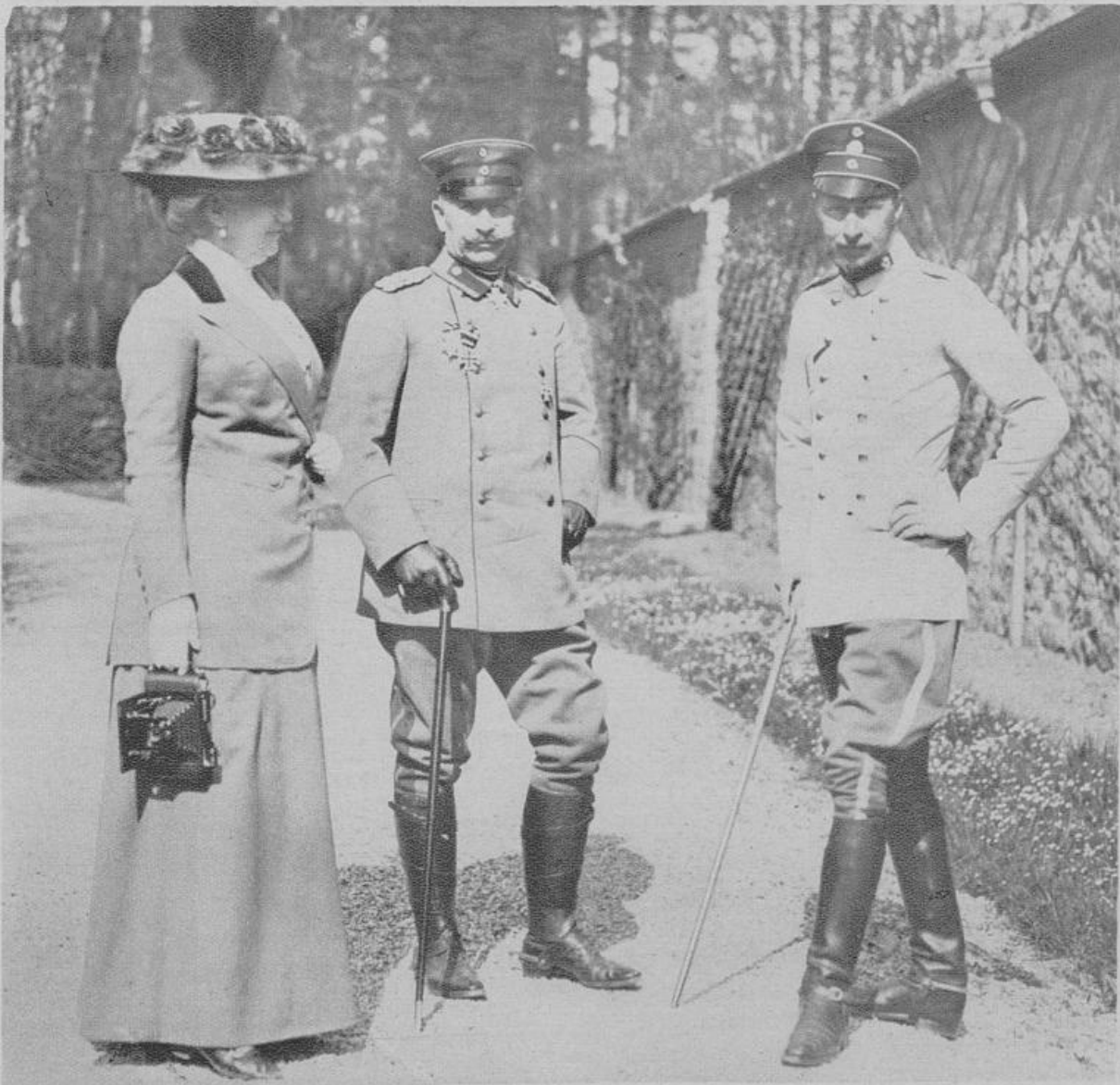
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 44.

Düsseldorf, 30. Oktober

1915



Das Kaiserpaar mit dem Kronprinzen im Westen.

Graph. G. Neart.

Die Reichere.

Nobellette von Richard Nief.

Frau Bettina kam heute ein wenig spät nach Hause. Der Andrang war während des ganzen Tages besonders groß gewesen, und sie, die man nicht mit Unrecht „die Seele“ der Suppentische nannte, mußte stets bleiben, bis alle Abrechnungen erledigt waren. So traf sie den Gatten bereits am Abendbrotstisch sitzen, als sie ins Esszimmer trat. Sie entschuldigte sich mit hastigen Worten, ein wenig hufschig, und rief nach der Zoie, die Pelzjackett und Hut hinausstrug und mit dem Serviertablett zurückkam.

Frau Bettina erzählte von den Erlebnissen des Tages und den Erfahrungen ihres Amtes, das sie so manchem Schicksal verschwieberte. Die Krusten vertrauten sich ihr so manches Mal an. Fragten, ob sie nicht schon für zwei Pfennige den Teller Suppe erheben dürften; der dritte Kupfer fehle ihnen. Und wurden dabei oft ganz rot vor Scham.

„Wegen eines einzigen Pfennigs, Eberhard! Denke dir!“

Und dann war heute auch die Fränze wieder gekommen. Die holte stets fünf Portionen auf einmal. „Man sollte einem einzigen eigentlich gar nicht soviel geben. Aber, aber: bei den Leuten essen sieben Personen an diesen fünf Tellern — sieben Personen für fünfzehn Pfennig. Und es sind Buben dabei, die im Wachstum stehen —“

Frau Bettinens Augen glühten; ihre Wangen waren rot vor Erregung. Sie hatte sich niemals so wohl gefühlt wie in dieser Zeit der Nächstenliebe. Nun hatte sie ja auch endlich einmal eine richtige Sorge.

„Du hast heute viel zu schaffen gehabt?“ fragte der Gatte, der gerade ein Stück Kalbsbraten gabelte.

Sie freute sich seiner Anteilnahme: „Ja, weißt du, man muß seine Augen überall haben. — Jetzt merk' ich erst recht, daß man als praktische Hausfrau auch etwas wert

sein kann — mit seinen Erfahrungen. — Auf die jungen Mädels, weißt du, die ‚Helferinnen‘, ist eigentlich wenig Verlaß. Sie meinen es ja alle herzlich gut, — wollen auch alles machen, aber — weißt du, die Leute haben nicht das rechte Zutrauen zu so jungem Volk. Wir wollen doch auch das Vertrauen der Leute gewinnen. Ich denke mir, das könnte die beste Brücke schlagen über die Gegenläufe von reich und arm.

So plauderte Frau Bettina und vergaß auch nicht das Abendbrot. Dann schob sie den Teller beiseite und verlangte nach der Zeitung, die Herr v. Heller noch immer in der Hand hielt. Der aber widerstrebt ihr und sagte mit bemerkenswerter Feierlichkeit zärtlich:

„Laß, mein Muzzi-Kindchen — nicht Zeitung lesen, jetzt — nicht — den heutigen Kriegsbericht kennst du doch schon?“ —

„Warum soll ich denn nicht, lieber Eberhard — die Familiennachrichten —?“

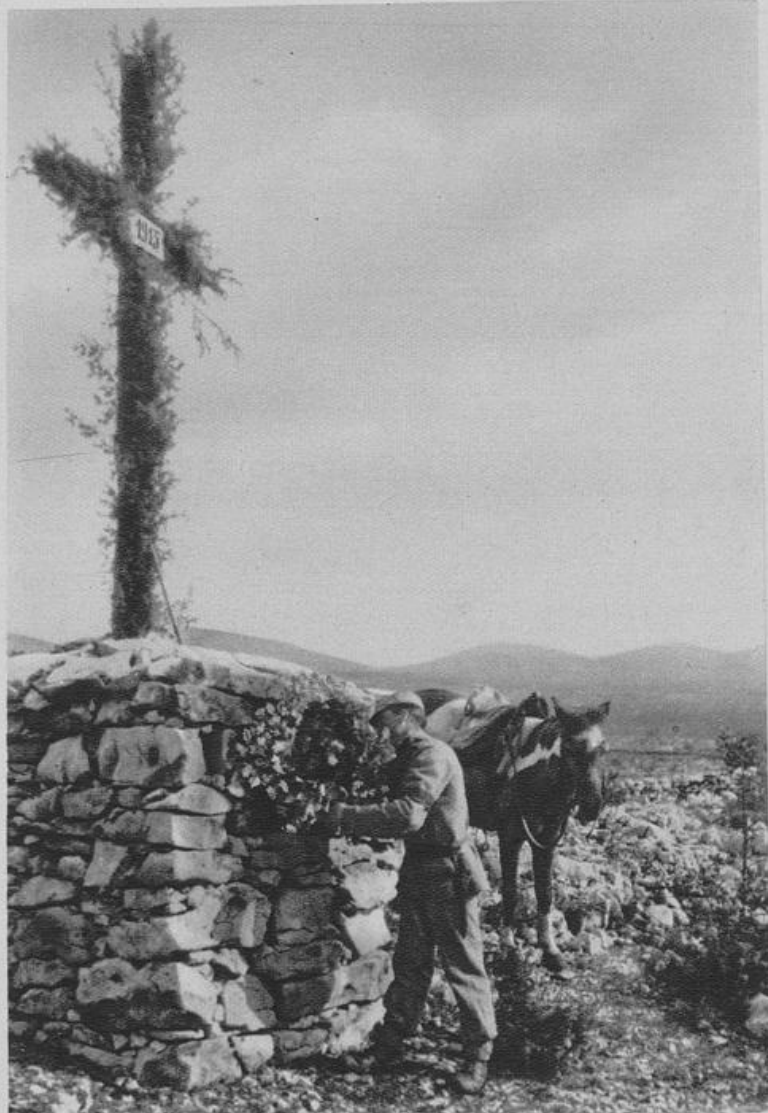
„Erschrick nicht — es — es steht etwas drin, was —“

„Was, Eberhard? — Um Gottes willen, — was?“

„Es steht heute drinnen —“ Und nach einer Pause: „Friedrich Farga ist vor Soissons gefallen, mein Liebes,“ und er stotterte wieder und nickte schwer mit dem Kopfe.

Nun durfte Frau Bettina selber lesen. Ja, es stand darin, mit schwarzem, breitem Band, kreuzgeschmückt. Der Sohn ihrer Schwester, das einzige Kind — den Tod fürs Vaterland erlitten, gefallen. —

Frau Bettina erhob sich eilig und tieferegt. Zerknüllte die Serviette, die sie hinter sich warf, und ging ins Wohnzimmer. Zog dort die kleinen Gardinen von dem Erkerfensterchen und preßte ihren Kopf gegen die Scheiben. Bald fühlte sie einen leichten Kuß im Nacken und Eberhards Atem: „Geht es dir so nahe, mein Liebes?“



Soldatengrab an der Isonzofront:

Ein des Wegs kommender österreichischer Reiter schmückt die letzte Ruhestätte seiner gefallenen Kameraden mit schlichtem Kranz. Kilofhot. G. m. b. H.

„Ich denke an sie, Eber — nicht an den Bub. — Kannte ich ihn denn? Wie oft werd' ich ihn in den fünfzehn Jahren gesehen haben? Aber sie! Glaubst du, daß sie nun auch den Schlag noch verwinden wird?“

„Es wird sie schwer treffen. Er war ihres Lebens ganzer Inhalt. Er war ihr Stolz.“

„Ihr Stolz?“ fuhr Bettina auf. „Er war ihr Hochmut, ihre Eitel . . .“

„— er war, mein gutes Kind!“

Sie empfand den gerechten Vorwurf und fühlte das Nahen der Tränen. „Nun ist alles vorbei. Eber — nun ist sie arm wie ich, Eber — nein, noch ärmer, noch viel ärmer. — Nun sind wir alle gleich, Eber.“

Dann schweig sie lange Zeit. Sie war in den Sessel gesunken, der in dem Erker vor einem Damenschreibtisch stand. Im Dunkel

fühlte sich verhöhnt durch dieses Glück der Schwester. Sie hatten alles gemeinsam gekostet, nun war sie benachteiligt? O sie lernte es, die Glücklich schließlich zu hassen. Die konnte sich in ihrer Freude. Sie aber wollte kein Mitleid. Was der anderen Leid war, war ihr Leid. Die junge Frau Bettina konnte nicht hören von den Sorgen der Mutterchaft. All das reizte ihren Kummer. Verhöhnt fühlte sie sich, wenn Ellen von ihren mütterlichen Freunden erzählte. Beschimpft. Und sie rächte sich durch Zank. So kam es zum Bruch mit der Schwester.

Fünfzehn Jahre war das her — fünfzehn Jahre vergeblicher Hoffnung. — „Vielleicht, ach vielleicht doch noch!“ Und schließlich der Ergebenheit in ihr Geschick. Und für Ellen: Fünfzehn Jahre des Mutterglüdes, des frohen, sicheren Besitzes. Und beide waren sie alt geworden, ohne einander näherzukommen, und wohnten doch in einer Stadt engen Mauern. Zwillingsschwester! —



Beerdigung deutscher Soldaten in Noyon in Frankreich:
Der Leichenzug passiert auf dem Wege zum Friedhof die Straßen des Städtchens.

Phot. Gebr. Saeffel.

saß sie so lange. Erinnerungen füllten ihr Denken aus. Die Doppelhochzeit vor zwanzig Jahren — die beiden Zwillingsschwester, die „Unzertrennlichen“, und nun an einem Tage: Ellen den Assessor und Bettina den Baumeister. — Die Großmutter hatte gewarnt: Nur keine Doppelhochzeit — das bringt keinen Segen. — Man hatte gelacht: die abergläubische gute Großmutter, und sie war doch die Klügste gewesen. Daran hatte Bettina oft denken müssen. Keinen Segen —. Die ersten Jahre freilich. — Immer hatte man beieinander gehockt, im ersten Jahre immer: Bettina und Eber und Ellen und Jürgen. Aber dann — dann kamen die Jahre des Glücks für Ellen, und für sie die langen, langen Jahre des Hoffens und Hartens und Begehrens und des Reides — v des Reides — und schließlich der Verzweiflung. Für sie, für Bettina! Ellen hatte ihren Jungen. Und sie? Kinderlos! Ellen durfte sich in ihrer Freude sonnen. Und sie zeigte ihr Glück. Keinen anderen Gedanken als der Bub. Immer und immer nur der Bub. — Das war das Thema ihres Herzens und ihrer Worte. Bettina

Frau Bettina weinte still vor sich hin. Ganz leise war so etwas wie ein stiller Triumph in ihr geklirrt. Aber das zerfiel. Sie liebte Ellen noch. Und sie hatte sich selber ja ergeben; Mutter der Armen war sie geworden. Wenn sie in den späteren Jahren noch an sich selber verzweifelt hatte: Was ist eine Frau, die nicht Mutter wurde? Ein Baum ohne Frucht, ein verdorrrender Baum! Da hatte ihr Hausarzt und Freund, Doktor Wegener, ihr gesagt: daß jede Frau tausendfältige Mutterchaft in sich habe, auch wenn niemals eines Kindes Schrei ihr entgegenquoll. Daß diese vielen Kinder, die Menschheit, die arme, notleidende, ihrer Mutterliebe entgegenharrte. — So hatte sich Frau Bettina dann ihren sozialen Aufgaben zugewandt, die sie schließlich ausfüllten. Aber eine Annäherung zu der Schwester war doch nicht gefunden worden. Wie eben zwei Menschen, die einander einmal innig nahe standen, schwer aus jähler Trennung den Weg zurückfinden. Noch einmal nahm Frau Bettina das Zeitungsblatt und las, daß Friedrich Farga für das Vaterland gefallen sei. Und



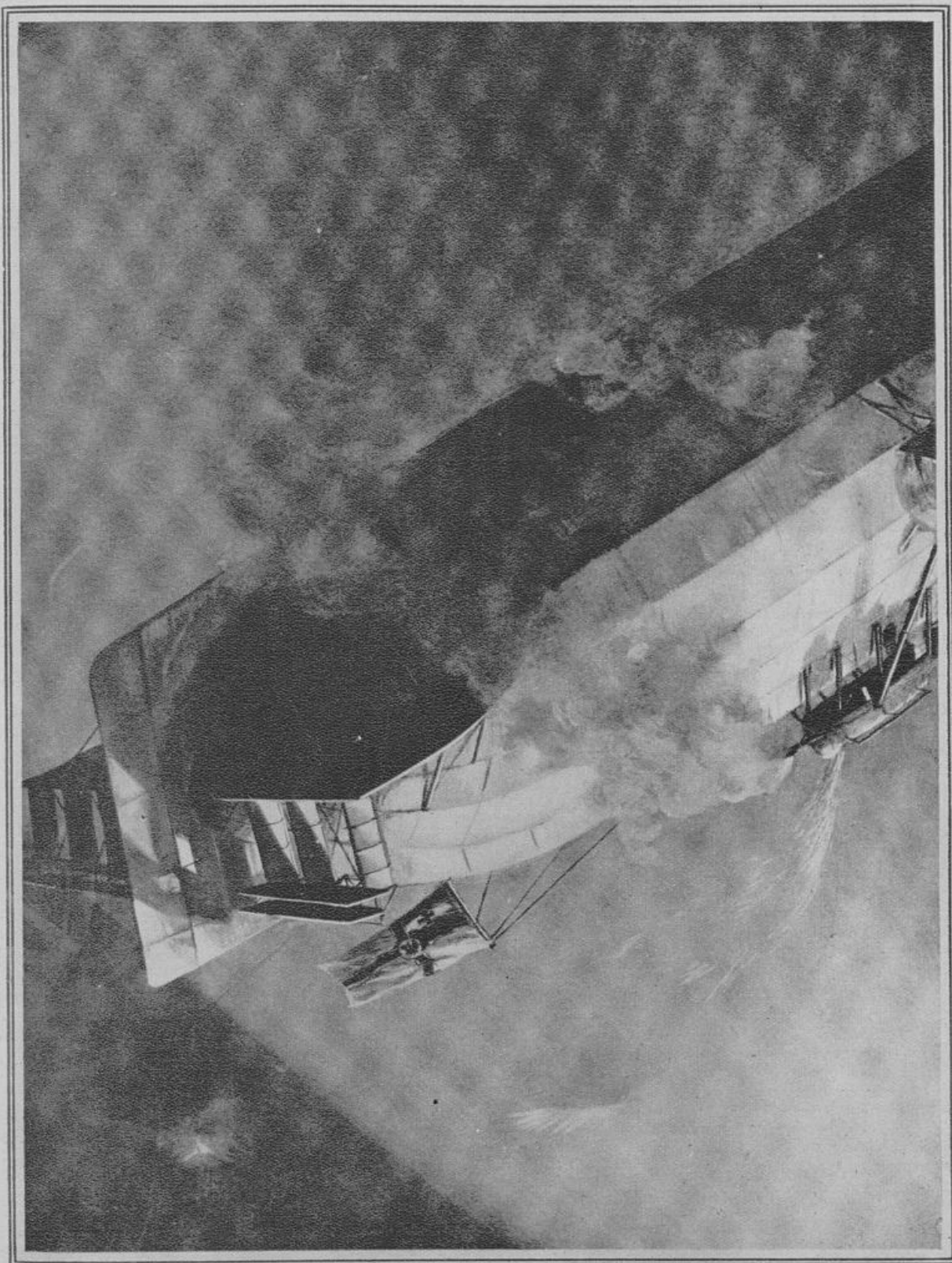
Vom Kriege gegen Serbien: Deutsche Truppen beim Übersetzen über die Donau.

Phot. Berl. Ill.-Bef.



Von der serbischen Grenze: Sonntagsmarkt in einem südungarischen Städtchen.

Phot. Berl. Ill.-Bef.



Die Abgabe von Wasserballast an Bord eines Zeppelinluftschiffes.

Nach der Darstellung in einer ausländischen Zeitschrift.

Außer durch Benutzung des Höhensteuers kann das Zeppelinluftschiff seine Steigkraft durch Abgabe von Ballast vergrößern, wenn es im Luftkampfe schnell höher kommen will. Dazu gehört auch die Entleerung von Wasserbehältern, die an der hinteren Gondel angebracht sind. Als langer Schweiß von Wasserstäubchen verläßt das Wasser das Luftschiff und fällt schließlich zur Erde.



Die heiß umstrittene Zeche oder Fosse Nr. 8 bei Loos in Frankreich.

Phot. Toni Schön.

Sie war für kurze Zeit infolge Übermacht in die Hand des Feindes gekommen, ist nun aber wieder ganz in unserm Besitz.

as auch den Namen der Schwester, der Witwe des Geheimrats Jürgen Farga. An die war jetzt die Reihe des schmerzlichen Entbehrens gekommen. Zuerst der Mann, nun auch der Sohn. —

„Die arme Ellen,“ sagte Frau Bettina. Und als ihr Gatte ein wenig zögernd fragte: „Möchtest du — nicht — hingehen zu ihr?“ da hob sie den Kopf mit den rotgeweinten Augen und nickte ihr Ja!

— Und dann lag Frau Ellen Farga auf der Ottomane, den Kopf mit den schon leis ergrauten Haaren in seidnen Kissen vergraben. Sie sprach kein Wort. Weinte auch nicht. Bisweilen nur hob sie ein wenig den Kopf und sah nach dem Bilde, das auf dem Tischchen ihr zu Häupten stand. Nur minutenlang ließ sie sich durch ihre Schwester von ihres Leidens schwerer Not ablenken. Bettina hatte nicht viele Worte gemacht. Eine Umarmung unter Tränen, und der Kummer hatte fünfzehn Jahre der Trennung hinweggepölkelt, als seien sie von nichts mehr erfüllt gewesen als von eines Tädeltags nichtigem Inhalt.

Bettina streichelte die Niedergesunkene. Da kamen wieder die Tränen Ellens, von der Zärtlichkeit des Mitleids angelodt. „Nun zürst du mir nicht mehr, Bettina? — Nun bin ich ja ärmer als du. — Ich habe dich ja immer begreifen können —, und nun begreife ich dich besser als je. — Jetzt bin ich viel, viel ärmer als du.“

Sie erhob sie ein wenig und wischte sich die Augen. Frau Bettina erwiderte leise: „Vergiß mir, du Liebe, Gute. Wenn man jung ist, und es bleibt einem das Liebste unerfüllt, dann wird man leicht grausam und ungerecht —“

„Die alten Dinge sind ja nun begraben. Sind — ja — nun — be — gra — hen —,“ wiederholte sie noch einmal und brach unter Schluchzen zusammen, als ihr die schmerzliche Bedeutung dieser Worte vor Augen trat. „Weißt du, was das heißt? Bettina: mut — ter — see — len — allein! Das ist ein Leid, das nur die Mutter allein fühlen kann. — Aber kein frohes Leid, Bettina —,“ und lauter losbrechend, „sei froh, daß du keinen Sohn hast. Da kannst du auch keinen verlieren. Weißt du, daß ich dich beneide —, so sehr beneide —,“ und wieder stiller, „du hast ihn ja nicht gelannt, das gute Kind —, das liebe, gute Jungenkind!“

Unjüngliches Mitleid empfand Frau Bettina, als sie die Schwester so danieder sah. Und zugleich lauerte aus den schlechten Winkeln ihrer Menschlichkeit das unbewußte Gefühl der Genugtuung: Ich habe doch des Schicksals besseres Los gezogen. Und nicht von ferne kam ihr

der Gedanke, daß auch des Schmerzes Dual, die dem Geliebten gilt, selbige Menschlichkeit ist wie jedes Opfer der Liebe. „Du wirst an mir stets eine Stütze haben, Ellen,“ sagte sie, und „ich habe ja solch tiefes, tiefes Mitleid mit dir.“

Frau Ellen aber fühlte bei diesen Worten noch schwerer die Last ihres Kummers. Mitleid? Von der Frau, die sich einst von ihr wandte, weil der Anblick ihres Glückes ihr unerträglich war? O ihr Glück! Die langen Jahre! Die Freude an Friedels Entwicklung. Die Schulzeit, die der begabte Bub so leicht überwandt —, und im letzten dann der Stolz auf den großen Jungen. Wie sie einen erwachsenen Sohn hatte, der das Korpsband der Rheinanten trug. —

Auf dem Nachtlischchen stand ein Bilderalbum, das Frau Ellen immer und immer wieder betrachtet hatte —, in all der letzten Zeit der Trennung. Hier lag die Jugend Friedels mit ihrer ganzen Entwicklung. Sie lebt all die Jahre wieder, wenn sie die Bilder betrachtet. Und dann —, die letzte Photographie —, und in der selbigen grauen Uniform des Kriegsfreiwilligen. Sie hörte ihn, wie er beim Abschied sagte: „Wenn ich fallen sollte, Muttichen, mein gutes, junges Muttichen, dann sei nicht traurig um meinethwillen. Ist es nicht fein, daß all unsere Ideale plötzlich Wirklichkeit werden können? Ehre, Freiheit, Vaterland!“ heißt der Fahnenpruch unserer geliebten Rheinania!“

Und während Frau Ellen unter Schluchzen an all dies von neuem dachte, kam es ihr in den Sinn, daß sie schier einen Verrat an ihrem geliebten Jungen begehen würde, wollte sie das Leid um ihn zu vergessen suchen. War nicht gerade ihr Leid auch ihr Glück, ihr Stolz? Und —, war sie denn wirklich so arm und mitleidswert mit der Erinnerung an die letzten Jahrzehnte ihres Lebens?

Es drängte sie, wieder Zwiesprache zu halten mit ihren Erinnerungen. Allein sein wollte sie mit ihnen, allein sein mit ihrem Sohne.

Frau Ellen hob müde den Kopf. „Bettina,“ sagte sie, „hab' vielen Dank für deinen guten Willen — vielen Dank —, aber laß mich — sei mir nicht böß drum, laß mich — ein wenig — dort drüben — in dem braunen Kästchen dort — sind die Briefe meines Friedel. Du hast ihn ja laum gelannt, Bettina — Aber ich — ich will meinen Stolz ein wenig aufrichten daran (und fast lächelnd): ich hab es ja so nötig. — Dann werd' ich alles besser ertragen können, Bettina — besser, ja so viel besser.“ —

Da fühlte Frau Bettina, wie reich die Schwester noch immer war.

Die Alte mit den Schuhbändern.

Von Kurt Leuschner.

Das kleine Erlebnis eines Kriegs-Juni-Vormittags, das ich euch erzählen will, begab sich in Breslau. Aber das tut eigentlich nichts zur Sache. In seiner Bedeutung vorbildlich, hätte es sich gerade so in München abspielen können oder in Berlin oder in Straßburg oder in Leipzig.

Am Blücherplatz zu Breslau steht das alte, ernste Gebäude, in dem die Empfängerinnen der Kriegsenten allmonatlich ihre Unterstützungsgelder abholen dürfen. An den Tagen der Auszahlung bleibt die schwere, eichene Tür des Hauses nur selten untätig in den Angeln. Als ich an einem hellen Vorfrömmertage einen Freund erwartend auf dem Bürgersteige spazierenging, wand sich gerade durch den nur wenig geöffneten Türschlitz ein altes Rätterchen, hügelig, vom Alter gekrümmt. Mit Augen, die die Straße fürchteten und Demut und Bescheidenheit zwinkerten, suchte sie ihren Weg und schlich gebückt die Häuserreihe entlang; grau wie eine Maus mit ihrem kleinen, spitzen Kapuzentopfe. Als sie die Straßenecke erreicht hatte, fühlte sie sich am Ziel. Sie blieb stehen und suchte aus der Korbtafche am dünnen Arme ein Bündel schwarzer Schuhbänder.

Den Korb stellte sie dann unter einen Torbogen und legte mit zitternder Behutsamkeit die kümmerliche Ware über den linken Ellenbogen. Die Hand hielt anpreisend ein paar der schwarzen Fäden. Es war mir sonderbar zumute, als ich die Alte sah. Wie sie da stand, und der Faden um ihr rechtes Handgelenk baumelte, erschien sie mir als eine der Fabelfrauen aus urgrauer Vorzeit, die den Lebensfaden der Menschen betreuen. In ihren starren Zügen, die das Leben und seine ewige Entwicklung überwunden hatten, lag die Runenschrift der Ewigkeit. — Wach auf, Träumer! Es war ja nur ein altes Erbenweiblein,

verkümmert durch des Lebens tägliche Not, zusammengeschrumpft unter dem dörrenden Hunger endloser Tage. Und sie sagte leiser und lauter: „Schnierfänkel, meine Dame — scheene, haltbare Schnierfänkel, junger Herr — gutte Ware —“ sagte sie zu den Vorübergehenden. „Gutte haltbare Schnierfänkel — zwee Paar zähn Fennje — Gnädiger Herr — junge Frau —“

Der Himmel hing schwül und hielt in schwarzen Falten ein Bett verborgen. So eilten die Vorübergehenden in schnellerer Hast und hörten nicht auf die Alte. Denn die Sorge vor Regen und Donner reizte die Menschen, und manch einer warf der Alten einen Brocken Unwillen oder eine Handvoll Hohn über die eilige Achsel.

Knacks! fühlte plötzlich einer, der gerade um die Ecke bog, an seinen Füßen. Unangenehm schlenkerte der Fuß in dem gelockerten Schuhwerk. Ein Schnürband war ihm gerissen.

„— scheene — Schnierfänkel —“

hörte er. Und winkte der Frau.

„Zwee Paar zähn Fennje —“

„Unglaublich teuer,“ sagte der andere, am Boden gebückt. „Am Ringe in den Verkaufsbuden kosten vier Paar fünfzehn! Ihr wollt Euch gewiß einen besonderen Profit machen, weil Ihr seht, daß mir das Band gerissen ist. Unglaublich in solch schwerer Zeit. — Da werdet Ihr keine

Geschäfte machen. Gebt mir drei für zehn —“

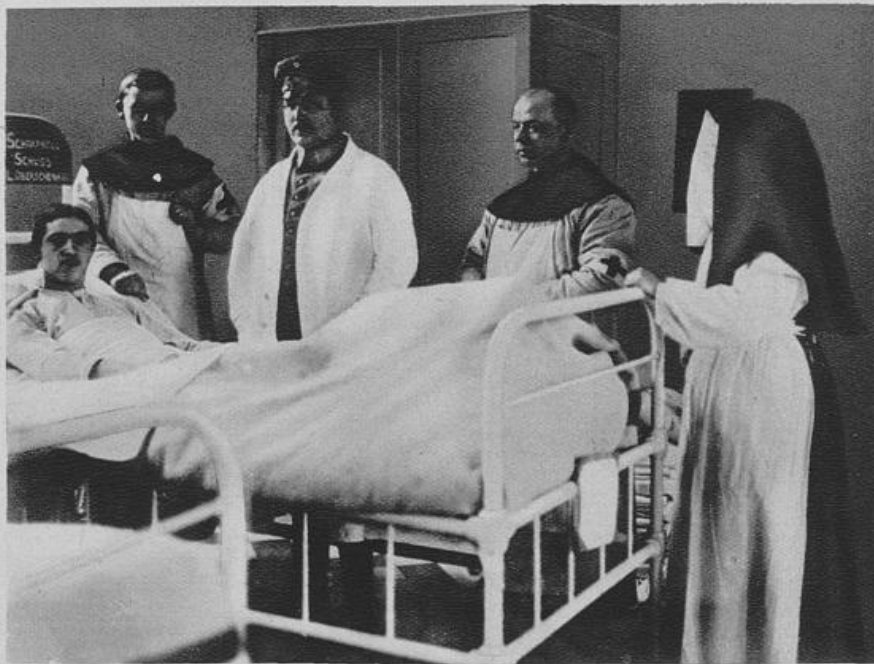
„Ich kann nich — nee, beileibe nich — der Verdienst ist ohnehin fähr pimmgig. Keene zwee Fennje am Dupend.“

Der junge Herr prüfte die Ware, brummte etwas und warf der Alten schließlich ein Nidelstüd zu — in die Hand, die er verfehlte. Die Münze rollte davon und ruhte erst im Kinnstein, aus dessen schwarzem Schmutze die Alte sie hervorholte.

„Nee od — nee od —“ sagte sie. Und dann wieder „Gutte Schnierfänkel —“ Denn



Hauptmann Raßork, Beigeordneter der Stadt Köln und Schöpfer und Leiter der Deutschen Werkbundausstellung 1914, wurde als Referent für den Wiederaufbau Belgiens in die deutsche Zivilverwaltung beim Generalgouvernement in Brüssel berufen.



Beim Heilen von Wunden, die der Krieg geschlagen.

sie hatte mich nun gesehen. Ich kaufte ein Paar und stellte an sie dann die Frage, die man wohl an jede Frau in diesen Zeiten richtet: Ob sie auch einen Mann und Söhne vor dem Feinde habe — da sie doch Unterstüßungen beziehe. —

Da zwinkerte die Greisin noch stärker mit den schmalen Augen und sagte, der Willi sei schon gefallen — gleich in den ersten Wochen — bei Longwy — und der Otto, den halten die Russen gefangen — ab-geschritten sei seine Abteilung worden. — Und da die beiden Buben sie ernährt hätten — sie könne ja eigentlich nicht mehr recht ar-beiten, da bekäme sie nun ein paar Mark Unterstüt-zung in jedem Monate.

Und das Ge-schäft mit den Schnürsenkeln, das werfe auch seine Groschen ab. Viel sei es ja nicht, und Fleisch könne sie sich frei-lich nicht von dem Gelde kaufen, wenn der Arzt ihr auch tausend-mal gesagt habe, sie dürfe nur we-nig Brot und Kar-toffeln essen — sie sei nämlich zuckerkrank — ja, Gott, was liege denn auch an einer alten Frau, wo so viel junge Burschen drauf-gingen — ein jedes müsse sie halt bringen in dieser Zeit — die Dpfer. Ja, die Dpfer. —

Die Alte hielt inne mit ihrer Erzählung, die sie in stolpernder Sprache vorge-tragen hatte.

Ihre Stimme klang rau und dunkel. Und ganz merkwürdig wahr kam das Wört-chen „Dpfer“ aus diesem Munde.

Schier Scham drang mir aus dem Herzen, als ich es hörte. „Wer bringt in diesem Kriege die schwersten Dpfer? Gewiß, jeder von uns hat geliebte Leben, deren eherner Mut den Eisenring bildet, den Schimmer unseres Glückes! Wen aber — von uns, die wir zurück-blieben — trifft des Krieges stündliche Not am tiefsten?“

Ich suchte aus meinem Geldbeutel etliche Münzen und gab sie der Frau. Aber die widerstrebte zuerst meinem Beginnen, und als sie die Geldstücke schließlich nahm, da drängte sie mit den ganzen Vorrat ihrer Schuhschnürchen auf. Ich behielt noch eines davon und

wollte nun gehen. Da aber spannte sich plötzlich der Alten Gesicht, ihr Auge fladerte auf — denn, schon nahe, kamen die festen Tritte einer Soldatengruppe. Trommelwirbel knatterten auf und lustige Bläser huben zu einem Liede an. Junge Rekruten zogen vorüber. Viele im feldgrauen Rod, und mancher trug schon des Eisernen Kreuzes Ehrenzeichen.

„Nee od — nee od —“ sagte die Alte traurig. „’s Herze kennt ee’m brechen — jeder hat een Muttel oder eene Frau —“

Sie trat näher an den Straßen-rand, daß die Vorbeiziehenden sie fast streifen mußten. —

„Gu’n Lad ooch, Muttel!“ rief einer aus der Reihe.

„Haste heut ooch velle Schuh-schnierla verleeft, Muttel?“ wieder ein anderer.

„Ju — ju —“, nickte sie. „Laßt’s euch nur gutt gehn und kommt mer alle hibsch gesund heeme, wenn Ihr und Ihr mißt losriden!“ rief sie und drängte die Worte in Haft.

Und als sie sah, daß einer der Vorübergehenden ein Reilchensträu-chen vom Knops-loch löste und dem Unteroffizier gab, da kam ihr plötzlich ein freu-diger Gedanke. Nach ihren Schuh-bändern griff sie, und zog schneller, als sie es je ge-konnt, die Fäden von dem Bündel. Jeder, der sie er-reichte, mußte ein Schnürsenkel neh-men, jeder Soldat. Und keiner über-legte sich, daß die Gabe ja unnützlich für ihn sei. Jeder nahm sie und dankte herzlich,

und sie machten Witze und scherzten, sie würden die Russen aufhängen an den Bändern. Als der Vorrat erschöpft war, hatte auch der Zug gerade sein Ende erreicht.

Ganz rot war der Alten Gesicht, als sie zu ihrem Korb zurück-ging. „Man muß doch ooch was tun für die Kerle, für die armen — die armen Kerle. Alle müssen wer opfern jetzt — alle Dpfer bringen.“

Von fern her wehten Gruß und Dank, die letzten Klänge der Marschmusik.



Verwundetenpflege in Düsseldorf: Die Insassen des Erholungsheims des Wassersportvereins Düsseldorf auf dem Bootshause des Vereins.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 45.

Düsseldorf, 6. November

1915.



Generalfeldmarschall von Mackensen, der siegreiche Heerführer gegen Serbien.
Zeichnung von G. Bachmann.

Cecilie.

Von Grete Maffé.

Cecilie ließ sich in der Kleiderablage von dem ermüdet dastehenden, schläfrigen Mädchen den Abendmantel geben und verließ das Konzerthaus.

Draußen wehte ihr mild und rein die Winterluft entgegen. Der Nachthimmel war von einem schwärzlichen Grau, durchpunctet vom Silber der klar hervortretenden Sterne.

Als sie um die Ecke der Dorotheenstraße bog, rief sie zusammen mit einem daherschreitenden Paar. Es war eine alte Dame, die führend die Hand eines jungen Soldaten hielt. Der Jüngling hatte das Antlitz zum Himmel emporgewandt, als suche er dort im Gestirmer die Gestalten einzelner Sternbilder zu erkennen. Um seinen Mund war ein sehnsüchtiger Zug unruhvollen und angespannten Forschens.

„Umsonst! Umsonst!“ dachte Cecilie erschüttert. „Du Armer, du unterscheidest nicht mehr Mars noch Aldebaran. Ist es nicht der schrecklichen Schicksale schrecklichstes, blind zu sein?“

Etwas in diesem Gesicht mit dem trostigen, leidenschaftlichen und sehnsüchtigen Munde erinnerte sie an Dieter.

„Gott! Gott!“ dachte sie. „Wenn ich ihm nachgegeben hätte, ihn hätte ziehen lassen in den Krieg, vielleicht ginge ich dann auch an diesem Abend mit ihm durch die nächtlichen Straßen, ihn führend, daß er nicht falle, indes er mit blinden Augen empor zum Himmel starrte, aus dem kein Stern mehr hervortritt in seine Finsternis. Wie

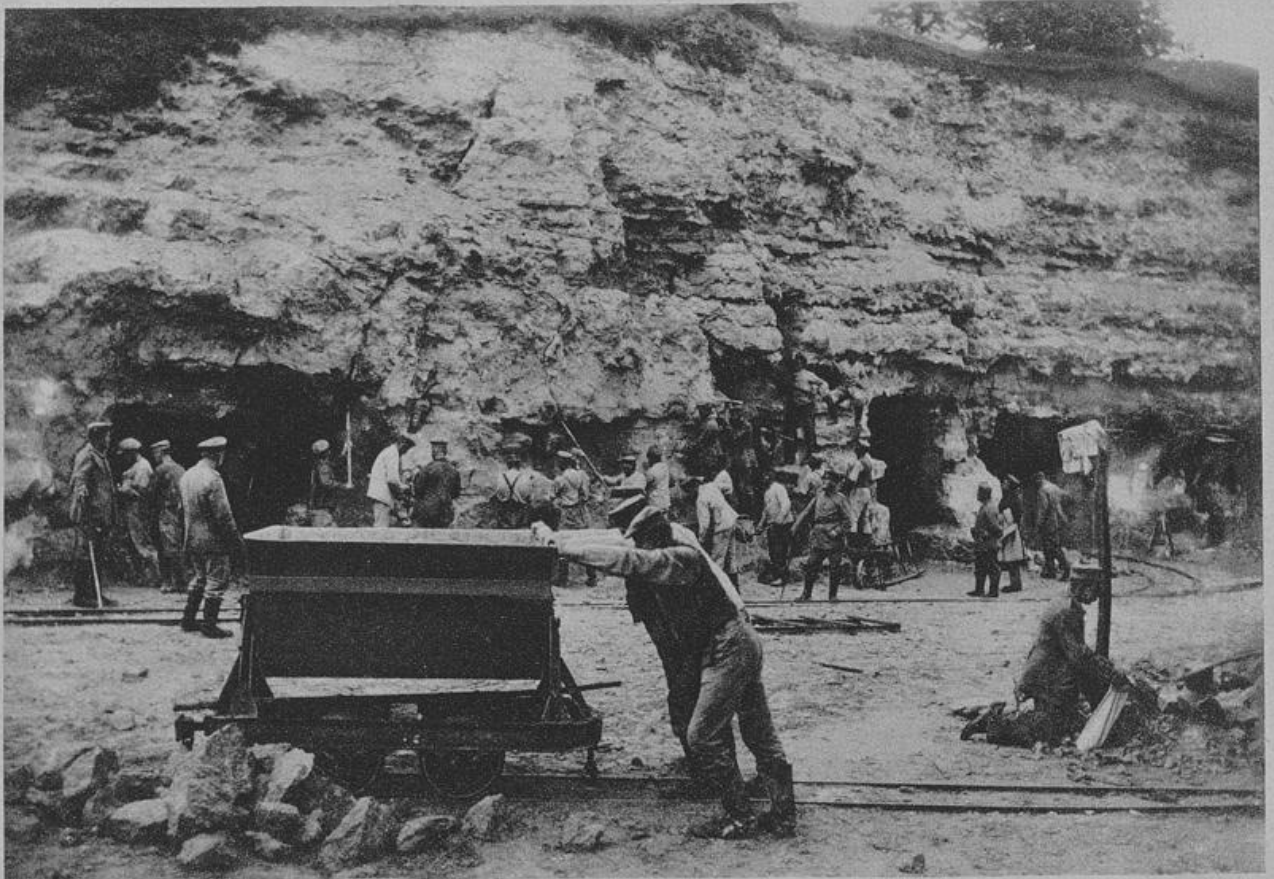
gut, daß ich stark geblieben bin, mich nicht habe überzeugen und erschüttern lassen. Was weiß er mit seinen achtzehn Jahren vom Krieg, vom Tod. Ich mußte vernünftig sein für ihn. Einmal wird er mir's danken —“

Bevor sie ins Haus schritt, blickte sie zu den Fenstern ihrer Wohnung empor. Im Wohnzimmer schimmerte Licht. Dieter schon daheim? Sie eilte rasch die Treppen empor. Ihr Herz hatte den schnellen, glückhaften Schlag, den es immer hatte, wenn sie ging, den Zungen zu begrüßen, dem sie die mütterliche Schwester gewesen, den sie, alle Ansprüche an eigenes Leben und eigenes Glück beiseite schiebend, aufgezogen vom zarten, kränklichen Knäblein zum starken, in der Fülle der Gesundheit und Lebenslust prangenden Jüngling.

Im Flur aber sah sie zwei Mäßen am Kleiderhaken hängen, und aus dem Zimmer kam der Klang erregter, in Rede und Gegenrede verfallender Stimmen.

Niemand hatte sie die Tür aufschließen, hatte sie in ihr eigenes Zimmer gehen hören. „Schade, daß er nicht allein ist,“ dachte sie enttäuscht.

Ihr sonst so stilles, in sich gekehrtes Wesen, von der Musik angeregt und zum Erblühen gebracht, drängte nach einer Aussprache, nach einer Abendstunde beim Lampenschein — nur sie und er. Wußte sie denn überhaupt etwas davon, daß es draußen Menschen gab und eine andere, ihr fremde Welt?



Arbeitskolonnen beim Ausbau einer Höhle zur Unterbringung von Sprengstoffen hinter der Westfront.

Fot. Oscar Tellmann.

Sie kannte nur das Reich, das diese Wände, geschmückt mit den Bildnissen und Waffen und Erinnerungen eines alten, kriegerischen Geschlechtes, dessen letztes fröhliches, junges Weib, ihr knabenhafter Bruder, Dieter von Kravens, war, umschlossen.

Und in diesem Reich nur sie und er, die letzten des alten Stammes, verwischterter, enger zusammengeschlossen als sonst Geschwister, eines wurzelnd im andern, verbunden durch unsichtbare, doch unzerreißbare Fäden. —

In ihrem Zimmer stand ein Kinderbildnis Dieters.

Es zeigte ihn in dem Jahr, in dem die Mutter starb.

Sie nahm es in die Hand und sah darauf nieder mit sinnendem, träumerischem Blick.

So, so hatte er ausgesehen — ein dünnknochiges, zerbrechliches Weislein, als sie ihn in dem Kinderzimmer vom Boden empor in ihre Arme gerissen hatte, indes die Träger den schwarzen Sarg hinuntertrugen.

Niemand dachte an sie beide.

Alles folgte dem Sarg, hatte nur Blick für das Schauspiel, das sich da unten entfaltete.

Und der Kleine, als hätte er eine Ahnung davon, daß ihm nun keiner auf der Welt geblieben war, der sich noch um ihn sorgte, für ihn lebte, für ihn betete als die Schwester, schlang die Arme um ihren Hals und wühlte den Kopf fest, fest an ihre Schulter.

In dem leergewordenen Haus, durch das der unerbittliche Tod mit schwarzen Schwingen und kaltem Wind gerauscht, standen sie beide, Herz an Herz gepreßt — allein, aufeinander angewiesen, schwach und

doch stark durch die Kraft, die dem einen vom andern kam.

Und allein, aufeinander angewiesen, schwach und doch stark durch die Kraft, die dem einen vom andern kam, hatten sie ihr Leben gelebt. Cecilie neigte ihre Wange an das kleine Bild.

„Mein Junge! Mein lieber, lieber Junge!“ flüsterte sie zärtlich.

Dann stellte sie es behutsam an seinen Platz, richtete vor dem Spiegel etwas die verwehte braune Frisur und ging, den Gast zu begrüßen.

In dem Nebenzimmer aber, das sie durchschreiten mußte, um in das Zimmer, in dem der Besuch weilte, einzutreten, horchte sie plötzlich erschrocken —

Die Stimmen der beiden hatten einen so seltsam leidenschaftlichen hochgestimmten Klang.

„Das weiß sie nicht! Das kann sie nicht ermessen! Die einzige, die mich liebt und kennt, die sonst denkt wie ich, empfindet wie ich — hier kann sie nicht mitfühlen, nicht mitempfinden —!“ schrie Dieter ganz aufgeregt.

Sie blieb bestürzt stehen. Was konnte sie nicht ermessen? Was konnte sie nicht mitfühlen, nicht mitempfinden? In dem schmerzhaften Staunen, das in ihr war, verstand sie gar nicht die Antwort, die die andere Stimme den erregten Worten ihres Bruders gab.

Aber Dieter schrie weiter, sprang an die Wand und klopfte mit zeigendem Finger an das eine der Bildnisse, an das andere, ans vierte, ans fünfte, ans sechste —

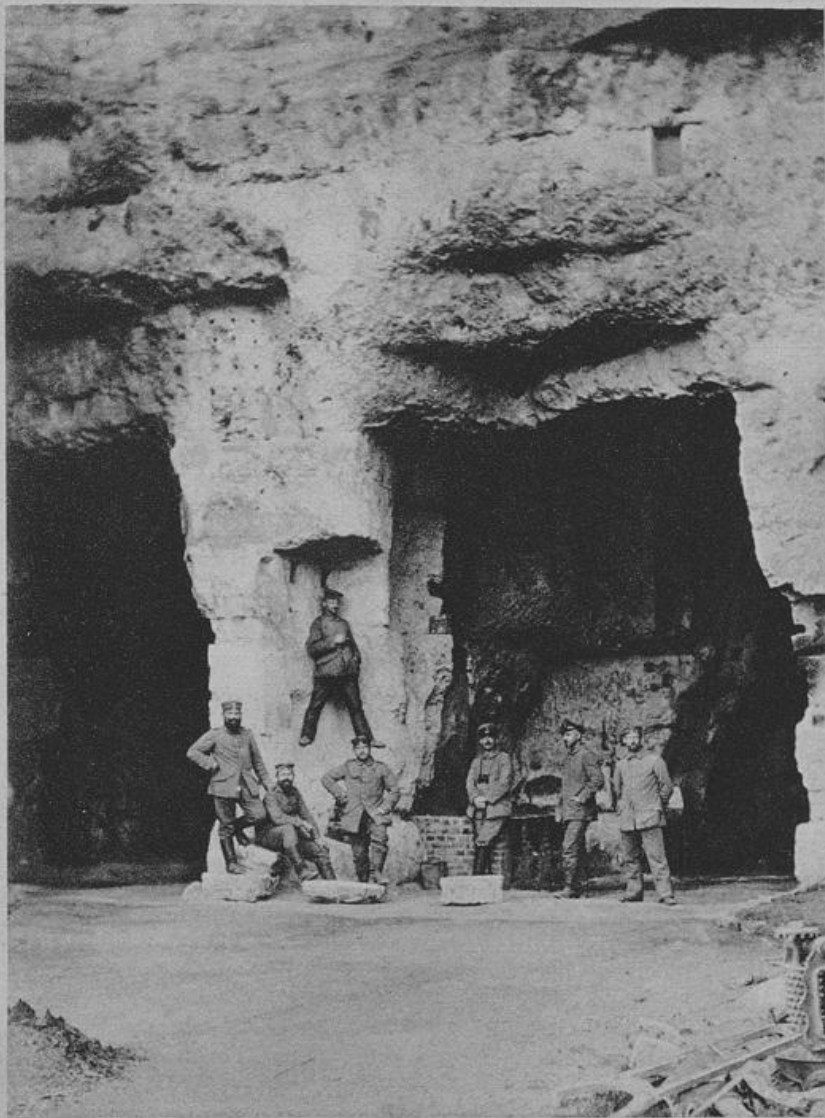
„Sieh diesen hier, sieh den da und den — und den — Alle von Kravens, alle geschaffen, das blaue Schwert zu führen! Alle Reiter, alle mit dem blauen, beherrschenden, umspannenden Feldherrnauge. Wie es in mir wühlt und flammt, das Soldatenblut —“

Nun begriff sie erst, verstand sie auch, was sie nicht verstehen, nicht mitempfinden sollte.

Wieder sprach er von seiner Sehnsucht, hinauszuziehen in den Krieg. — Sprach davon mit einem Klang in der Stimme, der wie aus einem vermauerten Gewölbe emporschrie. — Sprach davon zu einem Fremden, ihr stolzer, verschlossener Dieter. — Wie tief mußte es in ihm zucken und wühlen, wenn es sich Bahn brach über seinen Stolz, vielleicht auch über seinen Willen hinweg. —

„Du wolltest doch still sein, Dieter!“ sprach die andere Stimme. „Wolltest mir gehorchen! Nicht jeder darf hinaus ins Feld! Es muß doch auch Jugend für die Zukunft da sein! Solche Kerle wie dich hat das Vaterland nötig, wenn dieser Krieg zu Ende ist und es gilt, zu bewahren, was wir erkämpft haben, wenn es gilt, aufzubauen an dem, was wir errungen!“ —

„Wir von Kravens sind Menschen der Tat, nicht Denker, nicht Kaufleute. Jetzt, jetzt ist die Zeit für mich, zu leben in meinem ureigenen Element. Du hast gut trösten, Freund! Du hast dein Notexamen gemacht! Du stehst vielleicht in zwei oder drei Monaten an der Grenze —“



Eine Kalksteinhöhle in Nordfrankreich als Unterstand: Unsere Feldgrauen vor ihrem Höhlenquartier.

Phot. H. Karl Müller.

„Liebst du denn deine Schwester so wenig, daß du ihr dies Opfer, das sie von dir verlangt, nicht bringen kannst?“

„O Wolf! Jetzt rührst du an Dinge, von denen man nicht reden kann. Cecillie und ich! Wenn ich sie nicht liebte, nicht so, nicht über alles in der Welt liebte, glaubst du, ich wäre noch hier? — Glaubst du, ich hätte nicht jede andre Gewalt als Liebe besiegt, die sich mir hätte entgegenstemmen wollen?“

„Und doch wolltest du ihr den tödlichsten Schmerz antun? Junge, wenn ich bedenke, daß du, wenn mich nicht eine Laune durch das Gehörs geführt, jetzt daliegen würdest, die Kugel in der Brust — Wie konntest du das tun wollen, Mensch! Jetzt, wo jedes junge Mannesleben so kostbar ist —“

„Ist man immer Herr seines Selbsts, Wolf? Ich war am Rande

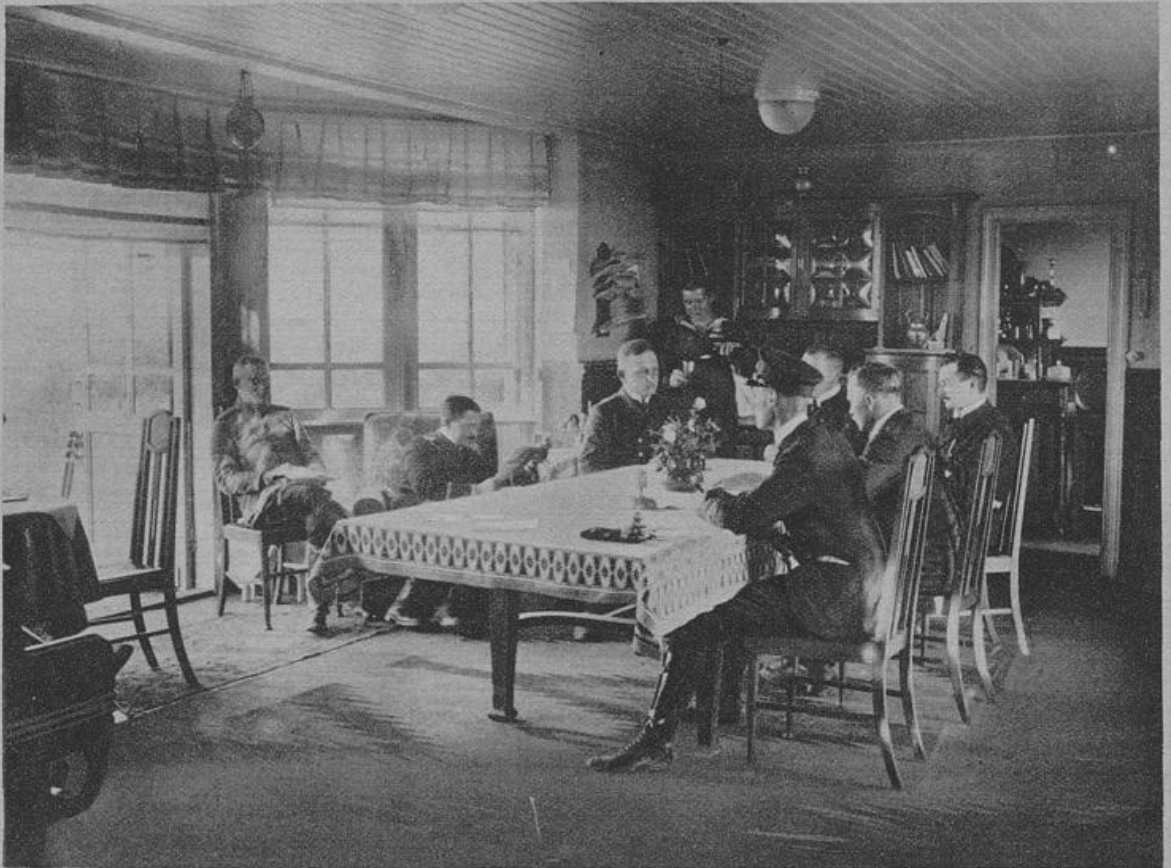
Sie ging mit lautem Schritt aus dem Zimmer hinaus. Die drinnen hörten es nicht. Der Klang der beiden nun ruhiger, gemäßigter und erschöpfter gewordenen Stimmen verfolgte sie noch, als sie in ihr Schlafzimmer trat.

Im Spiegel erblickte sie eine Gestalt mit weißem Gesicht, taumelnd und nach einem Halt greifend, als würde ihr schrittweise der Boden unter den Füßen fortgezogen.

Es kam ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß sie selbst diese taumelnde, wie irr nach einem Halt tastende Gestalt im Spiegel war.

Was war das? Was hatte sie hören müssen?

Er hatte Hand an sich legen wollen, ihr geliebter Junge? Gegen sich selbst hatte er die Waffe gelehrt? Dagegen hätte er im Schnee, die Augen gebrochen, aus denen sie sich den Glanz für ihr Leben



Blick in das Innere einer an der flandrischen Meeresküste gelegenen Offiziersmesse.

Phot. Kohlwein & Siede.

meiner innern Kraft! Ich steckte die Waffe zu mir und merkte es gar nicht. Erst als ich am Wasser stand, das dalag, so kalt, so glatt, so schwarz wie ein Grab, fühlte ich sie und zog sie heraus und wußte nicht, gehorche ich meinem eignen oder einem fremden Willen —“

Und wieder sprach die fremde Stimme:

„Aber ich habe dein Wort, Dieter! Dein Manneswort, daß du dich so nicht wieder niederwerfen läßt! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr —“

„Du hast mein Wort! Glaubst du, wenn ich bei Sinnen bin, könnte ich selbst den Dolch scharfen, der meiner Schwester das Herz durchbohrt? Besser, ich leide, als daß sie leidet, besser, mein Tag ist freudlos und friedlos, wenn nur der ihre voll Frieden ist. — Geh ruhig heim, lieber Junge, und schlaf dich aus. Um meinwillen brauchst du dich nicht mehr zu sorgen. Ich verliere mich nicht zum zweitenmal —“

geholt, die festen, warmen Jungenhände, von denen es immer wie Zuversicht zu ihr geströmt, eiskalt, erstarrt, verkrampft, das Knabenherz, die Silberuhr mit zartem Schloß, tot und verstummt?

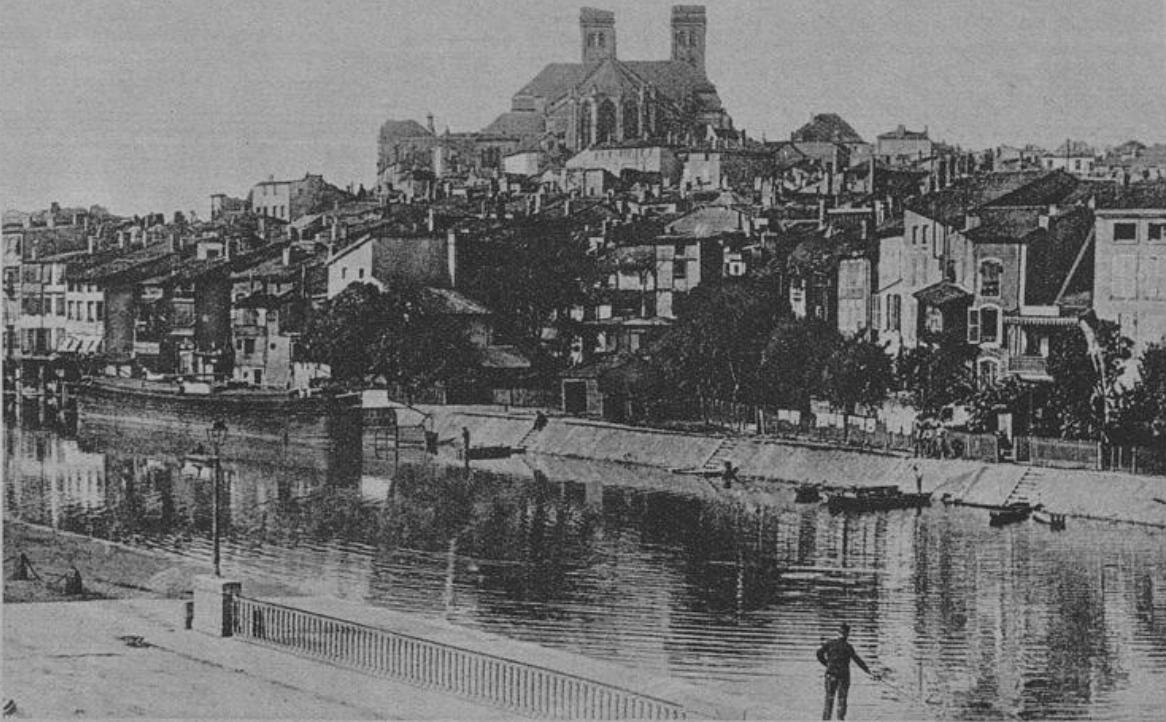
Sie fiel aufs Bett, lag selbst wie eine Tote da, blaue Schatten unter den Augen, die Lippen weiß und blutleer, die Arme ausgestreckt, als hinge sie am Kreuz.

Und hing sie nicht am Kreuz? Dieter, die Seele ihrer Seele, hatte er nicht durch ihre armen Leidenshände die Nägel, die sie daran hesteten, getrieben?

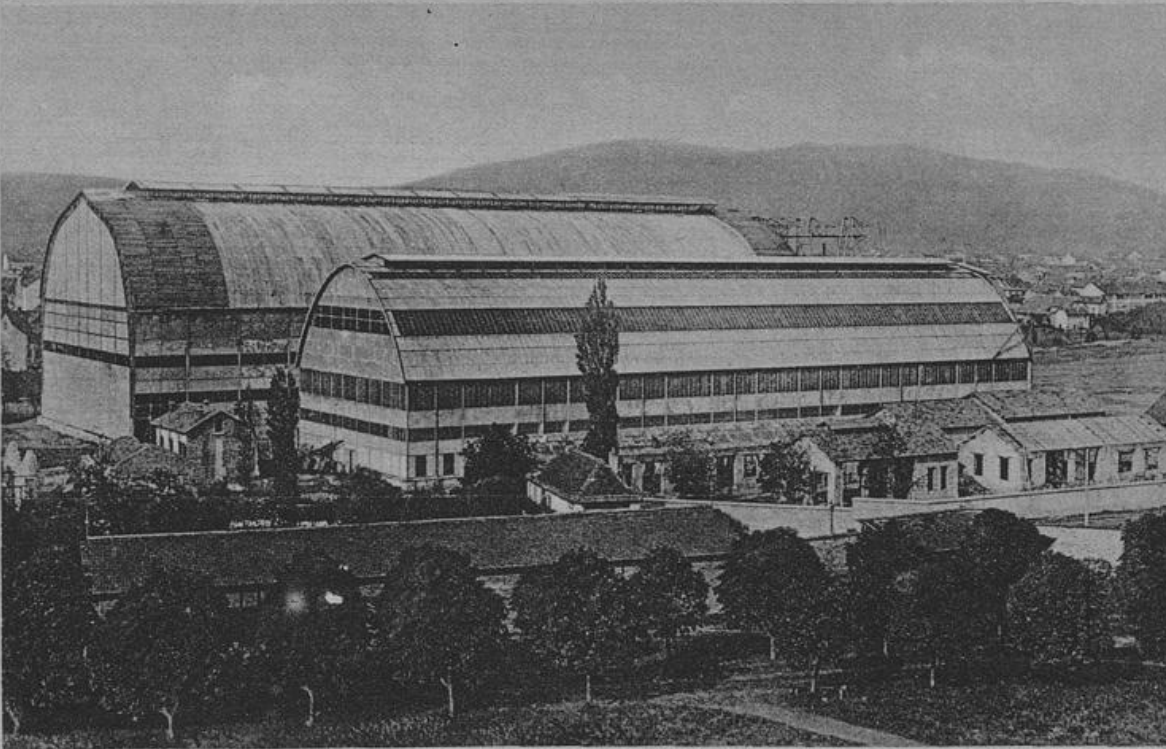
Bitterkeit wallte in ihr hoch. Ihre Lippen bebten. — Sie hatte nie Dank verlangt, nie Lohn haben wollen für das Leben, das sie dem Bruder hingegeben.

Jetzt war das Verzichten ja leicht. Jetzt war die große Stille um sie und in ihr.

Zu unseren letzten fliegerangriffen.



Ansicht der französischen Festung Verdun, die von deutschen Fliegern erfolgreich mit Bomben belegt wurde. Phot. Berl. III. Gef.



Die großen Flugschiffhallen in Belfort, das ebenfalls kürzlich von deutschen Fliegern angegriffen wurde. Phot. Berl. III. Gef.

Vom serbischen Kriegsschauplatz



Blick in eine Geschäftsstraße der von den bulgarischen Truppen eingenommenen Stadt Nis.



Das von den Bulgaren eroberte Koprivica (Veles) am Wardar und an der Bahn Belgrad-Nis-Saloniki. Phot. Verh. Jll.-Ges.

Aber einmal — war es nicht heiß, sein Recht fordernd und ungestüm durch alle Adern ihres Leibes gejagt, das Blut? Hatte sich nicht auch ihr junger Mund nach Küßen gesehnt? War nicht auch in ihr der Traum gewesen, eines geliebten Mannes Weib, die Mutter seiner Kinder zu werden?

Und doch — wenn ihr ein Mann begegnete, der in ihr etwas von der gefährlichen, verwirrenden, unruhvollen Süße, die sie ängstigte, zu erwecken drohte, war sie geflüchtet vor ihm, hatte den Riegel an ihrer Tür, den Riegel an ihrem Herzen zugeschoben, war hingefunten an seinem Lager, hatte das junge Haupt auf sein Kinderköpfchen geneigt, die kleinen Hände umklammert und geflüstert:

„Ich bleibe bei dir, mein kleiner Liebling — bei dir — nur bei dir ganz allein —“

Und er, dem sie ihr Leben gegeben, von dem sie keinen Dank gewollt, hatte sie verlassen wollen ohne Abschied, ohne Kuß —

deckte die Hügel, unter denen die den letzten Schlaf schliefen, die den Heldentod gestorben fürs Vaterland. Kühler Schnee.

Etwas von dem Frieden dieser weißen Nacht zog in ihr Herz. Sie beugte das dunkle Haupt. Schuld lastete auf ihr.

Hatte sie nicht um sich Tausende von deutschen Müttern, Tausende von deutschen Bräuten, Tausende von Schwestern, die den, den ihre Seelen liebten, hingaben für den heiligen Krieg? —

Soldatenblut, das in Dieter stammte, war es nicht auch in ihr?

Sie, die Entelin alter Generale, hatte sie nicht die Kraft, zu opfern, den Mut, zu entsagen, das Gelbdenk, zu ertragen, wenn der große Schmerz sie traf?

Hingeben müssen an das Leben, das trennt, an den Tod, der trennt, war es nicht Mutterlos? Jungfräuliche Mutter war auch sie, die den Bruder aufzogen zum Mann. Hingeben können mußte auch sie, wollte auch sie.



Vier charakteristische Gestalten aus einem Dorfe in Nordserbien.
Von links nach rechts: Schuldner, Lehrer, Gemeindevorsteher, Gemeindefreiber.

Im Morgenrauschen hätten sie ihn auf der Bahre gebracht, ihn an ihre Tür gestellt, wie im Nibelungenlied der erschlagene Siegfried der ahnungslosen Kriemhild vor die Kammertür getragen wurde.

O — Dieter! — Dieter! —

Endlich rannen ihre Tränen. Der Schmerz, der in sie hineingeschlagen wie mit den Krallen eines wilden Tieres, wurde gelinder.

Das zudende Weh wurde mit fortgeschwemmt mit den erlösenden Tränen. Das Zimmer war voll Mondenschein. Von der nahen Turmuhr erklangen die weitinhallenden Stodenschläge in die Runde. Es war Mitternacht.

Cecilie richtete sich hoch, zog die Nadeln aus dem Haar, daß die Flechten herabfielen, trat zum Waschtisch und wusch mit Wasser die brennenden Augen.

Dann lehnte sie am Fenster, regungslos wie ein Bild, blickte hinaus in die weite, weiße Nacht. Schnee deckte die Erde. Schnee

Nicht noch einmal sollte Dieter den eignen Tod herabwünschen, weil es ihm nicht vergönnt war, dort zu kämpfen, wohin ihn edelste Sehnsucht wies. —

„Komm herein,“ sagte sie laut.

Die irrrenden Schritte draußen auf dem Korridor, das leise Klopfen, das sie nicht hören gewollt, sollte verstummen.

Sie tat ihm die verschlossene Tür auf.

„Wie siehst du aus?“ stammelte er. „Du hast alles gehört? Du weißt alles? Verzeihe mir.“

„Ich weiß alles. Du sollst dich nicht wieder quälen müssen, mein Junge! Geh und tu, was du tun mußt.“

„O Schwester, Schwester!“ rief er auf. „Wie groß du bist! Wie gut du bist! Wie stark du bist!“

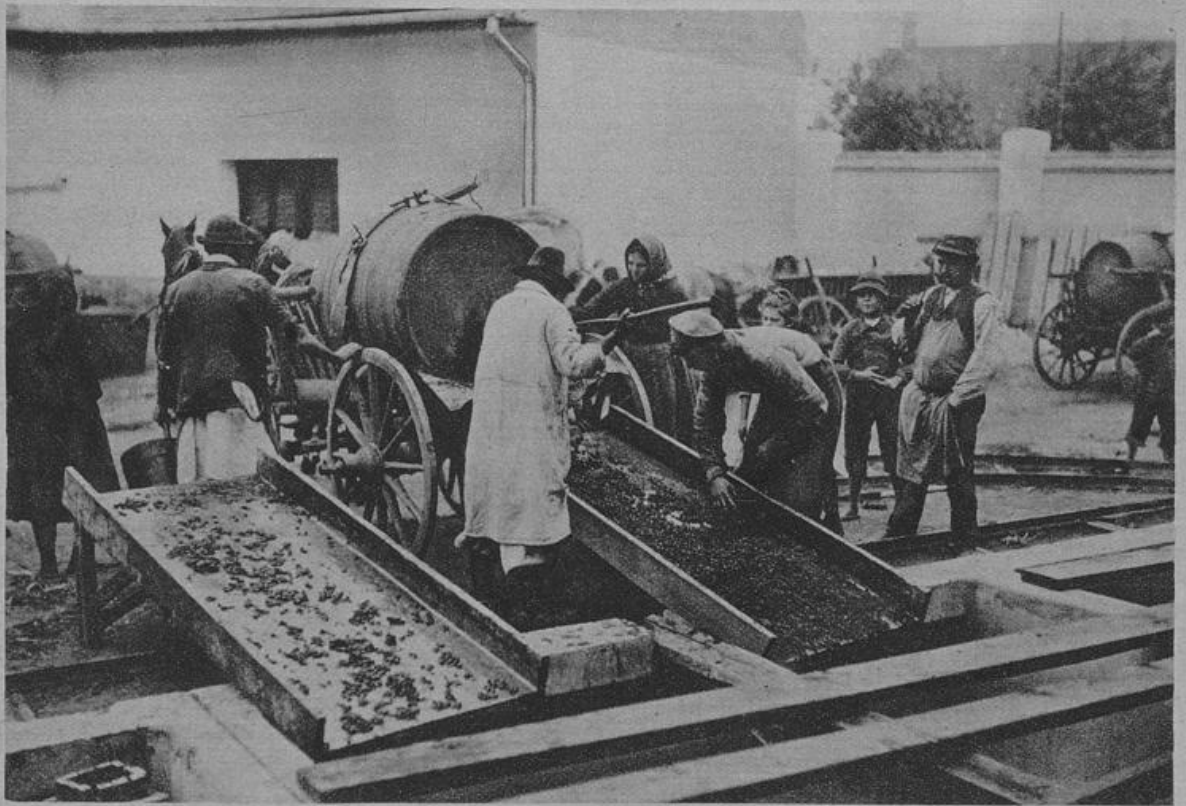
Sie lächelte — wie Mütter lächeln, wenn ihr Kind in die Ferne zieht, damit es nicht hätte, daß das arme Herz voll Tränen ist.

Unsere Feldgrauen bei der ungarischen Weinernte.



Feldgraue Hilfe für die Winzer bei der Weinbereitung.

Phot. Berl. Ill. Ges.



Ablieferung der Trauben an einen Weinhändler.

Phot. Berl. Ill. Ges.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 46.

Düsseldorf, 15. November

1915



Feldgraue als Tischler, Schmiede und Schlosser in einer Maschinenfabrik hinter der Westfront.

Phot. A. Semede.

Der Professor.

Von Georg v. Heydemarck.

Seit einer halben Stunde knattert Kleingewehrfeuer, als ob ein Wagen über gefrorene Schollen poltert. Und es bedeutet: die Rothosen sind aus ihren Gräben heraus und wollen stürmen. — Mein Kommandeur rückt unruhig hin und her:

„Gefechtsordnung!“

Ich springe hinunter zu dem Erdloch, in dem die Melbegänger steden.

„Professor — zu Ezellenz!“

Ein baumlanger Kerl kommt durch die enge Öffnung herausgetrocknet. Hager — hinter großen Brillengläsern verträumte Augen.

„Professor“ haben wir ihn deshalb getauft.

„Gefechtsordnung zur Stelle!“

Der Brigadefeldkommandeur nickt.

„Gut! — In den linken Abschnitt vor — zum Major — fragen, wie weit der Feind ran ist!“

Der Professor wiederholt.

„Gut!“

Gleich darauf verschwindet er hinter den Fichtenstämmen.

Eine halbe Stunde danach. —

Das Feuer ist eher stärker geworden als schwächer. Dazu die entsetzliche Ungewißheit. Und immer noch keine Meldung von links. Wo bleibt nur der Professor? Wer weiß, ob er durchgekommen ist? Da höre ich meinen Kommandeur mich rufen.

„Hören Sie mal — die Gefechtsordnung ist immer noch nicht zurück! Ich muß Sie schicken. So schnell wie möglich zum Bataillonskommandeur links — feststellen, wie weit der Gegner ran ist!“

Ich wiederhole und springe zur nächsten Kompanie, die wenig unterhalb in Kompaniekolonne bereit liegt.

„Verbindungspatrouille in den linken Abschnitt — wer kommt mit?“

Zehn, zwanzig Leute springen auf.

„Nein, nicht so viel — zwei nur! Hier der Gefreite und Sie dort — ja, der mit dem schwarzen Bart! Und Sie da, Sie sorgen mir Ihr Gewehr, kriegen's dann wieder. So, ihr beiden, los!“

Wir klettern den Hang hinauf und springen vor.

O Gott, wie das surrt und pfeift! Tjüuh — tad! schlägt's neben mir in den Fichtenstamm. Ein kleines Einschußloch nur — kaum zu sehen. Aber auf der andern Seite klast in handgroßer Wunde das zerplüßte weiße Holz.

Atem holen. Ganz ruhig ist's in unserm Herzen. Die Augen meiner beiden Treuen flackern nicht. Nur eine ernste Falte zwischen den Augenbrauen. „Gilt es mir oder gilt es dir, Kamerad?“ Wahrhaftig, 's ist auch eigen — warum lag ich jetzt eben nicht einen Schritt weiter links — da, wo gerade die Kugel hinpfiß — warum nicht? Dann war's aus. Sonderbar, wirklich sonderbar!

„Los!“

Wir springen weiter — hundert, zweihundert Schritt. Eine Minute Atempause. Dann weiter vor.

Schonung. Hier surrt und plurt es mächtig. Die Geschosse stoßen gegen das dicke Gezweig, überschlagen sich und werden Querichläger. Und die sind schlimm.

Aber es kann nichts helfen — weiter, weiter! Wieder hinlegen.

Ich lege die Hände an den Mund.

„Herr Major — o — or!“

Keine Antwort! Nur das Schwirren und Surren der Geschosse, und ein paar hundert Meter weiter vorn beim Schützengraben das entsetzliche Krachen der verstopften Granaten.

Zweimal, dreimal rufe ich — nichts. Also weiter!

Wieder Hochwald.

Da hält mich der mit dem schwarzen Vollbart am Armel fest.

„Herr Leutnant!“

„Ja?“

Ich folge dem ausgestreckten Arm — ein Toter! Und gestern haben wir erst das ganze Gelände abgesehen nach Verwundeten und Gefallenen. Also ist's einer von heute. Vielleicht — nein, sicher sogar — es muß der Professor sein.

Der arme Kerl! Und wir hatten schon gedacht, er —

Im Nu bin ich neben ihm. Lang ausgestreckt hinter einem Fichtenstamm liegt er.

Mit leisen Händen will ich den Körper wenden, um das Gesicht zu sehen. Da fährt der Totgeglaubte in die Höhe. Entsetzten starrenden Augen in einem totenleichen Gesicht.

So stiert er mich an.

Dann plötzliches Erkennen — und eine blutrote Welle der Scham schießt ihm ins blaße Gesicht.

„Herr Leutnant — ich — —“

Es ist der Professor.

Unter meinem spöttischen Blick senkt er die Augen.

„Waren Sie schon vorne?“

Stotternd nur kann er antworten.

„Herr Leutnant — ich — ich — ich bin in so — so fürchtbares Feuer —“

Scharf schneide ich seine Erwiderung ab.

„Keine Rederei! Ja oder nein!“

Pause.

„Nein, Herr Leutnant!“

„Soo! — Seit einer halben Stunde warten wir auf Sie! — Jetzt los, Sie kommen mit!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Schnell ist er hoch und mit uns in langem Sprunge vor. Im Laufen kommen mir quälende Gedanken. Wie ich bloß den Major finden soll!

Bevor ich nun meinen Auftrag ausgeführt habe, kann ich nicht zurück. Und in diesem Gelände von hundert und aber hundert Waldstüden und Waldstreifen ist's wahrhaftig nicht leicht. Noch dazu in diesem Kugelschauer.

Wieder eine Lichtung. Hei, wie die Geschosse in die trockne Erde hineinsausen! Tjüuh! Tjüuh! Da — dort — und dort — spritzen die kleinen Staubwölkchen auf.

„Drüber weg — Richtung der kleine Busch da drüben!“

Eine Minute später sind wir wieder beisammen. Ich verjuch's noch einmal mit Rufen.

„Herr Major — o — or!“

Und wahrhaftig — ich traue meinen Ohren kaum — es kommt Antwort von vorn.

„Jawohl — was ist los?“

Mit glücklichen Lachen sehen wir uns in die Augen. Ist das fein! Lieber eine Stednadel in einem Strohschober suchen als einen Major in diesem Waldgelände!

Ich lege die Hand an den Mund.

„Welches Bijer?“

So erfahre ich's ja am schnellsten, wie nah die Rothosen schon ran sind.

Keine Antwort.

Nochmal.

„Welches Bi—ji—i—ier?“

Und da kommt's hallend zurück.

„Bi—ji—ier sie—ie—ie—benhundert!“

Ra, Gott sei Dank! — Dann hat's ja noch keine Not. Schnell geb' ich's als Quittung zurück.

„Jawohl, sii—ieben—hundert!“

Mein Auftrag ist erledigt. Nun kehrt, marsch!

Wir stehen auf und gehen im Schritt zurück. Im Hochgefühl des ausgeführten Befehls stolz und ruhig zugleich. Und wir wurden alle vier gnädig behütet.

Im Dämmerdunkel kamen wir wieder in dem Hegenkessel an. Mein Kommandeur erkannte von weitem schon meine Stimme. — „Zurück?“ — Mit einem Sprung bin ich neben ihm. — „Zu Befehl, Excellenz — Bisier siebenhundert!“ — Da lacht er froh. „Gut!“

Wie ich 1 Uhr nachts vom Befehlschreiben bei der Division zurückkomme und eben meinem Burschen die Zügel zuwerfe, tritt mir auf der „Himmelsleiter“ ein Schatten in den Weg. — Eine leise, zaghafte Stimme: „Herr Leutnant?“ Es ist der Professor. Ich weiß schon, was er will. — „Nun?“ — „Herr Leutnant — ich wollte noch sagen — heute nachmittag — da —“ Kurz schneide ich ihm das Wort ab. „Halt — keine Ausreden — Sie sollten vorgehen — und Sie sind unterwegs liegengeblieben.“ — Ein unterdrücktes Schluchzen. „Herr Leutnant —“ „Nein, nichts weiter — so ist's und so bleibt's! Versuchen Sie's beim nächsten Mal wieder gutzumachen!“ — Da schlich er wieder in den dunklen Schatten

seiner Zughütte zurück. Im meinem Herzen tat er mir ja sehr leid.

Drei Tage danach. Und schon wieder Schlachtennot. Wieder ein Angriff der Franzosen. Ich sitze bei meinem Kommandeur. Eigentlich ist der Name „Hegenkessel“ ungerecht, denke ich mir. — „Himmelsmauer“ hätten wir den Gang nennen sollen, der unsere Reserven gar nicht weit hinter dem Schützengraben in so sicherer Hut hält. Die Granatenheulen meist knapp drüber weg oder krepieren oberhalb. Selten, daß eine gerade über uns an den Fichtenzwipfeln berstet. Wir müssen uns ja doch alle in Gottes Hand geben. Da spüre ich, wie mich jemand leise am Armel zieht. „Herr Leutnant!“ Ich drehe mich um — ein Feldwebel. „Na, was gibt's denn?“ — „Herr Leutnant — unser Hauptmann ist gestern gefallen.“ — „Ich weiß.“ — Er sucht nach Worten. „Ja — und nun noch die vielen Verluste gestern und heute — die Leute haben keinen rechten Mut mehr — der Kompanie fehlt



Blick auf den Marktplatz in Thielt (Westflandern) mit dem alten Stadhuis. Phot. Hohlwain & Girde.



Unsere Feldgrauen am Brunnen in einem Vogesenstädtchen.

Hofphot. Eberth.



**Die russische Kirche in der von uns eroberten Festung Breit-Litowik
im russischen Gouvernement Grodno.**

Breit-Litowik steht seit seiner Einnahme bekanntlich unter deutscher Verwaltung.

Phot. Presse-Centrale.

das Rüdgrat. Herr Leutnant müßten mal hingehen und mit den Leuten reden."

Ich nicke und gehe die paar Schritt mit. Ein trauriger Anblick. Hundert Mann mögen es noch sein.

"Wieviel Tote habt ihr denn die Tage gehabt?" frage ich leise.

"Fünf nur, Herr Leutnant — aber 28 Verwundete."

Ich sehe sinnend auf die Kerls, die da in Kompagniefolonne vor mir am Boden liegen. Ganz dicht an die Erde gepreßt.

In dem Hange kaum gegen das entsetzliche Artilleriefeuer gedeckt. Das Gesicht in den Unterarm geschmiegt — so liegen sie regungslos da.

"Ja — euer Hauptmann ist tot," denke ich traurig bei mir. „Man sieht's euch wachhaftig an — ihr armen Kerls —, daß ihr euren Vater verloren habt."

Keiner achtet auf mich.

Ein paar Gesichter heben sich vom Armel auf. Neugierig. Wer will denn da reden? Jetzt, bei diesem wahnsinnigen Geschick, wo jeden Augenblick der Tod uns packen kann?

Ich sehe ihnen mit gut geglücktem Lächeln ins Gesicht. Mathe, schlaffe Züge, müde Augen. Da funkt es mir blühschnell durchs Hirn: wir sind ja schon drei Tage und zwei Nächte im Gefecht. Ohne Schlaf. Ohne richtiges Essen. Kaum einen halben Trinkbecher voll Kaffee. Und dreimal hatten die Franzosen durchbrechen wollen in einer einzigen Nacht. Drei Tage und zwei Nächte im furchtbarsten Artilleriefeuer. Ein armseliger Erdhaufen die ganze Bedung. Jede Sekunde den Tod vor Augen. Jetzt — nein, noch nicht — noch nicht! — Oh!

So starren sie mich an. Ich lache wieder.

Sie merken nicht, daß mein Lachen hohl ist, daß es gemacht ist. Sie sehen hinter der Maske nicht mein pochendes Herz und meine fiebernden Sinne.



Blick auf Lutzk, Kreisstadt im russischen Gouvernement Wolhynien, die nach langen Kämpfen von österreichisch-ungarischen Truppen genommen wurde.

Wolphot, G. m. b. H.

Hui-i-i-t! — kommt's plötzlich wieder geflogen. Granaten! Arrrach! — Arrrach! — Arrrach! —

Drei krepieren, der vierte ist Blindgänger. Kaum, daß ich Zeit gehabt habe, mich hinzuwerfen.

Wie ich eben den Kopf wieder heben will, kommt auch schon die zweite Lage.

Arrrach! — — ?

Kann? Wir sehen uns lachend an. Aber die ungeheure Erregung der Nerven zittert doch leise mit in diesem Lachen.

„Ein bißchen reichlich,“ meint der Feldwebel, „von vieren drei Blindgänger!“

Schadenfreude ist die reinste Freude! Weiter kommt nichts. Sie haben anscheinend das Feuer verlegt — also los, den Kerls Rüdgrat gemacht!

Im Nu bin ich hoch und sitze oben am Rande des Abhangs.

„Habt ihr's gesehen, stinders?“ lach ich sie an. „Von vier Granaten drei Blindgänger!“

Aber schon werden sie angestekt. Ein leises Erstaunen zieht über ihre müden Gesichter. Also auch einer d e n an!

„Ja, ja, stinders — ich hab's immer gesagt. Die drüben schießen noch so lange, bis sie mal einen treffen.“

Sie lachen. Auch die mit dem verstickten Gesicht knirschen in ihren Hem hinein und gucken auf. Was will denn der, daß er solche Volkstreden hält?

„Na, wartet nur, gleich werdet ihr's sehen!“ denkt ich. „Werd euch schon kriegen, ihr Kerls!“

Noch hat keiner ein Wort gesagt. Noch hat keiner etwas gefragt, so wie sonst: „Herr Leutnant, warum hat denn um eigentlich —“

„Na, wenn wir dann nach Haus kommen — jetzt können wir aber erzählen, was?“

Sie nickten. Mit Augen, in denen die großen Erlebnisse geschrieben stehen. Ja, jetzt können sie auch mitreden.

Ach ja! Sonnabend abend — im „Deutschen Haus“ — und Pilsner —



Österreichischer 30,5-cm-Mörser auf dem Transport in die Stellung.

Kilophot, G. m. b. H.

Ich lasse ihnen Zeit, damit sie sich's recht fein ausmalen können. Sie sollen allein anfangen zu reden. Da kommt's schon.

„Ach ja!“ seufzt der dicke Bäder aus dem dritten Zug. „Ach ja, Herr Leutnant — wenn's nur erst so weit wär!“

Zustimmung allerseits.

Ich nicke auch.

„Na, das heißt — was also den Frieden anlangt — ihr wißt wohl schon —“

Jetzt hab ich sie alle so weit, daß sie aufpassen, sogar der kleine Handlungsgehilfe erster Zug, zweite Gruppe, dritter Mann im hintern Glied; selbst er schaut mich durch seine Hornbrille fragend an. Ich lächle jetzt wirklich ganz ungelünstelt.

„Ja, was das anlangt — eh — paßt nur mal auf — wenn dann der Krieg aus ist, dann wird's mit dem Frieden nicht lang mehr dauern.“

Alle lachen, daß sie sich haben nasführen lassen. Und — die alte Frische ist wieder da.

Sie machen wieder mit. Wie Glodenläuten ist mir ihr Lachen: Sieg! Sieg!

Und dabei schwirrt über unsern Köpfen der eiserne Heuschreckenschwarm piepsend und furrend in den Wald.

„Ja, Kerls, und die Hauptsache — drüben in Rußland — unser Hindenburg, der hat doch wieder so 'ne feine Sache gemacht.“ — Und nun mal ich's ihnen aus, wie Hindenburg die Russen in die Masurenseen getrieben hat. Wie sich alle freuen! Wie die Kinder zu Weihnachten.

Ich rede immer froher, immer heißer. Ich spüre es ja, wie ich jetzt ihre Herzen wieder habe.

Wie ihre Augen an meinem Munde hängen. Heimlich sehe ich zwischen durch nach der Uhr.

Fein, fein, wie die Zeit vergeht überm Erzählen.

Da klingt die scharfe Stimme des Regimentsführers laut zu mir herüber:

„Dann übernehmen Sie die Kompagnie, Herr Leutnant! Links einschleichen!“

Und da kommt auch schon der neue Kompagnieführer. Ich drücke ihm die Hand.

„Alles Gute!“

Er stellt sich vor die Kompagnie hin:

„Siebente Kompagnie, marsch!“

Starr ruhen meine Augen auf der Schar.

Was wird jetzt?

Einen Augenblick — zwischen Lipp und Kellchrand — wie werden sie jetzt die Probe bestehen? Einen Augenblick des Zögerns — ein furchtbarer Augenblick — und dann hebt sich mein „Professor“ hoch, im Nu ist er auf den Beinen.

„Na los, Kinders!“

Kein Wort weiter.

Und da sind auch die andern hoch — wie an der Leine gezogen.

Glücklich atme ich auf. Gott sei Dan!

Ihr lieben Kerls! — Und vor allem du, lieber Professor! — Haß deine Sache brav gemacht!

Nun soll's wieder gut sein zwischen uns beiden.

Wie ich in dieser Nacht von der Division zurückkomme und eben die Himmelsleiter hinauffsteigen will, da vertritt mir wieder ein Schatten den Weg.

„Herr Leutnant?“

Der Professor!

Und eh er noch was sagen kann, hab ich seine Hand gepackt und schüttle sie ihm.

„So war's fein, Professor! Das war Sache! Und nun soll's wieder beim alten sein.“

Er lacht glücklich.

„Und als Belohnung — hier passen Sie mal auf — was ganz Feines!“

Vorsichtig hole ich aus der Kartentafel etwas Umhülltes heraus.

„Wißen Sie, was das ist?“

„Nein, Herr Leutnant,“ sagt er, und die Neugier steht ihm im mondbeschieneenen Gesicht geschrieben.

„Na, dann will ich's Ihnen sagen — das sind zwei Zigarren, die mir heute abend der Divisionskommandeur geschenkt hat. — Tatütat! — Und wer kriegt die eine? — Hier — zulangen — weil Sie Ihre Sache heute so famos gemacht haben!“

Mit spitzen Fingern langt er sich zögernd den einen Stengel aus dem Zeitungspapier. Wir hatten damals ja seit Wochen keine Zigarren gesehen.

„Herr Leutnant — ich —“

Kurz schneide ich seinen Dank ab.

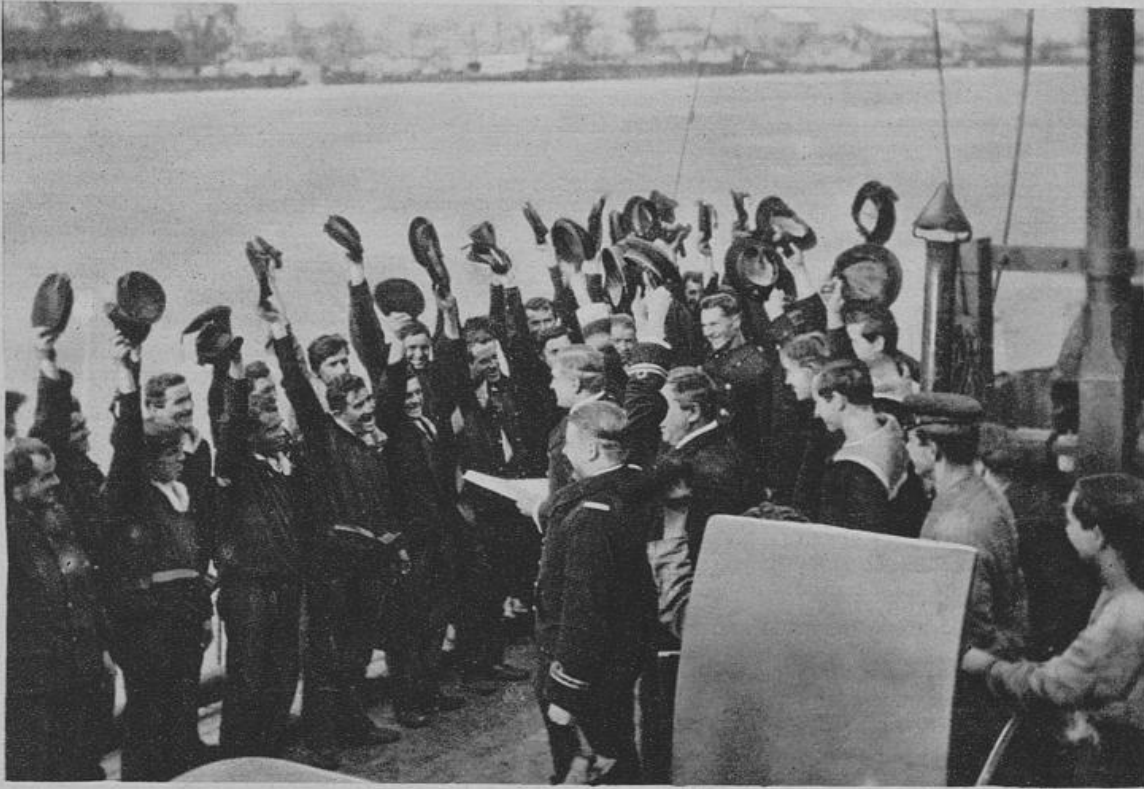
„Schon gut, Professor, schon gut. Gute Nacht, Kamerad!“

Scharf reißt er die Knochen zusammen.

„Gute Nacht, Herr Leutnant!“

Und fünf Minuten später schliefen zwei glückliche, zufriedene Menschen ein.

Vom Kriege gegen Serbien.



Lebhafter Jubel unter der Mannschaft eines österreichischen Donaumonitors beim Verlesen der neuesten Kriegsnachrichten. Die Donaumonitore haben bekanntlich hervorragenden Anteil an der Bezwingung Belgrads. Welt-Press-Photo.



Rast und Verpflegung gefangener Serben aus den letzten Kämpfen vor ihrem Abtransport nach Österreich-Ungarn. Phot. Berl. Ill.-Ges.



Ausländische Militärattachés auf dem serbischen Kriegsschauplatz: Ein deutscher Leutnant hält auf der Zigeunerinsel bei Belgrad Militärattachés neutraler Staaten einen Vortrag.

Phot. Veri. Ill.-Gef.

Aus den spärlichen Nachrichten, die über das Schicksal unserer in Rußland kriegsgefangenen Landsleute zu uns gelangen, ist zu ersehen, daß die Behandlung der kriegsgefangenen Deutschen in den russischen Gefangenenlagern zum mindesten sehr ungleichmäßig zu nennen ist. Es wurden verschiedentlich von angesehenen neutralen Persönlichkeiten Besichtigungsreisen durch die russischen Kriegsgefangenenlager unternommen, und es ist auf diese Weise gewiß manchem Uebelstand abgeholfen worden. Nun ist es nach langen Verhandlungen auch geglückt, bei der russischen Regierung durch dankenswertere neutrale Vermittlung die Erlaubnis zu erwirken, daß deutsche Damen



Deutsche Damen vom Roten Kreuz auf einer Besichtigungsreise durch die Kriegsgefangenenlager und Lazarette in Rußland.

1. Oberin Gräfin Herzfäll, Wiesbaden; 2. Oberin Magdalena von Walsleben, Ahrenshoop in Pommern; 3. Schwester Erta von Passow, Schwerin, vor ihrem Hotel in Moskau.

vom Roten Kreuz in Begleitung dänischer Delegierter die Gefangenenlager und Lazarette in Rußland besuchen dürfen. Die deutsche Regierung gab ihrerseits drei russischen Damen die gleiche Erlaubnis für Deutschland. Die Delegierten haben freien Zutritt zu den Gefangenen und das Recht, mit ihnen unter vier Augen in ihrer Muttersprache zu reden und sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Auch dürfen sie in den Lagern photographieren und die Bilder nebst Aufzeichnungen über das dort Geschaute fort-senden. Die Über-bringung von Briefen an die Gefangenen ist jedoch verboten. Sodann steht ihnen zu, den Lagerkommandanten gegenüber ihre Wünsche und Meinungen zu äußern.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 27.

Düsseldorf, 20. November

1915



Französische Nonne fährt zum Markt, um Lebensmittel einzukaufen.

Phot. Gebr. Hardel.

Der blaue Vogel.

Von Fritz Müller.

Die Welt war vorangeschritten, und die Flugmaschinen waren alt geworden.

Zu Hunderten durchschwirrten sie das Land. „Eine Flugmaschine vor dem Fenster!“

„Schon gut, schon gut.“

Kaum daß man von dem Schreibtisch auf sah. Das ist das Traurigste auf dieser Welt, daß selbst das Größte altbalden wird. Es liegt in unserem Blut, in unseren Nerven — wir können uns nicht auf die Dauer von steten Flügelschlägen der Begeisterung durchs Leben tragen lassen.

Flügelschläge — Flugmaschine? Daran lag es. Die starken Eisenvögel flogen durch das Land und regten keinen Flügel. Die Flugmaschine machte keine Flügelschläge. Leblose Eisenpfeile. Da erstarrte unser Staunen. Schon gut, schon gut, wir haben keine Zeit.

Einer aber hatte Zeit. Zwischen die Flugmaschine und die Flügelschläge bohrt sich sein Sinnen und sein Trachten. Wing sein Denken hin und her. Fäden zog er hin und wider, goldene Erfindersfäden. Wie, wenn eines Tages diese Fäden Stränge würden? Wie, wenn sich eines Tages über diese Stränge Brüden schlagen ließen?

Der Erfinder sann und sann in seiner Werkstatt. Sein Leben rann in die Flügelschläge seiner Flugmaschine. Er zeichnete und baute, er hämmerte und glühte, er saß stundenlang vor toten Eisenstücken und sprach mit ihnen.

„Er spricht mit toten Dingen,“ sagte seine Waschfrau, „er ist ganz verrückt.“ Und alle Waschfrauen der Stadt sagten es nach. Den Erfinder aber kümmerte das nicht. Er saß aber weiter vor den toten Eisenstücken und sprach mit ihnen.

„Was?“ sagte er. Dann fuhr er fort:

„Die ganze weite Welt ist von Leben dicht erfüllt; es lebt der Mensch, es lebt auch das Tier, es leben alle Pflanzen; in den Bergen wächst das Erz; selig rollt die Mutter Erde um die Sonne, und Schauer laufen dann und wann durch ihren alten Körper; was? Mutter Erde lebt — wie könnte da ein Stück auf ihr noch ohne Leben sein? Mein Körper lebt, und mit mir lebt auch jede Pore, jedes Tröpfchen Blut und jede Rippe. Die Erde lebt, und ihr eisernes Gerippe sollte nicht lebendig sein?“ Und er streichelte die Eisenteile seiner Maschine und sah sie zärtlich an.

„Ich weiß ja schon, ihr lachelt über uns und unsern Hochmut. Weil wir keinen Sinn besitzen, euer Leben wahrzunehmen, sprechen

wir euch einfach euer Leben ab. Aber was liegt euch daran?“

Aber da geschah es, daß der blaue Stahl von seiner Flugmaschine festsam über den grübelnden Erfinder bligte: „Es liegt uns wohl daran. Schwinge deinen Hammer! Glühe uns und forme uns, und lege unser Eisenleben auch vor Menschenaugen bloß!“

Solche Worte bligten aus dem Eisen. Nicht hörbar mit den Ohren. Da sind solche Worte viel zu fein dazu. Aber lesbar mit Erfinderaugen. Und des Erfinders Augen tranken diese Worte aus dem Reich der toten Dinge und leuchteten hell auf wie Hohenfeuer in der Nacht.

Heilig kam der Eifer über ihn. Das war ein Forschen und Versuchen, ein Bejagen und Verwerfen durch Nächte durch und Jahre. Chemie, Physik und alle Wissenschaften zwang er in den Dienst der einzig einen Frage: Wie lege ich des Eisens Leben auch für die Menschenaugen bloß?

Niederlage kam auf Niederlage. Lange Strecken seiner Arbeit blieb das Eisen stumm. Hart und spröde lagen seine Furchen. Körnig, rauh und feindlich kniferten des Eisens Brüche unter seinem Werkzeug. Und das Verzweifeln stand ein dutzendmal an des Erfinders Lager:

„Ich werde es nicht zwingen. Menschenkraft reicht nicht ins Reich der toten Dinge. Das Eisen schweigt —“

Da — schon wieder jenes Blitzen aus dem Eisen, jene silberhelle Mahnung: „Schaffe weiter — immer weiter — ich komme dir entgegen...“

Das kurze Blitzen alle Jahre einmal übergieß das ganze Jahr mit Hoffnung. Seine Arbeit ging im Dunkeln unverzagte Wege.

„Ich komme dir entgegen...“ Das hielt ihn aufrecht. Das hielt den Erfindernaden steif. Das adelte sein Werkzeug. Das kam ihm vor, als grüben zwei an einem langen, finstern Durchsich unter einem Berge, der zwei Welten voneinander trennt. Er, der eine von den beiden, schürfte aus dem Land der Menschen in der Richtung nach dem Reich der toten Dinge. Und von drüben her, von jenem unbekanntem Reiche, trieb das Eisen seine Stollen ihm entgegen.

Würden sie zusammentreffen? Schwangen ihre Haden in der gleichen Linie? Oder würde er gleich Tausenden von Forschern vor ihm die falschen Gänge gehen? Und wenn er jetzt schon in die hoffnungslose Freie ging? Wenn sie aneinander schon vorbeigegangen waren? Wenn ihre Haden schon im Rücken voneinander klirrten? Wenn ihm unterwegs die Kraft erlahmte, seiner Hand das Werkzeug

Zum Totenfest.

Von Bertha Dohler.

Der Todesengel raucht durch unsre Gänge
Mit schwerem Flügelschlag. An seiner Hand
Wallt tiefe Trauer mit verhültem Antlitz
Zu der Gefallnen Grab im fernen Land.

Und wo ein jäher Schmerz in stiller Kammer
Um einen teuren Toten weinen mag,
Da schwingt die Sehnsucht sich auf tausend Flügeln
Zum fernen Grab am Totenfeiertag.

Wo soll dich meine heiße Sehnsucht suchen?
So flüstert zuckend heute mancher Mund.
Wo ist dein teures Grab, du Heißgeliebter?
Ist es auf weiter Au, im Wiesengrund?

Ist's dort, wo hoch die dunklen Tannen ragen,
Wo ihr Gezweig zum Dache sich verband?
Liegt es, von Efeuranken übersponnen,
Im hellen Sonnenlicht am Waldesrand?

Gar manches Herz beginnt heut neu zu bluten,
Und manche Träne leise wieder rinnt —
Ach, zu den heimatfernen Heldengräbern
Trägt wehmutsvolle Grüße nur der Wind.

Doch horch, ist's nicht, als flüsterte es tröstend:
O trauert nicht um uns! Ein schöner Tod
Hat uns empor zum ew'gen Licht getragen.
Und ist beendet dann die Kriegessnot,

Und tausend Glocken künden: Friede, Friede!
Dann kündet auch der Tapfern Heldentum
Und weint nicht mehr. Denkt dran, daß wir gestorben
Für Deutschlands Ehre und zu Deutschlands Ruhm.

ant? Wenn er starb im Stollen einer hoffnungslosen Arbeit? — Da stand er nun im Dunkel seines Werkes. Bei dem Gedanken, daß er vorher sterben könnte, hielt sein Werkzeug und sein Herz ein mit Schlagen — sekundenlang. —

Da! — Was war das?

„Krad — krad — krad...“ Ein leises Klopfen in der Ferne unter Bergestiefen. Ein Klopfen vor ihm —

„Ich komme dir entgegen...“, jubelte es in ihm, und seine Hade klang. Die Funken stoben und erleuchteten den engen Stollen mit der Hoffnung.

Freilich wußte er als Forscher in den Tiefen, daß jenes Antwortklopfen noch aus weiter Ferne kommen konnte. Daß der Schall da drunten trog, wenn ihn Gesteine auf dem Rücken trugen.

Daß er dennoch sterben konnte, ehe beide Haden aneinanderkürzten.

Doch was lag daran — er war der erste, der es hatte klopfen hören aus dem Reich der toten Dinge. Er konnte ruhig sterben, da er dieses Klopfen mit ins Grab nahm.

Und so fraß sich seine Hade unermüdlich weiter in das Herz des höchsten Berges, der die Menschheit trennt von der Materie. Zoll um Zoll biß sie sich in den Berg und hallte in der Nacht. Je mehr sie vorwärts rückte, um so mächtiger und höher wucherte die Last des Berges über ihm. Es ward so schwül und heiß. Er konnte kaum mehr atmen. Die Stollendecke schien herabzukommen. Sie wollte ihn erdrücken. Ihm schwindelte. Sein Werkzeug fiel zu Boden. Er legte sich zum Sterben nieder.

Da — ein Klopfen. Nein, das war kein Klopfen mehr, ein Getöse war das. Der Berg stürzt ein, der Berg zermalmt ihn! —

Wachte er. Jetzt wieder dieses Dröhnen. Nein, das war keine Täuschung. Das war der Jubelschall der Hade von der andern Seite. Der Hade, welche gleich die letzte Mauer brechen würde. —

Wie riß es den Erfinder aufwärts. Wie schlug seine Hade Antwort gegen die letzte Felsenwand. Schlag von hier und Schlag von drüben — schnell und immer schneller — ein Trommelwirbel wurde draus — es ging zum Sieg, zum Sieg nach tausend Niederlagen.

Jetzt wuchs der Trommelwirbel zum Choral, und jetzt — ein letzter Schlag von hüten und von drüben: Zwei Haden kürzten aneinander. Ein Loch brach aus. Zwei Welten blickten durch dies Loch einander in das dunkle Auge. Fort mit der Hade!

Der Erfinder hob den Arm und tastete im Finstern nach der Öffnung. Der Erfinder streckte seinen Arm hindurch — hinein ins

Reich der toten Dinge. Des Erfinders Hand öffnete und schloß sich suchend in dem andern Reiche: „Hand, wo bist du? Hand, wo bist du, die die andere Hade schwang?“ —

Und siehe — da umschloß des Erfinders alt gewordene, zitternde Hand eine andere Hand. Seltsamer Drud auf müden Fingern — ein Blutstrom lief ihm von den Fingerspitzen bis ins alte Herz — und an dem Händedrud starb er. —

Das war an dem Tag in der Stunde, wo es an des Erfinders Werkstatt klopste — wieder klopste...

Als kein „Herein!“ erklang, drückte eine Hand die Klinke nieder, und des Erfinders Wettbewerber trat herein.

Er blickte sich um. hm, das dort also war die Flugmaschine, an der sein Nebenbuhler seit so vielen Jahren schaffte?

Werkwürdig sah sie aus. Blau, ganz blau. Das war ja Stahl. Und diese sonderbare Form. Vogelartig. Nein, nicht vogelartig, das war ein Vogel, aus blauem Stahl ein Vogel. Schwingen, Kopf und Krallen — auf und ab ein Vogel. Und da, die beiden Augen aus unbekanntem Material — wie gespenstisch diese Vogelaugen glänzten.

„hm, eine Spielerei? Ich habe mir's gedacht. Und daran hat der Mann die Jahre her geschafft? Bildhauer hätte dieser Träumer werden sollen oder so was Ähnliches, aber kein Erfinder. Zum Erfinder war er doch nicht klar genug.“

Er trat näher an den blauen Vogel.

„Diese eigentümlichen Gelenke. Was hatten sie für einen Zweck? In dem blauen Stahl das Geäder, was hat es zu bedeuten?“ Er untersuchte weiter:

„Das Ding soll eine Luftschraube sein? Kein üble Einbildungskraft — das sieht fast aus, als wär's ein Herz.“ Er bückte sich.

„Natürlich — hab ich mir gedacht — ein Benzinbehälter, der ist überhaupt nicht da. O du Träumer, du Schwärmer —“

Er stupte. Wo war der Erfinder eigentlich? In seiner Werkstatt schien er nicht zu sein. Die barg nur sein Werk und eine Anzahl seltsamen Gerätes. Jedoch dort hinten in der Ecke, neben einem Arbeitstische — was lag da auf dem Boden?

„Großer Gott, das war ein Mensch — das war der Träumer, der Erfinder selbst — und — tot!“

Er blickte in ein wunderbares Antlitz. Durchgeistigt und zersurcht, zerpflügt und — lächelnd. Im Tode lächelnd? Was für ein sonderbarer Tod. — Lange sah er hin. Und dieses Mannes Lebenswerk, es sollte nur ein Spielzeug sein? Wieder ging er an den blauen Vogel dicht heran.



Gedächtniskapelle für unsere Gefallenen auf dem Friedhof in Werwicq (Westflandern).



Eine Feldpoststation mit soeben eingetroffenen Postsäcken inmitten des Waldes.

Phot. R. Semmel.



Vom bulgarischen Kriege gegen Serbien: Höherer bulgarischer Offizier bei der Befehlerteilung während des Gefechtes.

„Wie klein dies Flugzeug war. Kaum größer als ein großer Adler. Als ob eine solche Flugmaschine einen Menschen tragen könnte. Natürlich hatte dieses Phantasieprodukt nicht einmal einen Sitz —“

Er reckte sich. „— hm, da droben in dem Leib des Vogels, gerade über diesem eigentümlichen Herzen war doch ein schmaler Sitzplatz eingelassen, groß genug, um einen Flieger —“

Der Eifer seines Handwerks hatte ihn gepackt. Er vergaß, daß ein paar Schritte weit ein Toter lag. Er war hinaufgelleitert und hinein. Er saß im Leibe des blauen Vogels.

„Prächtig“, sagte er, „als wäre dieser Vogelkorb um meine Lenden angegossen, schade daß es nur ein Spiel —“

Er stotzte. Eine leichte Erschütterung war von dem Vogelkorbe ausgegangen.

„Na, das Ding fällt um? Ich will doch lieber wieder —“

Er stützte seine beiden Hände links und rechts auf blauen Stahl, um sich herauszuschwingen.

Ein zweiter Ruck — ein dritter — er flog auf seinen Sitz zurück. „Zum Teufel auch, was soll das sein?“ Er hatte sich bestürzt nach dem Toten in der Erde umgesehen, als spiele der im Tode einen Schabernack; — lächelnd blickte des Erfinders entschlafenes Gesicht zurück. Es schauderte ihn.

„War das eine Hexerei?“ — Ein Bittern pflanzte sich vom Vogelkörper durch seinen Leib. Unter seinen Füßen begann etwas zu schlagen — des blauen Vogels Herz. Er fühlte plötzlich, wie wunderbare Ströme eines unverständenen Lebens seinen Sitz umkreisen. „Großer Gott,“ schrie er, „der Vogel lebt! Der blaue Vogel lebt!“

Des Vogels Eisentrallen stampften auf den Boden. Des Vogels Krallen gingen über den Boden. Stühle fielen um, Werkzeuglästen schlugen auf die Erde. Mirrend stieß des blauen Vogels Eisenschnabel die halb offene Tür weit auf — zwängte sich hindurch — stand auf dem Hof in heller Sonne. — Schredensfarr saß ein Mensch im Leibe des blauen Vogels und konnte sich nicht rühren. —

Fenster gingen auf. Leute liefen her.

„Was ist? Was ist?“

„Ein blauer Vogel läuft im Hof herum.“

„Das ist kein Vogel. Das ist eine Flugmaschine.“

„Da sitzt ein Mensch darin. Was will er?“

„Er hebt die Hände. Er will heraus.“

Da war das Flugzeug durch die Einfahrt durchgelaufen.

„Seht, ach seht — die Flugmaschine hat gar keine Rollen! Füße hat sie — Krallen, wie ein wirklicher Vogel!“

Da stand das Flugzeug auf der Straße. Die Leute schrien, die Kutscher hielten ihre Wagen an. Ihre Pferde zitterten. Polizei kam an. Ein berittener Polizist spornte sein Roß durch die zurückweichende Menge, wollte auf das Flugzeug zureiten.



Der Adlerjäger Leo Dorn, gestorben im Alter von 80 Jahren zu Kempten in Bayern.
Dorn, eine besondere Erscheinung von ursprünglichem Gepräge, war lange Oberjäger im Dienst des Prinzregenten Kuitpold von Bayern, Phot. Verl. J. L. G. S.

Plötzlich stand das Pferd wie festgewurzelt mit schief zurückgestreckten Beinen. Schweiß brach ihm aus. Vergebens spornte der Polizist und schrie.

Auf einmal aber hörte er zu schreien auf. Er hatte dem blauen Vogel in die Augen gesehen. Die starrten ihn an wie die Nebaugen eines Adlers. Die brachten ihn zum Schweigen.

Auf einen Schlag war Raum geschaffen in der aufgeregten Straße für den Wundervogel. Es formte sich von selbst eine Gasse. Wie wenn ein König auf Besuch kommt.

Schnurstracks lief der blaue Vogel mit dem Gefangenen auf seinem Rücken eine Strecke auf dem freien Mittelstück der Straße, stumm und starr bewundert von den dicht gedrängten Menschen links und rechts. Dort drüben dehnte sich ein großer, freier Platz. Auf diesen steuerte der Vogel zu.

Jetzt war er da. Jetzt blieb er stehen. Jetzt — wahrhaftig, er wendete den Kopf nach rückwärts. Seine Vogelaugen starrten dem bleichen Flieger ins Gesicht. Der schrie, daß es über den Platz hingellte.

Jetzt nahm er einen Anlauf. Auf die Seite legte er sich halb — die zappelnde, schreiende Menschenbürde warf er ab. In die Lüfte hob er sich —

„Der Eisenvogel fliegt — der blaue Eisenvogel regt die Schwingen!“

Seine Flügel rauschten — auf und nieder gingen seine blauen Fittiche. Wie ein Adler schoß er aufwärts. Kreuze zog er über ausgestreckten Hälsen, über schredensbleichen Menschen. Enger wurden die Spiralen. Höher stieg der blaue Vogel, höher — sein blaues Stahlgefieder flirrte blinkend über der erschrockenen Stadt — höher, immer höher, geradeaus der Sonne zu. —

Eine deutsche Frau. Kriegsskizze von Marie Nissing.

Gin schönes, großes Krankenzimmer. Die Vorhänge zugezogen. „Gratuliere, gnädige Frau, alles ganz vorzüglich gegangen. Solch tapfere Patientin lob ich mir, deren gibt's nicht viele.“ Freundlich reicht der Arzt der jungen Frau die Hand. „Ein Bube, gnädige Frau. Nun aber geschlafen.“ Noch ein Kopfschneiden, und der alte Sanitätsrat hat behutsam die Türklinte hinter sich ins Schloß gedrückt.

Nun war sie allein. Schlafen? Bei so viel Glück. Ein Bube, ein Bub war's also. Gert sollte er heißen, genau wie ihr großer Gert. Ob er's wohl schnell zu wissen bekommt? Sie greift nach seinem letzten Brief; heute morgen angekommen. Es geht ihm noch gut.

Wie sollte es auch nicht. Wie können ihm denn Granatfeuer und Kugeln etwas anhaben? Ihrem Gert, den sie so lieb hat, so lieb; sie lächelt leise, ganz leise, ja so lieb. Er muß doch wieder kommen. Muß doch ihren Buben sehen, seinen Buben. Ob er's sich wohl heute denkt, heute?

Ach, sie waren so glücklich gewesen, sie beide, Gert und sie, zwei Jahre so glücklich. Dann war es plötzlich gekommen, der böse Krieg, und hatte sie auseinandergerissen. War das schmerzlich gewesen, sein Abschied. Drei Tage nachher war er einmal zurückgekommen, Truppen abholen. Da hatte sie plötzlich seine Stimme unten im Haus gehört. Gott, war sie die Treppe hinuntergestiegen, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Und unten, ja da hatte der Gert sie aufgefangen, ganz erschreckt, ganz behutsam. Aber Marie, unser Bub!

Und nun war er da, der Bub. Wie sich Gert freuen wird.

Ein Bub. Was war denn heute? Der Dreizehnte. Hul! der Dreizehnte! Dreizehn, Unglückszahl. Ach was, sie wollte doch nicht abergläubisch werden. Gert würde sie ja auslachen, sein sonst so vernünftiges Frauschen. Warum ihr nur auf einmal so eigen wird? Wie das auch draußen regnet. Da schreit nebenan der Bub, sie horcht, nein, so eine Stimme. Na, der große Gert würde sich wundern. —

Nun hatte sie sich wieder erholt. Zehn Tage war ihr Bub nun alt. Und zehn Tage keine Nachricht von ihrem Gert. Sie steht am Fenster und preßt die heiße Stirn gegen die Scheibe. Wenn nur — nichts —. Es wird ihr so eigen. Herr Gott! nein, nein, nur nicht. Und dann kniet sie plötzlich am Bettchen ihres Liebling. „Lieber Gott!“ ringt es sich verzweifelt von ihren Lippen, „du darfst ihn uns

nicht nehmen, Bubi, er darf nicht.“ Da, es klingelt. Der Briefträger — Endlich, endlich. Wie, nicht seine Schrift? Mit einem wilden Rud reißt sie den Brief auf. Sie liest, liest wohl ein Duzendmal. ja, was denn? Châlons — Franzosen Angriff zurückgeworfen — Tapferkeit — Eisernes Kreuz — und — ja — ja — sie hatte es doch gelesen. Gefallen — Gerhard Willinger gefallen — gefallen am 13. Januar. Just am Dreizehnten. Sie muß fast lachen. Ja, wahrhaftig, und jetzt lacht sie wirklich, lacht ganz laut, gellend. Ein bißchen verächtlich klingt's, ein bißchen wild. Und, ein stechender Schmerz, da in der Schläfe. Sie streicht langsam mit der Hand darüber, langsam,

und dann noch einmal, als wollte sie dort etwas fortwischen. Und dann wird sie ruhig, unheimlich ruhig. So sitzt sie Stunde um Stunde, Tage, still, ganz still. Nur die Augen, die schönen, großen, grauen, die ihr Gert so lieb gehabt, die so schelmisch dreinschauen konnten, die stieren irr und glanzlos ins Weite, Leere. —

Und wieder brachte der Postbote einen Brief. Von seinem Freund ihr zugesandt. Seine letzten Grüße an sie. Ganz mechanisch öffnet sie:

Meine liebe, liebe Marie!

Erschrick nicht — ich bin verwundet. Brustschuß — ich glaube — ich sterbe — Marie. Meine nicht, Liebste, — wir haben uns zu lieb gehabt — wir waren zu glücklich. Liebste, ich sterbe gern fürs Vaterland — und ja auch für dich — für unsern Bub. Gert, Marie, ein Bub? Vielleicht heute — gerade heute? Ist er blond und blau-

äugig wie sein Vater? Rosig und sonnig wie du? Grüße ihn von seinem Vater — Marie. Und du, Liebste, sei stark — eine deutsche Frau — pflege ihn gut, unsern Bub — du weißt —

Da hatte ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen.

Langsam erhebt sie sich, und dann kniet sie am Bettchen ihres Kleinen. Ja, blond und blauäugig wie sein Vater, rosig und sonnig, und da kommen ihr die Tränen, die erlösenden. Sie weint, lange, lange. Doch plötzlich steht sie auf, wirft den schönen stolzen Kopf zurück. „Nein, lieber, süßer kleiner Gert, deine Mutter soll sich nicht schämen müssen vor dem Tapferen, dem Toten.“ Und sie küßt leise den kleinen Mund. „Ich pflege ihn gut, seinen Buben.“ Stolz steht sie da — groß und schlant — eine deutsche Frau.



Reste einer zerstörten Kirche in einer Ortschaft Westflanderns.

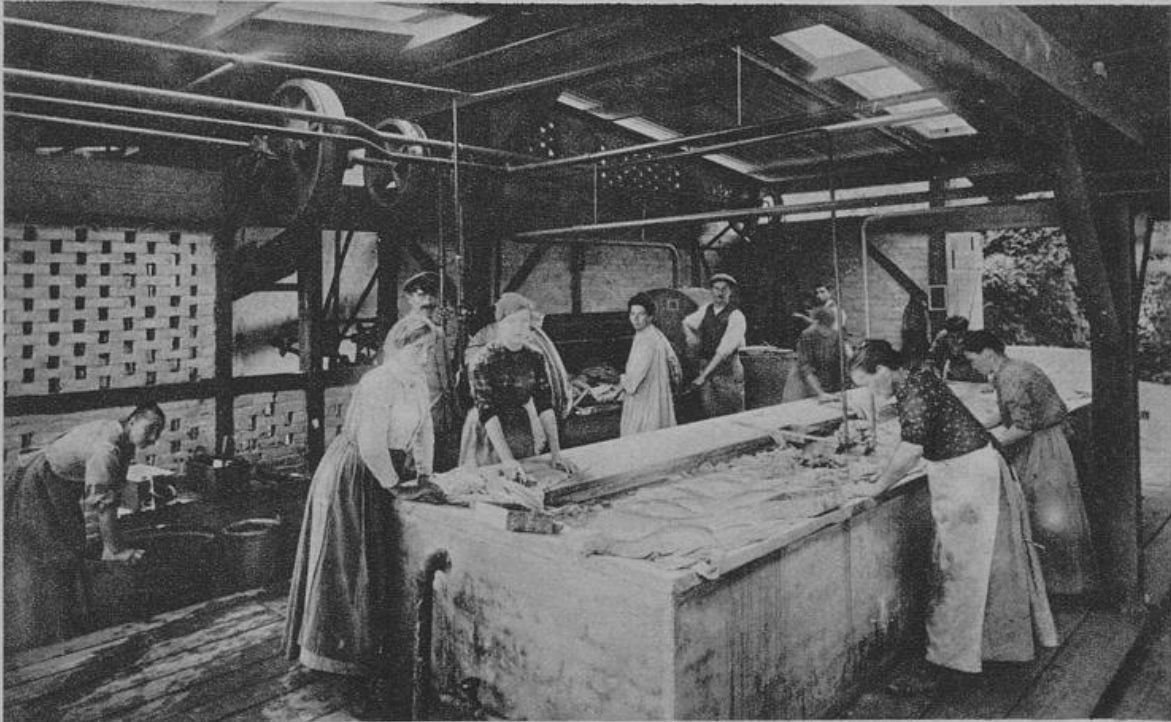
Eine Militärwäscherei für unsere Feldgrauen in Feindesland.



Militärwäschanstalt einer Reservedivision in Frankreich.

Hofphot. Oscar Tzellmann.

Solche Anstalten wurden überall dort, wo Stellungskrieg herrscht, hinter der Front errichtet. Die als Arbeitskräfte eingestellten Frauen der Zivilbevölkerung erhalten einen angemessenen Tagelohn.



Blick in einen Arbeitsraum der Militärwäschanstalt.

Hofphot. Oscar Tzellmann.

In dieser Anstalt wird die Wäsche für zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mann gewaschen. Die männlichen Arbeitskräfte sind gleichfalls der französischen Zivilbevölkerung entnommen.

Internierte Engländer in Ruheleben



Internierte Engländer holen sich ihr Mittagessen. Im Hintergrunde die zu Wohnungen umgebauten massiven Ställe.
Phot. H. Grohs.



Blick in eine Negerbarade des Internierungslagers.

Phot. H. Grohs.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 48.

Düsseldorf, 27. November

1915.



Von der Allerseelenfeier auf dem Heldenfriedhof in Gorlice: Der türkische Imam hält in türkischer Sprache seinen Helden einen Nachruf.

Welt-Press-Photo

Der Feier wohnten als Vertreter der verbündeten Mächte der Festungskommandant von Krakau, Feldmarschalleutnant Brandner, sowie der Kommandant des Kriegspressequartiers, General Ritter von Hoen, bei, in Vertretung des Deutschen Kaisers Oberstleutnant von Sahlke.

Drei Wellen zum Herzen hin.

Von Kurt Sorrinth.

„Und wenn sie kommen?“
„Wir bleiben!“ entschied der Mann ruhig, fest.
Dann prallten ihre Blicke ineinander, für einen kurzen Augenblick. Die Frau versuchte den Augen ihres Mannes standzuhalten; ihr Blick irrte ab, ging wie suchend umher und blieb an ihrem Kindesthaften, das leise vor sich hinstummend am Boden spielte. Ihr Mann verstand.

„Und doch,“ sagte er — und sprach, als sei dies die Antwort auf eine lange Rede — „und doch werden wir bleiben! Uns kann nichts geschehen.“

„Ich fürchte mich“, — murmelte die Frau, und ihre Hand zitterte leicht. „Ich fürchte mich —“

„Und wegen dieser Furcht soll ich nun anspannen, verladen, was notdürftig zu verladen ist, und fortfahren, wieder ins Ungewisse, mit dem Gedanken: nun suche eine neue Heimat; suche einen neuen Ruheplatz! — Fort in die Welt soll ich wieder? — Maria, ich habe mein Häuschen lieb und die Erde, worauf es steht, und den Wald, und den Himmel über seinem Dach —“

Er schwieg — und begann leise wieder, indem er ihre Hand nahm und sie vorsichtig streichelte wie eine zarte, zerbrechliche Kostbarkeit:

„Wie können wir je diesen stillen Hafen verlassen, in den unsere Lebensschiffe eingelaufen sind, die doch so morsch und müde waren? — Weißt du es denn nicht mehr, Maria? — Nicht mehr, wie wir umbraust waren von wirbelnden Meeren der Welt, untergetaucht waren in den Strom, der uns mitriß, der uns vernichten wollte — auf ewig? — Waren wir nicht schon Verlorene, verloren an die bunte, rätselvoll lockende, schillernde Welt? Wir waren verstrickt in unentwirrbare Netze und Bande. — Aber daß wir uns lösen konnten, Maria — uns befreien, alles zurücklassen konnten — Maria —“

Leuchtender Schein war in seinen Augen.

„Wir haben dennoch die Kraft zur Tat gehabt und haben unser Bestes errettet, das uns verloren gehen wollte in dem jagenden Treiben. Weißt du's nicht mehr? — Und wir kamen hierher. — Sind Jahre vergangen, war es gestern? Der Tag ging zu Ende — Maria — denk' an die Stunde — der Tag ging zu Ende, und hinter dem Wald sank die Sonne. — Noch hing ein goldener Schein in den Wipfeln der Bäume als Strahlenkranz — wie eine milde Krone von Gold — von Frieden und Märchenstille ein tröstendes Sinnbild. Auf der Landstraße zog langsam unser Wagen dahin, der uns barg und das Wenige, das wir uns gerettet an Hab und Gut. — Wie wir das sahen: den Wald und die sinkende Dämmerung — wie wir das hörten: das leise Rauschen und Singen und Raunen in den Bäumen — und dann das Häuschen erblickten, unscheinbar, verlassen und doch so heimelig und wie träumend in einer großen, feierlichen Abendstille — dachten wir da nicht beide: hier ist wohl sein — denn hier ist Frieden? — Wir haben uns ein neues Leben glückvoller Ruhe erbaut; — sanft wie geruhiger Strom floß unser Sein uns dahin — fließt uns dahin, stille den Meeren des Untergangs zu. — Und nun dies alles wieder verlassen? Und nun wieder fort aus der Stille, hinein in das laute Treiben, hinein in die Welt? — Laß uns bleiben, Maria — fürchte dich nicht!“

Sie erwiderte den leisen Druck seiner Hand. Sie sah ihn lange an. Durch die Stube flog das Schweigen. —

„Es ist — Krieg.“

„Wir haben keinen Anteil daran, keinen Anteil mehr an den Geschäften der Erde.“

„Lösest du dich — so sehr?“

Sein Kopf fuhr empor, und seine Stimme war dunkel.

„Du — nicht, Maria?“ Sie wandte sich ab.

„Die Russen kommen. — Ich fürchte mich — fürchte für dich — für mich — für — unser Kind —“



Zur Eröffnung der ersten deutschen katholischen Volksschule in Belgien.

Im Heim der Schwestern vom armen Kinde Jesu in Antwerpen befindet sich die Anstalt. Als Vertreter der Militärbehörde nahm General Freiherr v. Bodenhausen, Kommandant von Antwerpen, als Vertreter der deutschen Zivilverwaltung Generalkonsul v. Schnitzler und als Vertreter des deutschen Schulwesens Direktor Dr. Gaster von der deutschen Oberrealschule in Antwerpen an der stimmungsvollen Eröffnungsfeier teil. Garnisonsparrer Hüter hielt die Begrüßungsansprache, Dr. Gaster die eigentliche Festrede, P. Rektor Achilles sprach das Schlußwort. Zustande gekommen ist die erste katholische Volksschule in Belgien durch das Entgegenkommen der deutschen Reichsregierung und durch die Unterstützung der Zivilverwaltung und des Referenten für das Schulwesen, Justizrat Trimborn.

„Was kann uns geschehen, wenn wir stille sind und uns nicht kümmern um das, was draußen geschieht? Hier ist meine Heimat — hier ist mein Vaterland. Wir bleiben, Maria.“ Er streckte ihr die Hand entgegen, die sie nahm und in die ihre presste. Er streichelte den blonden Kopf seines Knaben. „Hier ist — Glück.“ Dann verließ er die Stube.

Draußen schlummerte ein Wintermittag in lässlicher Ruhe. Raufreif lag auf den Bäumen und Sträuchern und den Gräsern am Weg. Hart und gefroren waren die Pfade. Der Mann blinnte um sich. „Hier ist meine Heimat.“ — Und sein Herz ward ihm weit und schlug doch still und ruhig im schönen Gefühl seines Glücks. War wirklich Gefahr? — Konnte dies alles zerstört werden? — „Wenn ich mich doch um nichts kümmere?“ dachte er in halbem Trost. — „Meinen kleinen Kreis friedvollen Lebens will ich mir erhalten, will nicht teilhaben an dem selbstgewollten Schicksal der Großen, der Völker der Erde. Nein will ich bleiben. Ich will ich bleiben. Mir kann nichts fehlen.“ — Dann sann er den Geschäften des Tages nach. „Ob ich noch gehe, Holz zu brechen im Wald?“ Er lehnte um und begab sich ins Haus.

„Wo ist die Axt, Maria?“ — „Schau nach in der Küche. Dort muß sie liegen, im Verschlag.“ Er fand sie, schob sie in den Gürtel und wandte sich wieder hinaus. Aber sein Blick blieb sekundenlang hängen an seinem Bild, das ein Spiegel zurückwarf. — Eine große, breite

Gestalt, gekleidet in grobes Tuch und mit langem Bart, einen Gürtel um die Lenden, aus dem der roh gehauene Stiel der Axt hervorstach. Ein wenig wild sieht's schon aus. — Er lächelte; denn er dachte an früher. — O, früher! — Wie lang war das nun nicht mehr? — Und wer hätte ihm damals

gesagt, daß er sich einmal so sehen werde, sich selbst, den etwas müden und nervösen Künstler, den eine Mode erhoben hatte auf goldenen Thron, der zuhause war in allen Salons, auf jedem spiegelnden Parquet, — eine Zierde der Gesellschaft, die ihn hielt wie ein Wundertier, von jedermann zu bestaunen, von jedermann begehrt als prächtigstes Ausstattungsstück seines Zirkels. — Er lächelte. Er nickte seinem Bilde zu. Ich bin im Glück, dachte er, und nichts kann mir fehlen. — Er schritt hinaus, stand in der Tür. Da — Pferdegetrappel? Woher? — Es schien von links zu kommen. Sollte schon —? — Nein, keine Russen. — Von links? Nein. — Er tauchte angestrengt. Näher und näher kamen die Laute — jetzt schon Rufe — ganz nahe. Ah — dort, wo der Wald sich lichtet, sprengten Ulanen heran — preußische Ulanen, vier Mann und ein Leutnant. Eine Patrouille, dachte er; und ein Gefühl des Unbehagens überkam ihn. — Ja, nun fühlt man sieht man es selbst, was bis jetzt nur Sagenhören war: es ist Krieg! Die

Ulanen ritten vorüber. Schlante, sehnige Gestalten, frische Gesichter, ein frohes Lachen um den Mund. Und alle noch jung. —



**Frisches Trinkwasser für unsere Truppen im Westen:
Bau einer Wasserleitung dicht hinter der Front bei Ypern.**

Phot. S. Gerlach.



Eine Ortskommandantur im Zirkuswagen hinter der Front bei Ypern.

Phot. S. Gerlach

Fast ohne zu wollen, hob er die Hand und grüßte hinüber. Ein Nicken und lachende Worte flogen zu ihm her.

Schüt' euch Gott, ihr lieben, braven Jungen. —

Dann klang ferner der Hufschlag — der Wald schlug zusammen — sie waren vorüber. —

Er legte die Axt nieder an den Fuß des Baumes, der mit seinem mächtigen Laubdach das Haus überschattete, und begab sich noch einmal hinein.

„Sahst du die Reiter, Maria?“ Sie nickte.

„Deutsche Reiter — deutsche Soldaten.“

Seltfam leuchtete ihr Auge.

„Warum sprichst du dies so inbrünstig aus, fast wie ein Gebet?“

fragte er erkraunt.

Sie sah ihn an.

„Sind's denn nicht unsere Brüder?“

Sie waren beide emporgesprungen und starrten sich an; drängten dann hinaus in die Tür und spähten ins Weite.

„Sie kommen — sie kommen!“ —

„Still! — Was können sie von uns wollen?“ — Und dann sprach sie zitternd den Gedanken aus, der auch in ihm war, den er sich nur noch nicht eingestanden:

„Die armen, jungen Reiter —“

Hufschlag am Boden. „Sie sind's — die von eben —“

Und sie kamen herangesprengt in rasender Jagd.

„Eben — war noch einer mehr,“ jagte der Mann dumpf.

Sie rasten vorüber — dann — der junge Leutnant riß sein Pferd herum, daß er im Sattel schwankte — und hielt vor dem Haus.

„Wasser!“ Die Frau lief ins Haus. — „Sie bluten —“

„Sind angegriffen worden — werden verfolgt — keine Verwundung — nichts weiter. — Nur Wasser —“



Franzosen in einem Gefangenenlager beim Mittagessen.

Phot. W. Miesler.

Lange dachte er nach über das Wört, während er wie träumend sein Kind zu sich emporhob und in den Armen wiegte.

„Unsere Brüder? — Sind wir denn nur Teile eines Ganzen, Maria? Hast du in all den Jahren nicht gelernt, dich selbst — nein, uns drei hier als ein Ganzes zu fühlen, losgelöst vom andern, nur in sich selbst bestehend? Hat dich der dumpfe Waffentärm der Welt so sehr erschreckt und umgewandelt?“

Sie aber antwortete nicht. Und wieder war ein großes Schweigen zwischen ihnen.

Dann — in der Ferne ein dumpfer Schlag. — Ihre Augen sprangen zu einander. „Nun — ist er dennoch da —“

„Maria — was?“

Sie hob die Hand und fuhr dann über die Augen: „Der Krieg.“

„Fürchte dich nicht — es ist nichts —“

„Da — und da — und da! Hörst du? — Ist das nichts? — Schüsse — und wieder — und noch einmal!“

Da kam auch schon die Frau wieder und reichte ihm den Becher hinauf. Hastig hob er ihn zu sich, verschüttete den Inhalt halb und trank ihn gierig leer. „Ich danke!“

Hand flüchtig empor — dem Pferde die Sporen — klapp, klapp, klapp — der Boden halte — und dann war er verschwunden. —

„Wie?“ — „Sie wurden überfallen,“ sagte er zu ihr und wollte sich wenden. Aber die stumme Frage ihrer Augen ließ ihn nicht los.

„Ja — und werden nun verfolgt —“

Da ging ein Beben durch ihre Gestalt.

„Nun — ist's so weit,“ murmelte sie. „O mein Gott!“ —

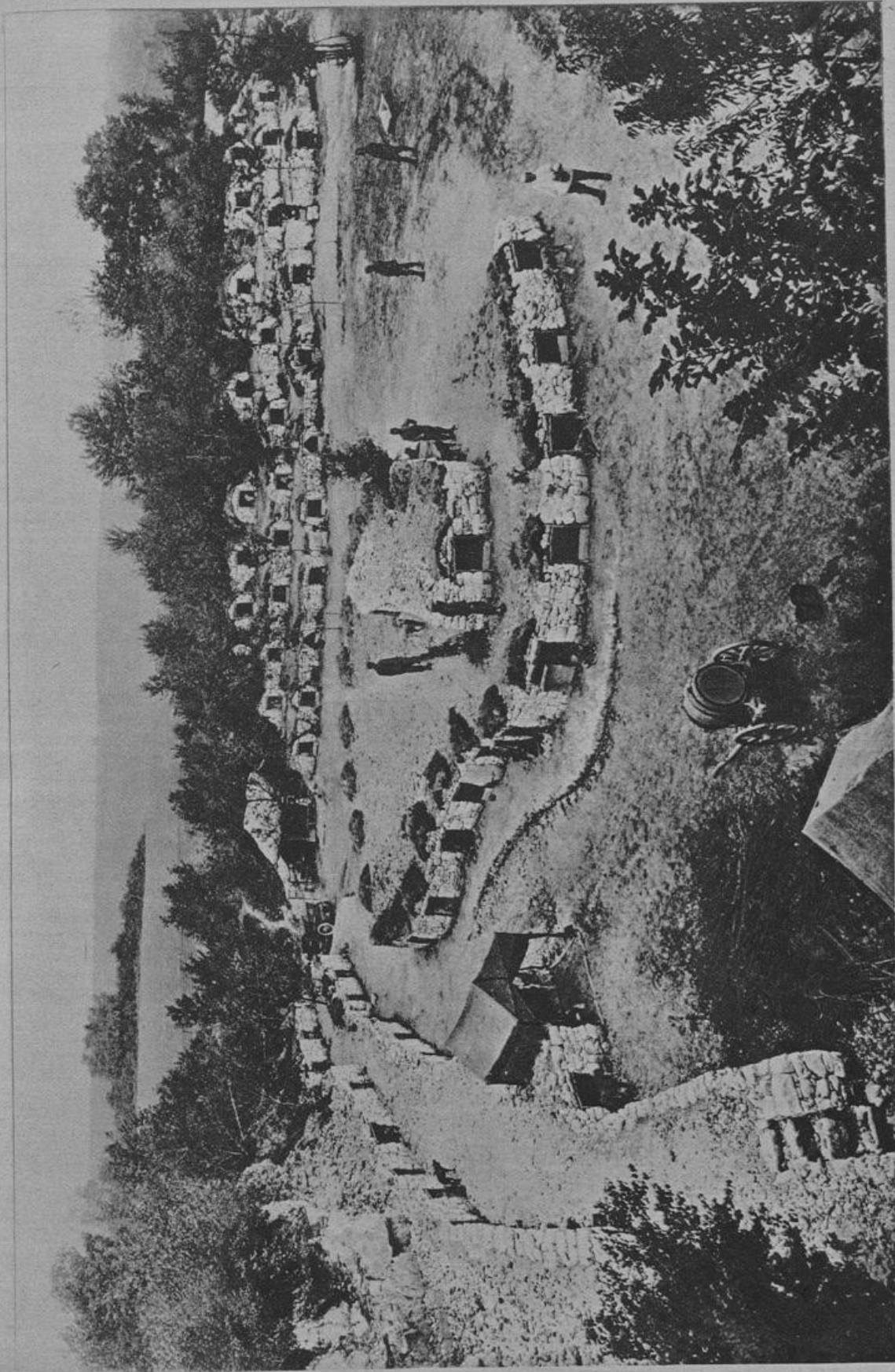
Er nahm ihre Hand und führte sie ins Haus zurück.

„Geh nur hinein!“

Er selbst schloß die Tür, verriegelte, legte von innen die Kette vor.

„Und doch — was hilft es, wenn —“

Er lächelte. — Nun hat sie mich wahrhaftig angestekt mit ihrer Angst, dachte er und folgte ihr in die Stube.



Ein Lager für französische Sanitätshunde: In Fels gehauene Höhlen für die Hunde der Sanitätstruppen hinter der französischsten Front.

„Wir wollen uns nicht fürchten. Auch die Russen sind schließlich nur Menschen. Warum sollen sie denn uns friedliche Leute gleich niedermeyeln?“

Aber sie lächelte nicht, saß stumm auf ihrem Stuhl und starrte vor sich hin.

Wieder kam Hufschlag aus der Ferne. Beide hörten ihn. Doch die Frau hob kaum den Kopf. — Er ward unruhig. — Sie werden vorüberreiten, dachte er. — So, nun —

Nein, sie hielten! Mein Gott, was soll nun werden?

Ein dumpfer Schlag dröhnte gegen die Haustür. Die Frau stieß einen Schrei aus.

„Öffne! — Um Gottes willen, öffne! — Daß nicht Schlimmeres geschieht!“ Noch ein Schlag; Rufe von draußen; ein Schauer von Kolbenhieben, daß das Häuschen erzitterte.

„Mach auf! Mach auf!“ Das Kind begann zu weinen.

„Mach auf — oder ich gehe selbst!“

Er ging aus der Stube; war nun ganz ruhig, fast seltsam heiter. Er schloß auf, schob Riegel und Kette zurück, öffnete und trat unter die Einlaß Begehrenden. „Was wollen Sie?“

Vor sich sah er zehn, fünfzehn Kosaken auf ihren Pferden; ein Offizier bei ihnen. „Hierher!“ schrie ihn der auf Deutsch an. Und schon packten ihn zwei, die abgestiegen waren, roh am Arm und stießen ihn vorwärts. Der Offizier musterte ihn durchdringend.

„Hast du die verdammten Preußen gesehen?“

„Ja.“

„Du hast sie verstedt!“

„Nein!“

„Lügst in den Hals, Hund verdammter! Bist selbst so ein schuftiger Preuße!“

Ich muß an mich halten, dachte der Mann, während eine dunkle Röte sein Gesicht färbte. — Darf mich nicht wehren, sonst ist alles verloren. „Sie sind nicht bei mir!“

„Hier ist Blut. Sie haben gehalten, sind abgestiegen, sind bei dir drin. — Du wirst erschossen, Brüderchen, wenn wir sie finden!“

Dann rief er seinen Leuten ein paar Worte zu. Blitzgleich glitten sie von ihren Pferden und verschwanden im Haus.

Maria, — um Gottes willen! —

Von drinnen kam Lärm, Gepolter; kam das Rufen seiner Frau, das Schreien des Kindes.

„Maria!“ Sie stürzte heraus, das Kind auf dem Arm.

„Wir sind verloren — verloren!“ —

Und zu dem Offizier, stehend:

„Haben Sie doch Erbarmen, Mitleid! Sie sind ja nicht bei uns. Sie irren —“

Der musterte sie kühl. „Weg mit dem Weib!“

Sie ward zurückerissen.

Dann kamen die Soldaten wieder mit leeren Händen, und berichtigten. Der Offizier stieß einen Fluch aus und wandte sich zu dem vor ihm Stehenden.

„Du hast die Wahrheit gesagt; das ist dein Glück! — Sind die preussischen Wanen vorbeigeritten?“

„Ja — ja!“ riefen beide zugleich.

„Wohin? — Welche Richtung?“

Schon wollte er antworten; da fühlte er den Blick seiner Frau; dachte er an ihr Wort: sie sind unsere Brüder. — Eine warme Welle floß zu seinem Herzen hin. — Nein, ich darf sie nicht verraten. — Unsere Brüder — „Ich weiß es nicht.“

„Hast eben gesagt, du hättest sie gesehen! — Wo ritten sie hin?“

„Fest bleiben.“

„Ich weiß es nicht.“

„Und du?“ — Der Offizier hob knirschend die Faust.

Einen Blick sandte die Frau zu ihrem Mann herüber.

„Ich weiß es nicht.“

Der Offizier wurde blaß vor Wut.

Er rief seine Soldaten an.

Und schon richteten sich ihre Gewehrläufe auf das Paar.

Da winkte er ab, schrie einige Worte. Und nun — es ging schnell, wie der Blick herniederzuckt — sie rissen das Kind aus den Armen der Mutter — stellten es an einen Baum — hoben die Gewehre. —

Ein fürchterlicher Schrei. —

„Halt! — Halt!“

Der Offizier lachte. „Wo ritten sie hin?“

„Da —“

Aber der Mann vermochte es nicht zu Ende zu sprechen, ließ den Arm nieder sinken, der schon die Richtung anzeigen wollte.

„Ich — kann nicht —“

Der Offizier wandte sich halb im Sattel, stieß ein Kommando hervor — „Ich — ich — will — es sagen.“ —

Sie umklammerte den Arm des Offiziers. Er schüttelte sie ab.

„Wo?“

„Dort — hinaus!“ —

Und sie wies geradeaus. — Man ließ das Kind los, schwang sich auf's Pferd.



Ein Beobachtungsposten im Schützengraben.

Das Bild zeigt, in welcher hervorragender Weise die deutschen Truppen es verstehen, ihre Schützengräben auszubauen. Eigenartig ist die stagenförmige Anordnung, die einen besonders wirksamen Schutz gegen feindliche Geschosse gewährt. Die Schießscharten sind durch Körbe gebildet, die mit Erde gefüllt sind, und durch Sandfäde.

Hofphot. Oscar Teßmann.

„Wehe dir, wenn du logst! — Ein Mann bleibt hier von meinen Soldaten. Ihr entkommt mir nicht. — Fort!“

Und sie ritten davon. Einer nur blieb zurück, stand dicht bei ihnen.

„Was nun? — O Gott — was nun?“

„Still.“ —

„Nein, er kennt sicher kein Deutsch. — Aber wenn sie zurückkommen. — Du hast ihnen die falsche Richtung gezeigt. — Verloren — verloren!“ — Sie warf schluchzend ihren Arm um seinen Hals und umklammerte ihr Kind mit dem andern.

„Aber — sollte ich denn — meine eigenen Brüder verraten? — Deutsche verraten? — O lieber Gott — hilf — hilf!“ —

Er hielt sie umfangen. Tausend fiebrige Gedanken durchzudten sein Hirn. — Was tun? — Keine Möglichkeit zur Flucht? — Und töten? — Den Wächter töten? — Er schauerte zusammen. — Kein Blut. — Und doch — mein Gott — was sonst?

Da war er mit einem Schritt bei der Art, hob sie empor — und wie der Wächter sich wieder zu ihm drehen wollte — ein Schrei der Frau: „Schlag' zu!“

Die Art sauste lautlos nieder — und lautlos sank der Soldat zu Boden. — Es war geschehen.

Einen Augenblick stand er wie betäubt; dann zu Maria: „Bleib!“

In den Stall — das Pferd angeschirrt — vor den Wagen — heraus. — „Steig ein — um Gottes willen schnell — nein, nicht mehr ins Haus, nichts mitnehmen — fort, fort!“ —

Die Frau sprang vorn in den Wagen, ihr Kind im Arm. Er lief los, flüchtig das Pferd. „Bleib. Nun gilt's. Brav, brav!“

War mit einem Satz auf dem Hinterhieb — ergriff Leine und Peitsche — stand aufrecht. „Hussa! — Bliß! — Hussa!“

Die Peitsche pfiß durch die Luft — ein Ruck — die rasende Fahrt begann. Der Wagen schleuderte um die Ecke. Im Wald. Der Weg



An einem schönen Sonntagmorgen vor dem Unterstand.

Hofphot. Eberth.

Da fiel sein Auge auf die Art, die noch immer am Fuß des Baumes lag, unbeachtet. Das — das — tu ich's? — Ihn erschlagen? — Vater, der du bist im Himmel, ich muß — ich muß — Dein Wille geschehe. Ja, ich tu's!

Und wie er dies dachte, ward sein Kopf klar und seine Gedanken ruhig. Ich will es tun. Vater, hilf!

Wieder floß eine warme Welle zu seinem Herzen hin.

Ich tu's. Es ist eine heilige Tat. Wie darf ich nur an mich denken und an den Schauder der Hölle, der mich fassen wird, wenn ich es vollende. Mein Weib muß ich retten, mein Kind, mich selbst retten für Weib und Kind. — Ich tu's. Unser schönes Dreigespann soll nicht zerrissen werden.

Er ließ seinen Blick gehen zwischen seinem Weib und der Art hin. Ohne daß er es sagte, verstand sie ihn. Eine Sekunde stand sie wie erstarrt. Dann redte sie sich empor. „Tu's!“

Er stieß einen undeutlichen Laut aus. Wie der Soldat ihn schief ansah, wies er aufgeregt nach vorn. „Da — da —“

Der Soldat wandte sich neugierig, das Gewehr im Arm.

war eben, war verhältnismäßig gut, nicht allzu schmal. Der Waldboden verschlang das Rollen der Räder.

„Vorwärts, vorwärts!“ Unablässig sauste die Peitsche.

„Brav, Bliß. — Voran! — Hussa, Kamerad! — Weiter, weiter!“

Nun links. Gerade Straße.

„Spring an, Alter! — Hallo!“ Und die Peitsche flog.

„Fürchte dich nicht, Maria. Wir entkommen — sind schnell in Sicherheit.“ Die sah da, zusammengebrochen; hob den Kopf nicht; hielt ihr Kind mit klammernden Armen.

„Bliß, voran! — Hussa!“

Wann — wann sind die deutschen Posten erreicht? — Bald? — Nach Stunden? — Kein Wissen! „Voran! — Voran!“

Herrgott im Himmel, hilf, hilf, hilf in der Not! Vater, hilf in der Not! Hilf — in — der — Not!

Die Peitsche sauste unablässig. „Bliß! — Bliß! — Brav!“

Wie lang schon die rasende Fahrt ums Leben? — Kommen sie? — Kommen sie? — Weiter, Weiter! — Wann Rettung? Sein Arm, der die Peitsche schwang, schmerzte, als sei er gebrochen. Sein

ganzer Körper schwankte hin und her auf dem schmalen Brett. Aber durchhalten! — Es geht ums Leben!

Und weiter die Todesfahrt. Hilf, heiliger Gott!

Da hinten — Gestalten? — Sie sind's. Noch fern erst am Horizont — doch sie sind's. — Verloren! —

„Es gelingt, Maria. Bald — bald erreicht.“

Aber seine Stimme zitterte. Und sein Blut sang und wirbelte dämpf in den Ohren. — Vater — Vater du im Himmel —

Ein Schuß. Die Frau schrie wild auf. Er tröpfete nicht mehr, beruhigte nicht mehr. Schlug nur ein auf das Pferd, das nah am Zusammenbrechen war. Und noch ein Schuß. —

Ich seh' hinten, dachte er wirt. — Wenn's denn zum letzten kommt — mein Leib schützt sie.

Dann hörte er noch Schüsse hinter sich, aber schon wie aus weiter Ferne, vernahm Schreie, Flüche — und brach stöhnend zusammen. —

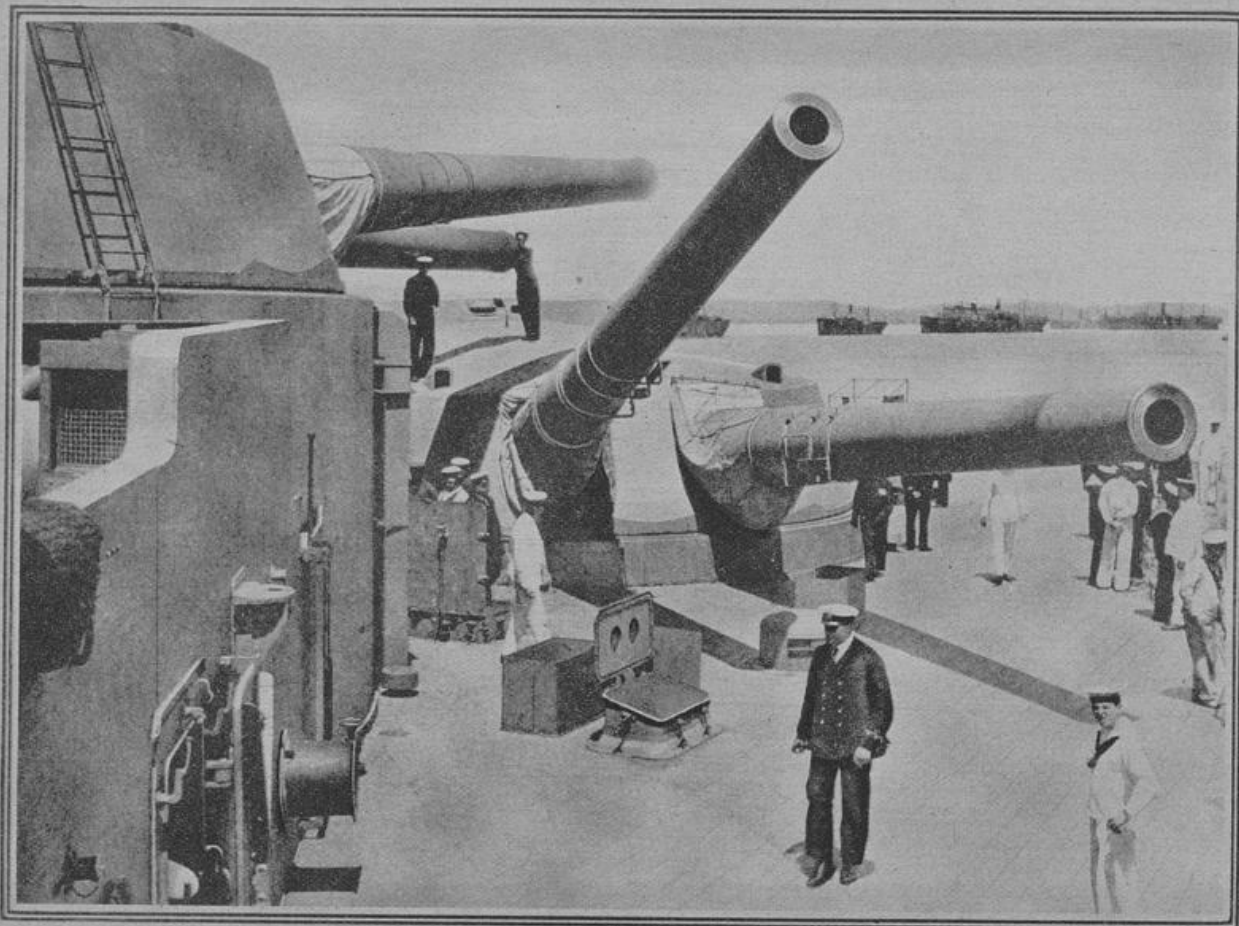
Als er erwachte nach einigen Minuten, lag er im Wagen, auf Strohh gebettet, den Arm schon verbunden. Ein Soldat führte gemächlich das Pferd an der Leine. Der junge Manenleutnant leitete sorglich seine Frau, die das Kind noch im Arme hielt.

Der Offizier sah, wie er die Augen aufschlug.

„Na,“ rief er lachend, „nun ist es überstanden. Die kleine Wunde da heilt bald. — Ihre russischen Freunde jagen kein Wörtchen mehr. Sind wohl aufgehoben.“

„Wo — geht es hin?“

„Ins Lager. Nun werde ich Sie bewirten als Dank für das Glas Wasser und“ — er ward ernster — „daß Sie uns nicht ver-



Vom englischen Schlachtschiff „Queen Elizabeth“: Bild auf einen Teil des Decks und einen der kleinen Panzertürme an der Heckseite.
Aus einer ausländischen Zeitschrift.

„Vorau! — Husfa! — Vorau!“ Da —

Er drängte den Schmerzensschrei zurück, der ihm über die Lippen wollte. — Der linke Arm getroffen. Noch stehe ich. Zähne aufeinander. Herrgott, führ' uns zum Ziel — zum Ziel — führ' uns — zum —

Und als sei der wilde Ruf seiner Seele erhört worden, tauchten Uniformen auf vor dem Wagen. — Das Pferd stürzte fast nieder, so riß er die Zügel. „Steh!“

„Wo kommt ihr her?“

„Russen — hinter uns —“ leuchte er — „zehn — zwölf —“

„Fort!“

Wieder zog der Wagen an, langsam, fast kriechend. — Er sah noch, wie sich die deutsche Patrouille seitwärts in den Wald schlug, — dachte: nun mag es gehen wie es geht — doch gerettet! — und ließ die Peitsche zu Boden sinken.

raten haben. Ja, nun werden Sie für eine Zeitlang mitgehören zu unserer großen Familie.“

Der andere schwieg; schwieg lange, als er die Worte bedachte. — Zur großen Familie. — Wie war ihm? Ob er — doch nur ein Teil des großen Ganzen war — jenes heiligen Großen — Vaterland?

Da floß zum drittenmal eine warme Welle zu seinem Herzen hin; und es zergingen die Panzer beschränkten Ichgefühls. — War er blind gewesen vordem? — Er richtete sich auf.

„Und wenn — die Wunde da geheilt, — kann ich dann — ganz gehören zu der großen Familie — als braver deutscher Soldat?“

Da lachte der Offizier ihn fröhlich an.

„Wir wollen sehen. — Wir nehmen gern jeden tapfern Mann. — Sie sind noch nicht zu alt. — Wir wollen sehen.“ Er nahm die dargereichte Hand, und fest erwiderte er ihren Druck. „Kamerad!“ —

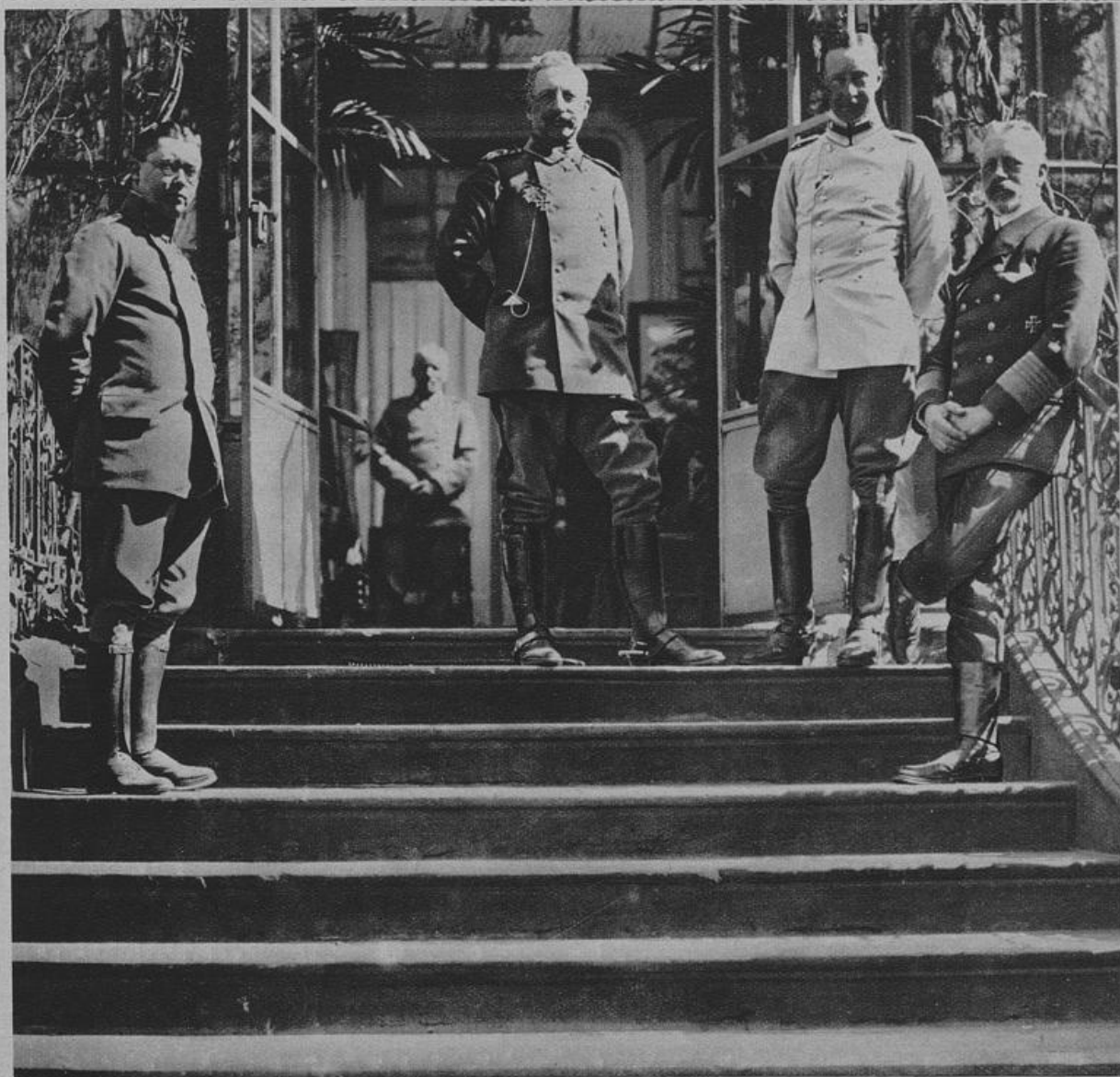
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 49.

Düsseldorf, 4. Dezember

1915.



Kaiser Wilhelm mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Heinrich von Preußen sowie dessen Sohn Prinz Waldemar im Westen.

Hofphot. G. Berger.

Die alte Schnattern.

Ein Lebensbild von Paul Alexander Schettler.

Wie, die alte Schnattern war krank? Das war ja nicht möglich. Sie, die eine so widerstandsfähige Gesundheit und eine eiserne Körperbeschaffenheit besaß, die für drei aß und für sechs arbeitete, das robusteste Frauenzimmer der ganzen Stadt trotz ihrer sechzig Jahre alt? Nein, wer die alte Schnattern kannte, konnte sie sich nicht leidend vorstellen. Sie war die Kraft, die Hilfe, die Selbstlosigkeit selber. In jeder Familie der kleinen Stadt war sie die begehrteste Person: sie half bei der großen Wäsche, beim Großreinemachen, beim Pflaumenmuskochen, bei allem, was in Häusern kleiner Städte noch gang und gäbe ist, wo weder Dampfreinigungsanstalten noch Hausputzfirmen oder Mustochfabriken existieren.

Die alte Schnattern hatte an die vierzig Jahre in jeder besseren Familie all diese Einrichtungen kraft ihrer eigenen Arbeit erfüllt. Ihre Umsicht und ihr Betätigungstrieb wurden schon geschätzt, als sie noch als ein halbes Kind bei Bürgermeisters diente. Die Frau Bürgermeister war meist kränklich, ihr Mann viel beschäftigt; dem fünfzehnjährigen Dienstmädchen verblieb daher die Sorge ums Haus, ums Essen, um die Kinder, und das war für eine so junge Person keine Kleinigkeit. Da hieß es Kräfte gebrauchen und alle fünf Sinne wohl beieinanderhalten. Aber die Minna, wie sie damals noch genannt wurde, schaffte es. Sie schwakte nicht wie andere Mädchen ihres Standes, dazu ließ ihr verantwortungsvoller Pöbel keine Zeit. Sie ging nicht zum Tanz des Sonntags — denn Sonntags gaben Bürgermeisters meistens Gesellschaften; sie liebte nicht mit dem Fleischerburschen oder Postboten unterwegs, denn sie hatte den Kopf voll wichtiger Dinge.

Und als sie sich drei Jahre abgedreckt hatte, kriegte sie doch ihren August Schnatter, einen ehrlichen Tischlergesellen, der bei ihrer längeren Arbeit im Hause des Bürgermeisters gemerkt hatte, was für ein Prachtkeel in der unscheinbaren Minna steckte. Da war denn großer Jammer bei Bürgermeisters, daß Minna ziehen und heiraten wollte. Die Kinder liebten sie, die gnädige Frau baute auf sie, der gnädige Herr schätzte ihre Tüchtigkeit und ihr bescheidenes Wesen. Und sie selbst — obwohl ihre Stellung eine harte Lehrzeit gewesen war, war mehr traurig als erfreut, daß sie diesen Fremden, aber liebgewordenen Haushalt verlassen und einen eigenen gründen sollte.

Und August Schnatter hatte sich nicht verrechnet, als er seine Minna heimführte. Minna war in allen Hausarbeiten bewandert, sie konnte kochen und hatte sogar das Kinderumforgen von Grund auf gelernt. Minna war ihrem treuen und soliden August zwei Jahre lang eine treusorgende Hausfrau. Dann starb er. Und mit einem Kinde sah nun die Schnattern — wie sie jetzt hieß — da in ihrer kleinen, hübschen Wohnung, deren Möbel ihr Mann alle selber gearbeitet hatte, und mit dem wenigen Gelde, das sich beide Eheleute in der kurzen Zeit ihres Glückes erspart hatten. Von dem Gelde konnten sie und das Kind nicht leben. Also hieß es, wieder auswärts arbeiten. Und da sie gern arbeitete, ging sie unverzüglich zu Bürgermeisters. Diese hatten freilich ein Dienstmädchen. Dennoch war ihnen die Minna als Stütze und Aushilfe hochwillkommen, und die Frau Bürgermeister sorgte dafür, daß auch ihre Bekannten ihre frühere Minna ins Brot setzten. Und da Minna tüchtig, billig und gut war, so war sie allerseits begehrt und willkommen.

Jahre sind gegangen und Jahre gekommen. Die Frau Schnatter hätte längst wieder heiraten können, wenn sie nur gewollt hätte; denn eine so arbeitame und ordentliche Frau war wohl dazu geschaffen, manchem ehrsamem Handwerker ein freundliches Heim zu bereiten. Aber sie wollte nicht. Wenn sie an Männer dachte, so war es ihr August, dessen Bild in ihrer Stube hing, und an den sie die solide Hauseinrichtung erinnerte und die Züge ihres stillen blonden Mädchens, das unter ihrer und der freundlichen Nachbarin Obhut heranwuchs, und für das sie in den späten Abendstunden, wenn sie Zeit für sich hatte, Strümpfe strickte, Kleider nähte, Wäsche wusch, und für das sie auch jede Woche einige Spargroschen zur Sparskasse trug. Nein, sie wollte nicht mehr heiraten. Ihr August freilich war

ein so guter, solider und fleißiger Mann gewesen. Aber wer garantierte ihr dafür, daß ein anderer ebenso war? Wenn er nun krank — und so viele tranken heutzutage — oder wenn er liederlich oder faul wurde? Ihre Nachbarschaft bot ihr Beispiele genug, und Frauen ihres Standes lagen ihr oft genug in den Ohren, wenn sie auch derlei Unterhaltungen abwehrte. Nein, sie hatte es so viel besser. Lieber den Spaß in der Hand als die Laube auf dem Dache, pflegte sie zu sagen, wenn man ihr wohlmeinend zuredete. Denn es fehlte an stillen und auch zudringlichen Bewerbern nicht.

Und die Jahre gingen. Und mit den Jahren die Menschen, jüngere Geschlechter nahmen den Platz der Alten ein. Vieles änderte sich, teils langsam und allmählich, teils auch von einem Tag zum andern. Nur eine blieb unverändert und wuchs auch in die neue Welt hinein: die alte Schnattern. Wie sie den Alten gebient hatte und ihnen unentbehrlich geworden war, so diente sie jetzt den Jungen, Mädchen, die sie als Wideltinder auf dem Arm geschaukelt hatte, sah sie Mütter werden; Knaben, denen sie Helme aus Zeitungspapier gefaltet, Drachen geklebt, deren oft durchlöcherter Höschen sie gestickt hatte (siehe Mutter oder Vater den Schaden bemerkte), erblickte sie als Studenten wieder, als Männer, die eine achtungsgebietende Stellung einnahmen, und deren Wort schwer wog. Mag ihr wohl oft heimlich — kaum bewußt — wie einer Mutter zumute gewesen sein, der das eigene, wohl behütete Gut von der Welt genommen und ins Leben hineingerissen wird, wenn es ihr wie mit einemmal als ein fremder Mensch entgegentritt und nur das Mutterherz die heimlichen Bande fühlt, die es mit ihm verknüpfen.

Auch die Schnattern war freilich Mutter, aber wenn ihr Kind ihr auch am nächsten dem Herzen aufwuchs, so fühlte und lebte sie doch auch mit den andern Familien, und ihr Herz umfaßte gleichsam alle jene Menschenkinder, zu denen sie in den Jahren in nahe Beziehungen getreten war, mit gleicher Liebe und Sorge. Ereignete sich hier ein Trauerfall, trat dort ein freudiges Ereignis ein, ward hier jemand krank, traf dort einer eine unerwartete Freude: an allem ließ man die alte Schnattern teilnehmen, und sie teilte in tiefstem Gemüte alles, sie machte diese fremden Schicksale zu dem ihrigen, denn sie lebte fast mehr noch den andern als sich. Und nicht weniger als die Nächstbetroffenen beugte sie ein Schicksalsschlag herab.

Aber ihre kräftige und tätige Natur war nicht dazu angetan, sich durch Seelenschmerz niederbrüden zu lassen. Sie tröstete willig und gern, ein paar schlichte Worte ihrer aufrichtigen Art aus ihrem Munde halfen oft mehr als schmerzlichste Teilnahme. Ihre Arbeit und Nützlichkeits halfen ihr und andern über alles hinweg.

Und nun war sie plötzlich krank geworden — die alte Schnattern. Sie, die unermüdlche Helferin der Gesunden und Pflegerin der Kinder und Kranken, lag selber hilflos daheim. Kopfschütteln und fassungslos nahmen die Frauen die Tatsache auf. Einige besuchten wohl die Alte in ihrer Behausung, weniger aus Teilnahme, als um Gewißheit über ihren Zustand zu erhalten, denn jetzt fehlte sie ja überall. Die Alte sah sehr schlecht aus. Man wußte nicht recht, was ihre Krankheit war, ob eine Überanstrengung, die ihrem Alter nicht zuträglich gewesen war, ob ein anderes Leiden.

Und ehe man sich noch recht ihres Fehlens bewußt ward, rief der Tod sie aus ihrem reichen, bescheidenen, den andern geweihten Leben ab. In ihren letzten Fiebervorstellungen war sie wieder bei Bürgermeisters gewesen, und ihre letzte Sorge war, was nun wohl die Herrschaften alle sagen möchten, daß sie, die immer gekommen war, wo Hilfe nottat, ausbleibe.

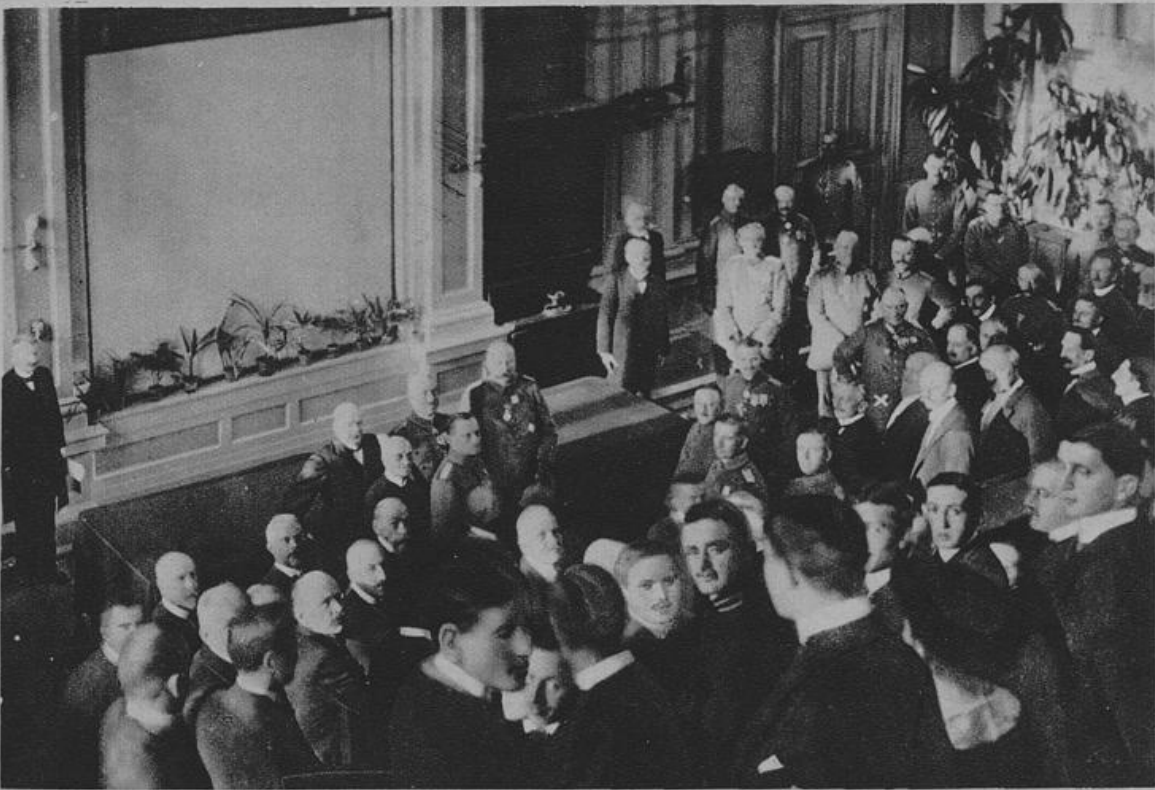
Und das war es auch, worüber diese Herrschaften in eine kindliche Hilflosigkeit versielen: Die konnte arbeiten, und so billig. Hätte sie sich doch geschont, so hätten wir sie wenigstens noch und säßen jetzt nicht ohne Hilfe da! — Mit solchen Gedanken saßen sie da, während ein schlichter Totenwagen sie zum Friedhof trug, die tote alte Schnattern.

Eröffnung der Universität in Warschau



Vorderansicht und Portal der Warschauer Universität.

Phot. A. Sennede.



Der feierliche Akt der Eröffnung der Warschauer Universität im Beisein des Generalgouverneurs v. Beseler (×).

Ein glattes Geschäft.

Von Hermann Wagner.

Es war an einem schönen Herbsttage, als der Kammerdiener des alten Grafen K. auf dem galizischen Schlosse K. an die Tür des Arbeitszimmers seines Herrn pochte, atemlos hereinstürzte und meldete:

„Herr Graf, die Russen!“

Der Graf schien nicht im mindesten zu erschrecken, sondern nickte nur mit dem Kopfe und antwortete:

„Schon gut, Franz. Begib dich sofort hinauf auf das Dach und ziehe die Fahne dort ein. Unverzüglich und rasch. Und führe dann den Kommandanten der Russen hierher in mein Zimmer.“ —

Es geschah alles, wie der Graf befohlen hatte, und schon wenige Minuten später stand der Kommandant der Russen, ein junger Major von tadellosem Aussehen und feinen Manieren, vor dem Schloßherrn, verbeugte sich, lächelte liebenswürdig und sagte:

„Ich bedaure ungemein, Herr Graf, Sie belästigen zu müssen. Der Krieg zwingt mich dazu. Sie werden die Güte haben, mir zu gestatten, daß ich Ihr Schloß hiermit in Besitz nehme.“

Der Graf lud den manierlichen Russen mit einer Handbewegung zum Sitzen ein: „Sie sagen es, mein Herr, und das Schloß ist schon das ihre. Vielleicht haben Sie es bemerkt, daß ich Befehl gegeben habe, unsere Fahne herabzuholen. Sie hatte die österreichischen Farben. Es steht Ihnen frei, Herr Major, die russischen Farben zu hissen.“

Der Major schüttelte den Kopf: „Nein, keine Umstände, Herr Graf. Die Besetzung ist sozusagen eine vorläufige, denn wir sind nur eine Patrouille, wenn auch eine starke. Ich betrachte deshalb

meinen Aufenthalt mehr als den eines Gastes. Darf ich auf Ihr Wohlwollen rechnen, Herr Graf?“

„Mehr, auf meine Ergebenheit. Alles, was Sie hier sehen, steht zu Ihrer Verfügung. Und ich bin so frei, Sie zu bitten, mit mir zu speisen.“

„Oh,“ rief lächelnd der elegante Major, „ich nehme an. Hier meine Hand.“ —

Während es sich die Soldaten in den unteren Räumen des Schlosses bequem gemacht hatten, saßen der Graf und der Kommandant im Speisezimmer, rauchten, lachten und führten die Unterhaltung in einem Ton, als befänden sie sich beim Tee in Petersburg oder Wien. — „Eigentlich,“ sagte der Major und wippte mit einer lässigen Bewegung die Asche von seiner Zigarre in den Becher, „eigentlich ist es nicht nur meine Pflicht, sondern sogar mein direkter Auftrag, Sie, Herr Graf, gefangenzunehmen.“

Der Graf lächelte und blickte sein Gegenüber voll Anerkennung an.

„So?“

Der Major nickte.

„Ich werde leider nicht umhin können, meinen Auftrag auszuführen. Wie sehr ich in diesem Falle die Strapazen und die Unbill, denen Sie vielleicht ausgesetzt sein werden, beklage, können Sie sich denken. — Das heißt: ich bin glücklich, immerhin die Möglichkeit eines Auswegs begrüßen zu können.“

„Eines Auswegs?“

„Ich begrüße, um ungeschminkt zu reden, die Tatsache, daß Sie reich sind. Ihr Reichthum wird Sie retten, Herr Graf. Denn ich zweifle



Ein Brand in Pozarevac, einem serbischen Orte östlich der Morawa, wird von deutschen und österreichischen Truppen gelöscht.
Verl. III. Ges.



Reges Leben an einer Straßenecke in der eroberten serbischen Stadt Pozarevac:

Rechts sieht man deutsches und österreichisches Militär, links charakteristische Typen der einheimischen Bevölkerung. Allenthalben angebrachte deutsche Wegweiser und Ortsbezeichnungen bekunden die Sorgfalt der deutschen Verwaltung. Beil. 30. Gef.

nicht, daß Sie, um überflüssiger Unbill durch unsere Soldaten zu entgehen, sich entschließen werden, einen gewissen Betrag für das russische Rote Kreuz herzugeben —

„Einen gewissen Betrag?“

„Sagen wir zwanzigtausend Kronen!“

„Etwas viel, teurer Freund —“

„Bei Ihrem Reichtum? Oh, Sie scherzen! Ich kann unmöglich annehmen, daß Sie mir Schwierigkeiten machen werden, Herr Graf. In Ihrem eignen Interesse kann ich das nicht glauben. Sie zwingen mich ja sonst —“

Der Major unterbrach sich, weil er verwundert zusah, wie der Graf plötzlich aufstand, um mit einem Feldstecher durch das offene Fenster die Gegend abzusuchen.

„Was tun Sie, Herr Graf?“

„Ach, nichts —“ Der Graf schien befriedigt.

Er legte den Feldstecher fort, setzte sich wieder an den Tisch, zog plötzlich einen Revolver aus der Tasche und richtete ihn stumm und ruhig auf seinen Partner.

Dieser ließ vor Überraschung die Zigarre auf den Teppich fallen:

„Herr Graf, was fällt Ihnen ein —?“

„Dies, daß ich Sie augenblicklich niederschießen werde, wenn Sie nur einen lauten Ton von sich geben oder die geringste Anstalt treffen, sich von Ihrem Plaze zu erheben!“

Es schien, als kämpfe der elegante Russe mit dem Atem.

„Und meine Soldaten, Herr Graf?“

„Werden in längstens zehn Minuten gefangen sein. Gefangen durch die Österreicher, denen ich, als Sie eintrafen, durch Herabholen meiner Fahne ein Zeichen gegeben habe.“

Der Major hatte vor Schreck seinen Mund offen stehen lassen.

Der Graf gab dem Russen einen leichten Klaps auf die Schulter:

„Und jetzt, mein lieber Major, hätten wir zusammen noch eine

kleine Rechnung auszugleichen, eine Rechnung, die Sie, wie ich Sie kenne, ohne weitere Umstände begleichen werden, zumal es sich um österreichische Rote Kreuz handelt, dem Sie ja schon allzuviel Beträge zugunsten des russischen Roten Kreuzes entzogen haben. — Haben Sie mich verstanden, Herr Major?“

„Gewiß habe ich Sie verstanden,“ murmelte der Gefragte.

„Vortrefflich. Und da Sie der Einfachheit halber die fürs russische Rote Kreuz gesammelten Beträge gleich in Ihrer Tasche bei sich führen — Gott, wer macht soviel Umstände im Kriege, nicht wahr? —, so fordere ich Sie hiermit auf, mir auf der Stelle gegen diese Quittungen hier sechzigtausend Kronen zu bezahlen!“

„Se — — —?!“

„— sechzigtausend Kronen zu bezahlen, die Sie zu gleichen Teilen teils beim Baron A., teils bei Herrn von J. und teils beim Grafen N. irtümlicherweise fürs russische Rote Kreuz erhalten haben!“

„Sie wissen, Herr Graf —?“

„Wie Sie sehen: alles, mein teurer Major!“

„Und wenn ich mich weigere?“

„Dann lasse ich Sie durch einen meiner Holzfäller so lange prügeln, bis Sie windelweich sind und mit Vergnügen das Doppelte bezahlen!“

Der Major biß sich auf die Lippen und zog, während der Graf mit vorgehaltenem Revolver seine Bewegungen überwachte, die Brieftasche:

„Hier, mein Graf, ist das Geld. Und was wird mit mir geschehen?“

In diesem Augenblick fielen draußen im Park mehrere Schüsse.

Der Graf erhob sich und antwortete mit gönnerhafter Miene:

„Man wird sich Ihrer annehmen, mein Guter. Sie werden es

im Lager der gefangenen russischen Offiziere nicht schlecht haben.

Sogar Sammlungen fürs Rote Kreuz werden Sie veranstalten dürfen.

Nur, wenn ich bitten darf, für das unsere, Herr Major!“

Adolph von Menzels 100. Geburtstag

Am 8. Dezember feiert die gesamte Kunstwelt den 100. Geburtstag eines der größten Künstler, Adolph Menzels. Geborener Breslauer, kam Menzel 1830 nach Berlin und trat nach kurzem Akademiebesuch schon 1833 mit lithographischen Arbeiten von starker Eigenart hervor. Einige größere Gemälde folgten. 1839—1842 entstanden die berühmten Illustrationen zu Anglers „Geschichte Friedrichs des Großen“. Die Zeit des großen Preußenkönigs lieferte Menzel fortan Stoff in unerhöplicher Fülle, für Gemälde, Lithographien, Holzschnitte und Zeichnungen. Einen zweiten Abschnitt in Menzels Schaffen bilden die Gemälde aus der Zeit Kaiser Wilhelms I. Nebenher gingen ungezählte Arbeiten der verschiedensten Art; in jeglicher malerischen und zeichnerischen Technik war Menzel Meister. Er starb, im Besitze höchster Ehren und Anerkennungen (er war Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le Mérite, Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Excellenz, Ehrenbürger von Berlin und Ritter des Schwarzen Adlerordens), am 9. Februar 1905 in Berlin. Ohne Lehrer, ohne Vorbilder trat Menzel bereits in seinen frühesten Werken vor die staunende Welt als ein fertiger Künstler. Er hinterließ keinen Schüler, obwohl sein Einfluß auf



Adolph von Menzel
als Ritter des Schwarzen Adlerordens.

Geschlechter hinaus ungeheuer war. Den Zeitgenossen und dem künstlerischen Nachwuchs zeichnerisch und malerisch um ein halbes Jahrhundert voraus und doch verstanden und anerkannt, ging er als ein einsamer Großer durchs Leben. Bei seiner körperlichen wie geistigen Veranlagung spielten die Frauen keine Rolle in seinem Leben; aber auch der Ehrgeiz nicht. Sein künstlerisches Riesenwerk mußt wie ein Rätsel an. Die Lösung liegt wohl in seinem Forscherdrang, sodann in seiner bis zur Schwärmererei gesteigerten Wahrheitsliebe, in der strengen Rücksichtslosigkeit den Dingen gegenüber und gegenüber sich selbst. Er wußte genau, was er konnte und wollte, und er wollte nur, was er konnte. Darin ging er bis zur Einseitigkeit. Und trotzdem wäre es unrecht, ihm Phantasie abzusprechen. Nur hält seine Phantasie Schritt mit seinem Wirklichkeitsinn. Sie ist unerhöplich; wochen- und monatelang kann man seine geistreichen humoristischen und satirischen Einfälle studieren. Die Menge kennt ihn meist nur als Verherrlicher Friedrichs des Großen und vergißt, daß er in gleicher Weise Kaiser Wilhelm I. und seine Umgebung bereicherte, und daß er der modernen Zeit durch sein „Eisenwalzwerk“ und andere Gemälde gerecht wurde.



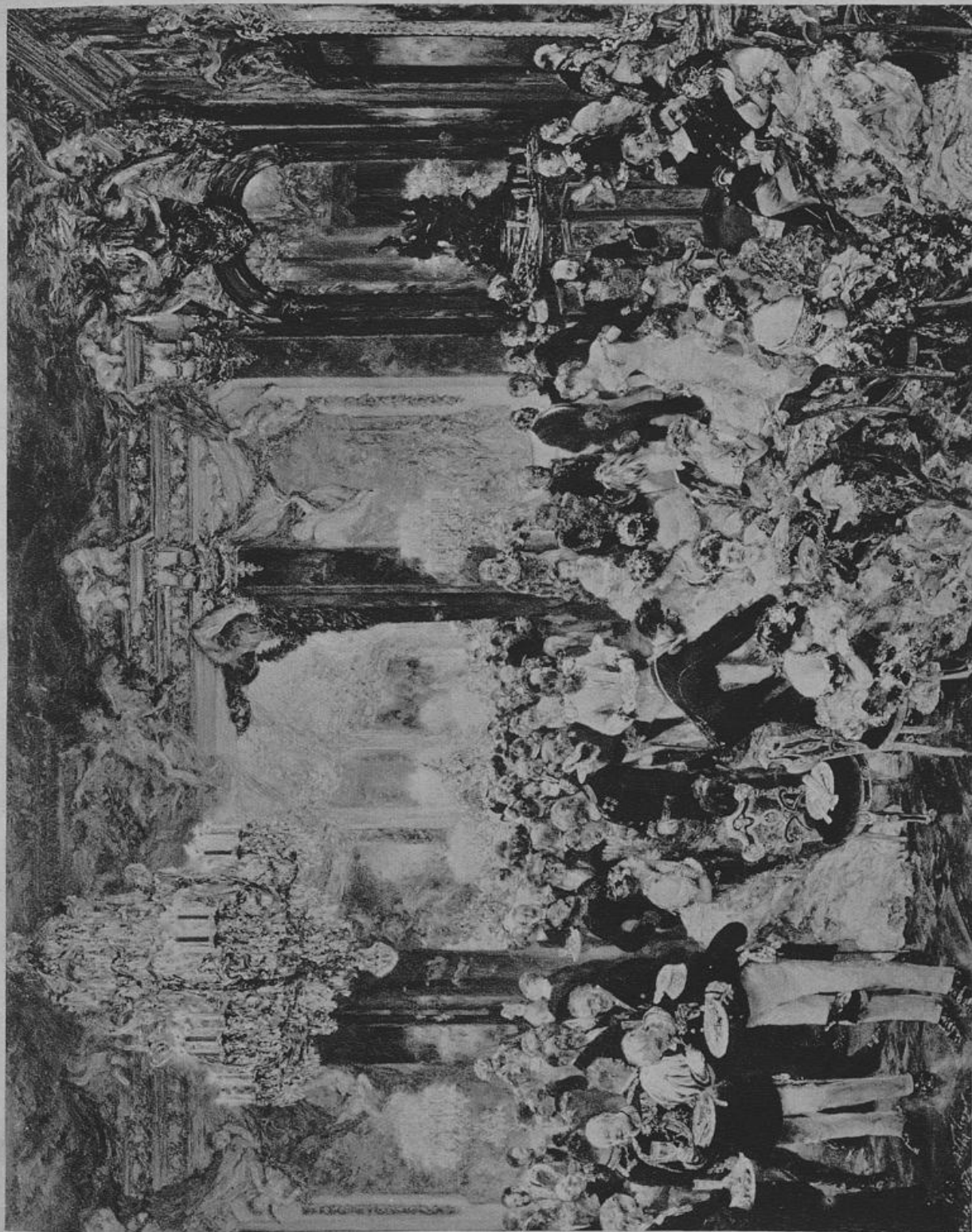
Im Freien. Gemälde von Adolph Menzel aus dem Jahre 1852.

Das Ballsoüper

Gemälde von
Hedolph Mengel
aus dem Jahre 1878



Mit Genehmigung
der Photographischen
Anstalt in Berlin-
Steglitz



Die zerbrochene Flasche



Vordem hab ich manche Nacht
Mit guten Freunden durchgemacht,
Die trank ich ohne Sorgen
Noch wenn man Trinken all im Lindt
Von wann die Wein-Quelle rinnt,
Das blieb mir lang unbekant.

Ich ward ein Philosoph nunmehr,
Die Last der Nothgedachte schwer,
Die Flasche fiel in Scharben
Von ward ich Jener's nur kund,
Ich hab geschaut, bis auf den Grund,
Von wann ich erstlich sterben

Die gewiegten Flaschen.



Ein Popen, der Junglein zu,
Spannen das Jarnt aber wir sind in dich
Ein Popen, wie eilet die Zeit
Heut ist vergangen, und morgen ist heut.

Pappchen, die Weckchen und sind ihr noch klein,
Wilt ich ein sorglicher Vater auch sein
Ein Popen, wie eilet die Zeit
Heut ist vergangen, und morgen ist heut.

Kommt dann das Alter mit lustendem Schmit
Sollt ihr mich pflügen und hüten mein Licht
Ein Popen, wie eilet die Zeit
Heut ist vergangen, und morgen ist heut.



Humoristische Arbeiten Adolph Menzels aus seiner frühesten Zeit.

Oben links und rechts: Zwei Buch-Illustrationen nach Entwürfen Adolph Schröders (Düsseldors) zu Gedichten. Unten: Scene aus dem Berliner Volksleben der guten alten Zeit (1844 von Menzel gezeichnet).

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 11. Dezember

1915.



Türkische Pfleger vom Roten Halbmond bei der Abendmahlzeit in der Wüste.

Etto. film G. n. t. G.

„Nur ein Hund —“

Erzählung von Fritz Eppmann.

Die Treibjagden beim Amtsrat Köhle, Rittergutsbesitzer auf Haus Neufeld, erfreuten sich bei den Teilnehmern eines guten Rufes. Ein reicher, wohlgepflegter Wildbestand sowohl als auch die vorzüglichen Eigenschaften von Küche und Keller auf Haus Neufeld hatten sich um diese Beliebtheit gleichermaßen verdient gemacht.

In diesem Jahre befand sich ein „Neuling“ unter den alten „Stammgästen“ der Jagden: Baron von Langen, bekannter Politiker und Mitglied des Landtages. Im stillen hatte sich der Jagdherr schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich über diesen oder jener Schnitzer des „Politikers“ ärgern zu müssen, sah sich aber in dieser Annahme angenehm getäuscht. Der Baron benahm sich nicht allein wie ein weibgerechter Jäger, sondern er schoss auch wie ein halber Kunstschütze. In den beiden ersten Treffen hatte er nicht einen einzigen Fehlschuß zu verzeichnen.

Man schickte sich eben an, das dritte Treiben zu beginnen, als aus einer kleinen Schonung unter Führung eines Jagdaufsehers zwei Treiber erschienen, die eine große Kasten Falle zwischen sich trugen, worin sich anscheinend ein seltenes Tier gefangen hatte.

„Ist's was Besonderes, Reiners?“ rief der Jagdherr.

„Nur ein Hund, Herr Amtsrat,“ antwortete der Aufseher, „ein ganz gewöhnlicher Dorfblöter. Was soll mit ihm gemacht werden?“

„Schlagen Sie ihn tot!“ rief Leutnant Köhle, der Sohn des Hauses auf Haus Neufeld.

Der Aufseher schickte sich schon an, den Kasten zu öffnen, um den Auftrag auszuführen, als plötzlich ein lautes „halt“ ertönte.

Baron von Langen hatte es gerufen. Höflich wandte er sich an den Jagdherrn: „Würden Sie mir eine Bitte erfüllen, Herr Amtsrat?“

„Aber selbstverständlich, Herr Baron!“

„Dann schenken Sie mir diesen Hund!“

Für einen Augenblick sah der Amtsrat überrascht auf, dann willfahrte er der sonderbaren Bitte in treffender Kürze mit dem Worte „Genehmigt“, während die übrigen Jagdteilnehmer ein halb spöttisches, halb verwundertes Lächeln nicht unterdrücken konnten.

Baron von Langen aber sagte ebenso kurz „danke“, winkte den beiden Arbeitern und ging mit ihnen bis an den Weg, der zum nahen Dorfe führte. Hier ließ er den Kasten niederlegen, öffnete die Falle und setzte den Gefangenen in Freiheit. Dieser, ein kleiner, schwarzer Zwerg, besann sich denn auch nicht lang, sondern sprang in langen Sätzen dem heimattlichen Dorfe zu.

Der Baron aber hatte ganz betroffen aufgeschaut.

„Genau wie damals!“ murmelte er halblaut. Dann griff er in die Tasche, gab den erstaunten Arbeitern je eine Mark „Transportgebühr“ und ging hochgehobenen Hauptes mit langen Schritten zur Jagdgesellschaft zurück, die über das Gebahren des Ehrengastes nicht wenig erstaunt war.

„Wie man sich über einen Hund so aufregen kann, ist mir unbegreiflich,“ murmelte der Amtsrat halblaut vor sich hin, als er bemerkte, daß der Politiker im dritten und letzten Treiben ohne zu schießen durch den Schnee stapfte.

Das Jagdessen war wieder einmal vorzüglich gewesen, und nun saß man bei einer guten Zigarre in vergnüglicher Stimmung im engen Kreise beisammen. Allerlei Anekdoten und Scherzreden wurden zum Besten gegeben. Der „Hundezwischenfall“ schien ganz vergessen zu sein.

Plötzlich aber, als man beim Thema: „Dressur des Jagdhundes“ auch auf wilde Hunde zu sprechen kam, fiel jedem die unbegründete „Begnadigung“ des vierbeinigen Missetäters ein. Wie auf Kommando richteten sich die Blicke aller auf den Baron.

Dieser strich behutsam die Asche von seiner Zigarre und begann dann ohne weitere Einleitung:

„Meine verehrten Herren und Jagdgenossen! Gestatten Sie mir, bitte, einige Worte. Ich verfolge Ihre fragenden Blicke und weiß auch Ihr berechtigtes Erstaunen über meine heutige Handlungsweise zu würdigen. Wenn ich einem Hunde, der zweifellos zu wildern ver sucht hatte, ganz gegen alle Jagdregeln die Freiheit schenkte, statt ihn der gesetzmäßig verwirkten Strafe verfallen zu lassen, so geschah dies



Blick auf den Hafen von Piræus (vor Athen).

Phot. Müller Schaul.

deshalb, weil mich der Ausruf des Mannes „Nur ein Hund!“ lebhaft an einen Zwischenfall erinnerte, der mir zeitweilig unvergesslich sein wird.

Diese Geschichte trug sich ebenfalls bei einer Treibjagd bei tiefem Schnee zu.

Unser erstes Treiben endete am Rande eines kleinen Birkenwäldchens. Vor vielen Jahren war hier nach Kupfererz gegraben worden, wovon ein alter, verfallener Stollen und eine ziemlich tiefe Erdsenkung Zeugnis ablegten.

Dieser Stollen und die Erdsenkung spielten bei der Bevölkerung der umliegenden Dörfer eine große Rolle. Sie mühten zu allen möglichen und unmöglichen Dingen ihren Namen hergeben. Unter anderem wurde der Stollen nach den Erzählungen der alten Leute vom Christkinderlein und dem Knecht Rupprecht als Niederlage für die Geschenke und so weiter benutzt, von wo aus dann die Verteilung an die Menschenkinder der Umgegend nach und nach stattfand. Die Erdsenkung in der Nähe des Stollens, der man den gruseligen Namen „Teufelsloch“ beigelegt hatte, spielte in den Erzählungen die Rolle des Gefängnisses für unartige Kinder und böse Menschen. Über dem „Teufelsloch“ lag eine Birke, die bei der erfolgten Erdsenkung in



Mehmed Ali Oglu Tschausch, der Nationalheld der Türken.

Bei den ersten Landungsversuchen der Engländer warf er mit seiner Rotte einen Zug Engländer ins Meer und benutzte Steine als Waffe, als ihm die Munition ausgegangen war.

Mitleidenschaft gezogen worden war. Man hatte den Baum in dieser Lage belassen, um die gefährliche Stelle bereits von weitem erkennen zu können.

Wir waren nun eben im Begriff, uns nach der nahen Landstraße zu begeben, von wo uns die Schritten nach dem entfernt liegenden zweiten Treiben bringen sollten, als ein Treiber atemlos angelaufen kam und meldete, daß im nahen „Teufelsloch“ ein Tier sitze und sonderbare Töne von sich gebe. Der alte Matthes hatte gemeint, es könnten Zwerge aus dem nahen Stollen sein.

„Laß dir doch von dem alten Schnapskrüger keine Gespenster aufbinden, Klemens,“ rief ich. „Es wird ein Fuchs sein, der sich irgendeine Beute ergattert hat. Der geht dir nicht verloren, aber ohne Strickleiter ist hier ja doch nichts zu wollen, also laß uns weiter machen.“

In diesem Augenblick kam ein junger Treiberburche angelaufen, der anscheinend eine wichtige Meldung zu überbringen hatte.

„Nun, was ist's?“ rief der Jagdherr, ein Verwandter von mir.

„Nur ein Hund, Herr Baron!“ rief der Burche, noch atemlos vom schnellen Laufen, hervor. Er war vorsichtig auf den Birken-



Die Landungsstelle von Kilid-el-Bahr auf dem europäischen Dardanellenufer.



Im Hauptquartier des Generalgouverneurs der Dardanellen, Admirals von Usedom-Pascha.

Pho. M. Grohs.

Von rechts nach links: Exzellenz von Usedom-Pascha (1); Exzellenz Merien-Pascha, Admiral im Großen Hauptquartier (2); Oberleutnant Prinz Neuf (3); Hauptmann Sia Bey (4); Oberleutnant von Janson, Chef des Generalstabes (5); Major Schneider, im Stabe des Generalgouverneurs (6); Kapitänleutnant Woffido, Kommandant der Batterie des Forts Hamidie (7).

stamm geklettert und hatte sich dann an einem Stride herabgelassen. Da habe er dann deutlich einen kleinen Hund gesehen.

„Warum haben Sie ihn nicht mit hochgebracht oder gleich totgeschlagen?“ rief der Jagdherr.

„Der Strid langte nicht bis auf den Grund,“ antwortete der Burjche Kleinlaut.

„Was nun?“ wandte sich der Jagdherr an uns.

„Das ist doch sehr einfach, Klemens!“ rief ich eifrig, „du schickst morgen deinen Jägerburjchen in das Loch und läßt dem Wilddieb den Garaus machen; jetzt können wir doch nichts machen, wir halten uns nur unnötig auf, das aber, denke ich, ist ein widerberder Hund nicht wert.“

Die zunächst stehenden Jagdteilnehmer stimmten mir bei, und so zogen wir denn ab, das Tier im „Teufelsloch“ seinem Schicksal überlassend.

„Bis morgen früh ist der Roter steisgefroren wie ein Brett,“ hörte ich beim Einsteigen in den Schlitten vorn jemand sagen, und diese Bemerkung ließ mich plötzlich ein unangenehmes Gefühl empfinden. Ich hatte nicht daran gedacht, daß wir unmittelbar vor dem Weihnachtsfest standen, daß bei der herrschenden strengen Kälte draußen alles erstarren mußte, was an diese tiefe Temperatur nicht gewöhnt war.

Sodann hatte ich auch wohl bemerkt, daß mein Verwandter, der Jagdherr, mit meinem Vorschlage, das Tier seinem Schicksal zu überlassen, nicht so ganz einverstanden gewesen war.

Unter normalen Verhältnissen würde ich auch wohl schwerlich so herzlos gewesen sein, aber ich befand mich an jenem Tage in großer Aufregung. Ein bestimmter Gedanke nahm mein ganzes Fühlen und

Denken in Anspruch. Unter Umständen handelte es sich um mein ganzes Lebensglück, und so hatte ich für andere Dinge wenig Verständnis.

Sechs Jahre hatte ich bereits mit meiner Frau in recht glücklicher Ehe gelebt, als sich plötzlich eine Kluft zwischen uns auftrat. Eine Base meiner Frau, eine Frauenrechtlerin „ärgster Güte“, kam zu Besuch und vertuchte meine Frau ebenfalls für ihre Pläne zu gewinnen. Natürlich legte ich mein entschiedenes Veto dagegen ein, und in meiner Erregung wurde ich dann schroffer, als ich eigentlich beabsichtigte. Ein Wort gab das andere, und das Ende vom Liede war, daß sich meine Frau mit meiner Einwilligung „bis auf weiteres“ zu ihren Eltern nach dem Rheinland begab. Unser einziges Kind nahm sie „vorläufig“ mit, da „vor der Welt“ unser Zwist noch geheim bleiben sollte. — Es waren seitdem etwa acht Wochen verstrichen. Anfangs, die ersten Tage, atmete ich erleichtert auf, als die langen Redeschlachten mit ihren Phrasen und Schlagwörtern mir nicht mehr den Appetit verdarben. Gar bald aber, wie ein Dieb auf Fälschuh in der Nacht, kam die Sehnsucht nach Weib und Kind in mein Herz gezogen und ließ mir keine Ruhe mehr. Wie sollte ich es anstellen, meine Frau zur Rückkehr zu bewegen, ohne mich allzusehr meines Mannesstolzes entkleiden zu müssen?

Und nun war mir plötzlich ein Licht aufgegangen, auf welche Weise ich am sichersten meinen Zweck erreichen könne. Eine ältere Schwester meines Vaters, Tante Klementine, mußte die Vermittlerrolle übernehmen.

„Tante Fine“, wie diese würdige Dame allgemein im Familienkreise genannt wurde, besaß einen hellen Verstand und ein goldiges Herz von solcher Güte, daß sie von ihrem Reichtum ein gut Teil an

ihre Mitmenschen abgeben konnte. Ich beschloß daher, „Tante Tine“ um Rat anzugehen, und zwar sollte dies heute nach Schluß der Jagd stattfinden, da Schloß Erlenbruch, Tantes Witwensitz, in der Nähe lag.

Und nun drohte mir dieser fremde Köter einen Strich durch die Rechnung zu machen. Meine Absicht konnte ich nämlich un-auffällig nur dann ausführen, wenn sich die Jagd nicht übermäßig in die Länge zog.

Jetzt aber mußte ich fortwährend an den Hund im „Teufelsloch“ denken. „Steisgefroren wie ein Brett!“ tönte mir's immerfort in den Ohren und drohte mich völlig nervös zu machen. Meine Gedanken waren zuletzt ausschließlich so mit dem Hunde im „Teufelsloch“ beschäftigt, daß ich in den nächsten Treiben kein Tier mehr zur Strecke brachte, weil mir die nötige Ruhe zum sichern Schießen fehlte. Ich war seelenfroh, als die Jagd endlich zu Ende war.

Die Dämmerung brach schon herein, als wir uns an der Landstraße sammelten, um die Schlitten zu besteigen, die uns nach der Bejagung des Jagdherrn bringen sollten. Meinen Aufseher beauftragte ich, den Gutsleuten beim Transport der Strecke und so weiter behilflich zu sein.

Was ich jetzt vorhatte, sollte keinen Zeugen haben: ich beabsichtigte nicht mehr und nicht weniger, als den Hund aus dem „Teufelsloch“ zu befreien, damit meine Gedanken sich wieder beruhigen konnten. Ich durfte mich sicher von Aberglauben freisprechen, aber ich hatte jetzt doch deutlich die Empfindung, daß meine Hoffnung auf die Hilfe von „Tante Tine“ auf schwachen Füßen stehen würde, falls ich der großen Tierfreundin mit einem fluchbeladenen Gewissen in dieser Beziehung entgegenetrete.

Und zum Überflus fiel mir dann auch noch mein kleiner Junge ein. Wie würde ich vor diesem Kinde, das in jedem Hunde einen freien Spielkameraden sah, bestehen können, wern ich mit voller

Absicht einen solchen vierbeinigen Kameraden dem Tode durch Erfrieren ausgesetzt haben würde?

Unter solchen Gedanken war ich in jaulender Fahrt an meinen ersten Ziele, meiner eigenen Jagdhütte, angelangt.

Rasch hatte ich hier die Strickleiter entnommen, die ich beim Ersteigen der Hochfisse benutzte, und jagte im Nu zurück.

Als ich am Birkenwäldchen anlangte, war es bereits ganz finster geworden. Vorsichtig führte ich mein Pferd mit dem Schlitten in den Wald hinein. An einzelnen Stellen hatte der Sturm den Schnee meterhoch zusammengepfegt. Nachdem ich das Pferd gut zugedeckt und an einen Baum festgebunden hatte, nahm ich meinen schweren Pelz ab und warf ihn in den Schlitten.

Mit der Strickleiter bewaffnet eilte ich dann nach dem „Teufelsloch“, um mein Rettungswerk zu beginnen. Geschwind habe ich die Strickleiter an dem Birkenstamme befestigt, wobei ich mit Genug-tuung feststellte, daß der Hund noch lebte, wenn sein heiser gewordenes Bellen auch nur schwach zu mir hochdrang.

Behutjam stiege ich in den finsternen Abgrund hinab, während allerlei Gedanken auf mich einströmten. Als ich endlich auf dem weichen Boden anlangte, sinke ich tief in den hier angehäuften Schnee ein. Der Hund aber springt vor Freude winselnd an mir hoch, wodurch mir ganz eigenartig weich ums Herz wurde. Ich streichelte dem Tier lieblosend das Fell und spreche leise, beruhigende Worte zu ihm wie zu einem Kinde.

Als ich den Hund jedoch aufnehmen will, um ihn wieder an die Erdoberfläche zu bringen, entschlüpft er plötzlich meinen Händen und läuft winselnd anscheinend nach der entgegengesetzten Seite des „Kraters“ davon und kommt auch trotz allen freumblichen Lockens nicht wieder zu mir her.

Ein wenig ärgerlich über diese Vorkbeinigheit tappe ich vorsichtig durch den tiefen Schnee den winselnden Tönen entgegen. Es ist so



Die Technische Hochschule in Warschau als Festungsarsarett.

Phot. Eripy. Presse-Büro.

dunkel in dem Loch, daß ich keine Hand vor Augen sehen kann, und mein Feuerzeug befindet sich im Pelze, der im Schlitten liegt.

Um das Tier beim Erwijschen gleich festhalten zu können, bückte ich mich, um mit den Händen vorsichtig abzutasten. Plötzlich aber wurde ich heftig zusammen. Das Blut will in meinen Adern erstarren, und nur mit Mühe vermag ich einen Schrei des Entsetzens zurückzudrängen; in meiner Rechten halte ich eine halberstarrte — Kinderhand.

Unwillkürlich entrang sich ein Stöhnen meiner Brust. Zentnerschwer fiel mir das Schuldbewußtsein auf die Seele, durch meinen selbstfüchtigen Rat von heute morgen das Leben eines jungen Menschenkindes in Gefahr gebracht zu haben. — Nie mehr, das fühlte ich in diesem Augenblick mit grausamer Deutlichkeit, würde ich in meinem Leben eine glückliche Stunde haben, wenn meine Hilfe jetzt zu spät kommen sollte.

Aber noch spürte ich schwaches Leben in der Kinderhand, und

nun galt es vor allen Dingen, das Kind seinen Angehörigen wieder zuzuführen.

Unter diesen veränderten Umständen mußte ich nun den Weg über die Stridleiter zu eimal unternehmen, da ich beide Abgestürzte nicht zugleich hochbringen konnte. Um das Kind, das ohnmächtig zu sein schien, oben nicht allein lassen zu müssen, beförderte ich zuerst den Hund nach oben, der sich nunmehr auch willig hochnehmen ließ. Oben angekommen, setzte ich ihn in den Schnee, worauf er sofort einen Freudentanz um das „Teufelsloch“ aufführte.

Ich aber stieg so behende wie nur möglich wieder in die Tiefe hinunter. Vorsichtig hob ich das junge Menschenkind hoch und nahm es an meine breite Brust.

Die rechte Hand und der Oberkörper wiesen Wärmespuren auf, ein Zeichen, daß der treue Hund seinen vor Kälte erstarren Spielkameraden zu erwärmen versucht hatte.



Infanterie-Fernsprechttrupp im Unterstand.



Ein Gelograuer auf dem Sockel des von den Russen weggeschleppten Bismarckdenkmals in Jhannisburg. Phot. N. Grohs.

Mit der Linken presste ich das Kind an mich, während ich die Rechte dazu benutzte, um mich sachte Tritt für Tritt an der Strickleiter hochzuwinden. — So mochte ich etwa ein Drittel der Leiter hochgestiegen sein, als das Kind aufwacht und zu schluchzen anhebt.

„Sei still, mein Kind,“ suchte ich es mit freundlicher Stimme zu beruhigen, „es geschieht dir nichts, ich bringe dich wieder zu deiner Mama.“

Im nächsten Augenblick mußte ich mit beiden Händen die Strickleiter ergreifen, da ich sonst unfehlbar mitsamt meiner Last in die Tiefe hinabgestürzt wäre.

Tiefbewegt küßte ich die Locken meines Kindes und presste wortlos den Jungen an meine Brust. Dann begann ich wieder sachte den Aufstieg.

Als wir einige Meter gestiegen waren, zuckte der Junge von neuem auf.

„Papa,“ rief er, „wo ist Spitz?“

„Der ist schon oben, Kind,“ antwortete ich, seltsam berührt von der Sorge des Kindes um das Schicksal seines eigentlichen Lebensretters. Da rief es aber auch schon mit seiner hellen, schwachen Kinderstimme nach oben: „Spitz! — Spitz!“



Aus den Kämpfen in Flandern: Abtransport einer gefangengenommenen belgischen, unter Führung französischer Offiziere stehenden Patrouille.

Phot. Boedeker.

Das Kind hatte sich bei meinen Worten blitzschnell an meiner Brust hochgerichtet und dann mit einer jähen Bewegung seine Arme um meinen Hals geschlungen.

„Papa, mein lieber Papa!“ klingt es dann leise an mein Ohr.

Ich hatte mein eigenes Kind im Arm, meinen vierjährigen Hans, den ich viele Meilen von mir entfernt glaubte.“

Der alte Baron schwieg einige Sekunden und bedeckte mit der rechten Hand seine Augen, dann fuhr er fort:

„Es würgte und glühte in meiner Kehle, ohne daß ich einen Ton hätte hervorbringen können. Heiße, salzige Tränen liefen über meine Wangen und vermischten sich mit den Schneeflocken, die jetzt von neuem auf uns herabrieselten.“

Und der wackere, vierbeinige Kamerad da oben hatte den Ruf vernommen und quittierte darüber mit lebhaftem, heiserem Jubelgebell.

Ich selbst war vor lauter auf mich einstürmenden Gedanken so wirt, daß ich einen logischen Gedanken in diesem Augenblick nicht zu fassen vermochte.

Ganz betäubt langte ich mit dem Jungen oben an, lebhaft begrüßt von dem braven Spitz.

So schnell meine Füße mich zu tragen vermochten, eilte ich mit meiner kostbaren Last zu dem Schlitten. Hier wickelte ich den Jungen in meinen dicken Pelz, den Hund in eine Pferdebede und packte beide in den Schlitten, den ich dann wieder vorsichtig aus dem Walde fuhr.

Zu ruhiger Überlegung war ich immer noch nicht gekommen. Jetzt aber trat die Frage an mich heran: Wohin nun? Wo war meine Frau?

Wie war der Junge in das „Teufelsloch“ hineingeraten? Was würde ich noch alles hören müssen? Die tollsten Gedanken stürzten auf mich ein und ließen meine Pulse schneller pochen. Doch was sollte ich jetzt zuerst beginnen?

Da kam der Junge zu Hilfe. „Lieber Vater, fahren wir auch jetzt zur Mama?“ fragte er.

„Ja, mein Kind. Aber wo ist die Mama?“

„Bei Tante Tine,“ tönt es aus dem Pelz hervor.

„Bei Tante Tine?“

Mit einem Schlage wird's hell in mir. Wie in einem offenen Buch glaube ich zu lesen:

Meine Frau war ebenfalls auf den Gedanken gekommen, sich an „Tante Tine“ zu wenden, um mit deren Hilfe auf gute Manier wieder zu ihrem Lebensgefährten zurückkehren zu können.

Als ich mit dem Schlitten in den Hof von Schloß Erlenburg einbiege, stürzt der alte Hofmeister eilends davon, als er mich erkannt hatte.

Ich legte den Jungen, der während der Fahrt wieder eingeschlafen war, in den Pelz eingewickelt sachte in die Schlittentruhe.

In diesem Augenblick stürzte eine weibliche Gestalt auf mich zu und warf sich laut ausschließend in meine Arme.

Es war meine so heiß geliebte Frau.

„Joachim!“ rief sie jammernnd hervor. „Joachim, unser Kind — unser Junge!“

Ihre Stimme brach, sie konnte nicht weiter.

Ich aber schloß die Weinende fest und innig in meine Arme.

„Sei still, mein Herz,“ sagte ich, „unser Junge ist wohl auf, er schläft jetzt, ich habe ihn wieder gesund mitgebracht.“

Damit hob ich den Pelz mit dem Jungen aus dem Schlitten und eilte hurtig ins Haus, aus Furcht, meine Frau könnte in ihrer Freude das Kind erdrücken.

Am Lager des schlummernden Knaben haben wir dann, meine Frau und ich, uns gegenseitig zugeschworen, in Zukunft keinen Unfrieden mehr zwischen uns aufkommen zu lassen.

Am andern Morgen klärte sich dann das Rätsel auf. Der Junge hatte an den Abenden vorher mit zugehört, wie die alte Ruhme bei

Inspektor den Kindern allerlei Märchen erzählte, unter anderm, wie hoch der alte Stollen jetzt voll Sachen gepackt sei, die vom Christkind und dem Knecht Rupprecht an die Kinder der Umgegend verteilt würden.

„Tante Tine“ als nächste Nachbarin unseres damaligen Jagdherrn, hatte diesem den großen Lastschlitten für den Transport des ersten Treibens zur Verfügung gestellt.

Der Junge hatte nun zufällig gehört, wie einem Knechte der Auftrag erteilt worden war, mit dem Lastschlitten nach dem Wegweiser am nahen Birkenwäldchen, dem „Teufelsloch“, zu fahren.

Sein Plan war schnell gefaßt gewesen.

Er wollte an Ort und Stelle sich den Stollen mit seinen Herrlichkeiten einmal genauer an sehen.

Er hielt dieses Unternehmen für ganz ungefährlich, da die Zwerge als Hüter dieser wunderbaren Herrlichkeiten den „artigen“ Kindern ja nichts zuleide taten.

Es war ihm gelungen, sich unbemerkt unter das auf dem Lastschlitten liegende Stroh zu verbergen und auf diese Art ungehört bis zu dem Wegweiser am Birkenwäldchen zu gelangen.

Hier angekommen, hatte der Führer des Schlittens die Pferde an den Wegweiser gebunden und war dann selbst den Hohlweg hinaufgestiegen, um nach der Jagdgesellschaft Ausschau zu halten. Diesen Augenblick hatte der Junge benuzt, um schnell in das Wäldchen hinzulaufen. Am „Teufelsloch“ war er dann abgestürzt, als er sich zu weit vorgewagt hatte. Der Hund aber, ein kleiner schwarzer Spitz, den der Junge von seinem Großvater zum Geschenk erhalten hatte, war dem Spielkameraden sofort nachgesprungen.

Eine halbe Stunde später hätte dann die Rettung bereits erfolgen können, wenn nicht der eigene Vater dies unter

Verufung auf die Jagdgesetze hintertrieben hätte!

Können Sie nun verstehen, meine Herren,“ schloß der alte Baron seine Erzählung, „wenn mir heute morgen der Auszug des Mannes „Nur ein Hund —“! jenen Zwischenfall wieder blickschnell vor meinem geistigen Auge auftauchen ließ und mir unwillkürlich den Gedanken eingab, mich dieses armen Tieres anzunehmen und ihm in der Erinnerung an den damaligen treuen Kameraden zur Freiheit zu verhelfen?“



Ein Kriegswahrzeichen für deutsche Wohltätigkeitszwecke in Holland: Der „Eiserne heilige Martin“.

Ein Holländer aus Rotterdam hat, um seine Verehrung für das Deutsche Reich zum Ausdruck zu bringen, das Nagelungsstandbild gestiftet, das dazu bestimmt ist, in den Hauptstädten Hollands zur Aufstellung zu gelangen und daselbst von Deutschen und deutschfreundlichen Holländern benagelt zu werden. Schöpfer des Standbildes ist Bildhauer Heem. Taglang, Mannheim. Verl. M. Gei.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 18. Dezember

1915.



Abführung eines spionageverdächtigen alten Russen in Slonim (Gouvernement Grodno).

Phot. E. Venninghoven.

Ein Patrouillengang.

Von Richard Zozmann.

Na, also das war am Tage vor dem Sturm auf Bailly; wir lagen in ziemlich guter Deckung in einem Gehölz, das sich am Rande eines steilabfallenden Grundes hinzog. Jenseits lag ein Dorf, aus dem uns die Franzosen mit ihren Bomben und Kanonett überdeckten, sobald wir eine Bajonnette vorstreckten. Aber hinüber mußten wir. Unsere Batterien waren weiter westwärts aufgestellt und knallten von der Seite ins Dorf hinein; aber der Erfolg war infolgedessen gering, als die Kothosen hinter Mauern und Wällen zu gut verchanzt waren.

„Na, Bachmann,“ sagte mein Nebenmann, der Fritz Krüger, auch ein waschechter Berliner aus W. D., was soviel wie weit draußen heißt, „na, Bachmann, ich glaube, wir müssen nu bald das Dings drehen, sonst geht's uns eskig. Die Schoie ist doch nicht so schlimm — und rüber müssen wir. Je eher, je besser!“

„Menich, sei bloß nicht verlaut,“ sagte ich zu ihm; „unser Hauptmann wird die Sache schon gehörig anfassen. Es muß nur erst der richtige Augenblick kommen.“

Blötzlich wird kommandiert: Sprung, auf! March, march! Und mit affenartiger Geschwindigkeit ging's vor, durch Busch und Baum. Von drüben knallte und ratterte es wieder los. Aber meistens gingen die Kugeln zu hoch. Durch die Baumtroncen fuhr der Hagel und rief Hunderte von Ästen runter, die Rinde der Kiefern flog uns in Fegen um die Ohren.

„Jungs, nu los!“ rief unser Hauptmann, als das Getöse drüben etwas nachließ, „runter in den Grund und drüben wieder rauf, was Beine hat — vorwärts, hopyhopy!“

Und hopyhopy ging's runter den Abhang, und mancher kam schneller unten an, als er dachte. Natürlich hatte mancher was abgekriegt, denn die Teibelsfels drüben im Dorf hatten ein Maschinengewehr im Richturm stehen und ließen es lustig knaden. Krüger war der Helm vom Kopf geschossen worden, und er schimpfte mächtig, weil er sechs der besten Liebeszigaren darunter hatte — und die waren nu futich! „Det soll mir die Bande büßen!“ brummte er. „Mir so um das beste Kraut zu bringen, das ich je geraucht habe — echte Trubulos mit Bauchbinde!“ — „Du, wo is denn der Töpfer?“ — Der „Töpfer“ war ein Kamerad aus unserm Gliede, Walter Haie mit Namen, ein langer, dünner Mensch, aber ein prächtiger Kerl mit einem Bärenappetit, den wir mit Hilfe anderer Nationen oft vergeblich zu stillen suchten.

„Hier hängt er,“ schrie es hinter uns — „oder nee: hier liegt er. Mir hat was in die Wade gestochen — und ein mächtiges Ding von Schlag hab ich hier an die Hüfte gekriegt — helfst mir mal raus aus dem Vehm hier!“

Haie humpelte etwas mit dem linken Fuß und mußte auch Schmerzen an der Hüfte haben, aber er biß die Zähne zusammen und fürmte mit uns weiter.

„Immer vorwärts, Kameraden!“ rief er. „Es is bloß 'n Hegen-schuss — jetzt is mir schon weniger unwohl.“

Als wir drüben waren, suchten wir sofort Deckung hinter Kuscheln und Brombeersträuchern. Und da hier ein Teil des Waldes schon vor längerer Zeit gefällt worden war und noch mehrere große Holztapel dastanden, hatten sich's ein paar Maschinengewehre von uns dahinter bequem gemacht und klapperten fröhlich drauflos. Es hörte sich manchmal an, als ob Säрге vermagelt würden, manchmal, als ob eine Mähle taktete. Trotzdem ein kühler Wind wehte, war uns allen warm geworden. Aber noch heißere Arbeit stand uns bevor. Um in das Dorf zu kommen, mußten wir eine freie Geländestelle von etwa dreißig Metern durchheilen, eine feine Gelegenheit für die da drüben, uns niederzuknallen. Aber es half nichts, wir mußten in den sauren Apfel beißen. Und richtig! Kaum hatten wir einige Schritte getan, als eine dicke Granate dicht vor uns einschlug. Ich wurde durch den Luftdruck gegen Haie geschleudert, der, da er auf seinem verwundeten Bein sowieso nicht sehr standhaft war, umkippte und gegen

Krüger fiel, der auch ins Torkeln kam, sich aber noch hielt. Das war ein Glück für uns, denn im

selben Augenblick sauste in geringer Höhe ein mächtiges Geschöß über unsere Köpfe dahin, die uns samt und

sonders abgerissen worden wären, wenn wir noch aufrecht gestanden hätten. Unsere Ar-

tillerie krommelte famos dazwischen, und bald

standen mehrere Gehöfte und Scheunen in hell-

lichem Brand. Da sah ich auf einer

Kiefer nahe der Kirch-

hofsmauer ein weißes Tuch winken und Zeichen geben.

„Ei, du verflizter Kerl!“ rief ich ganz laut, daß sich mein

Hauptmann nach mir umdrehte. „Was gibt's denn, Bachmann, daß

er so außer sich ist?“

„Nu ja, nu was, Herr Hauptmann,“ sprach ich; „seh der Herr Hauptmann

doch mal da oben den Bauert-
kerl in der Krone sitzen und die
Stellung unserer Artillerie signalisie-
ren.“ — „Na, das ist nicht schlecht,“

meinte Hauptmann Grüttnier, „und da wundere ich mich schon den ganzen Tag, wieso unsere gut gedeckten Batterien so beschossen werden. Den Kerl werden wir uns nachher langen. Aber keine Kugel! Der muß baumeln!“ — Indessen hatten die Herren Franzosen eingesehen, daß sie das Dorf nicht halten konnten, und sie zogen sich unter einem letzten wütenden Abschiedsknallen zurück. Eine Schutzabteilung von uns hatte sich östlich um das Dorf herumgeschlichen und streckte die fliehenden Kothosen reihenweise nieder.



Mit vereinten Kräften.

Koschot, Eberth.

Auf einmal erschien Hase, den ich schon beim Einmarsch ins Dorf an meiner Seite vernimmt hatte, mit einem graubärtigen, an der Krücke hinfenden Bauern, den er ins Genid gepackt hatte. Der Hauptmann sah den Aufzug lächelnd kommen, denn es war in der Tat eine lächerliche Gruppe. Der lange, dünne Töpfer Hase, selbst etwas hinfend, den an der Krücke humpelnden Franzosen neben sich mehr heranziehend als ziehend: es sah aus, als ob ein Buffard eine arme, zappelnde Maus in den Fängen hätte.

„Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, daß dieser Kerl hier der Musjöh is, der Signale von der Kiefer dort gegeben hat. Erlaube mir den Vorschlag, ihn an demselben Baume aufzuknüpfen, worauf er genistert hat.“

Nach nur kurzem Gehört wurde der Bauer abgeführt, der immerfort „Vive la France!“ schrie, und als er schon den Strid um den Hals hatte, hörten wir ihn aus der Entfernung noch sein heiseres „Vive la France!“ krähen.

Es war inzwischen Abend geworden, und wir hatten es uns in dem Dorfe, soweit es noch unzerschossen und wohnlich war, bequem gemacht. Die Gulaschkanonen waren bei der Arbeit und versorgten uns aufs beste. Krüger rauchte wieder, denn Hase hatte vom Hauptmann Zigaretten und ein Päckchen Pfeifentabak erhalten und redlich mit Krüger und mir geteilt. Hase machte den Vorschlag, vorur Schlafen gehen unsere gewohnte kleine Stalpartie dreimal um zu spielen. Er ging an seinen Tornister, übrigens konnte er wieder ganz famos gehen, denn der Streißschuß in die Wade war kaum eine Schramme zu nennen, und suchte sein Kartenpiel.

„Weiß der Teibel,“ brummte er, „wo mein Gesangbuch ist, — so nannte er die zueiunddreißig Zeitvertreiber — und kramte in seinem Tornister.“

„Nu ja, nu was,“ lachte ich, „dir scheint was auf deinen Gedächtnistopp gefallen zu sein, Menschenkind! Ich hab' doch heut' morgen gesehen, daß du die Karten in den Brotbeutel gesteckt hast.“

„Bachmann, wenn du recht hast, haste recht,“ sagte er und langte den Brotbeutel her. Aber schon wieder schimpfte er: „Weiß der Teibel, heute haben uns die Franzosen den Stal vermaßelt.“

„Da, jeh! her!“ Beim Sturm war die Granate, die uns drei so unhöflich in den Sand geschmissen hatte, in nächster Nähe geplatzt, und ein Spitzer durchschlug den Brotbeutel und war in dem Kartenpiel festsitzen geblieben. Wir staunten und lachten abwechselnd. „Mensch, hast du 'u Dösel!“ sagte Krüger — „bist durch dein Gesangbuch heil und ganz geblieben.“

„Ja, die Sache hätte schlimmer ablaufen können,“ erwiderte er nachdenklich, „ich habe mit den Karten eine Partie gewonnen, ohne damit zu spielen. Ein!“ machte er dann, „aber eins, Kinder,“

sag ich euch: ich nenne jetzt die Karten nicht mehr Gesangbuch; das kommt mir zu gotteslästerlich vor, und ich bitt' euch, jagt's auch nicht mehr.“ Der lange „Töpfer“ war ordentlich feierlich geworden, er betrachtete die durchlöcher-ten und zerknüllten Karten immer wieder, dann legte er den Granatsplitter — den Hexenschuß, wie er ihn nannte — auf das Spiel, widelte alles häubertlich in ein Blatt der Soldatenzeitung, steckte es in den Tornister und meinte, er würde dies als eine Reliquie betrachten.

Stal spielten wir an diesem Abend nicht, und da wir unsere Knochen fühlten, wollten wir gerade anfangen, es uns auf dem Strohlager bequem zu machen, da trat ein Unteroffizier ein und beorderte uns zum Hauptmann.

„Jungens,“ sagte Hauptmann Grüntner, „ich brauche heute ein paar schneidige Leute und habe dabei an Sie gedacht, Unteroffizier Bachmann, und an die Gefreiten Hase und Krüger. Morgen oder übermorgen geht es auf Vailly; aber vorerst müssen wir das dazwischenliegende

Gelände aufklären. Drüben steht ihr die Mühle von St. Pierre liegen. Ich gebe Ihnen, Bachmann, noch drei Mann, die Sie sich aussuchen können. Sie sollen mit dieser Patrouille auskundschaften, ob die Mühle besetzt ist oder nicht. Ich für meinen Teil glaub's; und Sie sollen dann das Wehr öffnen und den Mühlengraben ablaufen lassen, weil der uns beim Sturm auf Vailly hinderlich ist. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ sagte ich; „wir werden die Sache schieben. Auf er Hase und Krüger bitte ich mir, Fehling, Große und Kitz zur Verfügung zu stellen. Das sind Leute, die sich dazu eignen.“



Ein Taubenschlag als Soldatenquartier.

Im Dorfe eines französischen Landstätes befindet sich ein geräumiger Taubenschlag, den sich vier wegemüde deutsche Militärkraftwagenführer zu einem behaglichen Quartier eingerichtet haben.

Hofphot. Oscar Teilmann.

„Sie sollen sie haben, Bachmann. Und noch eins: wenn es möglich ist, bringen Sie mir die Bande aus der Mühle mit.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann,“ sagte ich; „und wenn nicht alle, so doch ein paar zur Ansicht! Ru ja, nu was!“

Hauptmann Grütner lachte und entließ uns mit einem Händedruck. Ich eilte spornstreichs ins Dorf und holte mir die fehlenden drei Mann, die wie Fett und Feuer für diese Sache brannten, und übriens schon erprobte Patrouillengänger waren.

Schnell machten wir uns bereit, setzten unsere Pseifen in Brand und uns in Bewegung, und los ging's!

Es mochte gegen acht Uhr sein, als wir die nach Soissons führende Landstraße erreichten. Zwischen unserer und der feindlichen Stellung lag eine Anhöhe, die nach unserer Seite hin ganz sanft abfiel, nach der vom Feinde besetzten andern Seite hin aber ziemlich steil; und die Schützengräben lagen kaum fünfzehnhundert Meter voneinander entfernt.

An dem Abhänge, der am westlichen Ende unseres Angriffsabschnittes auch etwas schroff abfiel, lag die benutzte Mühle von St. Pierre.

Wir sahen sie, wenn der helle Mond vorkam, ganz klar, und das Wasser im Graben blinkte hier und da zwischen den Ufergebüschen hell auf. Wir gingen jetzt von der Landstraße weg, da sie hier einen großen Bogen machte, und schlugen einen Weg durch eine kleine Lichtung ein, um Zeit zu gewinnen.

In diesem Augenblick wurden wir von einer feindlichen Patrouille beschossen; aber die Bohnen machten uns keine Verdauungsbeschwerden, sie rissen die Rinde von den Stämmen und klatschten in das Gezweige.

„Nu, Kinder, Vorsicht!“ mahnte ich meine Leute. „Wir stehen jetzt vor der Mauer des Gehöftes. Der Posten geht innerhalb auf

und ab — hört ihr ihn? Er wird auch mal heraustreten; dann wird er gepackt! Aber um Gottes willen nicht schießen. Du, Gase, als langer Laban, umarmt ihn von rückwärts, und Kilp oder Krüger binden ihn fest und entwaffnen ihn. Kommt er aber nicht bald raus, so müssen wir uns durch die Tür schleichen und drinnen auf dem Hof unser Heil versuchen. Aber nicht schießen, sonst hegen wir uns das ganze Gefindel auf den Hals.“

Ru also gut — und wir hatten Glück. Denn kaum hatten wir unseren Angriffsplan beraten, trat der Posten, das Gewehr über'n Rücken gehängt, aus der Mauerpforte und ging, ein Liedchen jummend, die Mauer entlang, ohne sich umzusehen, immer hübsch vor uns her.

Gase gab dem Musketier Felsing seine Knarre und schlich hinter dem Franzosen drein, und als er heran war, schlug er ihm die langen Fiebermausarme von rückwärts um den Leib, daß ihm das Käppi vom Kopf fiel. Große hielt ihm den Mund zu, aber der Posten schrie nicht, sondern winselte nur immer:

„Messieurs, messieurs, nid maden tot, nid bös sein, messieurs. messieurs! Gut Freund, bon camarade!“

„Mensch, hör auf zu parlieren,“ flüsterte Krüger, „wir tun dir nichts, wenn du stille bist!“

Wir nahmen ihm nun die Flinte und den Säbel ab, banden ihm die Hände zusammen, und er war heilfroh, daß wir ihn leben ließen. „Bon camarade, gut Freund!“ sagte er zu Große, den ich mit Kilp als Wachposten bei ihm zurückließ, während wir andern vier uns jetzt an das Schlimmere machten, an die Durchsuchung der Gebäude.

Das Hauptgebäude war verschlossen. Was tun? Hinter dem Hauptgebäude, wo des Müllers Wohnung gewesen zu sein schien, lag eine Remise für Wagen, in deren äußerstem Ende ein verhängtes



Feierliche Nagelung des Rahmens eines zum Besten des Hinterbliebenenfonds des Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 5 gestifteten Gemäldes bei der Ersatz-Eskadron in Düsseldorf. Phot. Hofatelier Renard.

× Staatsminister Freiherr v. Rheinbaben, Erzellenz,
Oberpräsident der Rheinprovinz.

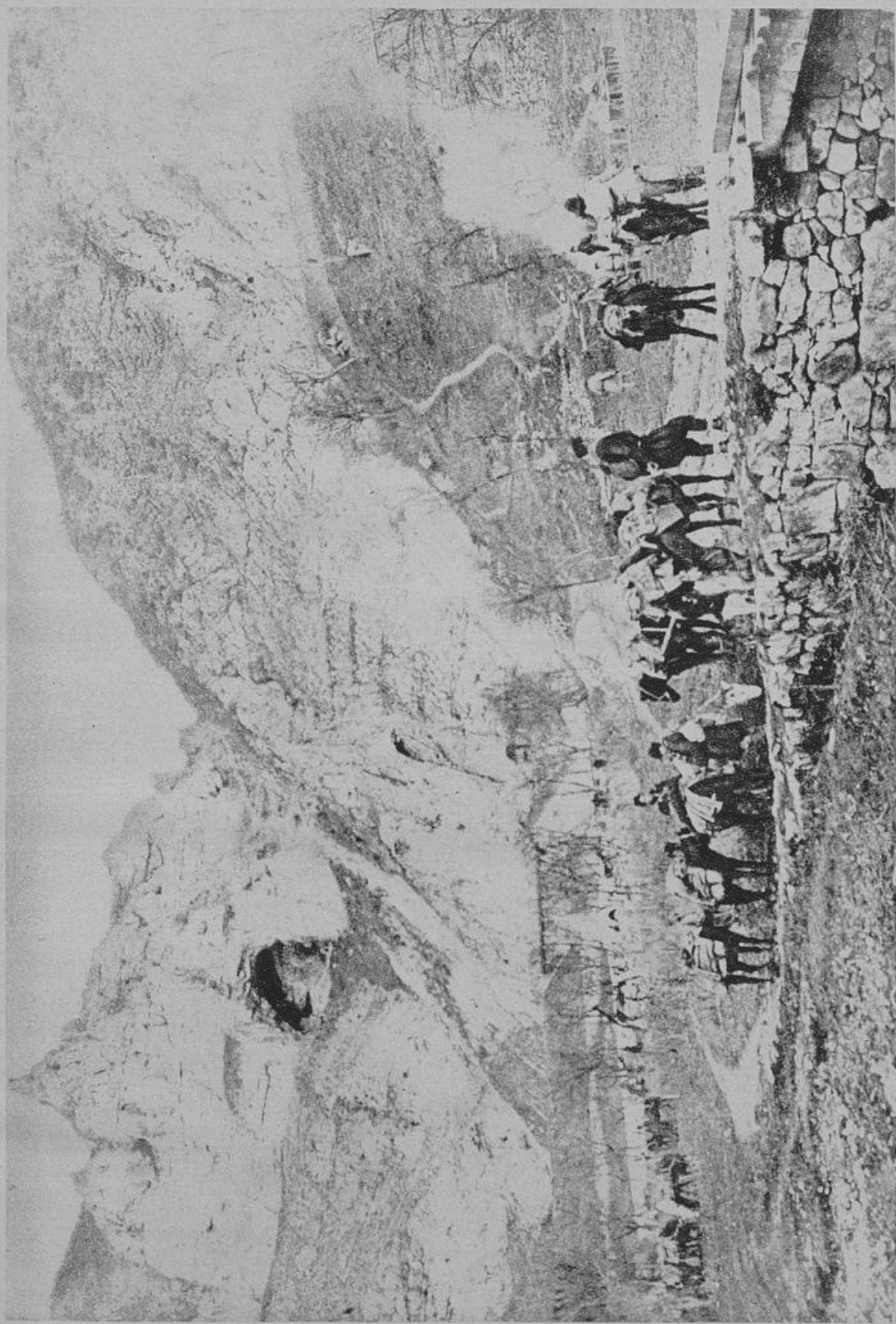
× × Oberbürgermeister a. D. Marg.

× × Oberst v. Normann, Inspekteur der Ersatz-Ests. VII. A.-K.

× × Freiherr v. Mann von der Leye,

Major und Führer der Ersatz-Eskadron III. Regt. 5.

Das Bild, das einen Ritter in Rüstung zu Pferde zeigt, soll „Die gerüstete deutsche Kraft“ darstellen und ist gemalt und gestiftet vom Kunstmalers Cernes. Es trägt den zu nagelnden Spruch: „Der Kaiser gebot. — In Not und Tod. — bald hoch zu Pferde, — bald tief an der Erde, — socht drauf und dran — der fünfte Mann. — Dem Heldentum — wird ewiger Ruhm.“



Vom österreichischen Vormarsch gegen Montenegro: Freilager österreichisch-ungarischer Truppen
im serbisch-montenegrinischen Grenzgebirge.

Kloppner, G. m. B. H.

Fenster erleuchtet schien. Da zuckte mir's durch den Kopf, daß dort Franzosen sein müßten. Aber wieviel?

„Zungs,“ flüsterte ich, „nu gebt mal Achtung! Bleibt hier stille stehn und rappelt und rührt euch nicht. Ich will noch mal schnell zu unserm Gefangenen und ihn anhörchen, was hier in dem düstern Nest eigentlich los ist.“

„Daran hättest du früher denken können,“ brummelte Krüger; „denn mach man los, daß du bald wieder da bist.“

Schnell und geräuschlos eilte ich über den Hof zurück und fragte den Gefangenen, indem ich mein elegantestes Französisch zusammennahm, das noch von der Volksschule her in meinem Gedächtnislasten rumspulte: „Beh, monsieur, combien de Français sont là?“, und zeigte mit der Hand nach dem Hofe. —

Hofe und Zelling machten uns schon von weitem Zeichen, recht leise aufzutreten, und jagten uns, daß sich hinter dem erleuchteten Fenster einige Schatten bewegt hätten.

„Na gut,“ flüsterte ich, „dann also leise hinter mir her. Du, Zelling, leih mir mal deine Fackellampe, daß wir nicht irgend antennen. Aber erst pflanzt mal alle das Seitengewehr auf — so — und nun voran.“

Ich leuchtete mich vorsichtig durch die Remise hindurch, die mit Stroh belegt war, an einigen Wagen und allerhand Gerümpel vorüber, und machte vor der Tür in der Ecke halt. Vorsichtig drückte ich die Klinke runter, öffnete die Tür und guckte in einen hallartigen Raum. Die Franzosen lagen zum größten Teil in ihre Mäntel gehüllt um ein lustig brennendes Holzfeuerchen; zwei saßen zusammengekauert



Photographisches Aufnehmen von Bewohnern eines französischen Dorfes vor Ausstellung der für die nötigen Pässe durch die deutsche Militärverwaltung.

Phot. Verl. Zll. Ger.

Die Bevölkerung wird zu diesem Zwecke in Gruppen von je zehn Personen durch Berufsphotographen (Soldaten) aufgenommen.

„Il n'y a pas de soldats dans la maison,“ antwortete er; „mais il y en a dans la remise — seize! Nix sein Soldats in Haus da, bon camarade,“ und er hob die zusammengebundenen Hände und machte mir mit gekrümmten Fingern begreiflich, daß sechzehn Franzosen in der Remise schliefen — „seize, monsieur,“ wiederholte er, „seize!“

„Sobiel?“ fragte Große. „Bachmann, dann laß mich mit; Krip genügt zur Bewachung dieses kleinen Mannes vollständig.“

„Na weißte, Karl,“ sprach Krip, „dann bleib du doch hier und laß mich mit. Du drängst dich immer vor.“

„Stille, Kinder!“ machte ich dem Bettstreit ein Ende. „Krip hat recht; er hat schon das letzte Mal statt deiner zu Hause bleiben müssen — also vorwärts, Krip! Wir fünf werden mit den sechzehn schon fertig werden. Adje, Karl, daß hübsch auf den Mann auf — nu ja, nu was!“ Wir gingen.

da, einer auf einer Kiste an einem wackligen Tisch, auf dem in einem Flaschenhals eine dicke Kerze brannte.

Leise machte ich meinen Kameraden ein Zeichen, das Gewehr in Aufschlag zu nehmen, aber nicht zu schießen. Erstens, um durch das Getöse nicht etwa noch andere irgendwo im Hinterhalt liegende Franzosen herbeizurufen; zweitens, weil die Schießerei gar nicht nötig schien, denn ich hatte bemerkt, daß die Gewehre alle in der eisernen Ecke des Raumes standen, so daß die plötzlich aus dem Schlafe geweckten Leute gar nicht so schnell zu ihren Waffen kommen konnten.

Dann stieß ich blickschnell die Tür auf, nahm wieder mein bestes Französisch zusammen und rief mit lauter Stimme: „Bon soir, messieurs! Ayez la bonté de vous rendre!“ Man kann sich nicht denken, wie schnell die Franzosen auf den Beinen waren. „Levez les mains!“ schrie ich wieder.

Grosche und Krüger stürzten schnell nach der Ecke, stellten sich mit den Rücken gegen die Gewehre und hielten die Bajonette zum Angriff bereit. Die schlaftrunkenen Franzosen waren ganz ratlos — der am Tische fuhr empor und rief den andern was zu, worauf sie alle die Hände erhoben und uns mit Augen anstierten, die sie so weit aufreißer, als es ihre Verwunderung nur zuließ.

Ich redete ihnen gut zu, daß ihnen nicht das Geringste zuleide geschähe, wenn sie Vernunft annehmen wollten und ruhig mitkämen, da ihnen der Widerstand nichts nützen würde.

„Da draußen steht ein ganzes Regiment,“ sagte ich ihnen, und wenn sie nicht parierten, machten wir aus ihnen Krilasse.

Nu ja, nu was, das sahen die Rothosen denn auch schnell ein. Wir hängten uns ihre Gewehre über die Schultern und marschierten

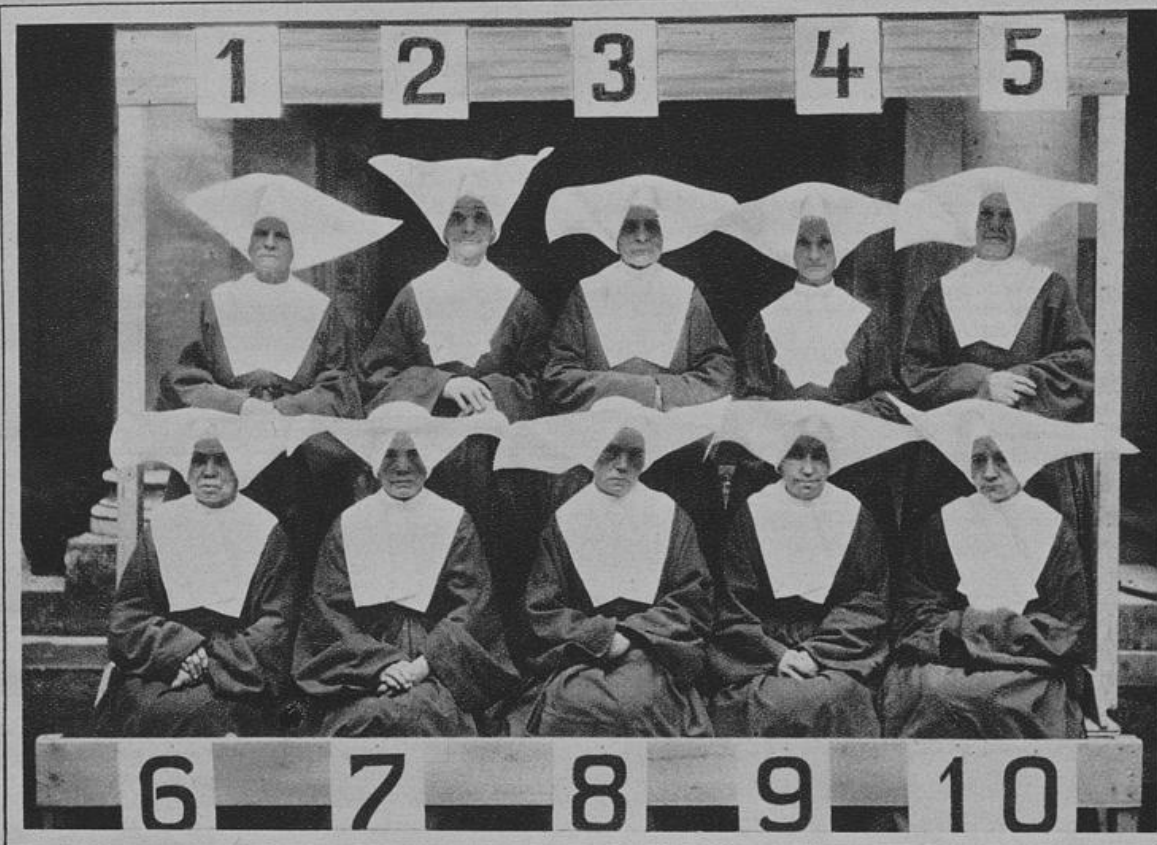
die Zigarren von unserm Hauptmann im Mantel stecken, und da wollen wir uns alle mal eine Lunte ins Gesicht stecken. Hier, Jungs, greift alle zu! Und die Franzosen kriegen auch was ab.“

„Na, und wenn's nicht reichen sollte,“ sagte Kilp, „ich habe auch noch drei Stüd.“

„Und ich habe noch ein Päckchen Zigaretten hier von der Liebesgabenendung von vorgestern. Die rauchen die Franzmänner lieber,“ sagte Felsing.

So zogen wir zweiundzwanzig Mann denn ganz vergnügt und passend unseres Weges dahin.

Der Himmel zeigte fast gar keine Wolken mehr; denn ein Wind, der sich aufgemacht hatte, hatte sie alle weggefedt, und der Mond ließ uns den Weg deutlich erkennen.



Auch die französischen Krankenschwestern müssen Pässe haben und werden photographiert.

Der Paßzwang, den die deutsche Militärverwaltung für einzelne Etappengebiete in dem von unsern Truppen besetzten Nordfrankreich anordnete, gilt für alle Kreise der Bevölkerung. Phot. Berl. Ill.-Ges.

stolz zu Grosche, der uns mit ganz verblüfftem Gesicht ankommen sah und einen neidischen Blick auf Kilp warf.

„Na nu los, messieurs!“ kommandierte ich. „Du, Grosche, sollst auch ein Vergnügen haben.“

„Na, was denn?“ fragte er ganz bedevvert.

„Du nicht so wie 'n begossener Fudel,“ sagte ich lachend. „Du sollst die Ehre haben, das Wehr zu öffnen und den Rühlengraben leer laufen zu lassen. Nu ja, das ist doch auch was!“

Grosche fand keine gute Laune wieder und tat, was ich ihn geheißen hatte, mit großer Freude. Es rauschte und plätscherte lustig, und wir zogen mit unsern Gefangenen schnell und leise wie die Ragen ab.

Als wir etwa zwanzig Minuten gegangen waren, blieb Krüger auf einmal stehen und sagte:

„Du, Bachmann, jetzt wird mir die Sache auf diese Weise zu langweilig, jetzt wollen wir's uns mal gemütlich machen. Ich habe

Die Franzosen waren schamante Kerlschens; wir unterhielten uns französisch-deutsch und radebrechten ganz vergnügt mit ihnen, und als die erste Lage verpasst war und unser Vorrat zu Ende ging, holten die Rothosen ihrerseits Tabak und Zigaretten hervor, und so qualmten wir bis ins Quartier, wo wir kurz nach zehn Uhr ankamen. Na ja, nu was — weiter ist nichts zu erzählen. Ich machte unserm Hauptmann meine Meldung, er ließ sich die Herren Franzosen von mir vorstellen und drückte uns jedem unter anerkennenden Worten die Hand.

Er war sehr aufgeräumt und lachte still in sich hinein, wie es so keine Art war. Na, und am nächsten Tage war der Sturm auf Raillu, wo ich einen Stuß durch den Oberarm kriegte, und am übernächsten Tage kriegte ich das Eiserne Kreuz.

Nu ja, nu was — das ist alles, was ich zu erzählen habe! Aber schön war's doch!



Frauen und Mädchen bei der Feuerwehr in Absam (Tirol).

Als ein großer Teil der Tiroler Männer als Standschützen ins Feld zog, haben tapfere Frauen den Schutz von Haus und Hof übernommen. Doch auch dem Gemeinwesen dienen sie, indem sie der Feuerwehr die fehlenden Männer zu ersetzen suchen, ein schönes Zeichen des Zusammenwirkens von Mann und Frau in der Zeit der Not.



Russische freiwillige Feuerwehr unter deutscher militärischer Leitung.

Phot. E. Benninghoven.

Die deutsche Heeresverwaltung sorgt in Rußland auch für den Feuerschutz, der bei den vielen Holzbauten dort besonders nötig ist.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 25. Dezember

1915.



Weihnachtsabend im Unterstand. — Zeichnung von C. Jung-Dörfler.

Zwei Kreuze

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Kriege

Von Karl Lerbs

Der D-Zug nach Frankfurt hatte Deuz verlassen und nahm seinen Weg am verschneiten Rheinufer entlang nach Süden. Auf den Bahnhöfen hatte ein gewaltiges Getriebe geherrscht, dem aber die nervöse Hast und Ungeduld fehlte, die im Frieden den reisenden Menschen am Tage vor einem hohen Fest zu kennzeichnen pflegten.

Es war, als habe man gelernt, den Mitmenschen und seine Rechte zu achten und auf das rücksichtslose Vordringen der eigenen Person zu verzichten.

Der Krieg, der große Umformer, hat auch unsere Gefühle gegenüber den zufälligen Genossen unserer Reisen gewandelt. Wir wissen: Auch über dem andern steht das Schicksal, vor dem wir bangen.

Vielleicht ist er auch von der Angst um das Leben eines lieben Menschen zerquält, vielleicht schlug ein herber Verlust seinem Herzen eine Wunde, die jeden Augenblick neu aufbrechen und bluten kann. Vielleicht ist der Tag nicht fern, da er selbst irgendwo in Feindesland die deutsche Erde schützt oder ein schlichtes Kreuz die Stelle bezeichnet, wo er den letzten Schlaf schläft.

Ein junger Infanterieoffizier war mein einziger Reisegefährte im Abteil. Ganz zuletzt, als der Zug schon langsam fuhr, war er mit dem schleppenden, vorüchtigen Schritt des Gehenenden eingetreten, hat, ein winziges Kösserchen, Mütze, Mantel und Degen ins Gepäck gelegt und sich mit einem leisen Achzen in die weichen Polster niedergelassen.

Er war ein schlanker, schmaler Mensch und mochte dreißig Jahre zählen.

An seinem Gruß beim Eintritt hatte ich sofort gehört, daß er Schwabe war, und er hatte die hohe, freie Stirn und die stillen, verträumten, weichen Augen, denen man bei Schwaben so oft begegnet.

Seinen Zügen hatten Leiden und Entbehrungen ihren bitteren Stempel aufgedrückt; aber wie er so, ein wenig zusammengesunken und müde, dasah und auf die vorüberziehende Landschaft blickte, war in seinen Augen ein fast froher Glanz.

Wir schwiegen lange. Der Zug fuhr sehr schnell, mit jener ruhigen, wiegenden, rhythmischen Gleichwindigkeit, die uns das Fahren als einen Nauch, ein Losgelöstsein von aller Schwere empfinden läßt. Draußen wandte sich über der winterlichen Landschaft der Himmel in einem zarten, fast durchsichtigen Grau. Schnee deckte das schmale Tal und die kahlen Hundstuden der Rebhügel, verließ kleinen

winkligen Städtchen eine eigene Festlichkeit, verklärte wunderbar das trostige Gemäuer alter Burgen, daß sie ausfakten wie einem Märchen entstiegen. Dazwischen floß mächtig und dunkel der deutsche Strom.

Aus tiefen Gedanken heraus sagte der Offizier: „Ist es nicht wie ein Traum? Draußen Kampf, Blut, Grauen, Tod — und diese Fahrt am Rhein entlang — reine, weiße Stille — und deutsche Weihnacht —“

Und auf meine Frage:

„Ja, ich soll in der Heimat von meiner Verwundung genesen. Bei Dpern habe ich's bekommen, auf Patrouille.“

Aber das ist ja alles so ganz unwesentlich. Draußen war ich ein winziger Teil des großen Gesamtschicksals, ein Tropfen im gewaltigen Meer. Und heute bin ich ein Teil des Schicksals, das den Kriegsfreiwilligen Gefreiten Franz Beder traf. Ein seltsames Schicksal, verworren und doch klar, dunkel und doch vom Lichte der Zukunft geläutert.

Morgen früh werde ich meine Heimat Stuttgart wieder verlassen, um in Zürich das Weihnachtsfest zu begehen. Ich, der ich daheim niemand mehr besäße, der mich erwartet, werde das Vermächtnis Franz Beder's ausführen.

Eine Geschichte? Ja, es ist wohl so etwas wie eine Geschichte, und Sie mögen sie hören.

Franz Beder kam mit Ersatzmannschaften aus der Heimat zu der Kompanie, die ich seit der Verwundung unseres Hauptmanns führte.

Er war ein Vierziger mit langem, schon angegrautem Vollbart und spärlichen Haaren. Wir wußten von ihm nur, daß er aus dem Elßas stammte und dort eine Fabrik besaß. Wir liebten ihn als einen immer hilfsbereiten, crassen Menschen, dessen Kameradschaftlichkeit oft etwas Väterliches hatte.

Über sich selbst und seine Vergangenheit sprach er nie. Wir hatten das Gefühl, daß eine schwere Last sein Gemüt bedrückte; oft sah er stundenlang im Unterland und starrte versunken in eine Ecke.

Er war sehr tapfer und meldete sich stets zu den gefährlichsten Aufträgen. Als ich ihn einmal wegen einer kühnen und erfolgreichen Erkundung des Eisernen Kreuzes anheftete und ihm seine Beförderung zum Gefreiten mitteilte, sagte er plötzlich nach meiner Hand und

preßte sie heftig. Als ich ihn erkannt ansah, wandte er sich ab und ging rasch davon. Ich aber hatte wohl gesehen, daß seine Augen voll Tränen waren.

Deutsche Weihnacht.

Zündet an die Weihnachtskerzen,
Läßt sie in den deutschen Herzen
Wieder funkeln, wieder sprühn.
Tobt auch heiß das Kampfgetümmel,
Heute blickt empor zum Himmel,
Wo die gold'nen Sterne glühn.

Weihnacht ist's! Auch unsern Helden
Läßt die frohe Kunde melden,
Wenn der Schlachtendonner schweigt.
Daß der Himmelsstern der Liebe
Auf das wilde Kampfgetriebe
Leuchtend sich herniederneigt.

Unsere gefall'nen Brüder
Schaun verklärt vom Himmel nieder
Aus dem ew'gen Freudenraum.
Ihnen strahlt im hehrsten Schimmer
Glanz umflossen nun für immer
Wohl der schönste Weihnachtsbaum.

Auf, erhebt die Herzen wieder,
Läßt die alten Weihnachtslieder
Klingen durch die heil'ge Nacht.
Ob auch heiß die Tränen rinnen,
Wer verliert, der wird gewinnen —
Gottes Vaterauge wacht.

Deutsche Weihnacht! Zeit der Wonne!
Gottes lichte Gnadensonne
Grüßt durch Nacht und Sturmgebraus.
Weihnacht! Du erhellst die Blicke,
Nimmer löscht des Feindes Tücke
Deinen heil'gen Zauber aus.

Deutsche Weihnacht! Tief im Herzen
Glühn der Hoffnung sel'ge Herzen,
Glüht ein Wünschen fromm und rein:
Herrgott, führ' aus blut'gem Kriege
Unser Vaterland zum Siege,
Führ' uns, Herr, zum Frieden ein!

I. M. Burda.



Anbetung der Weisen. Von Peter Paul Rubens.

Mit Genehmigung von J. Braßmann, N. S. München.



Am Hafen von Ostende: Schwere Artillerie auf dem Marsche.

Phot. J. Gerlach.



Marine-Infanterie mit Schutzmasken gegen Gasangriffe vor dem Drahtverhau.

Elko-film G. m. b. H.

Dann kam der Abend vor jener Nacht, die unauslöschlich in mein Gedächtnis gegraben ist.

Schon seit einigen Tagen hatten unsere unermüdblichen Flieger eine fieberhafte Tätigkeit hinter der englischen Front festgestellt. Alles deutete darauf hin, daß der Feind einen großen Angriff gegen unsere Stellungen plante. Wir saßen in erhöhter Alarmbereitschaft in den Unterständen.

Die Leute waren sehr ernst und doch ruhig; viele schrieben bei flackerndem Kerzenlicht Grüße in die Heimat, die da irgendwo im Unerreichbaren, unendlich Fernen lag. Ich rauchte Zigaretten und las, als plötzlich Beder in meinen Unterstand trat und wartend in der Tür stehen blieb.

Auf meine Aufforderung kam er näher und setzte sich neben mich. Ich fühlte, daß ihn etwas bedrückte und wartete ruhig, bis er zu sprechen begann.

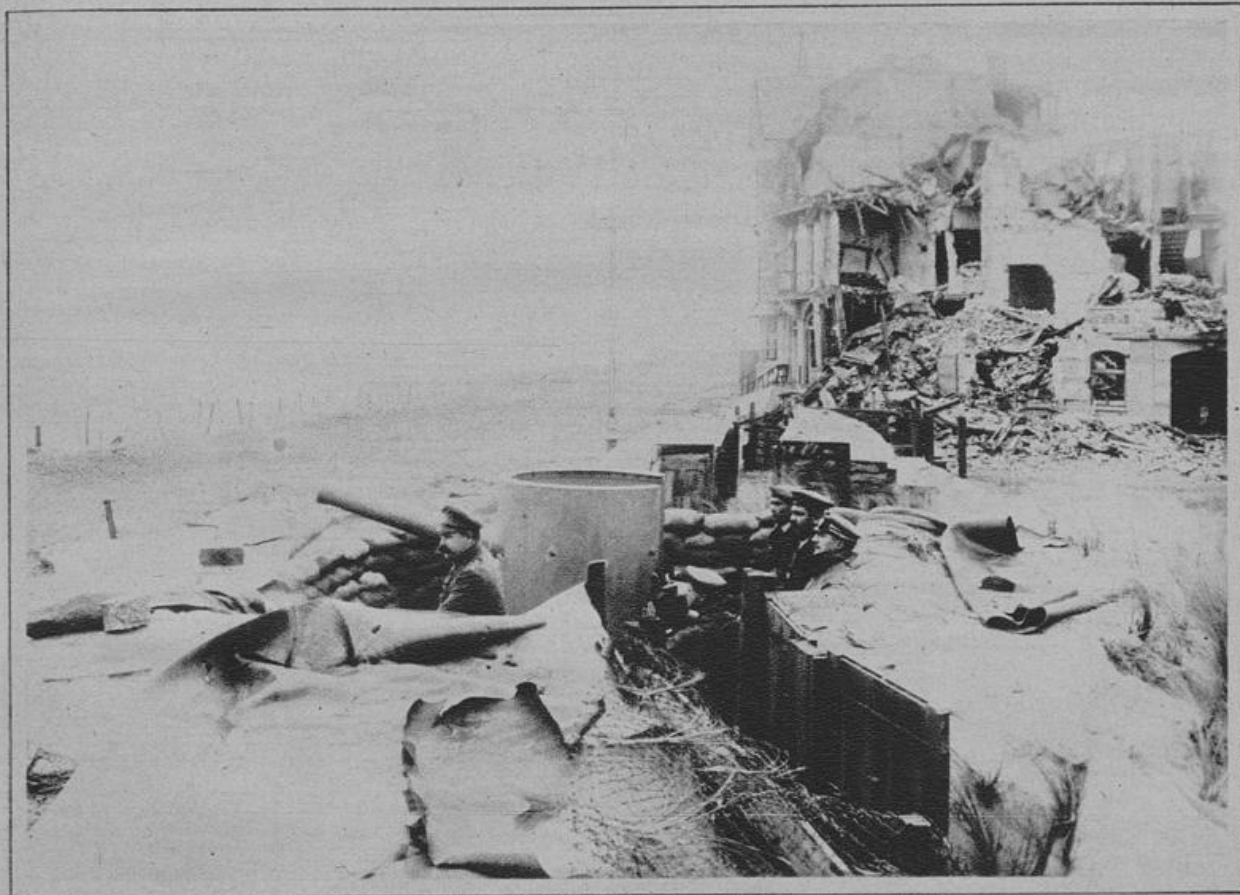
Der Offizier machte eine Pause und blickte eine Zeitlang stumm aus dem Fenster.

Der Zug hielt eben in einem Bahnhof. Friedlich lag die kleine Stadt unter ihrer weißen Decke. Urlauber verließen den Zug, von ihren Angehörigen jubelnd begrüßt.

Aber dem Ganzen wab der unbeschreibliche Zauber der Vorweihnacht, den uns diese Zeit gleichsam noch geläutert, noch heiliger und ergreifender schenkte. Sonnenwende —

Als wir den kleinen Bahnhof wieder verlassen hatten, setzte der Leutnant seine Erzählung fort:

„Was ich vernahm, erschütterte mich tief. Beder sprach zuerst langsam und stotternd, dann immer rascher und heftiger, aufatmend unter der Befreiung, die ihm eine Last von der Seele nahm. Ich will versuchen, seine Erzählung wiederzugeben. Den ganzen ergreifenden Eindruck dieser Beichte werde ich Ihnen nicht vermitteln können.“



Ein vorgeschobener Beobachtungsposten an der flandrischen Küste.

Stillsfilm, G. m. b. H.

„Nicht wahr, Herr Leutnant, uns steht in dieser Nacht ein schwerer Kampf bevor?“

„Menschlicher Voraussicht nach, ja,“ sagte ich ernst. Er fuhr langsam fort:

„Haben Herr Leutnant ein wenig Zeit für mich? Ich habe eine Bitte.“

„Sprechen Sie, Beder. Wenn es in meiner Macht steht, will ich sie erfüllen.“

„Würden Herr Leutnant bereit sein, mein Vermächtnis an meinen Sohn zu übernehmen?“

„Ihr Vermächtnis?“

„Ja. Ich habe eine Ahnung — mehr, ich weiß, daß es nötig ist. Und Herr Leutnant sind der Einzige hier, dem ich mich rückhaltlos eröffnen möchte.“

Ich reichte ihm schweigend die Hand. Nach einer Weile begann er zu sprechen.

Beder stammte aus dem Elsaß, das heißt, er war in frühester Kindheit hingelommen. Sein Vater war Thüringer, ein Lehrer in einem Dorfe bei Eisenach, der auf einer Reise eine Elsässerin aus einem Vogesendorf hart an der späteren Grenze kennengelernt und geheiratet hatte.

Sie war ihm in sein kleines thüringisches Schulhaus gefolgt, ohne dort heimisch zu werden. Dann kam das Jahr 1870, und Beder's Vater fiel. Er hat seinen Sohn nicht gesehen. Die Frau kehrte nach Friedensschluß sofort in die Heimat zurück; ihr Vater besaß eine gutgehende Weberei.

Die Eltern hatten die Heirat mit dem jungen Deutschen nicht gebilligt; nun war es ihr Ziel, den Cappel ganz im Banne französischen Weizens zu erziehen. Durch die Abtretung des Elsaß an Deutschland war die Liebe dieser Leute zu Frankreich zum Fanatismus geworden. Ich brauche Ihnen diese Dinge nicht zu schildern; wir wissen sie alle. Namentlich in den abgelegenen Grenzorten hat

das Franzosentum seine Macht behalten; der fortwährende Verkehr, die Heiraten über die Grenze taten das Ihre. Franz Beder erhielt einen französischen Hauslehrer; später besuchte er das Gymnasium in Colmar.

Zum Dienst im deutschen Heere wurde er damals nicht tauglich befunden; sonst wäre vielleicht manches anders gekommen. Denn wir können das Blut des Vaters nie ganz verleugnen; es schlummert vielleicht in uns, seine Quellen sind verschüttet, aber es kommt ein Tag, da sie die Dede durchbrechen und aufsprudeln mit sieghafter Gewalt.

Auch für Franz Beder sollte dieser Tag kommen.

Er übernahm die Fabrik seines Großvaters und bewies eine so glückliche Hand, daß sich die Arbeiterzahl des Unternehmens verdoppelte. Nach dem Tode seiner Mutter heiratete er eine französische Schweigerin, die ihm einen Sohn schenkte, der heute sechzehn Jahre alt ist. Dies war die Zeit, da Franz Beder es schweigend duldete, wenn man ihn François Boulanger nannte.

Dann kamen die ersten Kriegsgerüchte ins Dorf. Die französischen Arbeiter gingen zuerst, die deutschen belamen ebenfalls ihren Einberufungsbeehl. Die Nachrichten lösten im Dorf eine ungeheure Erregung aus.

Beders Sohn hatte die Absicht, sich zum französischen Heere zu melden; die Mutter litt es nicht. Als sich die drohenden Anzeichen mehrten, reiste sie mit dem Sohne in ihre Heimat nahe Lausanne. Am Tage darauf besetzte eine starke Abteilung französischer Infanterie das Dorf, dessen deutsche Behörden machtlos waren. Schon aber wurde der Anmarsch deutscher Kräfte gemeldet, und häufig vernahm man den Geschützdonner der ersten Gefechte. Franz Beder saß in seinem verödeten Fabrikbottor und schloß die Bücher ab. Er wollte sie mitnehmen, wenn er nach Frankreich ging, um sich dem französischen Heere zur Verfügung zu stellen. Dies war die Wende in Beders Schicksal.

Am Tage darauf schwirrte ein Gerücht durch die Gassen: die Franzosen wären in Gefahr, von den in den Planen heranrückenden Deutschen umzingelt zu werden und würden zurückgehen müssen. Hänfte ballten sich, Flüche wurden laut. Die französischen Soldaten taten ein übriges, indem sie wilde Schauergerüchte von angeblichen deutschen Greueln verbreiteten.

Ein Teil der Bevölkerung, namentlich Franzosen, begann eine überstürzte Flucht.

Die Franzosen standen marschfertig in den Gassen. Der Kanonendonner kam näher und ließ die Fenster Scheiben leise erklingen. Franz Beder machte einen letzten Rundgang durch die Räume seiner Wohnung. Im Zimmer seiner Mutter stand er still. Dort hing ihr Bild, verblaßt, mit einem feinen, ein wenig spöttischen Lächeln um die vollen Lippen. Dort stand ihr Schreibtisch. Ob er noch wichtige Dinge enthielt?

Beder wußte nur von vergilbten Stößen alter Briefe. Er wollte sie verbrennen, ehe er ging. Vorsichtig zog er sie hervor und legte sie auf die Tischplatte. Als er das blaue Band löste, das eines der Päckchen zusammenhielt, fiel ein kleines, veriegelltes Päckchen mit dumpfem Klirren heraus.

Er öffnete es und hielt kaumend ein Bild in Händen, das einen Soldaten im preußischen Helm darstellte. Der Anblick des Bildes durchfuhr den Einjamen wie ein Schlag. Er wußte, wen es darstellte: Seinen Vater.

Richtig: Dort stand es auf der Rückseite mit feinen, blassen Schriftzügen:

„Seiner lieben Frau zum Andenken von ihrem Gatten Otto Beder. Streckda, am 15. September 1870.“

Langsam ließ der Sohn die Hand, die das Bild umkrampfte, auf die Tischplatte sinken. Sein Atem ging schwer. „Vater!“ schrie es in ihm. Durch das Fenster drang der aufreizende Schall der französischen Clairons.



In ihr Heimatsdorf zurückgekehrte serbische Flüchtlinge.

Und dort? Das Papier? Was enthielt es? Mit bebenden Fingern wickelte er es auseinander. Es war ein Eisernes Kreuz am schwarz-weißen Band. Stumpf glänzte das schlichte Metall. Aber das schwarz-weiße Band hatte ja Flecken? Braune Flecken?

Der Einsame stöhnte schwer. Seine weitausgerissenen Augen waren auf das Kreuz gerichtet, das seinen Händen entglitten war. Seine Brust wogte in heftigen Stößen. Er kannte diese Flecken. Es war Blut.

Seines Vater Blut, für Deutschland vergossen.

Franz Beder wußte nicht, wie lange er so gefessen hatte. Er vernahm nicht den Abmarsch der Franzosen, er hörte nicht den Kanonendonner, der immer stärker und stärker wurde.

Ein Nachbar sah zum Fenster hinein und rief ihn an. Er hörte es gar nicht. Franz Beder kämpfte seines Lebens aller-schwersten Kampf. Rinde um Rinde, die eine ganz auf einen Zweck gerichtete Erziehung und ein ganzes Leben um sein Herz gelegt hatten, schmolz und fiel ab.

Mit einer tiefen Betäubung lauschte er dem Rauschen seines Blutes, das neu, anders und gewaltig durch seine Adern strömte.

Noch begriff er das alles nicht ganz; aber er wußte, daß sich in ihm eine entscheidende Wandlung vollzog.

Einmal sprang er auf und trat in einer jähen Auswallung vor das Bild seiner Mutter.

Aber als er in dieses schöne, regelmäßige, ein wenig leblose Gesicht blickte, das ihn mit einem feinen, etwas spöttischen Lächeln um die vollen Lippen ansah, trat er aufatmend zurück und setzte sich wieder vor den Schreibtisch. Mit einer scheuen Zärtlichkeit strich er ein paar mal über das vergilbte Bild des Vaters.

Und nun vernahm er auch deutlich den Donner der deutschen Geschütze, der immer näher seine Stimme erhob. Da wußte er, was ihm zu tun blieb.

Er wartete stumm, bis draußen der feste Marschtritt eines deutschen Bataillons ertönte und der helle Klang eines deutschen Marschliedes funkelnde Wellen durch das Fenster warf. Da stand Franz Beder auf und blickte hinaus. Und ihm liefen langsam schwere Tränen in den Bart, die ersten Tränen seit vielen, vielen Jahren.

Der Offizier hielt einen Augenblick inne und fuhr dann langsam fort:

„Beder hat mich, wenn er fallen sollte, das Eiserne Kreuz des Vaters und sein eigenes seinem Sohne zu überbringen oder zu senden und ihm dazu vom Tode seines Vaters für Deutschland zu erzählen. Er hatte selbst den ersten Urlaub dazu benutzen wollen, um den Sohn zu sehen. Seine Ahnung sagte ihm, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein würde. Von seiner Frau schwieg er, und auch ich erwähnte sie aus einem unbestimmten Gefühl nicht.“

Ergriffen versprach ich, den Auftrag zu erfüllen, wenn es irgend in meiner Macht stünde.

Mit einem festen Händedruck gingen wir auseinander.

In der Nacht kam der englische Angriff. Ein furchtbares Trommelfeuer leitete ihn ein.

Himmel und Erde schienen zu bersten und Feuer aus ihren zerrissenen Adern zu schleudern. Der Boden bebte unausgesetzt wie bei einem schweren Erdbeben. Klustern von Erde und Geröll stiegen auf, Hügel entstanden, tiefe Schluchten, wo Hügel gewesen waren.

In unseren halbverschütteten Unterständen lagen wir, betäubt, aber von einem einzigen glühenden Willen und Warten auf den Feind erfüllt.

Und er kam. Das Feuer schwieg jäh, Schweinwerfer tasteten mit spitzen Fingern in das Dunkel, Leuchtraketen zogen ihre flammende Bahn.

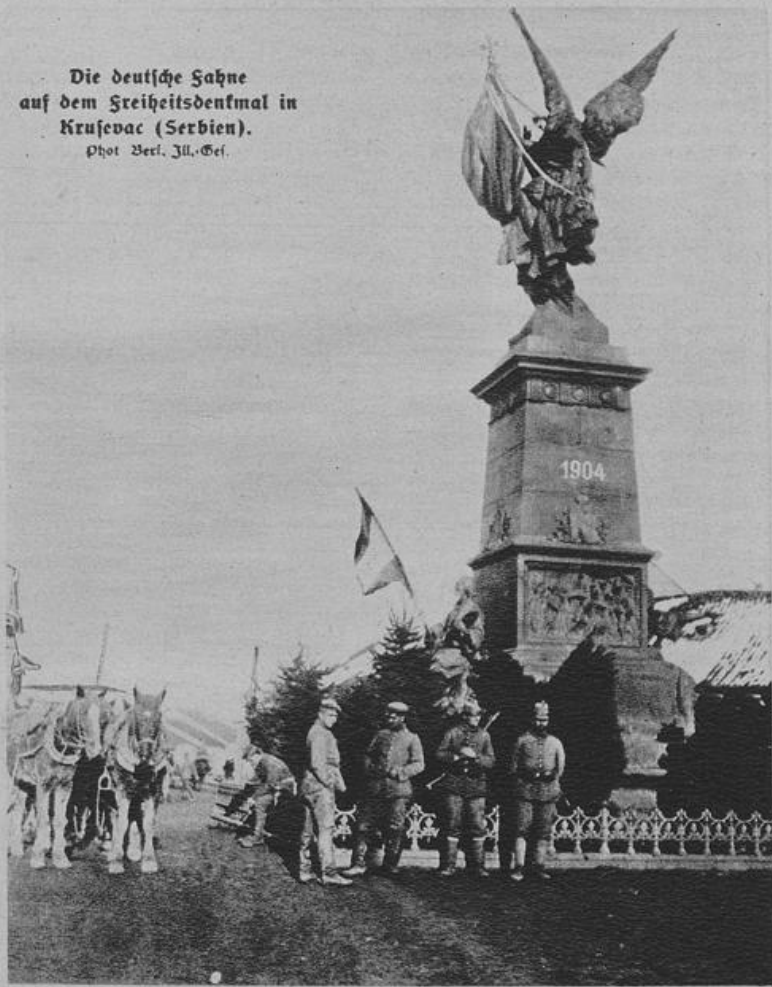
Und als sich die graue Woge der Engländer heranzog, schlug ein dichter Hagel von Geschossen in ihre Glieder. Maschinengewehre spien mit

rasendem Getnatter ihre tödliche Saat. Ruhig, sicher, mit verbissenem Ingrimm schossen meine Leute auf den anstürmenden, an Zahl weit überlegenen Feind.

Und die graue Woge stockte, schwankte, stutete zurück. Das Feuer verdoppelte sich, wurde rasend, ein einziges ununterbrochenes Knattern, das wie das stampfende eiserne Rassel einer gewaltigen Maschine klang.

Jene aber stürzten sich aufs neue vor, gewaltiger als das erste mal, ein Chaos vorwärtstürmender Leiber, verzerrter Gesichter, heiserer Schreie. Diesmal kamen sie bis an unsern Graben. Hunderte mähnten wir nieder, Hunderte deckten den Boden vor unserer Stellung und hingen in den Berhauen, neue traten an ihre Stelle.

Die deutsche Fahne auf dem Freiheitsdenkmal in Krusevac (Serbien).
Phot. West. Ill.-Ges.



Unerträglich schienen sie aus den feindlichen Stellungen hervorzuzugellen. Da brach die brandende Woge über dem Grabenrand. Anirrhend, schmetternd, klirrend begann der Kampf Mann gegen Mann. Worte sind zu schwach, zu arm, um ihn zu schildern. Von beiden Seiten griffen Verstärkungen ein. Lange schwankte die Entscheidung, uns schien es eine Ewigkeit.

Plötzlich flackerte irgendwo ein Gesang empor, wuchs, schwoll, ebte ab, schwoll wieder, wurde dröhnend, jauchzend, donnernd: O Deutschland, hoch in Ehren — — Die Engländer stiegen, der Kampf steht — — Haltet aus, haltet aus — — krachende Kolbenhiebe, wahnsinnige Schreie — — Lasset hoch das Banner wehn —

Lazarett in Mortméby einigermaßen ausgeheilt hatte, bekam ich Heimaturlaub."

Schweigend blickte ich auf die beiden Kreuze, die auf dem blauen Samt lagen. 1870 — 1914 — Stumpf glänzte das schwarze Eisen, licht blinkte der Silberrand, aber heller, schien es mir, leuchteten die braunen Flecken auf dem schwarzweißen Bande.

Langsamer fuhr der Zug. Der Offizier stand auf und ließ das Fenster herab. Trug der Wind nicht Glodenklang? Im Westen stand zwischen zwei Balkenstrichen eine große, dunkelrote Sonne, und die Höhen der Hügel leuchteten in ihrem matten Glanz. Blaue Schatten wuchsen langsam aus dem Tale der Hänge hinan, und am Himmel



Schuster- und Schneiderwerkstatt unserer Feldgrauen im serbischen Quartier.

Phot. Berl. M.-Ges.

Der Feind geht zurück, wendet sich, flieht — — Haltet aus im Sturmgebräus — — keine Gnade, nieder das Gefindel! — Der Graben ist wieder unser, der Angriff ist zerschellt.

Nachstürmend warfen wir den Rest der Engländer in ihre Gräben zurück. Und erschöpft, taumelnd lehrten wir in unsere Stellung zurück. Kein Engländer folgte uns.

Als die Sonne aufging, nahm ich still Franz Beckers Eiserne Kreuze an mich und betete ein Vaterunser an seiner Leiche. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen."

Nach einer Pause zog der Offizier ein Kästchen aus der Taiche, öffnete es und reichte es mir.

„Kurz darauf erhielt ich meine Bunde. Nachdem ich sie im

gliberten schon hier und da ein paar Sterne auf. Der mächtige Strom floß ruhig wie dunkler Wein.

Leise sagte der Offizier:

„Ist es nicht wie ein Traum? Drunten in Zürich wartet ein deutscher Junge, daß ich ihm das Vermächtnis seiner Väter bringe. Heiliges Gut trage ich in Händen. Draußen Kampf, Blut, Grauen und Tod — und hier reine, weiße, unberührte Stille — — Weihnacht, deutsche Weihnacht — — Sonnenvende — —“

Das in Nr. 45 unserer Unterhaltungsbeilage erschienene Bild des Generalfeldmarschalls v. Mackensen ist keine Verzeichnung, sondern gezeichnet nach einer Photographie des Photographen Steinbohn in Kreuznach.

Unerhöplich schienen sie aus den feindlichen Stellungen hervorzugewellen. Da brach die brandende Woge über dem Grabenrand. Anirschend, schmetternd, klirrend begann der Kampf Mann gegen Mann. Worte sind zu schwach, zu arm, um ihn zu schildern. Von beiden Seiten griffen Verstärkungen ein. Lange schwankte die Entscheidung, uns schien es eine Ewigkeit.

Plötzlich fladerte irgendwo ein Gesang empor, wuchs, schwoll, ebte ab, schwoll wieder, wurde dröhnend, Deutschland, hoch in Ehren — — Die Kampf steht — — Haltet aus, haltet aus — — Hiebe, wahnfinnige Schreie — — Lasset hoch

Lazarett in Mortmoby einigermaßen ausgeheilt hatte, bekam ich Deimaturlaub."

Schweigend blickte ich auf die beiden Kreuze, die auf dem blauen Samt lagen. 1870 — 1914 — Stumpf glänzte das schwarze Eisen, licht blinkte der Silberrand, aber heller, schien es mir, leuchteten die braunen Flecken auf dem schwarzweißen Bande.

Panorama fuhr der Zug. Der Offizier stand auf und ließ das Aug der Wind nicht Glodenklang? Im Westen stand steifstrichen eine große, dunkelrote Sonne, und die leuchteten in ihrem matten Glanz. Blaue Schatten aus dem Tale der Hänge hinan, und am Himmel



Schuster- und S...



erbischen Quartier.

Der Feind geht zurück, wendet sich, flieht — Sturmgebraus — — keine Gnade, nieder d Graben ist wieder unser, der Angriff ist gesche

Nachstürmend warfen wir den Rest der Gräben zurück. Und erschöpft, taumelnd le Stellung zurück. Kein Engländer folgte uns.

Als die Sonne ausging, nahm ich still Franz Beders Eiserne Kreuze an mich und betete ein Vaterunser an seiner Leiche. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen."

Nach einer Pause zog der Offizier ein Kästchen aus der Tasche, öffnete es und reichte es mir.

„Kurz darauf erhielt ich meine Wunde. Nachdem ich sie im

er und da ein paar Sterne auf. Der mächtige die dunkler Wein.

Offizier:

Wie ein Traum? Drunten in Zürich wartet ein daß ich ihm das Vermächtnis seiner Väter bringe.

Weniges nur trage ich in Händen. Draußen Kampf, Blut, Grauen und Tod — und hier reine, weiße, unberührte Stille — — Weihnacht, deutsche Weihnacht — — Sonnenwende — —"

Das in Nr. 45 unserer Unterhaltungsbeilage erschienene Bild des Generalfeldmarschalls v. Moltkes ist keine Urzeichnung, sondern gezeichnet nach einer Photographie des Photographen Steinberg in Neuenahr.